Westermanns Monatshefte

Digitized by Google

Digitized by Google

Westermann's

*IIF, —1

April 1905

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCVIII. Band Heft 583

Hermann Prell

Von

Max Jordan

(Nachdruck ist untersagt.)

Zu keiner Zeit sind im Streite um künstlerische Dinge die Geister so heftig aufeinander gestoßen wie heute. Die wortführende Kunstpresse brachte uns beinahe in Gefahr, einen jahrhundertealten ästhetischen Erwerb wie Kehricht beiseite geschoben zu sehen. Denn die Kunstbestrebungen, die am Beginn des vorigen Jahrhunderts unter der Bewunderung der Zeitgenossen in Deutschland einsetzten, galten den neuen Adepten für nichts. Es ist eine alte Erfahrung: je feiner die Interessen sind, um die gestritten wird, desto grimmiger werden die Waffen geschwungen. Im Kunstkampf unserer Tage konnte man sich, was die Tonart der Diskussion betrifft, an die klassische Grobheit der Philologen von ehedem erinnert fühlen, die bei Kontroversen um Lesarten und Auslegungen der alten Schriftsteller sich mit Knütteln traktierten.

Hermann Prell

Die Malerei — so verlangten die neuen Weisen — sollte umkehren, sollte sich aller Ziele entschlagen, die über die simple Abschrift der Natur und das Studium von Licht und Luft hinausgingen; sie sollte darin allein die modernen Franzosen zum Vorbilde nehmen. Die Stimmung des künstlerischen Individuums sei die einzige gültige Richtschnur, der Zweck des Bildes bestehe einzig im abstrakt ästhetischen Sinneseindruck. Der Inhalt des Kunstwerkes galt für gleichgültig, ja noch mehr: er war vom Übel, sobald er das Interesse des Beschauers in Anspruch nahm.

Es war klar, daß solche übertriebenen Theorien nur einen Übergangserfolg haben konnten. Des Wunderlichen und Ungenieß-

Digitized by Google

baren wurde uns genug aufgetischt, aber es schritt Hand in Hand damit auch eine Schärfung der Beobachtung und eine technische Vervollkommnung, die im stillen zum Kapital geschlagen werden konnte. Die gesunden Geister, die Zeugen dieser Wandlungen waren, gingen nicht ohne Nutzen durch sie hindurch. Wie der Schwan auch aus trübem Gewässer rein emporsteigt, so gab es Talente, die aus dem Wirrsal des Streites gestärkt emportauchten und den Gewinn davontrugen, der sie zu großen Leistungen befähigte, indem sie als Mittel benutzten, was anderen schon Zweck war. Malen zu lernen, hatten die Meister der monumentalen Kunst aus Cornelius' Tagen verschmäht. In Hermann Prell trat nun aber ein Künstler hervor, der mit großen Gedanken die technische Fähigkeit vereinigte, und gar bald zeigten sich die Folgen.

Herm. Prell: Studie zu den Gemälden im Hildesheimer Rathaus.

Als Theseus herangereift war, fand er das unter Felsen verborgene Schwert seines Vaters wieder, mit dem er Wunder tat. So hat besonders Prell die verspotteten Ideale hoher Kunst wieder in neuer Gestalt zu Ehren gebracht.

Ein wichtiger Vorzug auf seinem Entwickelungsgange war die Bildung, die er von Hause mitbrachte. Seine Voreltern stammten vom Rhein, und einen Tropfen jenes wärmeren Blutes, das rasch und froh zur Tat treibt, hat er nie verleugnet. Sein Vater, obgleich zur kaufmännischen Laufbahn genötigt, war eine Gelehrtennatur. Noch in hohen Jahren beschäftigte er sich mit altklassischer Literatur, und es ging auf den Sohn, der ihm 1854 in Leipzig geboren war, und der die Mutter früh verlor, eine Geistesrichtung über, die bei diesem die Wendung zur bildenden Kunst nahm. Aber erst ein günstiges Zeugnis Wilhelm Kaulbachs, der damals als höchster Richter in künstlerischen Dingen galt, verschaffte ihm die väterliche Genehmigung, aus der Malerei Beruf zu machen. Es war die Zeit der großen Wagner-Schwärmerei. Den Jüngling ergriff die Begeisterung für die Mythen der deutschen Vorzeit mit Allgewalt. Vor seiner Phantasie tummelten sich die gespenstischen Wundererscheinungen der Edda-Sagen, die er zu fassen und zu formen rang, während sie doch wie Nebelgebilde ins Ganze der Natur zerfließen. Denn was den Menschen, die an sie glaubten, nicht zur Kunstform geworden ist, wird uns Nachgeborenen kaum standhalten. Der junge Künstler blieb auch auf der Akademie in Dresden mit seinen Idealen unverstanden, erst als reifer Mann sollte er zu ihnen zurückkehren.

Ein gesundes Gefühl sagte ihm, daß allem Erfinden und Schaffen die gründliche technische Zubereitung vorausgehen müsse, und er hat es stets als ein Glück gepriesen, in Karl Gussow einen Lehrer gefunden zu haben, bei dem das malerische Handwerk am besten zu erlernen war. Er ging zu ihm nach Berlin und studierte an der Seite seines Freundes Max Klinger mit Feuereifer die Behandlung der Farben. So ward ihm die Grundlage zuteil, auf der er sicher weiter bauen konnte. Aber während die Mehrzahl der seinerzeit fast berüchtigten Gussow-Schüler sich ins Derb-Realistische verloren, trug ihn sein Geschmack allmählich immer mehr in die Sphären der Schönheit empor.

In einer Reihe phantastischer Kompositionen, Stimmungsbildern der denkbar mannigfaltigsten Art, tobte sich sein starker Farbensinn vergnüglich aus, und er hat auch noch in den Zeiten, da ihn große Aufgaben beschäftigten, nicht unterlassen, sich nebenher

Digitized by Google

in rein koloristischen Studien zu üben, um in der poetischen Atmosphäre monumentaler Kunst die Prosa des Staffeleihandwerks nicht zu verlernen. Ein Beispiel dafür, daß ihm alle Mittel realistischer Naturschilderung zu Gebote stehen, gibt unser Vollbild „Strandstudie".

Der Raum dieses Artikels gestattet nicht, den Werdegang des Koloristen Prell in den einzelnen, fast unzählbaren Arbeiten zu verfolgen. Aber es sei auf einige abgeschlossene Bilder hingewiesen, die sein künstlerisches Reifen charakterisieren, und die zugleich andeuten, welchen mächtigen Eindruck damals Arnold Böcklin auf ihn ausübte, in dessen machtvoller Phantasie Mensch und Natur zusammenfließen. So gibt Prell in seiner „Ruhe auf der Flucht" ein Stimmungsbild von weihevoller Schönheit: in kühler Abendlandschaft ist die heilige Familie dargestellt, der, wie ein Sinnbild der gläubigen Menschheit, ein Engel zur Seite steht, um mit den Tönen der Violine die Müden zu ergötzen. In einem anderen zeigt er uns ein weites Hügelland, über welchem der Mond in voller Pracht aufgeht. Am fernen Saume des Gefildes verschwindet eben eine Gruppe wandernder Gestalten. Einer aber von ihnen ist zurückgeblieben: Judas Ischariot, und zu ihm treten zwei Pharisäer, die Verführer, welche ihm das Geld bieten, seinen Meister zu verraten. Die Poesie der Abendstunde spricht aus diesen Darstellungen eine Sprache, als hörte man den Hymnus Sebastian Bachs aus der Matthäus-Passion.

Hermann Prell: Studie zu den Wandgemälden im Hildesheimer Rathaussaal.

Aber sein erstes bedeutendes Jugendwerk, das den eben erwähnten Arbeiten vorausgegangen war, hatte ganz neue Anforderungen an ihn gestellt. Prell gewann den Preis bei dem Wettbewerb um die Ausschmückung des Festsaales im Berliner Architektenhause, woran die Bedingung der Ausführung in Freskomalerei geknüpft war. Die Mittel flossen nämlich im wesentlichen aus einer Stiftung des kunstsinnigen Barons von Biel-Kalkhorst, welche die Wiederbelebung dieser alten Methode der Wandmalerei zum Zweck hatte. Was ist denn Freskotechnik? „Von allen Malweisen, die dem Künstler zu Gebote stehen" — so belehrt uns der alte Praktikus Vasari aus dem sechzehnten Jahrhundert — „ist die Malerei auf der Mauer (a fresco, d. h. auf nassem Kalk) die meisterlichste und schönste, denn während alle anderen Manieren allmähliche Durchführung und mancherlei Nachbesserungen gestatten, verlangt sie Vollendung in einem Zuge. Sie war bei den Alten in stetigem Gebrauch, und die Älteren unter uns (er meint z. B. Raffael und Michelangelo) haben sie sich mit Vorliebe zu eigen gemacht. Man arbeitet auf dem Kalk, solange er frisch ist,

Digitized by Google

und solange darf man auch keine Unterbrechung eintreten lassen. Denn wenn man zu lange darüber verweilt, entsteht durch Wärme, Kälte oder sonst durch Witterungseinfluß eine Kruste auf der Kalkschicht und verdirbt die ganze Arbeit. Die Farben, welche man verwendet, dürfen nur erdige, nie metallische sein. Zur Ausführung gehört eine sichere und schnelle Hand, zuvor aber reifes Urteil und völlige Herrschaft über die Mittel. Denn die Farben erscheinen, wenn sie auf dem nassen Kalk aufgetragen sind, ganz anders als nachmals im trockenen Zustande. Alle Fertigkeit im Durchführen nützt dem Maler daher beim Fresko herzlich wenig; er muß sich vielmehr ganz und gar auf seine Erfahrung verlassen können; daher die ungemeine Schwierigkeit, wirklich Vollendetes hervorzubringen. Viele unserer heutigen Künstler — das gilt hier vom sechzehnten Jahrhundert! —, die in Öl oder Tempera ganz Vorzügliches leisten, bringen es in Fresko zu gar nichts; dafür ist diese Technik aber auch die männlichste, die wirksamste und dauerhafteste von allen, und dazu kommt noch, daß sie mit der Zeit immer mehr an Schönheit und Einheit zunimmt; denn sie reinigt sich durch die Berührung mit der Luft, sie widersteht dem Einflusse des Wassers und ist selbst äußeren Verletzungen weniger ausgesetzt als andere Malweisen. Nur muß man sich vor Nachbesserungen mit beliebten Lasurmitteln wie z. B. tierischem Leim, Eidotter und Gummitragant hüten, denn solcher nachträgliche Auftrag hindert den Prozeß der Abklärung des Kalkes, stört daher die Leuchtkraft der Malerei und wird nach und nach schwarz. Wer also auf die Mauer zu malen hat, der arbeite entschlossen im Frischen und meide Übermalungen auf dem Trockenen; denn abgesehen davon, daß diese überhaupt ungehörig sind, verkürzen sie auch die Lebensdauer seiner Arbeit."

Hermann Prell: Urteil des Paris. Wandgemälde im Museum zu Breslau.

Von noch älteren Gewährsmännern besitzen wir Rezepte der Freskotechnik, aber sie sind doch nicht ausreichend zum praktischen Zweck. Aus allen geht hervor, daß auf das Material und seine Behandlung sehr viel ankommt, und daß die Handhabung sehr einfach ist, wenn man sie kann. Vor hundert Jahren, als noch Handwerker genug lebten, die mit Freskomalerei zu tun gehabt hatten, war es versäumt worden, gründliche Studien zu machen, wenn man auch den Wert der Technik erkannte und sie anzuwenden versuchte. Jetzt war fast nur durch unermüdliches Probieren Kenntnis der Sache zu erreichen. Vor Prell hatte schon einer seiner Dresdener Lehrer, Theodor Grosse, sich ernsthaft

Digitized by Google

Hermann Prell: Pinien am Meere.

Zu Jordan: Hermann Prell.

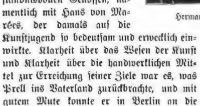
Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

damit beschäftigt: in Leipzig hatte er einen Zyklus von Wandgemälden in buon fresco ausgeführt. Unser Künstler aber wollte ebenfalls aus der Quelle schöpfen und ging 1879 zum erstenmal nach Rom. Was der Eindruck dieser Stadt aus einem Manne macht, der fünfundzwanzigjährig mit schlagenden Pulsen und kraftvoller Empfindung ihr Weichbild überschreitet, kann niemand vorhersagen. Als Prell dorthin kam, mochte ihm zumute sein wie Saul, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Fast hätte er seinen Reisezweck vergessen, so überwältigend wirkte die Natur Italiens auf ihn ein. Dazu kam der Umgang mit verständnisvollen Genossen, namentlich mit Hans von Marées, der damals auf die Kunstjugend so bedeutsam und erweckilch einwirkte. Klarheit über das Wesen der Kunst und Klarheit über die handwerklichen Mittel zur Erreichung seiner Ziele war es, was Prell ins Vaterland zurückbrachte, und mit gutem Mute konnte er in Berlin an die Arbeit gehen.

Hermann Prell: Studie zu „Aphrodite". (Breslau.)



Es war köstlich, ihm dabei zuzusehen, wie es mir vergönnt war. Diese jugendliche Frische, dieser unermüdliche Fleiß, dieses Geistesblühen hatten etwas Hinreißendes; und wenn Prell, der ein wackerer Sportsmann war, zeitweilig sich ans Rudern gab und nach mehrtägigem Trainieren braunrot und strotzend an Kraft und Gesundheit wieder auf sein Gerüst stieg, war er anzusehen, als hätte er bei Salamis mitgekämpft. Wenn er auch anfangs Lehrgeld genug zahlen mußte, ehe er den Trick weg hatte, so ging ihm doch die Malerei zunehmend immer flotter von der Hand, und die Wände füllten sich mit Gemälden, die, der Bestimmung des Ortes entsprechend, eine Geschichte der Baukunst erzählen.

Er beherrschte sein Thema ebenso wie die Technik, aber wie er die Gegenstände mit geschichtsphilosophischem Humor erfaßte, sie gab er ihnen einen anmutigen Farbenreiz. In dieser Art war bisher noch nicht in Fresko gemalt worden. Schon die Behandlung der Fläche als eines vertieften Bildes wich von dem Herkömmlichen ab, noch mehr frappierte die Verschmelzung der Figuren mit der Landschaft, welche dank der lichtvollen Malweise die schönsten Wirkungen hervorrief.

Das erste Bild „Griechenland" z. B. zeigt einen jungen Bildhauer, der beschäftigt ist, die feinen Ornamente einer Säule auszumeißeln, die zur Vollendung der Gebäude dienen soll, die strahlend sich im Hintergrunde erheben; aber der Jüngling hält inne und wendet sich sehnend zurück, da eben einige der schönen tiefbusigen Jungfrauen von Athen vorüberschreiten — ein Stück wirklichen Lebens, das den Beschauer in die Gegenwart des längst Vergangenen versetzt. Daneben ergötzt man sich an der Darstellung des Pfahlbauers, der, ein Opfer ewigen Zahnschmerzes, sich vor dem Seeungetüm in seine hölzerne Hütte verkriecht. Aber solche spielende Motive sind nur vereinzelt, und der Künst-

ler weiß auch die Würde der Repräsentation zu wahren, die in der Mehrzahl seiner Darstellungen herrscht. Über dem Zyklus der Wandbilder breitet sich das auf Leinwand in Tempera gemalte, 1875 vollendete Deckengemälde, das die Kunst als Siegerin in schwungvoller Komposition veranschaulicht und in seiner ganzen Auffassung erkennen läßt, daß Prell die klassischen Vorbilder der italienischen Renaissance nicht ohne Frucht geschaut hatte. Wer den Saal durchwandert, dem drängt sich das Gefühl auf: das ist moderne Kunst im edelsten Sinne. Und diese Signatur haben fortan alle Arbeiten des Künstlers, der hier sich die Sporen verdiente.

Eine solche Kraft durfte nicht feiern. Bald finden wir Prell in Worms wieder, wo er im Rathaussaale ein großes Wandbild wieder in Fresko ausführte, das den jugendlichen deutschen König Heinrich IV. darstellt, wie er, schwer heimgesucht, den treuen Bürgern der rheinischen Stadt zum Dank dafür, daß sie ihn in Schutz genommen, Privilegien verleiht. Das geschah im Winter des Jahres 1074, und durch die landschaftliche Andeutung der Winterzeit verleiht Prell der trockenen Staatsaktion, indem er sie ins Freie verlegt, malerischen Reiz. Im Jahre 1886 lockte ihn eine von dem preußischen Kultusminister ausgeschriebene Konkurrenz um Wandmalereien im Landeshause zu Danzig. Er ging diesmal leer aus; sein Gegner, ein Düsseldorfer Künstler, gewann den Preis. Aber die Vortrefflichkeit der Entwürfe Prells wurde derart anerkannt, daß die Kunstkommission, deren Gutachten solche Aufträge zu passieren haben, ihn für den nächsten bedeutenden monumentalen Auftrag, der sich bieten würde, in Aussicht nahm. Dadurch geschah es, daß er für den augenblicklichen Mißerfolg königlich entschädigt wurde. Er brachte den Winter 1887 an der Seite seiner jungen Gattin, einer künstlerisch begabten geistvollen Schleswig-Holsteinerin, in Italien und zwar an der Riviera zu, wo er sich von neuem in das Studium der reichen südlichen Natur versenken konnte. Dort entstanden herrliche Landschaftsstudien, von denen wir die Pinien am Meere in unserer Abbildung wiedergeben. Er vollendete dann verschiedene Staffeleibilder, von denen schon die Rede war; dazu auch — gewissermaßen als Denkmal seines eigenen Liebesfrühlings — eine Darstellung des Wiedersehens zwischen dem Erbprinzen Leopold von Dessau und seinem Schatz, der Apothekerstochter Anneliese. 1888 besuchte er Spanien und fand bei seiner Heimkehr ein Knäblein in der Wiege. Oft hat er damals und später das häusliche Glück in seiner „Hauschronik“, einer Sammlung meisterlicher Skizzen aus dem Alltagsleben, malerisch geschildert.

Nun aber trat die Aussicht in Erfüllung, die ihm in Berlin gemacht worden war. Und es handelte sich diesmal um nichts Geringeres als die Ausmalung der großen Halle im Rathause zu Hildesheim. Jedem gebildeten Menschen geht das Herz auf, wenn er die altehrwürdige Stadt betritt, in der uns auf allen Wegen eine fast tausendjährige Geschichte anspricht, und die doch heute so lebendig und regsam ist wie ehedem. Der Eintritt in die preußische Monarchie hatte auch hier befruchtend gewirkt, die biedere, gemütvolle und kräftige Natur des Volkes fand sich bald zurecht, und das Verhältnis der Konfessionen zueinander war in diesem uralten Bischofssitz das denkbar beste. So konnte es nicht fehlen, daß man aller gemeinsamen Interessen sich bewußt war, und dieses Gefühl stärkte auch die schönen Bestrebungen patriotischer Männer, die auf Erhaltung und Sicherung der Kunstdenkmäler der Stadt gerichtet waren. Sie hatten die Stätte bereitet für den Gast, der nun kommen sollte, um zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen.

Lange nach Vollendung von Prells großer Arbeit, als Kaiser Wilhelm II. sie im Jahre 1899 besichtigte, wurde dem hohen Herrn eine Denkschrift aus meiner Feder überreicht, welche in gedrungener Kürze das Geleistete zusammenfaßt: Hildesheim, die alte Sagenstadt, ist allezeit treu bemüht gewesen, der Vorzeit auch in künstlerischen Werken wert zu bleiben. Den Mittelpunkt der Bemühungen, das Ererbte zu pflegen und zu bereichern, bildete das ehrwürdige Rathaus. Auf Betreiben des Oberbürgermeisters Struckmann und des Senators Römer, die sich stets als gute Geister der Stadt bewährten, wurde das stattliche Gebäude wiederhergestellt und besonders die Rathaus-

Digitized by Google

halle durch Stadtbaumeister Schwartz zu einem herrlichen Raum ausgebaut. Getragen von einer Arkadenwand, streckt sich eine mächtige Holzdecke von Mauer zu Mauer. Ein gewaltiger Reichsadler breitet sich in der Mitte aus und schützt den Stammbaum der deutschen Kaiser. Die Giebelwände spenden das Licht durch hohe Fenster; unterhalb sind die Wände der Halle durch geschnitzte Türen durchbrochen, welche zu den verschiedenen Stadtämtern führen. — Nachdem die Bürgerschaft bis hierher ihr Haus aus eigenen Kräften wiederhergestellt, übernahm es in den achtziger Jahren der preußische Staat unter dem Kultusminister von Goßler (als dessen Organ der Verfasser jener Denkschrift wirken durfte), das pietätvolle Werk zu vollenden, und betraute mit dieser Aufgabe Hermann Prell ohne jede Beschränkung in Stoffwahl und Technik. Der Künstler, welcher kurz zuvor im Berliner Architektenhause die alte Freskotechnik neu belebt hatte, rechtfertigte glänzend das ihm geschenkte Vertrauen.

Hermann Prell: Studie zu zwei Cherubim. (Breslau.)

Ausgehend von der sagenhaften Vorgeschichte der Gründung der Stadt Hildesheim auf den Wink der Jungfrau Maria, deren lichte Gestalt an der westlichen Fensterwand dem auf der Fährte eines weißen Hirsches jagenden Kaiser erscheint, hat Prell in sechs Feldern von ungleichen Breiten Hauptmomente der Stadtgeschichte dargestellt. Er leitet sie durch einen frei erfundenen Vorgang ein. Es ist bekannt, daß im Jahre 1867 am Galgenberge nahe der Stadt jenes köstliche altrömische Tafelservice ausgegraben wurde, das als der „Hildesheimer Silberfund" weltberühmt ist. Die Stileigenschaften verweisen seine Entstehung in den Anfang unserer christlichen Zeitrechnung, und dies bestimmte den Künstler, die sinnige Legende zu erfinden, wonach Hermann der Cherusker jene Kostbarkeiten erbeutet und den germanischen Göttern geweiht habe: der Held naht zu Roß, umjauchzt von dem siegreichen Heere, und läßt den Schatz den Priestern zur Verwahrung übergeben (erstes Bild). Auf dem zweiten Bilde sieht man den Kaiser Ludwig den Frommen, wie er im Jahre 814 mit seiner Gemahlin Irmingard und anmutigem Gefolge über den blumigen Anger schreitet, auf welchem sich nachmals Dom und Kloster erheben sollten, und dem Bischof die Stiftungs-Urkunde übergibt. Das dritte Bild stellt ebenfalls einen Kaiserbesuch dar. An dem denkwürdigen Palmsonntag 1002 betrat Heinrich II. demütig den heiligen Bezirk des Bistums, das in der Obhut des hochwürdigen Bernward eine Heimstätte hoher Kunst war. Auf dem Podest im Vorflur des Domes begrüßt der Kaiser mit inniger Verehrung den berühmten Bischof, welcher ihm das goldene Vortragkreuz von köstlicher Arbeit zeigt, das er selbst mit dem Hämmerchen in seiner Hand gefertigt. Ein alter Werkmann hält das Kleinod dar, welches noch heute in Hildesheim bewundert wird, und hinter diesem knien Mönche mit aufgeschlagenen Missalen, deren Bilderschmuck Bernward hat ausführen lassen. Weiter zurück öffnen sich die mit dem Reliefschmuck von desselben

Digitized by Google

Künstlers Erfindung bedeckten Türen, um die Kerzenträger herauszulassen, die den fürstlichen Gast in das Innere des Domes geleiten wollen. Unterhalb zur Linken sieht man eine Gruppe Steinmetzen, die den aus der Tiefe heraufsteigenden jungen Baumeister auf den Kaiser hinweisen, dem er den Plan der Kirche erläutern soll. Auf der anderen Seite hat sich das kaiserliche Gefolge aufgestellt, Schildträger, Ritter und Knappen, über deren Häuptern die Reichsfahnen rauschen. Andere nahen ehrfurchtsvoll, und im Hintergrunde sind Reisige und Mönche um die Bernwardssäule versammelt.

Wie dieses figurenreiche Gemälde einen Blick in die Zeiten gewährt, in welchen die hohen Kirchenfürsten vornehmlich als Kulturführer erscheinen, so entrollt die nächste Darstellung in noch größerer Gestaltenfülle ein Bild der Wehrhaftigkeit des Bürgertums im fünfzehnten Jahrhundert. Jubelnd begrüßt von herandrängendem Volk, zieht Bürgermeister Henning von Brandis 1493 mit seinen Kriegern aus dem Treffen bei Bleckenstedt heim, in welchem er die hart bedrängte Stadt Braunschweig entsetzt hatte, die mit Hildesheim im Bunde der Hansa war. Trompeter und Pfeifer tun ihr Bestes, von hoher Tribüne rufen der Magistrat und die braunschweigischen Abgesandten den Siegern den Willkommen zu, und in der Bühne des ganzen Vorganges erkennen wir den Marktplatz von Hildesheim, wie er noch heute ist, mit den einmündenden malerischen Straßen, dem Laufbrunnen inmitten und dem Rathaus, in dessen Räumen sich der Beschauer befindet.

Nun springt die Erzählung auf die Gegenwand über. Hier ist zunächst ein Hauptfeld der Einführung der Reformation gewidmet. Im Geleit der Ratsverwandten Hildesheims — unsere Leser finden dieses Bild als besonderes Kunstblatt in Tondruck wiedergegeben — schreitet Buggenhagen, Luthers Gehilfe, die Stufen zum Portal der Andreaskirche empor, um dort die neue Lehre zu verkünden. Dicht gedrängt scharen sich die Bekenner auf dem Platze vor dem Gotteshaus zusammen, in das sie eintreten wollen. Die Szene ist wiederum ein genaues Stadtbild, und in den Physiognomien dieser wackeren Bürger erkennen wir zahlreiche Bildnisse aus unseren Tagen: der Künstler selbst schaut aus dem Hintergrund dem Vorgange zu (links auf dem Bilde der unbedeckte Kopf in der Pfeilervertiefung), der Bürgermeister Struckmann schreitet gravitätisch einher, und auch mir, dem Schreiber dieser Zeilen, der ich von Amts wegen an dem Unternehmen dieses großartigen Dekorationswerkes beteiligt war, ist die Ehre der Präsenz zuteil geworden.*

Die Wahl des Schlußbildes war lange streitig. Einstimmig war man zwar in dem Wunsche, Kaiser Wilhelm I. als Repräsentanten der Einheit Deutschlands dargestellt zu sehen, aber während viele auch hier einen tatsächlichen geschichtlichen Vorgang veranschaulicht wissen wollten — und es wurde darauf hingewiesen, daß Hildesheim die erste Stadt gewesen war, in welcher der Monarch nach 1866 im hannoverschen Lande erschien —, teilten andere die Meinung des Künstlers, der eine mehr symbolische Auffassung vorzog. Die Entscheidung wurde dem regierenden Herrn anheimgegeben, und er pflichtete dem Maler bei. So erscheint denn der Gründer des neuen Deutschen Reiches als der siegreiche Held, der, aus dem französischen Kriege heimkehrend, hoch zu Roß sein Heer an sich vorüberziehen sieht, indem er das Schwert in die Scheide stößt. Um ihn versammelt stehen als majestätische Frauengestalten in sinnbildlichem Schmuck die Staaten Deutschlands, die dem Führer huldigen. Aus der erlauchten Schar aber drängt sich mit kindlicher Behendigkeit ein Mägdlein hervor, die kleine „Hildesia", um ihr Kränzchen darzureichen.

Erweckt die Zusammenstellung dieser Motive vollen Beifall, so steigert sich der Genuß noch wesentlich dadurch, daß Prell die Bilder nicht nur mit beziehungsreichen gemalten Rahmen umschlossen, sondern auch mit einer Reihe höchst anziehender Gruppen durchsetzt hat. Häufig die einschneidenden Türbekrönungen erfinderisch benutzend, ruft er die Tugenden und Kräfte wieder herbei, die das Gemeinwesen schaffen und erhalten: die lehrhafte und forschende Weisheit, die Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Milde und

* Rechts im Hintergrunde die aufrechte Gestalt mit unbedecktem Kopfe.

Digitized by Google

Strenge; sodann die Gilden (Knochenhauer, Bäcker, Schuster), aber nur hier und da in abstrakten, allegorischen Gestalten, zumeist in solchen, die das auch *tun*, was sie verkörpern (Abbild. S. 3).

Beschlossen und erdacht unter Kaiser Wilhelm dem Großen und Kaiser Friedrich, heiligen Gedächtnisses, ist dieser Bilderzyklus, so schließt der Passus der Festschrift, ausgeführt in den Jahren 1889 bis 1892, im Beginne der glorreichen Regierung Kaiser Wilhelms II., im Frühlinge des neuen Deutschen Reiches — in seiner Weise ein Sinnbild der erstarkten Kraft des Vaterlandes.

In den vier Jahren, die das Werk in Anspruch nahm, wohnte Prell während des ganzen Sommers mit Frau und Kind in Hildesheim; im Winter machte er seine Vorstudien in Berlin. Hier wie dort habe ich die Freude gehabt, ihn bei der Arbeit beobachten zu können. Ich hatte die Pflicht, die einzelnen Bilder „abzunehmen", d. h. in der Amtssprache:

Hermann Prell: Freir und die Schwanenjungfrauen. Wandgemälde im Palazzo Caffarelli zu Rom.

Digitized by Google

das Zeugnis der Vollendung zum Zweck der Geldanweisung auszustellen. Es war unsäglich interessant und genußreich, Prells Tätigkeit auch hinter den Kulissen kennen zu lernen. Mit sprühendem Eifer, ich möchte sagen mit einer Art Ingrimm griff er die Sache an und setzte es durch, den ganzen Zyklus in buon fresco auszuführen, ein technisches Bravourstück, das seinesgleichen bei uns nicht hat. Aber auch die Erholung verlangte ihr Recht; und es gibt vielleicht in deutschen Landen kein so gemütliches Lokal wie die Domschenke zu Hildesheim und wenig so herrliche Spaziergänge wie dort in den Wäldern der Umgegend. Herzerquickend war es, wie die ganze Bürgerschaft das Künstlertreiben im Rathaus als die große Angelegenheit der Stadt würdigte, und wie das Entzücken der Leute von Bild zu Bild wuchs. Das ist die rechte Art, Kunst populär zu machen; dazu führt aber nur die echte Wandmalerei. Niemand ermißt, welch enormer Aufwand von Vorarbeiten zu einem solchen Werke gehört. Als Prell fertig war, durfte er sich in die Brust werfen wie Domenico Ghirlandajo, der größte Freskant des Quattrocento, der von sich sagte: nun ich diese Technik beherrsche, könnte ich die Stadtmauer rund um Florenz in Farben setzen. Technisch-handwerklich betrachtet sind die Hildesheimer Fresken geradezu staunenswert.

Ich möchte nicht unterlassen, einer wahren Anekdote zu erwähnen, die sich bei jenem obenerwähnten Besuche unseres Kaisers in Hildesheim zutrug. Er besichtigte auch den Dom. Und als er sich der Pforte näherte, ereignete sich genau dasselbe und mit demselben Apparat, was Prell auf einem seiner Rathausbilder dargestellt hatte: der Nachfolger des heiligen Bernward trat mit der Klerisei und seinen Ministranten dem deutschen Kaiser entgegen und begrüßte ihn, an jene Szene vor neunhundert Jahren erinnernd. Se. Majestät war so frappiert von diesem Vorgang, daß er — wie man erzählt — einem seiner Begleiter einen hohen Orden abnahm, um den ehrwürdigen Bischof damit zu schmücken.

Ehe Prell an ein neues monumentales Werk ging, fand er Gelegenheit, in Danzig, das ihn, wie wir wissen, vor einigen Jahren verschmäht hatte, doch noch seine Fahne aufzupflanzen. Mit zwei Kunstgenossen teilte er sich in die Ausschmückung eines Versammlungssaales im dortigen Rathause, und zwar fielen ihm sehr heterogene Gegenstände aus der Stadtgeschichte zu: der Sturm der Polen auf Weichselmünde (1541) und der Empfang einer Danziger Gesandtschaft durch den Dogen in Venedig (1601). Zu beiden Bildern — jenes stellt mit packendem Realismus ein tolles Kampfgetümmel, das andere einen zeremoniellen Vorgang dar — konnte er Hildesheimer Studien benutzen. Ausgeführt sind die Darstellungen auf Leinwand in Temperafarbe.

Bald sollte Prell sich aber seiner Meistertechnik wieder freuen dürfen und zwar bei einem Unternehmen, das im Gegensatze zu den meist geschichtlichen Bildern, die er bisher geschaffen, die höchste Idealität erforderte. Im Treppenhause des Museums der bildenden Künste in Breslau standen zwei dreiteilige Wandflächen leer, die schon längst nach einem würdigen Schmuck verlangten. Den Auftraggebern standen dabei die Gedanken nicht niedrig. Keinen Geringeren als Böcklin hatten sie ursprünglich dazu ausersehen. Er machte auch Entwurfsskizzen, aber die Sache zerschlug sich, da das finanziell mitbeteiligte Kultusministerium den berechtigten Wunsch hegte, der große Künstler möchte vorwiegend landschaftliche Motive wählen, während er strenge Figurenkompositionen beabsichtigt hatte. Was nun? „Wer neben diesen Mann sich wagen darf, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.“ Aber Prell schrak nicht zurück, und man darf, ohne dem großen Schweizer Meister unrecht zu tun, bekennen: er hat das Problem besser gelöst, als es von jenem zu erwarten war. Trotzdem ist unverkennbar: die Pietät für den von ihm bewunderten Vorgänger hat seinen Pinsel geführt, ohne Böcklins Beispiel hätte er diese Aufgabe vielleicht nicht so bewältigt, wie es geschehen ist. Denn das Künstlerisch-Charakteristische an den Breslauer Gemälden ist das Ineinanderleben von Natur und Menschenbild.

In der Stoffwahl war Prell hier nicht so frei wie in Berlin und Hildesheim. Die Kuppel des Raumes war bereits früher von Joh. Schaller und Otto Lessing mit malerischem und plastischem Schmuck versehen wor-

Digitized by Google

Hermann Prell: Thronende Germania mit Sonnengott und Erdgöttin. Wandgemälde im Palazzo Caffarelli zu Rom.

den, der sich auf die griechische Theogonie bezog. Daran mußte angeknüpft werden. Und so ergab sich als Thema die Gegenüberstellung der antiken und der christlichen Welt als Zentren der Kultur: auf der einen Seite die glückliche Existenz im harmonischen Zustande, die zum Kultus der Schönheit führt, auf der anderen die durch Kampf errungene Läuterung der Seele, die zur Nähe Gottes emporhebt.

Aber wie sollten diese Vorstellungen anschaulich gemacht werden? Hier war mit dem Künstler zugleich der Poet und der Philosoph aufgerufen; deshalb bedurfte es für ihn zunächst einer inneren Sammlung und bedeutender Eindrücke, wie er sie nur unter der Sonne des Südens finden konnte.

Prell ging wieder nach Rom. Dort hat er in der Villa Strobl-Fern am Pincio, in welcher die preußische Kunstverwaltung den Jüngern der Musen schöne ruhige Arbeitsräume darbietet, mit seinen Gedanken und mit der stillen Meisterin Natur Zwiesprache gehalten und in zahlreichen Versuchen sich zur Klarheit durchgerungen. Und was er endlich heimbrachte, strahlt jene Erhabenheit und mystische Tiefe aus, die nur der Deutsche aus dem Geistesverkehr mit dem Genius Italiens davonträgt.

Jedes der Wandbilder ist ein Triptychon, durch kräftige Marmorsäulen gegliedert, aber alle drei Teile sind malerisch durch den landschaftlichen Hintergrund verbunden. In das Mittelfeld der ersten Gruppe, die der antiken Welt gewidmet ist, stellte Prell in Anlehnung an die schöne Sage von Apollo, der unter die Hirten verbannt war, den Gott der hellenischen Kunst, der unerkannt vor seinem eigenen altertümlichen Abbild die Leier rührt und das unschuldige Völkchen, das sich zu seinen Füßen gesammelt hat, durch Musik beglückt; das Göttliche mischt sich mit dem Menschlichen im Genusse des irdischen Daseins. Zur Linken offenbart sich uns die Schönheit, welcher der Preis zuteil wird: Aphrodite in reiner Nacktheit verweilt vor dem Schäfer Paris, der, von dem Anblick bezaubert, ihr den goldenen Apfel zu reichen zögert; ihre Nebenbuhlerinnen sind vom Künstler in zarter Diskre-

tion nur noch durch Pfau und Eule angedeutet, die aus den Wipfeln des Haines herabschauen (s. die Abbild. auf S. 4 und die dazugehörige Naturstudie zur Aphrodite auf S. 5). Das dritte Feld verherrlicht die dichterische Begeisterung: am steilen Felsenufer ist der Jüngling im Begriff, sich auf den Pegasus zu schwingen, der ihn hinauftragen soll zu den über ihn dahinrauschenden Musen.

Das zweite Triptychon, „Die christliche Welt“, führt in dem linken Seitenbilde zunächst den Kampf gegen das Böse symbolisch vor Augen und zwar in der Gestalt des heiligen Ritters Georg, der, von himmlischer Hilfe unterstützt, den Drachen tötet. Ihm gegenüber hat der Maler als Repräsentanten christlicher Forschung und seliger Beschaulichkeit die Charakterfigur Dantes gestellt, des Sängers der göttlichen Komödie. In Verzückung blickt er aufwärts und schaut, was seine Phantasie geträumt, in Wirklichkeit: die Scharen der himmlischen Heilsverkünder, die das Halleluja singen. Verloren in den Anblick, wird er von seiner Begleiterin Beatrice, dem Ideal der Frauen, leise angerührt und auf die Erscheinung des mittleren Bildes hingewiesen. Dort steht, vom ewigen Licht umflossen, Christus, des Menschen Sohn, auf Wolken, umkreist von psalmodierenden Engeln, in feierlich-priesterlicher Gebärde des Gottschauens. Unterhalb aber sehen wir den Brunnen des Lebens, an welchem die Cherubim Wacht halten und milde Genien den trostsuchenden Menschen vom Quell der Seligkeit spenden (siehe die Abbildung auf S. 7: Studie zu zwei Cherubim).

Dem Gedankengange dieses geistvollen Bildergedichtes ist auch die malerische Behandlung angemessen. Im antiken Zyklus herrscht heiteres, leuchtendes Kolorit, im christlichen ein wundervoller Ernst der Kontraste; alles aber ist durchaus malerisch empfunden und mit den Mitteln des Fresko meisterlich zum Ausdruck gebracht; in Summa ein Kunstwerk von Tiefsinn und vollendeter Schönheit. Und es muß noch besonders betont werden, daß es Prell gelungen ist, in diesen idealen Darstellungen die eigentliche Allegorie zu vermeiden und durch eine Symbolik zu ersetzen, welche jedem Gebildeten verständlich ist.* Seine Darstellungen bedürfen für den sinnigen Beschauer keines Kommentars. Ihre Elemente gehen nicht über den Kreis von Vorstellungen hinaus, die uns geläufig sind.

Das ist nun freilich anders bei dem Gemäldezyklus, den der Künstler im Auftrage des Kaisers für den Thronsaal des Palastes der deutschen Botschaft in Rom schuf.

Es ist wohl zu verstehen und höchlich zu preisen, daß die romantische Geistesrichtung unseres Herrschers in Prells künstlerischer Eigenart ein Organ für große Unternehmungen erkannte. Hatte der Kaiser schon an den Arbeiten für Hildesheim das lebhafteste Interesse genommen, so war dem Künstler auch wiederholt die Ehre geworden, den Monarchen in repräsentativen Darstellungen zu porträtieren. Jetzt stellte dieser ihm die Aufgabe, für den Palazzo Caffarelli Darstellungen „deutscher Sage“ zu malen. Es reizte Prell aufs höchste, die künstlerische Sehnsucht seiner Jugendjahre zu befriedigen, und er ging mit Begeisterung an die Vorbereitungen. Drei Wände des Saales standen zur Verfügung. Anfänglich war nur an einen Fries gedacht worden, der sich unterhalb der Decke hinziehen sollte, aber der Ideengang, den Prell seinem erlauchten Auftraggeber unterbreitete, und der volle Zustimmung fand, verlangte mehr Raum, so daß schließlich die gesamten Wandflächen oberhalb eines Holzsockels dem Künstler zur Verfügung gestellt wurden. Die Ausführung konnte wegen der mangelhaften Beschaffenheit der Mauern nicht an Ort und Stelle geschehen. So mußte Prell auf sein geliebtes Fresko verzichten und die Bilder auf Leinwand malen.

Eine vollständige Schilderung dieser Malereien ist nur angesichts zusammenhängender Abbildungen möglich. Ich muß mich deshalb begnügen, des Künstlers Absicht zu erklären. Es stand ihm von vornherein fest, daß hier nicht etwa eine Reihe von Sagen oder Märchen darzustellen waren, sondern der Naturmythus, welcher die Grundlage der altgermanischen Religionsvorstellungen

* Nebenbei sei bemerkt, daß auch sein Drache, mit dem der heilige Georg kämpft, kein Fabelungetüm ist, wie wir es oft vorfinden, sondern ein korrekter Archäopterix, wie er tatsächlich existiert hat.

Hermann Prell: Titanensturz. Deckengemälde im Museum Albertinum zu Dresden.

Digitized by Google

ist. Wie alle nordischen Völker, so hängt auch das deutsche in seiner Sagenbildung von den Jahreszeiten, von ihren Wohltaten und von ihren Schäden ab. Demgemäß geht Hoffnung und Furcht der Menschen in dem Wechsel von Leben und Tod in der Natur auf, und mit dichterischer Freiheit und schwungvoller Intuition hat Prell mit Anlehnung an die Edda die Grundzüge des Jahresmythus anschaulich gemacht.

Freir, der Frühlingsgott, zieht mit seinem Genossen zu Pferd aus, um Gerda zu suchen, und findet am Weiher in einem Tale die weisen Schwanenjungfrauen, die ihm künden, daß die Ersehnte von den Eisriesen verborgen wird (s. die Abbildung auf S. 9, welche neben dem Hauptbilde in gemalter Architektur die ebenfalls gemalte plastische Gruppe der Saga mit dem Haupte des Mimir zeigt, das ihr Kunde zuraunt). Nun hat sich der Sonnengott mit seinem Gefolge zum Befreiungskampf gerüstet. Auf weißem Roß, mit goldener Rüstung bewehrt, umringt von den Walküren, den Sinnbildern des Gewittergewölkes, stürmt er gegen die ungeschlachten Feinde, die Reif- und Bergriesen, die sich grimmig zur Wehr setzen. Der Held aber schlägt sie mit dem Flammenschwerte nieder, und Gerda, die Erdgöttin, zu deren Füßen Blumen sprießen, enthüllt sich und jauchzt ihm triumphierend zu.

Aber der Lichtbringer erliegt dem tückischen Geschick. An öder Nordlandküste trauert Gerda um den Toten. Meerfrauen geben ihren Klagen Echo, wilde Halbtiere, die verkörperten Wellen, tummeln sich im Kampfe, und das Dunkel bricht unaufhaltsam herein. Jedoch auf einem zweiten Felsen erscheint der weissagende Barde, um Gerda, den sterbenden Lenz, zu trösten. Er kündet, was die Norne ihm zuraunt, die Freirs und Gerdas Sohn, den künftigen Frühling, in ihren Armen trägt (s. unser besonderes Kunstblatt).

Der Wechsel der Stimmungen in den Jahreszeiten, das Keimen im Lenz, Wärme und Gewitter im Sommer, Welken und Entschlummern im Winter, sind mit wunderbarer Kraft geschildert. Man kann nichts Lieblicheres sehen als jene zarten Blondinen des Nordens: Jungfrauen und Birken auf dem ersten Wandbilde, nichts Dramatischeres als das Ringen der Lichtgeister auf dem zweiten, nichts Melancholischeres als die Dämmerung über dem brandenden Meere auf der dritten Wand. Und bei aller Energie der Form und der Farbe bleibt der Künstler immer innerhalb der Naturwirklichkeit. Ähnliches wie jenes stille Tal hat er mit eigenen Augen geschaut, die phantastischen Metamorphosen des Wettergewölkes sind seiner Phantasie leibhaftig erschienen, und das wilde Gestade im brausenden Meere entnahm er den Inseln der Ostsee. Durchweg herrscht lebensvolle Realität in seinen Gebilden.

Reich und sinnvoll ergänzen gemalte Figurengruppen zwischen den Darstellungen die mythischen Beziehungen der Vorgänge untereinander, so daß dem Kundigen überall Erinnerungen an die Sagengestalten der Urzeit begegnen. Eine hohe künstlerische Leistung ist die Anordnung dieses gigantischen Stoffes im Raume. Prell hatte ganz ungegliederte Flächen von bedeutender Ausdehnung vor sich. Er erkannte es deshalb als notwendig, eine Architektur malerisch zu ergänzen, und er wählte zu diesem Zweck Säulenstellungen, Karyatiden und Gesimse in kräftigem Barockstil, die dem Wesen und Inhalt dieser Fabelwelt aufs wirksamste entsprechen. Und im ästhetischen Gegensatz zu der Gesamtheit des mythologischen Zyklus errichtete er an der Fensterwand den vom Sonnengott und der Erdgöttin flankierten Thron der Germania, die als hoheitausstrahlende gekrönte Jungfrau emporschaut (Abbild. S. 11). Lateinische Inschrift unterhalb des Sockels besagt, daß „Kaiser Wilhelm II., eingedenk des Ruhmes der Vorfahren, das deutsche Haus in der ewigen Stadt mit Bildern heimischer Sagenwelt im Jahre 1899 schmücken ließ“.

Der Architekt Messel, der Bildhauer Behrens und der Maler Seliger vollendeten die Dekoration dieses wahrhaft imposanten Raumes, der als ein Denkmal kaiserlicher Munifizenz und künstlerischer Meisterschaft dem deutschen Namen unter den Welschen Ehre macht. —

Schon 1892 hatte Prell den Ruf an die Akademie nach Dresden angenommen, aber die sächsische Regierung gewährte ihm in liberaler Weise Zeit, den oben geschilderten Arbeiten obzuliegen, in der Überzeugung,

Digitized by Google

daß bei einem Mann von seiner Begabung und Tatkraft die Leistungsfähigkeit durch solche Werke nur gesteigert werden könne. Und das bewährte sich dann auch, als dem aus Rom Zurückkehrenden Gelegenheit gegeben wurde, in seiner neuen Heimat im großen Stile tätig zu sein. Das Treppenhaus des Dresdener Skulpturen-Museums, das Albertinum, entbehrte eines der Bedeutung des Gebäudes und seiner Schätze würdigen Schmuckes. Hierfür wurde Prell ausersehen. Der Künstler jedoch erklärte, diesen Raum so, wie er war, nicht beibehalten zu können. Er stellte für die Innenarchitektur im Hinblick auf monumentale Malerei einen neuen Plan auf und hatte die Genugtuung, mit seiner Idee durchzudringen. Ja, man ließ ihm völlig freie Hand, die gesamte Arbeit dekorativ, plastisch und malerisch zu leisten. Hatte Prell bisher immer mit abgeschlossenen Räumlichkeiten zu tun gehabt, die ihn entweder nötigten, sich einzuschränken oder Auskunftsmittel anzuwenden, die, wie wir in Hildesheim oder in Rom bemerkt haben, überraschend gelangen, so konnte er hier zum erstenmal Architekt, Bildhauer und Maler in einer Person sein. Hic Rhodus, hic salta! Nun entwarf er selbständig ein stilvolles Rahmenwerk für die Aufnahme großer Wandgemälde und plastischer Figuren und ersetzte die vorhandene Dreiteilung der Decke durch einen mächtigen Plafond, der ein umfassendes Mittelbild aufnehmen konnte.

Hermann Prell: Prometheus.
Marmorstatue im Museum Albertinum zu Dresden.

Den Gehalt seiner Darstellungen entnahm er, gemäß der Bestimmung des Hauses, dem Sagenkreise der hellenischen Welt. Das Ganze ist ein bildlicher Hymnus auf den Sieg und den Segen der Kultur gegenüber den Mächten der Finsternis. Hoch oben im Scheitel des Raumes schauen wir den Kampf der olympischen Götter mit den Dämonen der Erde. Zeus auf dem von bäumenden Rossen gezogenen Wagen schmettert den Blitz hinab auf die Titanen, die sich in wilder Wut von der Felshöhe aus mit Steinblöcken gegen ihn wehren. Apollo mit seinen Pfeilen, Athena mit dem versteinernden Medusenhaupt als Waffe stehen dem Kroniden kämpfend zur Seite, und die Musen geleiten ihn (Abbild. S. 13). Auf der Hauptwand links wird das „Schicksal“ geschildert, das aus dem Siege der Unsterblichen hervorgeht: die Empörer stürzen in den Tartaros, und die Parzen, die gerechtes Maß zumessen, thronen über der Menschheit. Aber diese selbst leidet noch unter der Herrschaft der Götter. Zu ihrer Befreiung hat sich der Titanensproß Prometheus erhoben, der den armen Erdbewohnern das Licht bringt. Inmitten der beiden Wandbilder sehen wir ihn, eine mächtige, ergreifende Gestalt, in marmorner Wirklichkeit. Er hat die Rache der Götter erfahren; auf das Haupt der toten Mutter Gäa gestützt, sinnt er dem Geschick der Sterblichen nach, die er so sehr geliebt hat (s. die obenstehende Abbildung).

Digitized by Google

Die Versöhnung der Götter und Menschen bringt das Doppelbild der rechten Seite. Hier erhebt sich inmitten Aphrodite, die Schaumgeborene, der Inbegriff der Schönheit. Die himmlischen Glieder regend, schaut sie, den Delphin zur Seite, holdselig in das Licht — eine Marmorfigur von höchstem Reiz —, und neben ihr vollzieht sich in dem Raub der Europa durch den als Stier erscheinenden Zeus die Vermählung des Irdischen mit dem Göttlichen, die Allmacht der Liebe, die geweiht wird durch die Grazien, welche im stillen Hain das Paar erwarten, um Leidenschaft durch Anmut zu adeln. — Endlich deutet der Künstler in zwei bronzenen Hochreliefs zu Seiten der Loggia im oberen Geschoß, welche den Blick über den ganzen Raum gewährt, das Leiden und den Sieg des Genius an: Ikarus, der unbesonnene, der den Flug zur Sonne gewagt, fällt hinab in die Tiefe, wo Okeanos ihn betrauert, Perseus aber, der wohlgerüstete Held, erlegt die Medusa und strebt, den Pegasus zügelnd, neuen Taten entgegen. — Die obere Galerie, die zu den Sammlungsräumen führt, ist aufs geschmackvollste mit symbolischen Darstellungen in musivischer Arbeit geschmückt.

Prell hat für die Wandflächen Fresko, für das Deckenbild Temperafarbe auf Leinwand verwendet. Die Ausführung zeigt ihn auch hier auf der Höhe des technischen Könnens, die seine früheren Werke beweisen. Neu jedoch erscheint er als Bildhauer. Den alten großen Meistern Italiens nacheifernd, hat er auch die plastische Gestaltung zu beherrschen gelernt. Die Pracht des männlichen und des weiblichen Körpers, die seine beiden Statuen und die Reliefs offenbaren, lobt auch hier den Meister. Und es muß hervorgehoben werden, daß er nicht polychrome Behandlung gewählt, sondern die Schönheit des Materials bewahrt hat. Hierin wie in der Gesamtanlage des Werkes liegt eine bedeutungsvolle Tat, die vorbildlich zu werden berufen ist. Denn das Treppenhaus des Albertinums zeigt erstens, daß die bildenden Künste nur in ihrer Vereinigung das Vollkommene erreichen, zweitens, daß bei dieser Verbindung eine jede Kunst ihr Eigentümliches bewahren soll, da durch den Kontrast die Wirkung aller gesteigert wird, und drittens, daß die Voraussetzung aller monumentalen Kunst der Stil ist, der tiefstes Naturgefühl mit Größe der Form und des Ausdrucks verbindet.

In all diesen Richtungen stellt sich das jüngste Werk Prells als eine Leistung dar, der man das Prädikat des Klassischen nicht vorenthalten kann. Als das Treppenhaus des Albertinums im Frühling vorigen Jahres in seiner vollen Schönheit dem Publikum eröffnet wurde, feierte der Künstler, der es, unterstützt von verständnisvollen Genossen, zustande gebracht hatte, seinen fünfzigsten Geburtstag. Der Sommer des Lebens ist zwar vorüber, aber was wird uns nun erst der früchtereiche Herbst bringen!

Es ist eine alte Erfahrung, die sich immer aufs neue bestätigt, daß der Künstler von Gottes Gnaden in der Beschränkung, zu welcher ihn eine bestimmte Aufgabe nötigt, oft das Beste leistet. Denn die Phantasie wird durch einen gewissen Zwang meist eher angespornt als bedrückt. Die größten Meister der Renaissance haben unter oft sehr schwierigen Programmen Unvergleichliches geleistet. Auch Prell hat diese Kraft in bewunderungswürdiger Weise bewährt. Da wir ihn aber auch als einen Künstler kennen, der in allen Sphären zu Hause ist, so dürfen wir mit um so größerer Erwartung dem entgegensehen, was er, falls in Zukunft monumentale Aufgaben versagen sollten, sich selber aufgeben wird.

Digitized by Google

Zum Bilde Gottes schuf er ihn

Eine Lebensgeschichte

von

Marie Diers

I

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war um die Zeit des März und April in Jung-Michaels Leben. Sein Vater war Briefträger gewesen, der tagsüber auf den Dörfern herumlief und, wenn er am späten Nachmittag nach Hause kam, ins Wirtshaus stolperte. Seine eigenen Wände sahen ihn eigentlich nur zur Nacht. Im übrigen war er ein pflichttreuer, kernfester Mensch, und als er starb, hatte er sein Tagewerk ohne Tadel getan. Michaels Mutter hatte ihr lebelang nicht viel gesagt, sie starb, als ihr einziger Junge eben konfirmiert war, ohne ihm mehr als ein sehr unbestimmtes Bild von sich zu hinterlassen.

Michaels Geschick ging von dem Pastor und Schulmeister seines Dorfes aus. Diese beiden alten Herren hatten sich in seinen guten Verstand verliebt. In etwas anderes an ihm konnten sie sich auch nicht gut verlieben, denn er war faul, frech, lümmelhaft, wie die anderen Dorfbuben auch oder noch ein Stücklein mehr. Aber diese beiden treuen Seelen waren in der Einsamkeit ihres Daseins von der Vorstellung erfaßt, an diesem Jungen sich Gottes Lohn zu verdienen und überdies noch allerhand Wunderdinge zu erleben.

Es glückte ihnen auch. Michael Laurentius, nachdem er erst einmal unter allerhand Sträuben und Umsichbeißen auf die Fährte gesetzt war, lief auf ihr wie ein guter Jagdhund. Und als seine Wohltäter und Fürsprecher mit Tod abgingen, war er schon so weit, daß er sich, angesichts der turmhohen Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, knirschend sagte: „Nun aber gerade!“

Ein Kindskopf war er, dieser stiernackige Sohn der roten Erde, dieser alberne Blondschopf, der sich einbildete, nur darum, weil es ihm zehnmal schwerer gemacht wurde als all den anderen um ihn her, gerade darum müsse er nun eben die steilsten Höhen hinan, die höchsten Früchte pflücken. So ein Kindskopf, der beständig widersprechen muß, nur um zu widersprechen; der einen solchen Überschuß an Kräften in sich hat, daß er immerfort irgendwo gegenrennen, etwas einreißen, sich raufen muß; der im Wohlleben und angestachelt durch ehrgeizige Eltern unfehlbar zum Strick, zum Trägheitsvirtuosen, zum verbummelten Genie geworden wäre.

Es soll dem Michael Laurentius, dem albernen Briefträgerjungen, hier keine Ehrenkrone geflochten werden. Wenn seine Lehrer und Professoren ihn liebevoll anschauten, so gereichte ihm dies nicht zum Verdienst. Denn er war ein recht irdischer, recht unvollkommener Junge, dem die Entbehrungen und Mühen einer harten Jugendzeit wenig kosteten, dem es aber viel gekostet hätte, seine ehrgeizige, wilde Natur zu bändigen und zu bewältigen. Dieses aber tat er nicht, sondern ließ ihr recht frei ihren Lauf.

Neben der Ertragungsfähigkeit und dem zähen Trotz eines hartgewöhnten jungen Körpers sind aber auch noch andere, weniger gute Dinge einem mittellosen Studenten nötig, der sich mit den allerhoffärtigsten Plänen trägt: entweder Kriecherei und Schmeichelei oder eine Rücksichtslosigkeit und Roheit, die andere zurückstößt, um sich selber vorzudrängen.

Digitized by Google

Zum Kriechen war dieser Junge verdorben, es lag an der steinigen Erde, aus der er gewachsen war. Vater und Mutter hatten es auch nicht gekonnt, es hätte sich auch drollig bei diesen Laurentiussen ausgenommen, und niemand hätte es ihnen geglaubt. Aber ans Fäustestoßen ist solch ein verlaufener Dorfjunge gewöhnt. Er hat selber sein Lebtag zuviel Püffe bekommen, um nicht zu wissen, wie es gemacht wird.

Ein Kampf war Michaels medizinische Laufbahn von erster Stunde an, aber darum war es ja eben, daß er vorwärts kam.

Er hatte aber auch Schwierigkeiten in seiner Art, die ihm je länger je mehr bittere Stunden bereiteten. Durch seine Freunde kam er in feinere Kreise und spielte dort eine gar klägliche Rolle. Er hatte eben niemals eine Kinderstubenerziehung gehabt, und seine Manieren waren zum Gotterbarmen schlecht. Andere waren darin nicht besser als er gestellt gewesen, aber sie paßten sich leichter an, waren gewandter und gelehriger als dieser schwerblütige Westfale.

Mit den Frauen erging es ihm auch nicht viel besser. Er brachte ihnen, diesen komplizierten Kindern der Großstadt, ein dummes, goldenes Kinderherz entgegen, einen treuherzigen Idealismus, der von den Erfahrungen sehr, sehr stark blamiert wurde.

Da stand er, der gute idealistische Junge, war aus allen Himmeln gefallen und sog dafür jetzt am Lebensekel, so gründlich, bis ihm über und über schlecht und übel davon wurde.

Andere kluge Leute machen diese Dinge auch wohl durch. Sie gehören so mit ins Jahr hinein wie die Schmutzlachen nach dem getauten Schnee. Aber diese Leute kommen dann doch wieder zu sich, schütteln sich ein bißchen und gewöhnen sich den richtigen perspektivischen Blick an. Lieber Gott, wer denkt denn später noch an solche Chosen zurück?

Michael überwand sie ja schließlich auch. Aber es blieb ihm ein kleiner dunkler Fleck für alle Ewigkeit zurück, da, wo einmal sein ehrliches junges Herzblut geflossen und ihm dann Schmutz in die Wunde gekommen war. Eine kleine perennierende Blutvergiftung.

Nachdem machte er sich jahrelang nichts mehr mit „den Weibern“ zu schaffen. Er war ganz Ehrgeiz und Arbeitswut. Jetzt war er zum Arzt promoviert und konnte abwarten, wie er es zum Professor und zur Kapazität brachte. Die Lunge dazu hatte er schon.

Da kam das Wunder in sein Leben. Er hörte plötzlich auf, ehrgeizig zu sein, und alles, was bisher bei ihm auf festen, harten Füßen gelaufen war, stand auf dem Kopf.

Ein ganz kleines, armseliges Ding war es, das es ihm jählings so stark antat, daß sich alle seine Auffassungen wandelten, seine Pläne ihm im anderen Licht erschienen. Eine herumgestoßene, vater- und mutterlose Erzieherin, die keinerlei große Gaben des Geistes und der Seele zur Schau trug, die nur ein paar süße, hilflose Rehaugen hatte, und deren bloße Erscheinung den männlichen Beschützerinstinkt in ihm anrief.

So fing die Geschichte an, die in ihren Folgen für Michael niemals enden sollte, solange wie er selbst auf dieser unvollkommenen Erde in mancherlei Torheit und Schuld und Irrtum, in Mühsal und Freuden, mit gutem und bösem Willen sein unruhiges Wesen trieb.

Hanna Lutter, die kleine Erzieherin, stand in Dienst bei einer Prinzipalin, wie man sie niemand wünschen möchte, man wünschte ihm denn Böses. Es war eine herzenskalte, berechnende, durch und durch ungütige Frau. Sie hatte selber Töchter und fürchtete den Eindruck von Hanna Lutters sanften Augen auf Männerherzen. Wiederum schätzte sie sie aber auch als geduldiges Lamm bei ihren widerspenstigen Gören, bei denen bisher steter Gouvernantenwechsel geherrscht hatte.

Das Haus war ein Forsthaus auf dem Lande, ihr ältester Sohn Mediziner und ein Studiengenosse von Michael Laurentius. So kam dieser in das Haus.

Hanna Lutter wurde gehalten wie ein Zwischending von Dienstmädchen und Strafgefangenem. Zu Ferienzeiten ward sie unter dem lächerlichen Vorwand von Platzmangel mit ihren Zöglingen sogar vom Mittagstisch verbannt. Frau Oberförster unterließ nichts, um sie dem ihr willkommenen Besucher, dem jungen großmäuligen Doktor, fern zu halten.

Aber für Michael Laurentius war damals gerade seine Stunde gekommen, und da hätte Frau Oberförster noch zehnmal klüger sein können, als sie ohnehin war, und es hätte

Digitized by Google

doch nichts genützt. Sein Herz stand damals wieder nach jahrelanger Zugeschlossenheit dem jungen Lichte offen, das an seinem Horizonte aufgehen wollte.

Während die Försterstöchter vor ihm musizierten und plauderten und ihre schönsten Schleifen ansteckten, liefen seine ungezogenen Gedanken beständig der kleinen, blassen, verschüchterten Gestalt nach, die er hin und wieder in der Ferne vorbeihuschen sah, von der niemand redete und niemand zu wissen schien, und die seine gespitzten Ohren doch einmal hart durch geschlossene Türen von der Oberförsterin ausschelten hörte, und die er ein anderes Mal von den bösartigen kleinen Rangen gequält sah.

Als er merkte, daß es hier ein stillwaltendes Prinzip sei, das ihn von ihr fern hielt, mußte er einmal wieder seinen Widerspruchsgeist austoben lassen, und statt sich selig und faul der Ferienruhe hinzugeben, stand er beim ersten Klappern der Milcheimer im Hofe schleunig auf und lungerte im Hause herum, bis nach gar nicht langem Warten die kleine Gouvernante erschien.

So trieb er es noch zwei- oder dreimal, und als die Sache ruchbar werden wollte und bis zu den Ohren der furchtbaren Frau dringen — da war er schon fertig und brauchte nicht mehr so verboten früh aufzustehen. Er hatte das kleine Reh, das vor Fassungslosigkeit kaum eine Zustimmung zustande brachte, für sich eingefangen.

Alles Weitere hier im Hause war Nebensache. Frau Oberförster gab sich zu ihrer eigenen späteren Reue die Blöße, in der ersten Aufwallung der „dummen Gans", um derentwillen der unverschämte Doktor an ihren eigenen Töchtern vorbeigelaufen war, blindlings zu kündigen, und Michael hatte auch alle Ursache, dies Haus von seiner Anwesenheit zu befreien. Sein armes kleines Bräutchen mußte er in Tränen schwimmend zurücklassen, schrieb ihr aber schon am zweiten Tage und berief sie auf eine andere Stelle, die er ihr besorgt hatte, von der aus er sie dann nach etwas mehr als einem halben Jahre schlankweg heiratete.

So traten die beiden Waisenkinder, ohne des Daseins freundliche Güter, Hand in Hand in das unbekannte weite große Eheleben.

Michaels Universitätsträume, der ganze stolze Zukunftsbau, in Ehrgeiz und Lebenstrotz errichtet, versank für immer. Er mußte sich eine Praxis suchen, wo er sie gerade fand.

Damals lachte er darüber, wie nur die Glücklichen lachen, diese stolzen, freien Leute, die noch einen so feinen Sinn haben für das Wesentliche und das Unwesentliche in unseren verwirrten Lebensformen. Die es mit gleichmütiger Sicherheit fühlen, daß nicht das Karrieremachen den Einsatz ihrer besten Kräfte lohnt, und daß ihre Höhe ganz wo anders liegt als auf der Strecke, die durch Titel und Zulauf und große Honorare bezeichnet wird.

Sein landläufiger Ehrgeiz hatte sich gewandelt, er hatte vollere, reichere, stolzere Formen angenommen. Als junger starker Mensch zog er in sein neues Heim ein, trotzend dem Leben, meinend, daß er das Leben führe.

— — — — — — — — — — — — —

Seine Wohnung lag in einem düster-grauen massiv gebauten Hause der kleinen und alten Stadt Wittenow, hinter dem Straßenrinnstein, dicht am verfallenen Torbogen, von wo es auf die Chaussee und ins Freie ging. In die Hinterfenster grüßte ein schöner Obstgarten mit verwilderten Rasenflächen, vorne aber sah man dem ehrbaren und fleißigen Schuhmachermeister Hümpel geradeswegs in seine kleinen Fenster.

Michael Laurentius dachte sich dies Haus wohl erst nur als einen Übergang, denn es zuckte ihm doch noch arg in seinen Schwingen und wühlte und braute ihm hinter seinem Schädel. Damals wußte er noch nicht, wie auch den störrischsten Gaul die langen grauen Tage so zahm zu machen verstehen.

Hanna Laurentius, das Kind, das junge Weib, ging in ihrem eigenen Hause herum wie im fremden Walde. Was war sie eigentlich? Wer war sie? Was sollte sie? Was wollte sie? Was konnte sie?

Michaels junges Weib, das war sie. Nichts außer dem, nichts vor dem, nichts nach dem. Sein Weib, von seiner entzückten Liebe getragen, umhüllt, überwältigt, unterjocht — von seiner Liebe zur Mutter gemacht.

Das war der Inhalt des ganzen ersten Ehejahres, nichts darüber und nichts darunter. In jener reizenden passiven Abhängigkeit, die

Digitized by Google

diesen süßen Weibkindern so wohl ansteht und den Männern so lieb dünkt, überließ sie willenlos sich ihm und seinem Schalten. Und wie sie sich einst hatte untertreten lassen, so ließ sie sich jetzt verziehen, zur Königin machen.

Jeder, ausgenommen ein paar giftige Seelen, die der Neid hinderte, war bezaubert von der liebreizenden kleinen Doktorfrau mit ihren süßen Rehaugen, ihrem hilflosen Kinderlächeln, ihrem weichen Gesichtchen unter rotbraunem Haar. Es gab kluge Leute in Wittenow, die ihr noch Leid prophezeiten aus der Hand ihres Mannes. Die in seinen Zügen, die das Glück verschönte, jene bedeutungsvollen Linien heraussanden, die Sturm und Wildheit und Gewalttätigkeit und rasende Härte in sich bargen.

Gewiß, dieser junge Mensch war jetzt verschönt, weil er glücklich war. Mit dem Zentimetermaß gemessen, war aber Michael keineswegs schön. Der liebe Gott hatte es ihm nicht sehr leicht gemacht, sich von vornherein überall mit seinem Gesicht zu empfehlen. Keine Linie saß ganz regelmäßig. Aber dafür hatte er ein mächtiges Herz bekommen, daß sich sein Gesicht erst selber machte.

Ob der liebe Gott dieser Art von Leuten eine stumpfe oder gerade Nase und starke Kiefern, eine eckige Stirn und unfeine Hände gibt, das macht's noch lange nicht aus, das herrscht nicht einmal. Herrscher ist der Ausdruck.

Wenn die Wittenower sich um Hanna Laurentius ängstigten, sie selber tat es nicht. Sie war ja auch nicht einmal so klug, in den Gesichtslinien ihres Michael zu lesen. Sie nahm ihn, wie er sich gab, und er gab sich als ihr wundervoller Kamerad, ihr Beschützer und ihr Herr. Einen Herrn brauchte dies weiche junge Geschöpfchen.

Es konnte alles nicht schöner sein, als es war. Die Einrichtung, an der noch so sehr viel fehlte, war von ihren beiderseitigen Ersparnissen hergestellt. Michael hatte einen ausgeprägten, etwas englischen Geschmack, dadurch bekam das Ganze eine große Einheitlichkeit und Vornehmheit. Hanna hatte überhaupt keinen eigenen Geschmack, sie fand alles schön, was Michael wollte, und alles häßlich, was er nicht wollte. Dies konnte natürlich seiner männlichen Tyranneneitelkeit wohl gefallen. So verlief alles in holdester Harmonie.

Viel, viel wurde gelacht und gezwitschert im Doktorhaus, im ersten Jahr. Hanna hatte eine süße Singstimme, und sie spielte künstlerisch das Klavier. Michael konnte selber nichts, aber er war tief musikalisch, sein ganzes Empfinden war Musik. Oft ging es bis in die Nacht hinein. Er lag, saß, stand, hockte dabei in allerlei Stellungen, wie es gerade kam, mit zerwühltem blondem Schopf, mit trunkenen Augen oder mit gespitzten Ohren wie ein kluger Jagdhund oder aufgeregt umherrasend oder auch ärgerlich schulmeisternd — es kam alles vor.

Meist hatten sie kein Licht dabei, erst leuchteten die hellen Sommernächte, dann die Lampe vom Nebenzimmer oder der bleiche Mond.

Das Ende kam meist nicht freiwillig, sondern durch ein energisches Klopfen aus der oberen Etage. Die Frau Wirtin, Aktuar Magnus' wohlgestellte Witwe, konnte von dem Gedudel der verrückten Doktors nicht schlafen. Sie nahm wirklich schon alle mögliche Rücksicht, aber am Ende hatte alles seine Grenzen.

„O, Tante Magnus klopft!" sagte Hanna dann ganz erschrocken und brach mitten im Takte ab. So etwas saß ihr noch in den Gliedern von ihrer unglückseligen Gouvernantenzeit her. Michael allerdings war noch dummer Junge genug, sie nun gerade zu zwingen, noch ein oder zwei Stückchen weiter zu spielen. Er selber aber war auch aufgeweckt und fühlte an ihren heißen Händen und Schläfen, daß es höchste Zeit für sie war, aufzuhören.

Zart — zart war sein kleines Weib.

Er hatte es ihr abgefragt, daß ihr Vater, ein Töchterschullehrer, an Auszehrung gestorben sei, allerdings erst, als sie schon fünfzehn Jahre alt war. Früher war er ganz gesund gewesen. Die Mutter hatte sie an Blinddarmentzündung verloren, und der einzige Bruder war in der Schule beim Turnen verunglückt. Organische Belastung lag bei ihr nicht vor, auch war sie ganz gesund. Nur zart und von anstrengender Jugendzeit sehr erschöpft.

Ihr erster Junge, der im Frühling kam, wurde ihr schwer. Es waren harte Tage

Digitized by Google

Hermann Prell: Farbenskizze zum „Winter“. Wandgemälde im Palazzo Caffarelli zu Rom.

Zu Jordan: Hermann Prell.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

und Nächte, aber das Glück siegte. Jetzt hätte wohl die Herrlichkeit erst recht beginnen sollen. Aber es kam nicht so, etwas Seltsames geschah.

Michael fühlte es erst undeutlich, kaum bewußt, dann wollte er darüber lachen, es abschütteln, aber er sah es anwachsen, näher kommen, greifbarer werden — etwas sehr Wunderliches und Dunkles.

Seine Hanna veränderte sich ihm unter den Händen.

Nicht als ob sie etwas Positives getan oder getrieben hätte, das ihn erzürnen konnte. Als ob sie das Baby nach junger oberflächlicher Mütter Art ihm vorgezogen oder sich irgendwie hinter ihre Mutterschaft zu seinen Ungunsten verschanzt hätte. Zu all solchen resoluten Dingen war sie wohl viel zu passiv. Sie hätte sich jeder Bestimmung, die er über das Kind getroffen, auch wenn er es ihr einfach entzogen hätte, gehorsam gefügt.

Das war es alles nicht. Es war eher etwas Negatives — als ob irgend etwas langsam in ihr verblasse. Als ob ihr Blick an Leuchtkraft, ihr Wesen an Lebenswärme einbüße.

Aber war dies nicht eitel dumme Einbildung? Und wenn es doch war, so war es ihre Schwäche. Konnte er als Mann sich denn durchaus nicht da hineinversetzen, was solchem zerbrechlichen Geschöpf die Geburt eines gesunden Buben kosten müsse!

Ja, rede du nur! Zwirble du nur dein unruhiges, wildes Herz, du wilder Mensch. Wirst es ja erst noch lernen müssen, daß du immer, immer, immer mehr fordern, mehr wünschen und leidenschaftlich mehr an dich reißen willst, als der karge Boden, auf dem du stehst, dir geben wird.

Reiße ihn nur auf mit deinen heißen, bebenden Händen, wühle drin herum nach deinen Schätzen. Ach, vielleicht hörst du einst stöhnend auf zu wühlen.

* *
*

Einst hatte es den jungen Michael gedürstet, auf den Höhen dieser Welt zu stehen, im Großen zu schalten, als Autorität das letzte Wort zu sprechen. Jetzt stand er an den Betten von hustenden armen Altweiberchen, jetzt hob er in dumpfigen Bauernstuben den schreienden Neugeborenen aus den buntkarierten Federkissen.

Dabei sahen ihn diese Leute, die seine Hilfe benutzten, als gar nichts Besonderes an. Er war ein Doktor wie Doktor Josen und Doktor Lehmann und Doktor Heidebucher auch. Wenn er nicht kam, so kam eben ein anderer. Und diese Bauern auf ihren entlegenen sumpfigen Dörfern hatten eine Respektlosigkeit gegen sein Können, die nur eben mit ihrer Dummheit gleichen Schritt hielt.

Michael machte im Anfang wunderliche Erfahrungen. Wenn die Leute mit ihren Schwindsüchtigen und Typhösen, an denen in diesen oft tiefgelegenen Wiesendörfern kein Mangel war, von seinen Mitteln keinen augenfälligen und augenblicklichen Erfolg spürten, dann liefen sie ohne weiteres zu Doktor Josen in Wittenow oder zu einem der beiden anderen Ärzte in einer weiter landeinwärts gelegenen Stadt, und diese Ärzte kamen auch und übernahmen ohne Komplimente die Behandlung.

Michael traute seinen Ohren kaum. Ihm kam es vor, als sei er unter die Wilden ohne Gesittung und Standesgewissen geraten.

Er brach auch den Verkehr mit dem alten Doktor Josen nach solchen Erfahrungen kurzweg ab. Die Leute, die ihm einst fortgelaufen waren, und die nun, nachdem sie reihum bei allen Ärzten und Schäfern gewesen waren, treuherzig wieder an seine Tür klopften, warf er so grob und schimpflich hinaus, daß ein heilloser Schrecken von ihm aus durch die ganze Gegend flog und sein Zuspruch monatelang auf einem sehr tiefen Niveau stand.

Dies war gerade die Zeit, als der kleine Walter geboren war und er an seinen ersten Eheenttäuschungen schluckte.

Wild und lebensdumm, wie er damals noch war, konnte er sich zu diesen Erfahrungen durchaus nicht auf einen gerechten und objektiven Standpunkt stellen. Er schlug sich wie ein Toller damit herum, statt in Weisheit und Geduld mit ihnen als den notwendigen Ergebnissen des ewig Menschlichen zu rechnen.

Wenn die Leute hier in der Gegend sich ihm nicht fügten — er fügte sich ihnen wahrlich nicht! Er ließ ihnen auch kein Titelchen

Digitized by Google

von seinen Ansichten ab. Meinetwegen, wenn ich euch zu grob und zu ehrlich bin, so bleibt mir vom Halse! Denkt ihr, ich habe es nötig, vor euren Türen um mein Brot zu betteln? Ich werfe eben hier alles über den Haufen und suche mir wo anders meinen Weg. Dick und bequem und gleichgültig werden, wie ihr es fertig bringt, meine Herren Kollegen, dazu ist's für mich noch zu früh!

Dann sprang er zornmütig aus seinem klapperigen Mietswagen, der ihn zu ein paar Landtouren gefahren hatte, und stieß seine Haustür auf. Laut gellte die Glocke im weiten Vorraum. Aus dem Hinterzimmer tönte das Schreien seines kleinen Sohnes.

Je nun, Michael Laurentius, gewöhne dir die Hitze ab im Blut. Es wirft sich nicht alles so flott über den Haufen, wenn man kein freier Bursch mehr ist. Wenn man ein Bübchen zu versorgen hat und ein sehr zartes Weib.

Abwarten, Michael! sagten ihm seine Wände. Nimm deinen Verstand zusammen, oder es geht mit dir noch einmal sehr schief.

Ja — abwarten will ich dann schon. Aber nachgeben tu' ich nicht.

Er tat's auch nicht, nicht hier, nicht da, er ließ sich lieber von elenden Sorgen zwicken. Schön war das eben nicht.

Ein hungriger Student sein und in einer Dachkammer frieren, das ist gar nichts. Aber seine Frau mit dem Wirtschaftsgelde beschneiden müssen und sich mit der Möglichkeit herumschlagen, vielleicht später der wohlgestellten Witwe Magnus nicht ihren Tribut ordnungsmäßig abliefern zu können — das ist heillos bitter.

Michael war daneben auch noch eitel genug, Hanna von seinen Sorgen nichts sagen zu mögen. Er redete sich unehrlicherweise ein, daß er es ihrer Gesundheit wegen vermeide. Er tat's aber nur sich selbst zuliebe.

Natürlich war er in all dieser Zeit in schlimmster Laune. Das dunkle Rätsel in seinem Verhältnis zu Hanna machte ihn vollends wild, zog ihm den Boden unter den Füßen fort. Als stürmischer Knabe und Jüngling hatte er sich zu bändigen und zu beherrschen vermocht, und das hatte ihn mächtig gemacht. Jetzt, da er den reifen Mann und Hausherrn abgeben sollte, schien es ganz damit vorbei.

Den einen Tag war er zu Hanna voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit, den anderen Tag höhnisch, herausfordernd, rauh, roh und kalt. Den Buben wollte er den einen Tag beständig bei sich haben, am anderen konnte Hanna ihn gar nicht weit genug vor ihm verstecken.

Die kleine Doktorfrau war diesen entfesselten Launen gegenüber ohne Halt und Hilfe. Wie ein steuerloses Schiffchen trieb ihr Empfinden auf seinen wilden Wogen. Bald hoch, bald tief — bald in Schaum und Not begraben, bald himmelhoch im Lichte. Hin und her, so und so — gänzlich willenlos, machtlos, preisgegeben den Wogen seiner Willkür.

Welch anderes Leben für sie als vorm Jahr, als vor Monaten noch! Bekannte merkten es schon, nun hatten sie doch recht gehabt. Die arme, arme, kleine Frau! Er war im Grunde doch ein ganz roher Mensch.

Ja — verging sie nicht in Furcht und Not? Es stand ein wenig anders um sie. Sie fürchtete sich gar nicht allzusehr. Sie hatte die passive Sicherheit der Nußschale, die im wütendsten Sturm doch nicht untergeht, nicht weil sie zu stark, sondern weil sie zu schwach, zu leicht ist.

Eine naive, passive Sicherheit diesem wilden, aufgewühlten Menschen gegenüber, ein sich Wiegen und Heben und Tragen und sich Schleudern lassen von diesem Menschentrotz und Menschenschmerz, ein unbewußtes Spielen mit den höchsten Werten und Gefahren.

Ein halbbewußtes Verstecken hinter ihre erkannte weibliche Macht: Er tut mir ja doch nichts, er läßt mich ja doch nicht fallen! Ein unendliches Vertrauen und eine unendliche Verständnislosigkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Michaels Störrigkeit schlug ihm am Ende doch noch zum guten aus. Während er noch sehr finstere Gedanken und Gefühle hatte, sickerte leise ein anwachsender Respekt vor ihm in die Bevölkerung ein.

Doktor Josen, der starkbeleibte und gemütliche Amtsdoktor, machte sich nichts daraus, den jungen Hitzkopf, der recht unzweideutig alle Beziehungen abgebrochen hatte, zuerst

Digitized by Google

wieder aufzusuchen. Michael sah ihn wütend an und stellte sich ganz auf den amtlichen Fuß. Ob er ihm mit etwas dienen könne?

„Jawohl, mit ein bißchen Einsicht und ruhig Blut," sagte der alte Doktor.

Michael benahm sich grob und ungehobelt wie eben ein Briefträgerjunge von der roten Erde, der noch nie in der Tanzstunde war und nie Bücklinge machen lernte, während er im Inneren wenig ans Bücken dachte.

Aber der alte Doktor bezwang ihn.

Der war auf anderer Seite viel großartiger als sein blonder Kollege, der sich noch so täppisch jungenhaft einredete, wenn man nicht mit dem Kopf durch alle Wände renne, sei es kein richtiges Leben. Er war nicht halb so klug und geschickt wie Michael, aber er hatte die wirkliche Größe, die unter uns eitlen Menschen gar nicht hoch genug im Preise stehen kann, dies alles einzusehen. Darum gestand er auch ohne weiteres dem anderen viel stärkere Ansprüche zu als sich selber. Der konnte schon eher die dummen Bauern in die Pfanne hauen als er, der alte einfache Landdoktor, der für seine Kinder und zum Teil auch noch für Enkel zu sorgen hatte und am Ende seiner Taten froh sein wollte, wenn er sein Stückchen Acker, das der liebe Gott ihm gegeben hatte, ehrlich und mit allen Kräften gegraben und bepflanzt hatte.

Michaels Wut und Verachtung flaute vor dieser milden, fröhlichen Resignation langsam ab, beinahe beschämt. Er fuhr sich mit den Händen in seinen Schopf.

„Ich tu's aber doch nicht anders," sagte er auftrotzend. „Wenn ich eine Behandlung anfange, lasse ich keinen anderen hinein. Das ist einfach mein Gewissen."

„Bleiben Sie nur immer so," sagte Doktor Josen ganz behaglich. „So ein Beißer hat uns hier schon lange not getan. Was gilt's, in ein paar Jährchen haben Sie den Leuten hier den Anstand gelehrt. Aber ich meine, lieber Kollege, Sie können hier auch dabei noch etwas lernen: uns Alten nicht gleich die Suppe ins Gesicht zu gießen, wenn Sie denken, wir hätten sie Ihnen versalzen. Man soll nicht lauter schreien, als seine Lunge reicht. Wenn ich nicht die rohe Kraft in mir fühle, mein Ehrgefühl durchzusetzen, dann soll ich eben ein Pflöckchen zurückstecken und mich zuerst darauf besinnen, daß meine Familie satt werden möchte und meine Jungen gern studierten. Ich behandle nun meine Bauern eben nach ihrem eigenen dummen Kopf, flicke ihre elenden Leiber aus und lasse im übrigen Leben und Sterben seinen Gang gehen. Den flotten Ehrgeiz gewöhnt man sich sachte dabei ab, und eine gesunde Portion Gleichgültigkeit steckt man sich an. Es ist noch nicht Ihr Schlechtestes, Freund, daß Sie das mit Ihrer königlichen Verachtung strafen. Ich wollte Ihnen heute nur sagen: Es kommt wirklich nicht viel dabei heraus."

Michael lachte. All sein hochfahrendes Getue war von ihm abgeglitten, herzerfrischend wehte es ihm um den heißen Kopf, er konnte dem mangelhaften unzuverlässigen alten Doktor plötzlich auch keine Minute mehr böse sein.

Der aber dachte: Herrgott, was hat der junge Kerl für ein paar famose Augen! Dem steckt ja noch ein richtiges, bewegliches Kinderherz in der Brust, das sogar in meinen alten wackligen Händen ganz weich und warm wird. Und den haben wir alle für einen Neuntöter gehalten!

Als er nach einem Stündchen, den letzten Zigarrenstummel in der Hand, fortging, lief ihm im Flur die junge Frau Doktor in den Weg. Er hielt sie an und sprach ein paar Worte, wie sie eben paßten. Das weiche Gesichtchen sah ihn ein bißchen ratlos und sehr lieblich an, dann flog ein schneller, ängstlich fragender Blick an ihm vorbei auf Michael, und im nächsten Augenblick war ihre Freundlichkeit strahlend und beruhigt. Sie hatte sich ohne Zweifel eben von Michaels Gesicht die Erlaubnis geholt.

Doktor Josen aber ging das höckerige Pflaster entlang und sog an seinem Stummel.

Kindchen, Kindchen, nimmst du deinen Genossen auch wohl ganz richtig? Hast du wohl auch schon in guter Stunde sein weiches Kinderherz gefühlt? oder kennst du nur seinen harten Kopf?

Immer ducken und krümmen und in seinem Gesicht forschen, das macht's nicht, Kindchen. Damit füllst du euer Leben nicht. Der will nicht Gehorsam von seinen Liebsten, der will Seele, der famose Junge! — Der arme Kerl!

— — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Der alte Josen tat nicht unrecht daran, den Doktor Laurentius zu beklagen. Trotz alles gegenteiligen Anscheines war er, der komplizierte Mensch, der Unersättliche und ewig Unruhige, vor der naiven Sicherheit Hannas stark im Nachteil. Sie hatte ihren festen Pol in ihm und machte alle seine Schwankungen mit, sie blieb sich immer gleich in ihrer süßen Ängstlichkeit, in ihrem tiefen fraglosen Gehorsam, in ihrer leeren Abhängigkeit.

Aber sein Tun in dieser wirren Zeit war ein ewiges Tasten und Vorbeitasten, ein Fageruf ans Echo, ein wildes Greifen in leere Luft.

— Es liegt nahe und ist auch ein gar löbliches Unternehmen, sich selbst dann in Schuld und Strafe zu nehmen: An dir liegt's allein, du bist ein unruhiger, heißer Mensch. Sieh dich doch um, was fehlt dir nur? Nichts, du hast alles, was du wünschen kannst.

Ist denn das Anstand und Mannesart, am Weibe deinen Anhalt zu suchen? Hat denn deine Kraft die Schwindsucht bekommen?

Schlimm nur, daß solcher Selbstunterricht nicht eben mehr als nur die allerkümmerlichsten Früchte trägt. Es liegt aber an dem alten Übelstand, daß der Lehrer seinen Schüler nicht einmal richtig kennt.

Im Laufe des Herbstes und Winters kam noch etwas Arges hinzu, etwas so Elendes, daß Doktor Laurentius vor lauter Entsetzen alle seine Selbstgespräche einstellte und sich beide Ohren zuhielt. Er arbeitete fieberhaft in seinem Beruf, mehr als er nötig hatte und zehnmal mehr als ihm gedankt wurde, obwohl die Leute sich jetzt schon mehr mit ihm in acht nahmen.

Er hielt sich die Ohren zu, um nicht mitanzuhören, was er sich selber zu sagen hatte: daß er ein armseliger, lächerlicher Narr war. Daß er, der sich doch immer noch etwas auf seinen guten Kopf und seinen kühnen Geist zugute getan hatte, jetzt an dem schmählichsten und erbärmlichsten Übel erkrankt war, das es gibt, an dieser Sklavenkrankheit, die auch keine Spur von Größe und Unabhängigkeit in sich trägt: an der Eifersucht.

Er hatte diese Leute, die ihn jetzt in seinen eigenen vier Wänden heimatlos, zum Narren machten, selber ins Haus gezogen. Es war nicht einer, es war dieser und jener. Als ihm die wundervolle Sicherheit seines ersten Ehejahres abhanden gekommen war, hatte es ihn selbst nach fremden Menschen verlangt. Er hatte lustige, überlustige Stunden zurzeit nötig gehabt und dazu Zech- und Rauchgenossen.

Hanna konnte es nicht wissen, daß Michaels Weib mit Michaels Freunden nicht froh und herzlich sein sollte. Er hatte es ihr ja auch befohlen, und Hanna war ihm noch nie ungehorsam gewesen.

Das Wittenower Amtsgericht stellte die flottesten Besucher fürs Doktorhaus, den Referendar, den Assessor, den langen Amtsrichter mit seiner Geige, aber ohne seine Frau, die er wegen Kränklichkeit und Unausstehlichkeit gern zu Hause ließ. Michael hatte es seiner Frau angewöhnt, diese Männer zu empfangen, zu bewirten und sie sogar bei sich zu behalten, wenn er abgerufen wurde.

Michael hatte es auch seiner Frau angewöhnt, mit dem langen Amtsrichter zu musizieren, oft bis spät in die Nacht hinein, ohne daß die Witwe Magnus ihre Klopfversuche zu wiederholen wagte, denn sie hatte unterdes die nähere Bekanntschaft ihres Mieters gemacht und ihn gar nicht so nett und liebenswürdig gefunden, wie sie ihn sich zuvor gedacht hatte.

Es war, als ob dieser Mensch sich selbst verhöhnen, sich selber zerreißen wollte. Nicht weil er Vertrauen zu Hanna hatte und sich selber über alle Übergriffe eines wilden Herzens zum Vertrauen erziehen wollte, handelte er so. Er hatte kein Vertrauen zu Hanna. Nicht für einen einzigen Schritt, nicht auf eine Stunde in seiner Abwesenheit.

Er glaubte ihr ihre Liebe nicht, ihr Lächeln, ihre Demut. Sein Mißtrauen war gemein und eine Schande für ihn und für sie. Die schlechtesten Dinge traute er ihr ohne weiteres zu.

Es war nicht Gnade, nicht Großmut, nicht Vornehmheit in seinem Gefühl für sie. Aber er ließ es jetzt nicht mehr zur Abschätzung der eigenen Empfindungen kommen. Es war die einzige Möglichkeit für ihn, zu verachten, um zu leben.

Digitized by Google

Tut hinter meinem Rücken, wozu ihr Lust habt! dachte er und wollte nicht wissen, daß er dabei bis zur Verrücktheit litt.

Stets war es der jeweilige Besucher, den er mit dem ganzen Wust seiner verachtenden Gesinnung bewarf. Bald der Referendar, bald der, bald jener. Den Vorzug aber hatte der lange Amtsrichter.

Er behandelte diese Besucher ziemlich schlecht und zeigte ihnen, daß er ihnen im Grunde nichts Ehrenhaftes zutraue und sie schlankweg verachte. Der Assessor nahm sich dies auch zu Herzen und quittierte den Umgang. Die anderen beiden aber und außerdem ein junger Gutsbesitzer, ein leidlich frecher Kerl, steckten die Behandlung ein und ließen dem Umstand, daß der Doktor sie trotzdem immer wieder einlud, das höhere Recht.

Dies sollte allerdings auch anderen Leuten als Michael zu denken geben.

Frau Hanna war freilich ein süßes Gebilde, und unter der rauhen Behandlung ihres Gatten wurde sie nur immer lieblicher. Ihr ganzes verschüchtertes Wesen schrie gleichsam nach Trost.

Wenn nicht der Amtsrichter Norbert und die anderen so gut zu ihr gewesen wären, sie zum Reden und auch zum Lachen gebracht hätten, sie hätte sich schließlich wohl kaum mehr getraut, aus den Augen zu sehen.

Seit Wochen schon war Michael nun nicht mehr lieb zu ihr gewesen. Er kam und ging, schnauzte sie ungefüge an, höhnte das, was sie gerade tat oder an schüchternen Bemerkungen zutage brachte, und gönnte selbst der entzückenden Entwickelung von Walterchen kaum einen Blick. Er sah dabei roh und häßlich aus.

Trotzdem war und blieb er Hannas höchste Respektsperson, ihre Gottheit, gegen die ihr jeder andere Mensch, der lange Amtsrichter zehnmal mit eingeschlossen, gleichgültig war. Sein Wohlgefallen war der Preis, um den sie täglich und stündlich rang, an dessen Fehlen sie aber auch nicht verzweifelte, denn sie konnte überhaupt nicht verzweifeln.

Im November kam schlechtes Wetter, und Michael hatte sehr viel zu tun. Er mußte oft des Nachts hinaus, in Sturm und Regen über Land fahren und kam manchmal erst in den Morgenstunden wieder, wenn schon in seinem Wartezimmer andere Patienten auf ihn harrten.

Einmal kam er spät heim und trat ins Wohnzimmer, wie er vom Wagen kam, naß und todmüde. Am Klavier waren Hanna und der Amtsrichter so in Meyerbeer vertieft, daß sie nicht einmal das Räderrollen gehört hatten. Nur vier Lichter brannten, sonst war der ganze Raum im Dunkel. Bei seinem Eintritt fuhren sie herum, und das Spiel brach ab.

Er war in seinen Kanonenstiefeln, die er auf den Dörfern trug, bis ans Klavier und in den Lichtkreis getreten.

„Weiter!" sagte er barsch und ohne eine Spur von Gutmütigkeit. „Warum hört ihr auf?"

Sogar ein Mensch wie Norbert, der sich wenig um anderer Leute Gesichter scherte, sah ihm an, daß er Kopfweh haben müsse. Er erschien bleich und nervös.

„Nein," sagte Norbert und ließ die Geige sinken. „Sie können heute abend keine Musik vertragen, wir spielen ein andermal weiter."

„Danke für gütige Diagnose," entgegnete Michael höhnisch. „Ich will aber, daß ihr weiterspielt. Setz dich wieder hin, Hanna."

Sein Ton war von der Art, daß ihm willfahrt werden mußte. Er blieb die ganze Zeit über hinter den beiden stehen. Dem Amtsrichter wurde es etwas schwül zumute. Obwohl der Mann nichts sagte, beinahe regungslos hinter ihnen stand, fühlte er ihm die wahnsinnige Aufregung an, die in ihm jagte. Vielleicht kam diese nur aus Schwäche, weil er sich unwohl fühlte.

Es war eine alberne Sache, hier vor dem geladenen Menschen mit dessen Weibe Musik machen zu sollen. Mein Gott, auch die reizendste Spielerei hat ihre Grenze, an der sie dumm und lästig aufregend wird. Den Meyerbeer hätte Norbert sich heute gern geschenkt.

Auch Hanna war nicht mehr unbefangen, zum Teufel nochmal! Sie stockte und verspielte sich. Das war nun erst ganz das Richtige!

Jedoch war es Michael nicht anzumerken, was er dazu dachte. Mitten im Spielen wandte er sich herum und ging zu der Tür, die ins Schlafzimmer führte, um sich umzukleiden.

Digitized by Google

Hanna spielte mit hastigen, ungeschickten Fingern das Stück herunter, dann ließ sie die Hände in den Schoß fallen und senkte den Kopf. „Wir dürfen nicht wieder spielen," sagte sie leise. „Ich glaube, er mag's nicht."

„Das glaube ich auch," sagte Norbert sehr trocken und ging mit seiner Geige zu dem Kasten, der auf dem Tische stand.

Innerlich lachte er über den zornigen Ehemann, dessen Eifersucht ihm schmeichelte, aber heute war er doch ein bißchen nervös unter der Situation geworden. Einen Eklat liebte der lange Amtsrichter sehr wenig, wie jeder kultivierte Mensch.

„Er wird aber wieder sagen, daß wir spielen sollen —" klagte die hilflose kleine Doktorsfrau. Sie saß noch wie zuvor, den Rücken etwas geneigt, die Hände schlaff im Schoß. Der Lichtschein fiel auf ihr feines Köpfchen, schien durch ihr Ringelhaar an den Schläfen.

Norbert empfand plötzlich, wie er sich umwandte, den überfeinen Reiz dieser Minuten. Dies süße Frauchen hatte ja keine Ahnung, wie sie sich ihm selber in die Hände gab. Wie sie, seine Hilfe oder auch nur seinen Rat anrufend, ihren Mann außerhalb stellte.

Schon in ihren Worten lag dies. „Er" und „wir".

Er kam nicht näher. Er durfte dieser Situation durchaus nicht mehr geben, als sie ohnehin schon in sich barg. Alles hing an einem dünnen Haar. Zudem konnte Michael jeden Augenblick in der Tür stehen.

Aber als er zu sprechen begann, hatte er mit seiner Stimme zu kämpfen, so sehr bebten ihm Herz und Nerven.

„Wir müssen ein mechanisches Hindernis ersinnen, an das er glaubt," sagte er mit gedämpftem Ton.

Hanna verharrte in ihrer mutlosen Stellung. „Ich verstehe Sie nicht," sagte sie.

Der Amtsrichter knipste seinen Geigenkasten zu und strich sich über den gescheitelten Kopf. „Wenn Sie vielleicht vorgäben, Frau Doktor, Sie hätten sich in den Finger geschnitten. So vermeiden wir in nächster Zeit, ihn zu reizen. Er ist jetzt in der Tat nervös."

Hanna hatte sich rasch herumgewandt, er sah sie rot werden. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nein. Das geht nicht. Er würde meinen Finger sehen wollen."

Eine kurze Pause. Der Amtsrichter starrte sie an, nahe daran war er, die Fassung zu verlieren.

So schnell von Begriffen bist du in diesen Dingen? dachte er entzückt.

„Es ist schon besser, Sie ersinnen sich etwas, um fortzubleiben," sagte sie. „Bitte, tun Sie das!"

„Ich —?" stieß er hervor.

Nur zwei Sekunden waren ihm noch vergönnt, Hanna mit den Blicken zu verschlingen. Sie trug ein herabfallendes Reformkleid, das ihre Gestalt verhüllte. Norbert wußte, daß sie bald zum zweitenmal Mutter werden würde, und diese Gewißheit hatte das heißere Empfinden in ihm in letzter Zeit stark gestört und ihm Zurückhaltung auferlegt. Heute dachte er nicht einmal daran.

Da kam der Doktor herein.

Norbert, der windige Geselle, fühlte plötzlich einen schlechten Geschmack auf der Zunge. Er mochte dem anderen nicht ins Gesicht sehen, drehte sich herum und tat, als schlösse er erst jetzt seinen Kasten zu.

Hanna hingegen ging eilig auf ihren Mann zu. „Trinkst du heute abend Tee, Michael? Du bist gewiß sehr kalt geworden auf der Fahrt."

Ihre Demut und Sanftheit berührten Norbert jählings peinlich wie ein falscher Ton. Er nahm in einiger Hast seinen Abschied.

Draußen auf der naßkalten Straße zögerte er einen Augenblick. Dann wandte er sich entschlossen und ging in seine Stammkneipe. Auf diese Stunde gehörte eine respektable Zecherei, sonst, weiß Gott, tat er diese Nacht kein Auge zu.

Man kommt sich doch immerhin lieber wie ein anständiger Mensch vor als wie ein Lumpenkerl.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war nichts in den nächsten Wochen mit dem Musizieren. Der Amtsrichter hatte sich bei der Jagd einen Finger der linken Hand verklemmt, fühlte sich auch sonst „nicht ganz extra" und ließ sich selten sehen.

Michael wurde wenig damit genützt. Ob nun Musik oder nicht, der Brand saß ihm einmal im Blute. Er plagte Hanna über

Digitized by Google

alles Maß hinaus. Nie war er weich und zärtlich zu ihr. Mit dem bloßen Klang ihrer Stimme konnte sie ihn schon reizen.

Die Tatsachen, die ihn so wütend gequält hatten, waren plötzlich fort wie weggeblasen. Norbert kam nicht, die anderen blieben auch fern. Er hätte zufrieden sein sollen, aber dies alles war ihm auch nicht recht. Überall, wo er hingriff, etwas zu packen, damit zu ringen und es zu zerbrechen, überall traf er nur auf schwanke Halme, die sich einem Fingerdruck beugten, auf ein Entweichen und Ducken — und doch blieb ihm das schändliche Gefühl in der Brust sitzen, als bestehe unter all diesem Schmiegen und Fügen eine stille, zähe, fürchterliche Opposition.

Oft am Mittagstisch, im abendlichen Lehnstuhl, hier und dort, dann und wann, faßte es ihn an wie ein dunkles Grauen. Was da so sanft neben ihm waltete, so still und geschäftig ihn umhuschte, so demütig ihm zu Willen lebte — was war's im Grunde? Vielleicht ein Trugbild nur der Demut und der Schwäche! Denn in dieser Schwäche steckte eine Macht, die er nicht greifen, nicht mit all seiner brutalen Mannesgewalt niederringen konnte — in dieser Demut eine lächelnde, ewige Unverwundbarkeit!

Wie es ihn schüttelte, wie es ihn verbrannte!

Es war nicht mehr die alte, geläufige Eifersucht. Damit, das sah er jetzt so ungefähr selbst ein, war es doch vielleicht Unsinn. Hanna hätte ein Modell von Verschlagenheit sein müssen, wenn sie sich so hätte verstellen können. Das nahm er jetzt nicht einmal mehr an. Und wenn auch — es war eine andere Stelle, aus der seine Qualen kamen.

Nein, Norbert, den konnte er jetzt schon wieder ruhig begrüßen. Und mit Recht: Hanna stand wahrlich jetzt nicht der Sinn danach, mit anderen Männern schönzutun. Mochte es sie auch einmal geprickelt haben, Triumphe zu ernten, jetzt hatte sie geradezu einen Abscheu vor dem Amtsrichter, und wenn er sich einmal sehen ließ, so lief sie davon. Ihm rechnete sie die böse Zeit an, in der sie jetzt lebte, die beständig schlechte Laune von Michael.

Es war ihre ganz naive Weibeslogik, die sie bei dem Thema von der Eifersucht wie selbstverständlich verharren ließ, während ihr Mann schon längst in anderer Wildnis kämpfte und andere Dornen in seinen Händen fühlte.

Sie empfand sich noch getragen von seiner eifersüchtigen, tyrannischen Liebe, die trotz all ihrer Schrecknisse so süß für diese Weibkinder ist — und wußte nicht, daß ihn schon die große wilde Frage schüttelte, die auf Tod und Leben geht: Bist du ein Mensch, ein Weib für mich — oder bist du nur eine Schale für meine heißen Träume — ein Nebelhauch — ein Nichts —?

* *
*

Der Doktor Laurentius war mit seiner Frau oft wie ein rohes Tier. Wenn er seinen schlechten Tag hatte, dachte er nicht einmal daran, daß sie verantwortlich war für ein zweites Leben.

Der kleine Walter war eben erst ein Jahr alt, da war schon sein Brüderchen da, ein überzartes blondes Kindchen. Es machte Tag und Nacht sehr viel Not. Überdies war Hanna hinfällig geworden zum Erbarmen, sah mit ihrer Schwäche und Gebrechlichkeit, die sie in Furcht vor Michaels Ungeduld beständig verstecken wollte, so jammerwürdig aus, daß den fremdesten Leuten das Herz weh tat.

Hundertmal am Tage sah Michael dies und sah es doch nicht. Seit der Geburt des Bübchens fühlte er dumpfer, so, als ginge ihn eigentlich dies alles gar nichts an. Sein ringender Zorn hatte sich verraucht an Hannas Hinfälligkeit, an ihrer armen kleinen Mutterschaft. Für sie und das Kindchen hatte er ein halb gleichgültiges Mitleid.

Es war etwas Schläfriges in sein Wesen gekommen. Nach der wilden Zeit eine wunderliche Stumpfheit. Über die junge blasse Mutter, die ihr und sein Kind an der Brust hatte, konnte er fortsehen, ohne eine gute oder eine schlimme Bewegung im Herzen zu spüren.

Dabei wurde er wieder ganz sanft und menschlich zu ihr. Als Hanna immer noch gar zu jämmerlich dreinschaute und doch in seiner Gegenwart sich immer anspannte, strich er ihr beim Vorbeigehen mitleidig über das Gesicht. „Lege dich hin, Kind, und mache die Augen zu. Warum quälst du dich so ab?"

Digitized by Google

Daß er so mit ihr war, machte sie ganz glückselig. Er bettete sie auf ein Sofa und legte ihr eine Decke über. Als er sich zum Gehen wandte, küßte sie ihm schüchtern die Hand. Er achtete kaum darauf.

Von nun an wurde Hanna eine andere. Als sie erst einmal begriffen hatte, daß ihre Schwäche ihn nicht ärgerte, daß er überhaupt aufgehört hatte, mit ihr barsch und rauh zu sein, löste sich die elende Furcht und die schreckliche Anspannung in ihr. Sie begann aufzuatmen, und in großer Anpassungsfähigkeit und Schnelligkeit wurde ihr Wesen gleichmütiger und lässiger.

An seinem sanften Gebaren bei ihrer Schwäche hatte sie aber noch etwas anderes gelernt: er sieht es gern an mir, wenn ich so krank und hilflos bin, er liebt mich dann mehr.

Ach, so wonnig war auch nach all den Schrecken seiner schlechten Laune diese sanfte Behutsamkeit!

Nun suchte sie sie wieder auf. In unbewußter Koketterie stellte sie sich oft elender an, als sie war.

In Wirklichkeit erholte sie sich zusehends, aber sie mühte sich, dies zu verstecken. In Michaels Gegenwart erschien sie beständig als das zarte hilfsbedürftige Pflänzchen, das so sehr viel Liebe und Schonung nötig hatte.

Es ging auch alles gut und glatt. Michael fuhr sie nicht mehr an, höhnte sie nicht, kränkte und ängstigte sie nicht. Ihr Zusammenleben wuchs sich für den Augenschein wirklich zu einer glücklichen Ehe aus.

— — — — — — — — — — — — —

Von den nächsten drei bis vier Jahren ist nicht viel zu sagen. Es trieb eben alles so hin, wie es im Alltagsleben geht. Michael verblieb in seiner sanften und für seine Umgebung sehr bequemen Schläfrigkeit. Diese drang auch schon in seinen Beruf über. Er sah es ziemlich gelassen mit an, wenn seine Bauern in ihre alten Unarten zurückfielen, flickte ohne sonderlichen Eifer und Herzensernst an ihnen herum, saß viel in seiner Stammkneipe und zeigte die ersten vielversprechenden Ansätze, korpulent zu werden.

Einen gab es, der trug heftigen und ehrlichen Kummer um diese Dinge. Das war der alte, selbst korpulente, selbst schläfrige, selbst gleichgültige Doktor Josen.

Der sollte hier unser Wecker werden! dachte er voller Schmerz und Zorn. So ein wilder, brausend junger Raufbold, der mit all seiner Stärke und Jugend in dies faule Gewässer springt und es lebendig und wild macht. So hatte ich's mir gedacht. Nun wird er wie wir alle.

Und Doktor Josen ließ seinen Wein stehen und ging nach Hause und ins Bett. Er mochte nichts mehr sehen und hören. — —

Die beiden kleinen Jungen von Michael wuchsen heran. Walter war ein strammes Kerlchen, der kleine Rick aber sehr schwächlich und nervös. Beide waren hochblond und für die Ähnlichkeitssucher mehr nach der Mutter geraten. Doch dies war keineswegs auffallend.

Um die Erziehung kümmerte sich der Doktor nicht, das war ihm zu unbequem. Dazu war ja die Mama da. Es ging auch alles so gut wie möglich. Hanna kam ihm nicht mit Klagen oder mit langweiligen Haushalts- und Dienstbotengeschichten in den Weg. Er erhielt sein gutes Essen und sein Glas Wein, des Hauses höchstes Gesetz waren seine Wünsche.

Doch das Kokettieren mit ihrer Hinfälligkeit und Hilfsbedürftigkeit hatte Hanna allmählich verloren. Es wäre ihr auch schwer geworden, es festzuhalten, so voll und lieblich blühte sie auf. Sie, das einst so stockmagere Mädelchen, bekam jetzt einen schönen Hals, runde Arme, ein volles Gesicht. Die frische Gesundheit, in der sie blühte, war unmöglich mehr zu verstecken und zu verleugnen.

Wie es so kommt im Lauf der Tage, war die junge Doktorfrau allmählich aus dieser hilflosen Abhängigkeit herausgewachsen. Ihr Muttertum, ihre Hausfrauenwürde, ihre gesellschaftliche Stellung im Städtchen gaben ihr einen Halt und Hintergrund, der außerhalb Michaels lag. Sie hatte wieder um sich zu schauen begonnen und ihre Interessen, ihren Lebenszweck nicht nur um ihn und seine Stimmung geschlossen.

Nach viel Not und Drangsal war eine totale Windstille eingetreten. Ein grauweißer Tag lag auf ihren Feldern, an dem das Korn nicht reift und die Bäume regungslos dastehen in der toten Luft.

— — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Michael Laurentius war schon als Junge faul gewesen, nun kam der müßiggängerische Hang in ihm wieder obenauf. Er hatte wahrlich keinen Grund, sich über seine Bauern zu beklagen, denn oberflächlicher und nachlässiger als er konnte kein Arzt mit ihnen verfahren. Daß er bei ihnen trotzdem immer noch höher in Ansehen und Respekt stand als Doktor Josen und die anderen beiden, Doktor Lehmann und Heidebucher, konnte nur noch von seinen ersten Brausejahren herrühren, deren Wirkungen in diesen zähen Gemütern noch immer nachzitterten.

Doktor Josen nahm kein Blatt vor den Mund. Er spuckte förmlich dem jüngeren Kollegen seine schmerzliche Verachtung ins Gesicht. Wo es aber Grobheiten auszutauschen gab, war Michael noch immer nicht der Faulste. Er hielt sich schließlich auch diesen lästigen Mahner vom Leibe, um ungestört und in allen Ehren zechen, rauchen und gähnen zu können. Da fiel plötzlich ein Feuerfunken in sein Lungerleben hinein.

Er wurde an einem sonnigen Septembertage auf ein entferntes Rittergut gerufen, wo ein kleines Gräfchen sich dem Licht der Welt entgegenmühte. Der Ruf traf ihn in seiner Kneipe, als er sich gerade in einer Schachpartie erhitzte. Er hatte nicht sonderliche Eile, seine Figuren in ihrer gerade jetzt günstigen Lage stehen zu lassen, aber der alte Kutscher, der ihn holen sollte, kletterte noch zweimal von seinem Bock, um ihn vor lauter Angst und Sorge um die junge Herrin anzuflehen, daß Michael schließlich mit ärgerlichem Lachen aufstand und seine Figuren mit einer Handbewegung umwarf.

„Na, trösten Sie sich, Laurentius," sagte sein Partner, derselbe junge Gutsbesitzer, der vor Jahren in seinem Hause den frechen Dachs gespielt hatte. „Sie finden in dem Hause das schönste Frauenzimmer der ganzen Gegend vor."

Diese Prophezeiung machte auf Michael gar keinen Eindruck. Er erinnerte sich ihrer erst wieder, als er nach einer Nacht voll heißer Arbeit einem munteren Gräfchen ins Leben geholfen hatte und in frischer Morgenfrühe mit dem jungen Vater im Wohnzimmer saß, von der Schwester der Gräfin mit Kaffee versorgt.

Ach so! dachte er. Dies ist also die große Schönheit! Er hatte schon früher von ihr reden hören, sie war aber nur zum Besuche hier.

Na, das ist mindestens Geschmacksache! dachte er weiter.

Das Mädchen, eine Baronesse, er hatte ihren Namen nur einmal gehört und nicht behalten, mußte auf den ersten Anblick freilich enttäuschen, wenn man auf eine „Schönheit" vorbereitet worden war. Sie war nicht weiß und rosig, hatte auch keinen regelmäßigen Schnitt. Ihre Haut war mattfarbig, ihre Augen hatten einen müden Ausdruck. Was Michael gefiel, war die Sicherheit ihrer Bewegungen, die aristokratische Ruhe, die durch nichts zu erschüttern schien. Sie behandelte ihren Schwager und den fremden Doktor wie zwei ganz nebensächliche Wesen, die überhaupt nur um ihrer Schwester und des kleinen Neffen willen vorhanden und ihrer Beachtung würdig seien.

Der Graf Kurt von Lüdershaus war ein gutmütiger Kauz, er bemühte sich beständig, das Wohlwollen von Anita, so nannte er seine Schwägerin, zu erringen. Michael erging sich zwar nicht in denselben Bemühungen, aber auf der ganzen Rückfahrt mußte er an das Mädchen denken.

Am nächsten Tage kam er wieder, weil es mit der jungen Mutter nicht gut stand, aber er bekam die Baronesse diesmal zu seiner Enttäuschung gar nicht zu Gesicht und dachte daher auf der Rückfahrt noch unaufhörlicher an sie als gestern.

Am dritten Tage war das Wetter umgeschlagen. Es hatte über Nacht gestürmt und geregnet und sich erst im Laufe des Vormittags aufgehellt. Tropfen hingen an allen Bäumen und Büschen, und wenn er darunter fortfuhr, fiel oft, durch einen leisen Windstoß bewegt, ein ganzer Schauer auf ihn nieder.

Der Graf war dieses Mal nicht zu Hause, er war, wie er für den Doktor hinterlassen hatte, in dringender Sache vom Inspektor gerufen worden. Vielleicht hatte er es auch noch nicht begriffen, daß es um seine Frau ziemlich schlecht stand. Das verfügbare Pflegepersonal war recht unzulänglich.

Als Doktor Laurentius sich entfernte, stand in der Vorhalle das seltsame Mädchen, die Baronesse Anita, und winkte ihm mit der

Digitized by Google

Hand zu einer Hintertür. Er mußte lächeln. Ihre Haltung, die einer befehlenden Fürstin, wirkte auf ihn zugleich reizvoll und ein klein wenig komisch. Er trat zu ihr heran.

„Ich möchte mit Ihnen reden," sagte sie. „Am liebsten draußen im Park. Es ist jetzt trocken in den Steigen."

Er verbeugte sich ziemlich gehalten. Die Sache kam ihm doch etwas zu romantisch vor für den Ernst, der jetzt über diesem Hause lagerte. Dennoch folgte er ihr durch zwei oder drei Zimmer, über eine Veranda in den mächtigen alten Park.

Dabei dachte er, während er sie beständig anschaute: Ihre Haltung ist einfach königlich, und ihre Art, sich zu kleiden, kann gar nicht vollendeter sein.

Es war ihm wie ein Geschenk, sie so ungehindert betrachten zu dürfen.

Draußen ging sie an seiner Seite, aber sie sprach lange kein Wort.

Sie mußte übrigens recht wenig Ansprüche machen, wenn sie diese Steige „trocken" nennen konnte. Dem Doktor mit seinen dicken „Überlandstiefeln" tat dies zwar wenig an, aber er blickte doch mit einiger Besorgnis auf ihre dünnen Schuhchen. Dabei entzückte ihn ihr Fuß, der unter dem aufgerafften Kleide völlig hervortrat. Ein rassiger Fuß.

Als aber Minuten vergingen, ohne daß sie etwas sagte, riß er sich aus seiner beginnenden Verzauberung.

Er fühlte plötzlich ganz grimmig. Was dachte sie sich denn eigentlich? Daß ein Arzt seine Zeit dazu habe, um neben ihr in stummer Anbetung durch den nassen Park zu wallen?

Wenig fein stieß er heraus, stehen bleibend: „Also bitte. Was sollte ich?"

Dabei sah er in ihr Gesicht und sah es zu seiner jähen Überraschung von Tränen überschwemmt. Jetzt erst hob sie ein Tüchlein an die Augen und trocknete sie. Auch sie war stehen geblieben, ihre herrliche schlanke Gestalt bebte vor unterdrücktem Schluchzen.

Er wußte die ersten Augenblicke über gar nichts zu sagen, sah sie nur an. Kaum Mitleid fühlte er mit ihr, so schön war sie in ihrem Schmerz.

Dies Menschenkind mußte an Selbstbeherrschung gewöhnt sein. Es war wundervoll für ihn, anzusehen, wie sie sich bezwang. Alles an ihr wurde stumm und groß, und mit festem Blick sah sie ihm ins Gesicht.

„Sagen Sie es **mir**," bat sie, „wie es steht —"

Da wurde ihm jede barmherzige Lüge zur Unmöglichkeit. Er wußte: hier stand ein starkes Herz, vor dem weichmütige Schonung zur Beleidigung wurde.

„Es steht schlecht," sagte er.

Das harte Wort fuhr doch wie ein Stoß gegen ihre Brust. Sie taumelte und lehnte sich schwach an einen Baumstamm. Auf ihr unbedecktes Haar fielen Tropfen, ihr Leib schauerte, und ihre Zähne schlugen aufeinander.

Hatte er je solche herrlichen Augen in Verzweiflung erstarren gesehen?

„Meine Schwester ist mein ein und alles!" sagte sie.

Es war wie ein Appell an den Arzt: Rette sie mir! O rette sie mir!

„Es ist ja noch nicht alles verloren," sagte er sanft.

„Lassen Sie nichts unversucht!" rief sie leidenschaftlich. „Kommen Sie, so oft Sie können! Und verfügen Sie über mich, Tag und Nacht, immer. Wenn ich mich daran aufreibe, schadet es gar nichts. Meine Schwester ist das letzte, was ich noch auf der Welt habe!"

„Ich unterlasse nichts," entgegnete er ihr. „Vielleicht haben wir Glück. Mir ist schon ein ganz ähnlicher Fall gut ausgegangen."

„Wenn Sie sie mir retten — —"

Ihre Augen, voll eines seltsamen Leuchtens, gingen über ihn hinweg, ihre Worte erstarben, verhallten in der feuchten, schweren Luft. Michael sah sie an.

Was hast du mir denn zum Geschenk anzubieten, du schönes Geschöpf —?

Sie gingen schweigend nebeneinander, dem Herrenhause wieder zu. Michael dachte an sein erstes Empfinden. Nein — Romantik suchtest du nicht! dachte er bewegt.

Auf dieser dritten Rückfahrt war er wieder immerfort bei Anita und bei ihren Worten.

Meine Schwester ist mein ein und alles, das letzte, was ich noch habe!

Weit, weit hatte diese arme Seele in ihrer Not ihm, dem Fremdling, ihre Tore geöffnet.

Sie ist mein letztes. — Also hattest du einst viele Güter und bist jetzt arm, und in

Digitized by Google

deiner Vergangenheit lebt ein Mensch, der dein Dasein leer gemacht hat.

Der Graf, kaum daß Michael ihm unverblümt den Zustand seiner Frau dargelegt hatte, verlor den Kopf. Er gebärdete sich wie ein Toller und stürzte dann fort und aufs Telegraphenamt, um einen Professor herbeizurufen.

Hierbei ging er rücksichtslos und dazu ziemlich ungesittet gegen Michael vor. Dieser erfuhr von dem Ruf an den Professor nichts und sah nur bei seinem nächsten Kommen einen fremden Wagen vor der Auffahrt halten.

Aber in der Vorhalle stand Anita, die auf ihn wartete, sehr bleich, mit ihren schönen, stolzen, heißen Augen. Sie faßte seine beiden Hände und sagte ihm mit fliegenden Worten, was ihr Schwager in seiner Angst getan habe.

„Tragen Sie es ihm nicht nach, verlassen Sie uns nicht!"

Michael machte sich los. „Wie heißt der Professor?" fragte er.

Anita nannte den Namen eines Studiengenossen von ihm. Er erinnerte sich seiner sehr deutlich. Die beiden hatten einander nicht gut leiden können, und der andere, als Sohn reicher Eltern, hatte eine sehr glückliche Karriere gemacht.

Diese Sache war nicht sehr schmeichelhaft für den Doktor.

Er bekam einen roten Kopf. „Dann habe ich hier nichts mehr zu tun," sagte er kurzab und wandte sich der Tür zu.

„Ich weiß, man hat sich hier unhöflich gegen Sie benommen, Herr Doktor!" rief Anita und griff wieder nach seiner Hand. „Aber ohne Absicht. Denken Sie sich in meines Schwagers Empfinden hinein. Wie können Sie jetzt mit ihm rechten!"

Wie sie mit tränenerfüllten Augen vor ihm bettelte, wußte er schon, daß er ihr zu Diensten sein werde. Dieser Graf Lüdershaus und all sein Verhalten gegen ihn erschien ihm plötzlich so ungeheuer nebensächlich, und die blonde, mit dem Tode ringende Frau wollte er auch nicht den Händen dieses begünstigten, aufgeblasenen Strebers überlassen.

„Gut, ich werde hineingehen," sagte er ohne weitere Erklärung.

Als er schon durch die Tür ging, erreichten ihn noch Anitas halblaute Worte: „Ich habe ja viel mehr Vertrauen — und Lisa auch —"

Im ersten Zimmer bereits traf er auf den Professor und Lüdershaus, der ihn begleitete. Dieser sah totenbleich aus. Bei Michaels Anblick kam ihm plötzlich sein ganzes Versehen zum Bewußtsein. Er errötete und vollzog eine hastige Vorstellung. Dabei murmelte er etwas von: „in Ihrem Sinne handeln, die Behandlung weiter fortsetzen" oder dergleichen.

Der Professor, ein magerer brünetter Mensch, schien sich Michaels ebensogut zu erinnern wie dieser sich seiner. Ein kurzes hochmütiges Blitzen fuhr über sein Gesicht. Dann aber tat er vollkommen fremd.

„Ich muß leider zu meinem Zuge eilen, Herr Kollege, kann daher in keine Besprechung mehr mit Ihnen eintreten. Ich bin übrigens mit Ihren bisherigen Anordnungen einverstanden."

„Das sollten Sie wohl, Herr Professor Anton Streicher," sagte Michael Laurentius mit einem schlingelhaften Grinsen.

Der andere wußte noch recht gut, daß vorzeiten ihm dieser rundköpfige Westfale überlegen und vorgezogen war. Das ließ ihn hier die Fassung verlieren. Er murmelte ein paar Sätze, die ein Wiedererkennen und ein hochmütiges Erstaunen, ihn hier anzutreffen, markieren sollten, und die von niemandem recht verstanden wurden.

Nach seiner Abfahrt bemühte sich der Graf Lüdershaus, seinen Doktor um der Kranken willen versöhnlich zu stimmen. Er hatte das gar nicht nötig, denn Michael hatte alle seine Sinne nur bei dem schwer gefährdeten Leben, das seinen Händen entgleiten wollte.

Er war aus seinem Schlendrian gewaltig aufgerüttelt. Und wenn auch der Arzt in ihm sich noch nicht gegen den starken Feind aufgebäumt hatte, so tat es der Mensch für den Menschen — für das stolze leidenschaftliche junge Wesen, das mit ihm am Krankenbette stand, das sich nicht scheute und nicht schämte, das blaß und kühn sein getreuer, mutiger Helfer war.

Zur Nacht kam er wieder. Die ganze Nacht wachte er mit Anita. Der Graf kam nur stundenweise, er konnte nicht mehr, er brach fast zusammen. Sie sprachen nicht viel miteinander in dieser Nacht, aber ihre Herzen

Digitized by Google

begegneten sich in einem Wunsch und Willen. Es war ein sehr stilles, aber tapferes Zusammensein, eines, das nie wieder ausgelöscht und vergessen werden kann, wie auch das Leben sich nachdem formen mag.

Die Gräfin Lisa war nicht immer bei Bewußtsein, und wenn sie es war, so war ihre Schwäche so groß, daß sie kaum sprechen, kaum blicken konnte. Auch nach ihrem Kindchen zeigte sie kein Verlangen.

Anita mußte es wissen, ehe er es ihr sagte: der Abschied ihrer Schwester war nichts Kommendes mehr, das zu befürchten stand — er war schon geschehen. Dieses hier war nur noch ein leises Nachzucken des Körpers.

Und er, der Helfer, der Retter, er stand mit machtlosen Händen, mit lahmer Kraft. All sein Können und all sein starkes Wollen, alles, was er hatte und was er war — in dem Kampfe dieser Nacht wurde es zum Spott.

Mache dich auf, du starker Mensch, stürze dich selber in die Kluft, die sich langsam auftun will — was nützt es, was nützt es?

Als die Natur dir gehorchte, da dünktest du dich Gottes Gleicher. Jetzt, da du ein zerreißendes Fädchen anknüpfen sollst, und ob dein und eines anderen geliebten Menschen Glück daran hängt — jetzt kannst du nicht mehr als die Fliege dort am Fensterglas.

Kein Fehler ist hier gemacht worden, weder von dir noch von anderen. Aber dies schwache Herz, das den ersten und einfachsten Anforderungen des Lebens nicht gewachsen ist, zu stärken, ihm über diesen toten Punkt hinwegzuhelfen, das kannst du nicht, du stolzer Könner! Von all deiner eigenen, überfließenden Lebenskraft kannst du kein einzig Tröpflein hinüberleiten.

Zerreiße deine Diplome, armer Prahler! Oder genügt dir an dem Stückwerk deiner Leistungen?

So stellte sich in dunkler, schwerlastender Herbstnacht Michael Laurentius, der einstige Himmelsstürmer, der im Sturm verschlagene, in Windstille verbummelte Mensch, selber in sein großes Gericht.

Er ließ nicht viel von sich übrig als das schwache, unvollkommene und sehr beengte Menschentum, das allen Adamskindern gemeinsam ist, und das bei starken Ansätzen und hoffnungsreichen Trieben oft so kläglich wenig zuwege bringt.

Aber die ganze Zeit fühlte er als seinen wachen Engel die junge Anita neben sich, die an ihn glaubte.

Als der erste graue Tagesschein über die Kartoffelfelder herüberkroch und die Lampe im Zimmer ihren Kampf aufnehmen mußte gegen die aufgehende Helle, sagte er seiner Gefährtin, daß ihre Schwester sterben werde.

„Ja, ja —" antwortete Anita nur.

Es war viel starrer Mut in ihr, aber auch ein versteckter, noch wie im Schlummer liegender Jammer, der kommen würde. Der entsetzlich kommen würde, wenn alles längst vorüber war.

Da strömte Michaels verlorene Kraft in ihn zurück. In seiner Brust regte sich und dehnte sich und lebte auf das alte mächtige Herz. Hier am Sterbebett war er überflüssig geworden, aber dort, dem Lebendigen gegenüber, das in der dunklen Irre seiner Erdentage tastete, den Halt verlierend, den Weg verlierend, den schwarzen Strömen zutreibend, die auf ihre Beute lauerten — da wurde er wieder stark und jung und wußte, daß noch Großes von ihm ausgehen und Großes für ihn kommen würde.

Am Abend des nächsten Tages, als die Kranke leise wie im Traum ihren Händen entglitt, in das Land hinüberzog, vor dem unser Fragen und Begreifen stockt, als Kurt Lüdershaus, der Gatte und Vater, in wahnsinniger Verzweiflung vor dem Bett auf der Erde lag, sah Michael mit keinem Blick zu der jungen, starr dastehenden Schwester hinüber, zu der von der letzten Liebe Verlassenen.

Aber sein Herz war groß und weit, und seine Zukunft wollte ihn grüßen, wie den verschlagenen Schiffer die neue Küste grüßt.

* *
*

Was hatte dieser Michael Laurentius vom Leben und von seiner Zukunft geträumt? Es war ein starker und wohl auch ein guter Traum gewesen — vielleicht auch einer, der in Not und Schuld seine Erfüllung fand. Wozu aber alle diese Möglichkeiten erwägen? Es war ein Traum und wurde nie zur Wirklichkeit.

Digitized by Google

Wie sich das Weiterleben zwischen ihm und diesem wunderbaren Mädchen gestalten sollte, hatte er sich nie klargemacht. In solchen Dingen war er zeitlebens das sorglose Kind Gottes. Es muß ja alles so kommen, wie es soll! Um solche Dinge strengt man sich doch nicht an.

Es hätte ihm aber auch wohl keine Anstrengung etwas genützt. Die Baroneß Anita Below (jetzt hatte er aus Zufall ihren Namen erfahren) verließ nach dem Begräbnis das Haus ihres Schwagers, und da der Graf Lüdershaus in dieser Gegend nicht verkehrte, überhaupt nur ein paar Sommermonate auf seinem Gute zubrachte, erfuhr in Wittenow kein Mensch je wieder etwas von ihr.

Michael hatte sich so ungefähr vorgestellt, daß sie an dem kleinen mutterlosen Neffen einen Halt und Lebensinhalt suchen werde. Dies schien nicht so. Oder geschah es doch während der Wintermonate, und sie konnte sich nur nicht entschließen, das Landgut mit seinen traurigen Erinnerungen wieder aufzusuchen?

Man konnte sich alles denken oder nicht denken, zurechtlegen oder wieder umsetzen, ganz nach Belieben. Was an den Vermutungen wahr sei, was nicht, bestätigte und widerlegte keine Nachricht, kein Ton aus ihrer Welt.

Da ward Michael erst dessen gewahr, wie wenig er von ihr wußte. Wie sie in der plastischen Gestaltung, in der er sie schaute, ein Geschöpf seiner Phantasie war.

Er stand und sah dem entfliehenden Bilde nach, mit starren Augen — ungläubig. Das kann doch nicht sein, daß es so verlaufen, daß es zu nichts werden soll — alles, alles — der Inhalt aller dieser Tage.

Aber die Zeit ging weiter, und das Unfaßliche wurde doch Wirklichkeit.

Etwas anderes in ihm war auch noch verwundet. Er hatte sich doch in naivem Herrengefühl wunderliche Dinge ausgedacht.

In Scham und Not kehrte er seine Augen ab von diesem Bilde. Es ist ein bitteres Ding um die Erkenntnis, welch ein Dichter und traumseliger Narr man gewesen ist!

Mische dir auch keinen Zucker hinein, Doktor Laurentius. Es ist armselig und eine Albernheit, sich einzureden, daß sie vielleicht doch — — und dann nur nicht weil — und daß noch einmal — —

Lieber die Augen zu und alles auf einen Schluck hinunter. Es geht schneller und ist bei weitem gesunder.

Vollkommene Menschen verarbeiten solche Perioden sein still in sich. Sie machen sich Anfang und Ende klar und schlagen nicht wild um sich wie Kinder. Aber Michael war nicht vollkommen, und darum schlug er um sich und machte sich nichts klar.

Und wie ein Gassenjunge hinter dem Vorüberziehenden, der ihm einen Tritt versetzte, die Zunge herausstreckt mit einem großartigen Rachegefühl im Busen — so benahm er sich gegen die Entschwundene, seine kalte Göttin.

Um sie vor sich selber zu verhöhnen, um das Rachegefühl in sich zu sättigen, begann er ein törichtes arges Liebesspiel — mit seiner eigenen Frau.

Hanna — Frau Doktor Laurentius — wo war sie so lange gewesen, in der Zeit, da Michael, ihr Gatte, sich aus seiner Stumpfheit und Schläfrigkeit löste, da es unter seiner Rinde trieb von neuen Säften, da der eingeschlafene Baum seine Wipfel schüttelte und die ausbrechenden Zweige von sich streckte?

Hatte sie denn einer anderen dies Weckeramt gegönnt?

Es war nicht das, daß Hanna von ihres Mannes tiefem Erlebnis nichts gemerkt oder geahnt hätte. Dazu hat man in einem Städtchen wie Wittenow zuviel gute Freunde. Zwar konnte keiner von ihnen auch nur entfernt etwas wissen, aber das Nichtwissen ist durchaus nicht immer dasselbe wie das Nichtreden.

Außerdem hätte Hanna blind sein müssen, an Michael keine Veränderung wahrzunehmen.

Aber sie quälte sich nicht darum. Sie war in den Jahren ihres Wohlseins nicht nur gesund und hübsch, gleichmütig und ein bißchen bequem, sie war auch klug geworden. Sie verstand mit Grazie alle Anspielungen von sich ablaufen zu lassen, ohne sich im geringsten in seelische Unkosten zu stürzen.

Man soll mit den Männern nicht engherzig sein. Eine feine Frau wird sich nie in lärmende Eifersuchtsszenen verstricken. Das

Digitized by Google

ist so grenzenlos geschmacklos! Wenn man sich nur taktvoll benimmt, kommt ein Mann immer von selber wieder.

Die Tatsachen schienen ihr recht zu geben. Michael begann plötzlich mit ihr zu tändeln, sich um sie zu bemühen wie in den ersten Zeiten ihrer Ehe.

Sie war beglückt und stolz. Sich darüber aufregen, wie sie es einst getan hätte, das konnte sie nicht mehr. Aber sie ließ sich wohlig von seinen Huldigungen tragen. Sie war nicht zu entgegenkommend, nicht zu nachgiebig, sie ließ ihn werben, sich mühen — es mußte ihm ein bißchen schwer gemacht werden. Dann ging es ihm tiefer und hielt länger vor.

Sie hatte viel gelernt seit ihren herben, scheuen, bangen Mädchenjahren, die ängstliche kleine Hanna Lutter — das aufgeweckte kluge Weib —

Es war die elendeste und schlechteste Periode in Michaels Leben. Das Kätzchenspiel, das ihn reizte, war in seiner Hohlheit und Unwahrhaftigkeit ein Schandmal für seine Seele. Aber was er erst in seinem knabenhaften Trotz ergriffen hatte, wurde ihm bald zur Lust, die ihn umwand und umstrickte, bis der Schmerz, der Zorn und die große Sehnsucht erstickt wurden.

Er hatte erreicht, was er wollte: er hatte vergessen und sich vollständig getröstet. Sein trauriges Stückchen Dichtertum und Narrentum lag dahinten wie ein Traum, von dem man sich ja auch nicht blamiert zu fühlen braucht.

An einem Wintertage war Hanna anders wie sonst. Etwas bewegt und sehr geheimnisvoll. Er neckte sie gutgelaunt um die Gründe. Da wies sie mit den Augen in die Nebenstube, in der die beiden Bübchen lärmten, und errötend flüsterte sie: „Michael — vielleicht sind es bald drei."

Er sah sie an, etwas Wunderliches in ihm ging vor. Sein unstetes Herz stand jählings in Entsetzen still.

Wie ein Wogensturz, tosend, brach es über seine Seele aus. Dann riß der wilde Tanz ab, und er fuhr sich über die Stirne und die Augen.

Schneehell sah der Wintermorgen in die Stube, auf den zierlich gedeckten Kaffeetisch, auf die Gestalt seines Weibes Hanna —

Des Mannes Blicke erstarrten. Er schaute zurück auf die ruchlose Zeit, auf seine verspielte Zeit. Die wollte jetzt lebendig werden und drängte ins Leben — und keines Menschen Hand konnte sie wieder auslöschen.

Er achtete es nicht, daß Hanna auf seine Antwort gierig brannte. Schwerfällig wandte er sich und ging hinaus in sein Zimmer.

Drüben aber saß er wie ein Geschlagener und schämte sich bitterlich.

— — — — — — — — — — — — —

Ja — das Leben hat auch seine Logik. Jetzt saß Michael da und staunte das Ergebnis seiner Windigkeiten an.

Was ist denn das, einen Menschen zu schaffen, nur weil man albern ist? Wo bleibt denn da der göttliche Funke —?

Er war der faule Hans gewesen bis hierher, zeit seines Lebens, auch in seinen Arbeits- und Streberjahren. Von den Wellen, von den Verhältnissen hatte er sich tragen lassen und sich allezeit im Leben eingerichtet, wie es ihm am angenehmsten dünkte.

Jetzt heißt es plötzlich: Reiße deine Augen auf, Mensch! Sieh nicht nur in deiner Suppenschüssel umher, sondern klettere mal über dein eigenes Dach hinaus. Siehst du da etwas laufen in größerem Stil, unter ewigen Gesetzen? Oder kannst du das schon nicht mehr sehen, du — verbummelter Egoist?

Doch — er konnte es noch sehen. Aber es brachte ihm vorläufig viel Schmerzen und Unruhe.

Wie mit Fäusten überfiel es ihn, zur Nacht, bei Tage. Was hat denn das alles für einen Sinn? Wofür bist du denn da? Was heißt das, ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen? Bloß zum Spaß dies ganze Theater? Vervielfachst du dich nicht in deinen Nachkommen? setzest dir selber eine irdische Unsterblichkeit?

Ein bißchen spät für solche Erkenntnisse, Michael Laurentius, wenn man schon etwa die Hälfte seiner Lebenszeit hinter sich hat! Als Schüler anzufangen, wenn man schon vor seinem Meisterexamen stehen sollte!

Er benahm sich auch wie ein Schüler. Er konnte es allein nicht schaffen, seine Frau wollte er dabei haben. Und sie sollte auch gleich, mit einem Schlage, auf die Minute, da stehen, wo er stand, von dem erfüllt und bewegt sein, was ihn erfüllte und bewegte.

Digitized by Google

Herrgott im Himmel, begriff sie denn nicht? Sie war doch keine Gans, sie hatte doch Klugheit und konnte ihr Einmaleins. War sie denn nur auf diesem einen Punkte blind und taub, nichts zu verstehen von der großen, ewigen, ureinfachen Wahrheit des Zusammenhanges und der Entwickelung?

Repetiere doch deine Naturgeschichtskenntnisse, Hanna!

„Gott ja, Michael. Ich weiß gar nicht, was willst du nur plötzlich von mir! Das mag ja alles so sein. Was geht's mich denn an? Ich tu doch nichts Unrechtes, ich verstehe gar nicht, was du mir vorwirfst."

Da lachte der Doktor in Grimm und ging seiner Wege, aber er kam immer wieder zurück.

Was geht's mich denn an! Die Parole der Unverantwortlichen, der Untermenschen. Das ewig Stillstehende.

Er wurde nervös, der wunderliche Mensch, wenn Hanna ihre kleinen Kaffeeklatschergebnisse vor ihm ausbreitete oder mit den Kunststückchen der Kinder prahlte oder sonst ihre Heimatsberechtigung in der Welt der Kleinlichkeit und Alltäglichkeit nachwies. Es kam so weit, daß er ihre Stimme nicht mehr hören mochte, daß ihr ganzes Wesen ihm auf die Nerven fiel. Es waren gequälte Tage.

Sie aber ahnte nichts, fühlte nichts, fand sich ganz behaglich in ihrem geordneten Dasein und lachte bei ihren Freundinnen ein bißchen über ihren Mann, der sie mit seinen Ideen plagte.

„Ach Gott ja, diese Männer! Na, etwas nervös wird er mit der Zeit ja auch. Dann ist es nur immer gut, wenn die Frau zur Stelle ist, um alles auszubaden."

Im Frühsommer hatte Michael einen Entschluß gefaßt. „Ich gehe mal mit dir in die Berge, Hanna. Nach Tirol auf vierzehn Tage. Ich habe schon an einen Vertreter geschrieben."

„Aber Michael, wie denkst du dir das! Ja, so seid ihr Männer nun. Als wenn das so ginge! — Wo lasse ich denn die Kinder? Und wo soll der Vertreter wohnen?"

Hanna war gewißlich die Vernünftige, aber Michael war der Eisenkopf. Es ging eben doch danach, wie er wollte.

Eine ältere Dame wurde engagiert, die gerade zur Hand war, ohne daß sie bedeutende Proben ihres Haushaltstalentes abgelegt hätte. Hanna zog mit verweinten Augen ab.

Daraus machte sich Michael nichts. „Sie wird schon aufleben."

Ja, sie lebte auf, aber die Berge sagten ihr nicht viel.

Er aber stand zum erstenmal vor diesen Bergen, ein Fremdling noch, überwältigt, halb betäubt — und doch schon ein Erwachender, dem die Fremdheit abglitt, der mit nassen Augen und Jubelschreien im Herzen von hoher Kuppe in die Unendlichkeit und Herrlichkeit schaute. Und er, der hier oben wie auf Schwingen ging, über Wolken ging in der gewaltigen Einsamkeit — er führte eine Frau neben sich, der Bergstock und Touristenrock und die Gesichter der Begegnenden mehr Stoff gaben als das, was für ihn eine neue Gewalt in seinem Leben wurde.

Leicht bepackt muß man sein, wenn man hier heraufgeht, nicht einmal viel Gedankentrödel mitnehmen. Das liebe breite Ich da unten im Hotel zurücklassen. So steigt sich's gut.

Aber Hanna schleppte all ihren Tageskram mit herauf. Was sollte sie auch anders? Michael hatte mal wieder seinen komischen Tag.

„Wenn dir alles nicht paßt, was ich sage, hättest du mich ja zu Hause lassen können. Mir wäre es so wie so lieber gewesen, das weißt du recht gut. Aber du mußt ja natürlich immer deinen Willen haben."

Dies wurde gesagt auf einer der mächtigsten Berghöhen in Kärnten, wo das große Himmelslicht auf den schweigenden Schneehäuptern der Tauern lag.

In Michael zuckte und wühlte es, er war einer Gewalttat nahe. Er stieg herab, sein bester Tag war ihm verloren.

Als sie nach München kamen, war schlechtes, kaltes Wetter. Hanna war reizbar und innerlich aus ihrer gewohnten Ordnung gebracht. Beim Herumlaufen in Museen holte sie sich nasse Füße, erkältete sich gründlich und wachte am anderen Morgen krank auf. Statt am selben Abend noch zu Hause zu sein, mußten sie sich jetzt einrichten, eine heftige Influenza mit ihr im Hotel durch-

Digitized by Google

zumachen. Erst nach drei Wochen konnten sie zurückkehren. Hanna sah noch zum Erschrecken elend aus.

Es wurde die Last, an der Michael eben anfing knirschend zu schleppen, ihm rascher abgenommen, als er damals ahnte. Von Hannas Erkältung blieb ein Katarrh zurück. Aber als ob sie, die sich einst so gern von ihrem Manne hatte verzärteln lassen, jetzt ahnte, daß hier keine leichte freundliche Sache in Frage kam, so verheimlichte sie, soviel sie konnte, ihr lästiges Übel vor ihm. Es war, als ob sie fürchtete, seinen Schönheitssinn oder das, was sonst an ihr Gefallen fand, mit einem tieferen, womöglich entstellenden Leiden zu verletzen.

Ihre Absicht gelang ihr über Erwarten und mehr als gut war. Er war gar kein richtiger Arzt ihr gegenüber. Schon fingen die fremden Leute an, sich abfällig über ihn zu äußern, da war auch schon das Unheil in seiner ganzen Größe da.

Durch den Sommer hatte Hanna sich noch hinzuschleppen vermocht. Die heißen Tage hatten sie nur sehr matt und leicht gereizt gemacht. Beim Eintritt des Herbstes setzte ihr Katarrh in erhöhter Stärke ein.

Jetzt wachte Michael auf, jetzt begann er die Gegenwehr. Aber es half nichts mehr. Eine Lungenentzündung war schon da, unter deren Fieberschauern das Kind geboren wurde, und deren Überwindung der erschöpfte Kräftezustand der jungen Mutter nicht mehr leisten konnte.

In kühler Herbstfrühe, etwas mehr als ein Jahr nach dem Tode der Gräfin Lisa, schloß Hanna Laurentius ihre rehbraunen Augen für diese Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Taugeglitzer

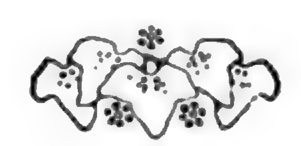
Mit dem Tauwind über blaue Fernen
Ihren Schleier schlug die Frühlingsnacht.
In den Falten glitzert es von Sternen,
Dunstig ist das Morgenweh'n erwacht.
In der Felsen dunkelblaue Schatten
Mischt sich schon des Lichtes gold'ger Ton.
Auf den Hängen und erglüh'nden Matten
Lacht ein Schimmer, denn es grünelt schon.

Wie ein Kuß geht hingehaucht das Tauen
Auf der Erde sonn'gem Angesicht.
In der Schmelzflut wiegen sich die Auen —
Ist es Wasser, ist es flüss'ges Licht?
Vom Gebirge hell und hart gesprungen
Kommen Quellen, außer Rand und Band.
Glänzend liegt, vom Silbernetz umschlungen,
Wie verzaubert das betaute Land.

Ein Gerausch und blinkendes Gerinnsel
Grüßt den Wandrer, wo er geht und steht.
Jeder Fußbreit Erde eine Insel,
Jugendwarm von Gottes Hauch umweht.
Durch die Tannen treiben graue Flöre,
Fliehend vor des Frühlingsfeuers Nah'n.
Auf dem Ast der goldgefärbten Föhre
Balzt ins Morgenrot der Auerhahn.

Taugeglitzer hängt an allen Zweigen,
Tausendfarbig in das Licht zersprüht,
Das durch all das tropfenschwere Schweigen
Wie ein Hauch von flieh'ndem Purpur glüht.
Plötzlich fällt ins Morgenlied der Quellen
Trunkensüß der Vögel frommer Chor —
Mit des Wassers, mit der Liebe Wellen
Drängt ein Sehnen sich zu Gott empor.

Maurice von Stern



Digitized by Google

Hermann Prell: Bürgermeister Sprenger mit Rat und Gemeinde geleiten Dr. Buggenhagen zur Einführung der Reformation in die Andreaskirche. Wandgemälde im Rathaussaal zu Hildesheim.

Zu Jordan: Hermann Prell.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Plocamium coccineum.

Meeresalgen

Von

Adolf Hansen

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Ansicht, daß unsere Erde erst als Wohnsitz belebter Wesen ihre eigentliche Bestimmung gefunden habe, mußte sich aus der Tatsache ergeben, daß überall, wo nur die Möglichkeit gegeben ist, Leben aufkeimt und sich entwickelt. Nicht nur unter günstigen und gemäßigten Bedingungen sehen wir ein Drängen pflanzlichen und tierischen Daseins, sondern auch unter extremen Verhältnissen: auf sonnendurchglühten Felsenwänden der Hochgebirge sowohl, wo die Flechten als krustenförmige Überzüge die mikroskopischen Pioniere bilden, die das Gestein auflockern und höheren Pflanzen einen Boden bereiten, wie auf Gletscherfeldern oder arktischem Inlandseis, wo noch kleine Algen vegetieren und ihr bescheidenes Dasein fristen. Daher wundern wir uns nicht, daß auch in jenen ungeheuren Vertiefungen der Erdoberfläche, welche das flüssige Element ausfüllt, sich wenigstens teilweise eine Pflanzenwelt angesiedelt hat, aber wir staunen über den ganz besonders bewunderungswürdigen Formenreichtum der Meeresbewohner. Freilich ist diese Pflanzenwelt trotz der ungeheuren Meeresräume nicht so ausgedehnt wie die Pflanzenwelt der trockenen Feste. Man würde irren, wenn man den Meeresgrund ganz mit Pflanzen erfüllt glaubte oder überall nach schwimmenden Meeresgewächsen suchen wollte. Nur mikroskopische, dem bloßen Auge unsichtbare Pflänzchen, welche zum Plankton gehören, schwimmen im Wasser. Die eigentliche Meeresflora ist festgewachsen und angesiedelt auf den Sockeln der Kontinente nahe der Meeresoberfläche. Die Tiefsee aber, welche noch ein so merkwürdiges Tier-

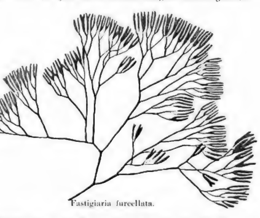
Digitized by Google

leben birgt, ist eine vegetationslose Wüste. Die Meerespflanzen sind wie die Landflora Geschöpfe des Lichtes, welches in jene großen Tiefen nicht mehr hineindringt. Und so bildet denn die Meeresflora einen Kranz, der die Küsten begleitet, einen Kranz, den wir aber erst erblicken, wenn wir hinabschauen in den kristallenen Palast des Meergottes.

Die Tatsache, daß die Meeresalgen nicht in unermeßliche Tiefen hinabsteigen, ist für ihr Studium von Wichtigkeit. Wir können sie auf dem seichten Meeresboden und in ihren Felsengrotten wachsen sehen. Vielfach bilden sie eine bunte Flora verschiedenster Arten, zuweilen bedeckt eine Art weite Strecken, gleichsam eine unterseeische Wiese bildend. Von einem Boote aus läßt sich leicht ein lehrreicher Blick in die Tiefe tun. Mehr noch sieht man, wenn man mit einem Taucherapparat hinuntersteigt. Doch ist das nicht überall unbedingt nötig, denn durch die Ebbe wird der Meeresboden häufig freigelegt, so daß man ungehindert auch in dieser Flora botanisieren kann.

Porphyra vulgaris.

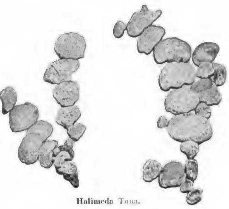
Auf den ersten Blick macht diese Pflanzenwelt auf uns einen fremdartigen Eindruck. Mit der uns umgebenden Vegetation des festen Bodens haben diese Gewächse wenig Ähnlichkeit. Das kommt daher, weil nur ganz wenige Blütenpflanzen an der Meeresvegetation teilnehmen, die Hauptmasse aber aus Algen besteht. Die paar Blütenpflanzen, die im Meere wachsen, werden gewöhnlich Seegräser genannt, obgleich sie gar nichts mit unseren Getreide- und Wiesengräsern gemein haben als schmale grasähnliche Blätter. Von den Seegräsern ist das gewöhnliche Seegras Zostera marina bei uns bekannt, da es von der Flut in ganzen Wagenladungen an den Strand geworfen und als Polstermaterial benutzt wird. Die Seegräser sind aber eigentlich Fremdlinge, die in das Meer eingewandert sind, sich wohl in der salzigen Flut angesiedelt haben, es aber zu keiner großen Formentwickelung bringen, denn man darf nicht vergessen, daß die Meerespflanzen sich in ganz besonderen Verhältnissen befinden, da sie nicht in reinem Wasser, sondern in einer etwa dreiprozentigen Kochsalzlösung leben müssen. Würden wir Land- oder Süßwasserpflanzen in eine solche Kochsalzlösung setzen, so würde ihnen das wenig behagen. Die Algen des Meeres sind dagegen ihrem Medium angepaßt und nehmen es ihrerseits sehr übel, wenn man sie in süßes Wasser bringt, in dem sie nach kurzer Zeit zugrunde gehen. Dieser enge Zusammenhang der Meeresalgen mit dem Salzwasser läßt sich aber vollkommen verstehen, denn sie sind offenbar nicht in das Meer eingewandert wie die Seegräser, sondern im Meere selbst entstan-



Fastigiaria furcellata.

Digitized by Google

den, als dies noch unsere Erde fast vollständig bedeckte. Im Meere regte sich nicht bloß das erste tierische, sondern auch das erste pflanzliche Leben. Die Meeresalgen sind demnach die ältesten Pflanzentypen, was manche Abweichungen von den viel später entstandenen Landpflanzen erklärt.



Halimeda Tuna.

In allen Stufen, von mikroskopischer Kleinheit bis zu gigantischen Formen von hundert Metern Länge, wie sie uns in der Gattung Macrocystis begegnen, zeigen die Meeresalgen vielfach schon Gestalten der verschiedenen höheren Pflanzengruppen. Die einfachen gleichen nur dünnen, zum Teil verzweigten Fäden oder breiten Bändern. Bei anderen Arten glaubt man ein zierliches Bambusgebüsch, eine Tamariske, eine Opuntia (s. Abbild. S. 39) oder Palmenwedel von allerliebster Kleinheit zu erblicken. Hier scheinen zarte Farnblätter unter dem Wasser zu wachsen, dort sind die Felswände mit unförmlichen hohlen Säkken besetzt oder mit kugelförmigen grünen, bovist-ähnlichen Gestalten wie gepolstert. Zarte, in buntem Farbenspiel schillernde Blasen bilden traubenförmige Vegetationen (s. Abbild. S. 39), und die kleine zierliche Acetabularia mediterranea bildet schirmförmige Gestalten, die einem kleinen Hutpilz zum Verwechseln ähnlich sehen (s. Abbild. S. 39).

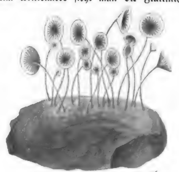
Valonia utricularis.

Aber diese mannigfaltig gestaltete Flora grüßt uns nur selten mit dem angenehmen, gleichmäßigen Grün der Landpflanzen, sondern prangt im duftigsten Rosa, in glühendem Karmin oder in schönem Violett, in welche bunte, phantastische Farbenpracht die olivenfarbigen, düster braunroten oder goldbraunen Fukaceen, Diktyotaceen und Laminarien eine passende Schattierung bringen. Einige Arten gewinnen dadurch an Zauber, daß sie im Tageslichte mit buntem Perlmutterglanz irisieren.

Nach der so leicht zu unterscheidenden Färbung kann man die Meeresalgen, die auch Tange genannt werden, am leichtesten in drei Abteilungen bringen, in die der Grüntange (Chlorophyceen), Brauntange (Phäophyceen) und Rottange (Rhodophyceen oder Florideen).

Zu den grünen gehören die zierlichsten Formen, z. B. die Gattung Bryopsis (s. Abbild. S. 40), die dunkelgrüne, aus zarten weichen Federchen bestehende Polster auf Steinen bildet. Ferner gehören dahin die mehr auffallend als schön gestalteten Caulerpa-, Udotea- und Codiumarten. In der Abbildung S. 40 ist ein Codium des Mittelmeeres abgebildet, andere Arten fluten mit wurmförmigen verzweigten Sprossen im Wasser. Udotea (s. Abbild. S. 40) stellt einen blattartigen, auf einem Stiel befestigten, unregelmäßig gefranzten Lappen dar.

Am Mittelmeer sieht man die Flutlinie



Acetabularia mediterranea.

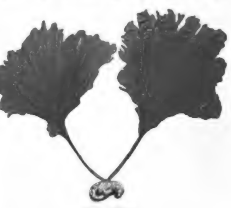
Digitized by Google

Bryopsis disticha.

häufig begrenzt durch die glänzend grünen Lappen der Alge Ulva Lactuca, die vom Meer ausgeworfen und, wie der Name Lactuca andeutet, als Salat gegessen wird.

Mehr als die grünen Meeresalgen treten durch Zahl und Ansehen die beiden anderen Abteilungen hervor. Die eine davon bilden die Phäophyceen, mit verständlicherem und ebenso gutem Namen „Brauntange" genannt. Durch goldbraune und grünbraune Farben ausgezeichnet, finden wir unter ihnen große, zum Teil erstaunlich große Pflanzen von vielen hundert Metern Länge. Die Laminarien mit ihren dicken, schier unzerreißbaren Stengeln und ihren handförmig geteilten blattähnlichen Organen, die Fukaceen, von denen der Blasentang, Fucus vesiculosus, jedermann, der einmal am deutschen Meeresstrand weilte, bekannt ist, sind Bewohner der nordischen Meere und gehen bis ins Eismeer hinauf. Zu ihnen gesellen sich die wunderlichen Chordaarten, bei denen die ganze Pflanze einen dicken Faden von dreißig und mehr Metern Länge darstellt. Die größten Formen sind die Macrocystis- und Lessoniaarten, welche mit anderen in den Meeren der südlichen Halbkugel von der Magelhaensstraße und den Falklandsinseln bis über Kerguelensland hinaus unterseeische Wälder von großer Ausdehnung bilden, die zwischen ihrem braunen und olivenfarbigen Laube ein Tierleben von überraschender Mannigfaltigkeit zeigen. Doch wir finden außer diesen mächtigen auch zierliche Formen unter den Brauntangen. Unsere Abbildung S. 41 zeigt ein Pflänzchen der im Mittelmeer häufigen Padina pavonia, die ihren Namen ihrer einem aufgerichteten Pfauenschweif gleichenden Form verdankt. Durch konzentrische Linien ist sie hübsch gezeichnet und mit weißen Kalkinkrustationen betupft. Imponieren die Laminarien und Fukaceen, von denen der Blasentang (s. Abbild. S. 41) durch seine als Schwimmorgane dienenden blasigen Auftreibungen auffällt, durch die Stattlichkeit ihrer Vegetationsorgane, so überrascht die dritte Gruppe der Meeresalgen, die Floriden oder Rottange, das Auge durch eine ungewöhnliche Zierlichkeit und durch die Farbenpracht purpurner und violetter Abstufungen, wovon die ersten unserer Bilder auf S. 37 u. 38 und zwei später folgende eine Vorstellung geben (s. die Abbildungen S. 42).

Codium Bursa.



Udotea ciliata.

Wenn der Botaniker einem Laien eine Pflanzenabteilung zeigt, so ist sein Dank in der Regel ein achtungsvolles Staunen. Man erblickt eine Fülle von Formen, die zusammengehören sollen, aber doch alle verschieden sind, was man nicht gleich zusammenreimen kann. Die meist ganz unverständlichen lateinischen Namen (leider ein notwendiges Übel) machen es schwierig, sich auch nur einiges von diesen Verschiedenheiten einzuprägen. Und so hat der Zuhörer denn den Eindruck, daß die Dinge gewiß sehr interessant seien, aber recht verstehen könne man

Digitized by Google

sie doch nicht, ohne ein Gelehrter zu sein. Das ist aber ein Vorurteil, und ich möchte versuchen, es durch eine weitere Einführung in das Verständnis der Algenformen zu

Padina pavonia.

beseitigen. Wenn wir unsere Bilder ansehen, dann sagen uns die Formen freilich nichts, allein wenn wir untersuchen, in welcher Weise die Algen des Meeres eigentlich leben, dann werden uns die Formen von selbst verständlich.

Es gibt nur zwei Aufgaben, welche das gesamte Leben der Pflanzen ausfüllen, Ernährung und Fortpflanzung. Die ganze Organisation, sowohl die äußere wie die innere, umfaßt nur Einrichtungen, welche zur Erreichung dieser beiden Lebensziele dienen. Wir nennen diese Einrichtungen Organe und unterscheiden daher nur Fortpflanzungs- und Ernährungsorgane.*

Die Fortpflanzungszellen, aus denen eine neue Pflanze entsteht, sind bei allen Pflanzen, also auch bei unseren Meeresalgen von mikroskopischer Kleinheit und mit bloßem Auge nicht sichtbar. Zuweilen sind sie in Behälter eingeschlossen, die durch Form und Größe einem aufmerksamen Beobachter auffallen, aber doch sind diese Fortpflanzungsorgane der Algen so klein, daß sie nicht maßgebend für das Aussehen der Pflanzen und für ihre Architektonik sind.

Was wir also mit bloßem Auge von unseren Meeresalgen wahrnehmen, sind ausschließlich die Organe der Ernährung. Wir brauchen uns nicht verwirren zu lassen durch die ungemeine Verschiedenheit, welche die Gestalten der Meeresalgen uns entgegenbringen. Die Formenunterschiede sind von unserem Standpunkte aus nebensächlich. Die olivenfarbigen, braunen oder prächtig roten Körper bedeuten alle dasselbe, es sind Ernährungsorgane der Algen, gleichviel ob sie einfache Zellfäden oder verzweigte Fiedern oder Zellkörper sind oder mehr blattähnliche Gestalt besitzen, wie bei den Laminarien und Fukaceen.

Wir sehen gleichzeitig, daß die Organisation bei den Pflanzen recht verschieden ist von derjenigen der Tiere und unseres eigenen Körpers. Die Ernährungsorgane liegen bei den Tieren im Inneren des Körpers und unterscheiden sich anatomisch scharf von den Organen mit anderen Aufgaben. Bei den Pflanzen finden wir keine im Körper eingeschlossenen Organe für das Ernährungsgeschäft, die ganze Pflanze ist Ernährungsapparat: sie ernährt sich mit ihrem ganzen Körper. Wir sehen auch sonst nichts der tierischen Organisation Ähnliches, keine Öffnungen zur Aufnahme der Nahrung, keine

Fucus vesiculosus (Blasentang).

Hohlräume zu ihrer Verarbeitung. Überall herrscht in den Pflanzen das Streben vor, breitere Flächen, Blätter, zu erzeugen, Formen, die das Tierreich nur äußerst selten

* Ausgebildete Sinnesorgane, welche bei den Tieren so wichtig sind, finden wir bei Pflanzen nicht, sowenig wie Nerven.

Digitized by Google

aufweist. Das kommt daher, weil die Pflanzenernährung in erster Linie vom Licht abhängig ist und die Lichtstrahlen nur in

Hydrolapathum sanguineum.

flache, dünne Organe mit genügender Stärke eindringen können. Da, wie schon gesagt ist, auch die Meeresalgen des Lichtes bedürfen, so begreifen wir vollkommen die allgemeine Übereinstimmung ihrer Gestalten mit denjenigen höherer Pflanzen.

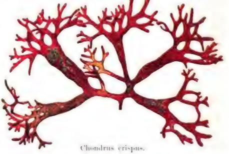
Aber um das vollständig einzusehen, ist es nötig, *die Arbeit der Ernährungsorgane* etwas näher zu betrachten.

Die Ernährung der Pflanzen ist eine ganz eigentümliche und in einer Beziehung grundverschieden von der Ernährung der Tiere. Die Pflanzen nehmen keine festen Kohlenstoffverbindungen wie Eiweißstoffe, Zuckerarten und Fette auf, sondern sie benutzen als Kohlenstoffnahrung *ein Gas*, die Kohlensäure der Luft. Bei den Landpflanzen wird diese Kohlensäure der Luft unmittelbar entnommen, in den Blättern zu Zucker und Stärke verarbeitet, die sich zunächst in den Blättern ablagern. So bereiten sich also die Pflanzen ihre feste Nahrung selbst innerhalb ihres Körpers, um daraus nach mancherlei Stoffwechselprozessen ihre Organe aufzubauen.

Die Meeresalgen stehen mit der Luft nicht in unmittelbarer Berührung, aber so, wie die Fische die im Wasser sich stetig auflösende Luft zum Atmen benutzen, reißen die Algen die mit der Luft gelöste Kohlensäure an sich, um sie ebenso wie die Landpflanzen zu verarbeiten.

Untersuchen wir die Blätter einer Eiche oder einer beliebigen anderen Pflanze, selbst eines Mooses, unter dem Mikroskop, so ergibt sich, daß ein Blatt keinen homogenen Bau besitzt, sondern aus Zellen zusammengesetzt ist, welche von scharfumgrenzten Körnern von grüner Farbe angefüllt sind. Diese grünen Körner, die Ursache der grünen Farbe der Pflanzenteile, heißen Chlorophyllkörner, und obgleich sie so winzig klein sind, sind sie doch die Laboratorien, in denen der Prozeß der Bildung organischer Substanz aus Kohlensäure und Wasser vor sich geht.

Solche Chlorophyllkörner enthalten auch die fadenförmigen oder blattartigen und anders gestalteten Organe der Meeresalgen. Das Merkwürdige dabei ist jedoch, daß nur wenige von ihnen grün aussehen. Die braune oder rote Farbe, mit der viele uns entgegentreten, rührt daher, daß sie neben dem grünen Chlorophyll noch andere den höheren Pflanzen fehlende Farbstoffe erzeugen, die den grünen Farbstoff ganz verdecken. Wir können uns auf eine einfache Weise davon über-



Chondrus crispus.

zeugen, daß die Meeresalgen wie die höheren Pflanzen Chlorophyll enthalten. Der grüne Farbstoff der Blätter ist in Alkohol löslich, und wenn wir Blätter damit übergießen,

Digitized by Google

erhalten wir eine prachtvoll smaragdgrüne Lösung. Eine ganz gleiche Flüssigkeit erhält man, wenn man rote oder braune Algen mit Alkohol auszieht. Der grüne Farbstoff wird ausgezogen, während die roten und braunen Farbstoffe in den Algen zurückbleiben.

So können wir denn mit Leichtigkeit feststellen, daß die Meeresalgen für die Ernährung ebenso ausgerüstet sind wie die höchsten Pflanzen, wie eine Palme oder eine Eiche, und daß sich bei diesen die Kohlenstoffgewinnung in gleicher Weise vollzieht wie bei den auf viel tieferer Stufe stehenden Meeresalgen. Die Kraftquelle für den Ernährungsprozeß ist die Sonne, welche ihre Lichtstrahlen den Pflanzen täglich zufließen läßt. Die Lichtwellen, welche im Chlorophyll absorbiert werden, geben den Anstoß zu den chemischen Prozessen der Stärkebildung im Chlorophyll.

Erst die Kenntnis, daß die Meeresalgen Chlorophyll enthalten, dessen Tätigkeit vom Licht abhängig ist, macht die Gestalten dieser Pflanzen verständlich. Man begreift, daß die Meeresalgen nicht ein zufälliges Gewirr von Gestalten sind, sondern daß sie so aussehen müssen, wie sie aussehen. Denn es ist leicht einzusehen, daß sowohl die Absorption der im Wasser gelösten Kohlensäure als die Durchleuchtung des Chlorophylls durch die Lichtstrahlen am vollkommensten stattfinden, wenn die chlorophyllhaltigen Gewebe zu dünnen, durchsichtigen Flächen ausgebildet sind. Bei den Meeresalgen sowohl wie im ganzen Pflanzenreiche hat sich die Formenbildung der Organe nach dem Chlorophyll gerichtet. Solange wir dessen Tätigkeit nicht kannten, blieben uns die Formen bloße Tatsachen ohne tiefere Bedeutung. Physiologische Studien dagegen liefern den Schlüssel für ein lebendiges Verständnis der Pflanzengestalt. Wir begreifen jetzt ohne weiteres, warum bei den Pflanzen Blätter oder blattähnliche Organe so verbreitet sind, daß sie den Charakter der Pflanze im Gegensatz zum Tiere bilden. Die Bildung von Blättern und blattähnlichen dünnen Flächen hängt mit der eigentümlichen Ernährung der Pflanzen auf das engste zusammen.

Vergleicht man auch die übrigen Bauverhältnisse der Meeresalgen mit den Land- und Süßwasserpflanzen, so überrascht es zwar nicht, bei sowohl ihrer Abstammung als auch der Zeit ihrer Entstehung nach so verschiedenen Pflanzengruppen den größten Verschiedenheiten zu begegnen, allein der größere Teil dieser Unterschiede findet ebenfalls seine Erklärung in der Lebensweise der Meeresalgen.

Laminaria Cloustoni.

Bei den Landpflanzen treffen wir meist aufrechte, zum Teil steife verholzte Stengel und Stämme an. Den Meeresalgen würden diese nur zum Schaden gereichen. Sie müssen der gewaltigen Kraft der Meeresbrandung standhalten können. Holzige Stengel würden einfach zerbrechen. Ihr anatomischer Bau ist daher sehr einfach, sie bestehen aus weichem parenchymatischem Gewebe, welches sich durch starkes Quellungsvermögen auszeichnet. Daher sind die Stengel der Meeresalgen äußerst biegsam und nachgiebig, dabei aber bei den größeren Formen, z. B. den Laminarien, fest und unzerreißbar.

Digitized by Google

Bei den Landpflanzen und den aus dem Wasser hervorragenden Sumpfgewächsen, den Rohren und Schilfen u. a. haben Holz und Gefäßstränge der Stengel die Aufgabe, das von den Wurzeln aufgenommene Wasser den Blättern zuzuführen, um den Verlust, welcher fortwährend durch Verdunstung der Belaubung entsteht, zu decken. Die Meeresalgen sind ganz von Wasser umgeben, sie erleiden also keine Verdunstung und brauchen daher keine Gefäß- und Faserstränge für die Zuführung neuen Wassers. Aus dem gleichen Grunde fehlt ihnen eine eigentliche Wurzel vollständig. Die meisten Meeresalgen wachsen auf felsigem Boden. Mit einer Wurzel würden sie in die Unterlage gar nicht eindringen können, und überdies brauchen sie auch kein Organ zur Aufnahme von Wasser und Salzen, da sie von beiden umgeben sind.

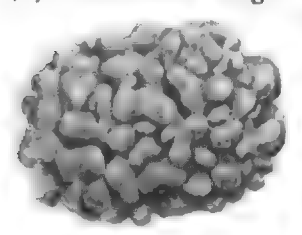
Dagegen ist eine Befestigung auf der Unterlage für die Existenz der Meeresalgen ein fast noch größeres Bedürfnis als für Landpflanzen. Der untere Teil der Algenstengel ist daher statt zu einer Wurzel zu einem Haftorgan ausgebildet, welches in Form einer dicken Saugscheibe oder eines verzweigten Fußes sich mit ganz ungewöhnlicher Festigkeit an den Meeresboden festklammert (s. Abbild. S. 43). Es gelingt nicht, große Laminarien vom Boden loszureißen, dazu gehört die Gewalt der Stürme, welche die Algen an den Strand wirft.

Sargassum.

Diese Angaben beseitigen die falsche Vorstellung, welche man vielfach verbreitet findet, daß die Meeresalgen im Meere frei schwimmende Pflanzen wären. Diese Meinung hängt zusammen mit den Berichten von im Meere schwimmenden Tangwiesen, jenen Sargassowiesen, welche schon dem Kolumbus und seiner Mannschaft Schrecken einflößten, indem sie fürchteten, mitten im Meere mit ihren Schiffen stecken zu bleiben. Diese schwimmenden Sargassowiesen, so genannt, weil sie vorzugsweise aus einer Algenart, Sargassum bacciferum (s. nebenstehende Abbild.), bestehen, sind keine lebendigen Wiesen, keine natürlichen Wohnstätten der Algen. Stürme und Wogen rissen sie von ihrer Heimat, der Nordküste Südamerikas, los. Die Meeresströmung des Golfstromes trieb sie dorthin, wo man sie findet, und in dem ruhigen Mittelpunkte des ungeheuren Wirbels, den der Golfstrom zwischen der Alten und der Neuen Welt verursacht, sammeln sich die abgerissenen Tangmassen. Dies sogenannte Sargassomeer hat zu fabelhaften Übertreibungen Veranlassung gegeben. Es ist ja keine Rede davon, daß die Tangwiesen, denen man oft tagelang auf der Seefahrt begegnet, ein Schiff aufhalten können. Es ist namentlich wenig berechtigt, die Sargassomassen mit auf den Erdkarten einzutragen, da sie weder in der Ausdehnung noch überhaupt etwas Konstantes sind. Mit den Winden und Strömungen wechseln sie ihren

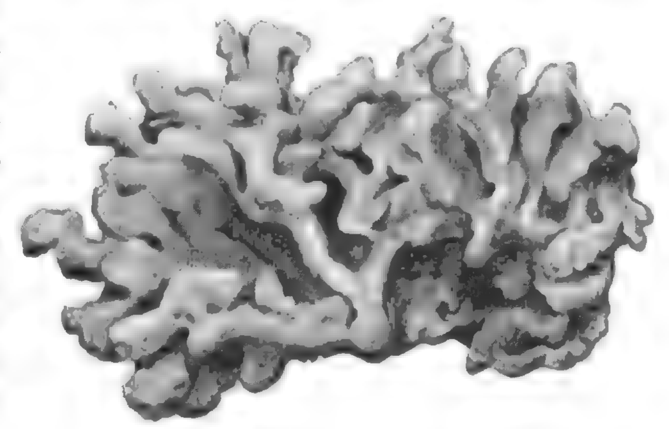
Digitized by Google

Ort, und wo heute ein Schiff auf starke Sargassomengen stößt, findet ein anderes morgen schon freies Meer. So erklären sich diese schwimmenden Algen. Sonst aber sind alle Algen seßhaft angesiedelt auf dem festen Meeresboden. Mit ihren Haftorganen halten sie gewaltig fest am felsigen Grunde. Eher reißen die zähen Stengel, ehe die Haftorgane sich von ihrer Unterlage trennen, und wenn bei heftigen Stürmen die Laminarien der Gewalt der Elemente nachgeben müssen und auf den Strand geschleudert werden, dann offenbart das Klammerorgan recht seine Bestimmung. Nach Stürmen ist bei Helgoland der Dünenstrand bedeckt mit Laminarien, die die Brandung ans Land warf. Daran hängen unlösbar fest große Steine vom Meeresgrunde. Die Haftwurzel sitzt noch immer fest darauf, und ohne loszulassen, riß sie die mächtigen Steine mit aufs Trockene.


Lithothamnion crassum.

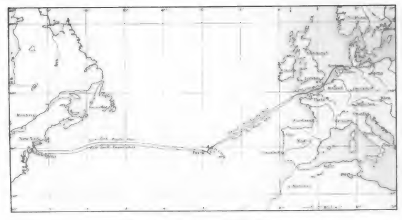
Wenn bei aller Verschiedenheit die Meeresalgen diejenige Familienähnlichkeit besitzen, welche zu ihrer systematischen Zusammenordnung veranlaßt, so weicht eine kleine Abteilung der Florideen so wesentlich von den anderen ab, daß man sie eine Zeitlang gar nicht für Pflanzen, sondern für Korallen hielt. Wegen dieser Ähnlichkeit hat man ihnen dann später wenigstens den Namen Korallineen gegeben. Sie haben die Eigentümlichkeit, sich ganz und gar mit Ausnahme der Fortpflanzungsapparate mit kohlensaurem Kalk zu inkrustieren, den sie aus dem Meerwasser niederschlagen. Dadurch werden sie steinhart, und eine solche Alge macht tatsächlich den Eindruck eines Steines. Die Kalkalgen sind in allen Meeren verbreitet und werden beim Arbeiten mit dem Schleppnetz in Menge mit heraufgebracht (s. die oben- und nebenstehende Abbildung).

Die ganze Körperform der Meeresalgen steht in engem Zusammenhang mit der Ernährung und Vegetation dieser Pflanzen, eins ist aus dem anderen verständlich. Aber wie eingangs gesagt wurde, handelt es sich nicht nur darum, daß Pflanzen sich ernähren, sie müssen sich auch fortpflanzen, damit mit dem Absterben einer Generation nicht der ganze Stamm erlischt, sondern sich in unbegrenzten Zeiten fortpflanzt. Während aber Ernährungs- und Wachstumsvorgänge an und in sichtbar in die Augen fallenden Organen stattfinden, sind die Fortpflanzungsvorgänge bei den Algen ebenso wie im ganzen Pflanzenreich verborgene Vorgänge, die erst das Mikroskop klargelegt hat. Wir wollen, da es sich hier nur darum handelt, mit den Formen der Meeresalgen bekannt zu machen, damit sie uns bei einem Aufenthalt am Meere nicht fremd sind, nur ganz kurz auf die Verhältnisse der Fortpflanzung, die sich dem gewöhnlichen Blick ganz entziehen, hindeuten. Für die Fortpflanzung werden von allen Meeresalgen besondere Zellen von mikroskopischer Kleinheit gebildet, die sich zu gewissen Zeiten von ihrem Körper loslösen, und aus denen durch Keimung ein Pflänzchen entsteht, welches gemach heranwächst. Die Fortpflanzungszellen (Sporen) bilden sich in der Regel in besonderen kleinen Behältern allerverschiedenster Form. Sie sind teils beweglich und schwimmen nach ihrer Ausstoßung eine Zeitlang im Wasser umher, teils sind sie unbeweglich. Aber ein größerer Unterschied besteht darin, daß gewisse Arten der Sporen ohne weiteres zu einer neuen Pflanze heranwachsen, während


Lithothamnion fasciculatum.

in anderen Fällen die Fortpflanzungszelle erst durch einen anderen, dann als männlich bezeichneten kleinen Zellkörper befruchtet werden muß. Nur dem in mikroskopischer Forschung Geübten ist es vergönnt, diese merkwürdige Erscheinung des Lebens zu verstehen. Wir begnügen uns für heute damit, auf diese Seite des Algenlebens hinzudeuten.

Digitized by Google



Lageplan der deutsch-amerikanischen Kabel.

Die deutschen Weltkabel

Von

Otto Jentsch

(Nachdruck ist untersagt.)

Vor wenigen Jahren noch war Deutschland für seinen überseeischen Telegrammverkehr auf fremde Kabellinien angewiesen. Mit der zunehmenden Weltmachtstellung Deutschlands, mit der beispiellosen Entwickelung der deutschen Schiffahrt unter dem Schutz einer achtunggebietenden Kriegsflotte, mit der Niederlassung deutscher Kaufleute in allen Ländern der Erde und endlich mit der Entwickelung der überseeischen Besitzungen Deutschlands machte sich jedoch der Mangel eines eigenen Weltkabelnetzes immer fühlbarer. Als in den Jahren von 1858 bis 1866 die ersten unterseeischen Kabel zwischen der Alten und der Neuen Welt verlegt wurden, war Deutschland auf den Weltmeeren nur geduldet; seine politische Entwickelung gestattete damals keine überseeischen Unternehmungen. Kapital und Unternehmungslust fehlten für solche Wagnisse; die ganze deutsche Reederei war so rückständig geworden, daß die „Morning Post" in London 1861 geringschätzig schreiben konnte: „Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln und Luftschlösser bauen, aber nie seit dem Anfange der Zeiten hatten sie das Genie, das Weltmeer zu durchfurchen oder auch nur die schmalen Gewässer zu durchfahren." Diese Zeiten sind glücklich vorbei; heute ist die deutsche Reichs-, Kriegs- und -Handelsflagge heimisch auf allen Weltmeeren.

Der tatkräftigen Initiative des ersten Generalpostmeisters des Deutschen Reiches, Heinrich von Stephan, ist es noch zu danken, daß trotz der anfänglich schier unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten mit der Inbetriebnahme des deutschen Unterseekabels von Emden nach Vigo am 1. Januar 1897 die erste Etappe für ein deutsches Weltkabelnetz erreicht wurde. Bei seinen weiteren Bestrebungen, eigene überseeische Kabel auszulegen, mußte Deutschland leider erfahren, daß es bei der Verteilung der Welt hinsichtlich der Stützpunkte für die Seekabel zu spät gekommen war. Über eine gewisse Länge hinaus ist das Telegraphieren in einem Kabel nicht mehr möglich; die langen Unterseekabel müssen daher mindestens alle drei- bis viertausend Kilometer in Zwischenstationen eingeführt werden, wo das auf dem einen Kabel ankommende Telegramm ent-

Digitized by Google

weder durch Menschenhand oder automatisch in das andere Kabel weitergegeben wird. Solche Übertragungsstationen sind naturgemäß auf dem Festlande einzurichten; die Verankerung von Schiffen auf hohem Meere zu diesem Zwecke könnte nur ein Notbehelf von kurzer Dauer sein. Für Deutschland ergaben sich die größten Schwierigkeiten, solche Kabelzwischenstationen einzurichten, denn für die Anlandung der Kabel muß durchgängig fremdes Gebiet benutzt werden, in dem zumeist ausländische Gesellschaften auf lange Zeit noch das alleinige Recht der Landung von Kabeln besitzen. Immerhin ist es der deutschen Reichstelegraphenverwaltung in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, einen guten Schritt vorwärts zu kommen.

Die bereits erwähnte unterseeische Verbindung mit Spanien — ein 2060 Kilometer langes Kabel von Emden nach Vigo — beabsichtigte man zuerst über die Azoren nach der nordamerikanischen Küste weiterzuführen. Da sich jedoch der Verkehr auf dem Kabel so schnell entwickelte, daß eine Vollbelastung bald in Aussicht stand, so wurde diese Absicht aufgegeben, zumal da es gelang, für ein direktes Kabel von Emden über die Azoren nach Neuyork die Landungsrechte von der portugiesischen Regierung und von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu erlangen.

Im Jahre 1899 wurde unter der Führung der Firma Felten u. Guilleaume in Mülheim (Rhein) die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft in Köln mit einem Aktienkapital von zwanzig Millionen Mark gegründet, welche die Auslegung und den Betrieb des deutsch-amerikanischen Kabels übernahm. Die Anfertigung des Kabels mußte in England erfolgen, da zur Zeit der Gründung der Gesellschaft deutsche unterseeische Kabelfabriken noch nicht bestanden und außerdem die Telegraph Construction and Maintenance Company in London sich die Herstellung des Kabels bei Abtretung ihrer Landungsrechte für die Azoren ausbedungen hatte. Am 1. September 1900 konnte bereits das deutsch-amerikanische Kabel auf der ganzen, 7671 Kilometer betragenden Strecke zwischen Emden und Neuyork in Betrieb genommen werden. Der Betrieb wurde mit folgendem Telegramm des Kaisers Wilhelm an den Präsidenten der Vereinigten Staaten eröffnet:

An den
Präsidenten der Vereinigten Staaten
Washington.

Bei der heutigen Eröffnung des neuen Kabels, das Deutschland mit den Vereinigten Staaten in engste telegraphische Verbindung bringt, freut es mich, Eurer Exzellenz meine Befriedigung über die Vollendung dieses bedeutsamen Friedenswerkes auszusprechen. Ich weiß mich mit Eurer Exzellenz eins in dem Wunsche und in der Hoffnung, daß die Kabelverbindung die allgemeine Wohlfahrt fördern und zur Entfaltung und Festigung freundlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern beitragen möge.

Wilhelm I. R.

Die Antwort des Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte folgenden Wortlaut:

An
Seine Kaiserliche und Königliche Majestät
Wilhelm II.
Berlin.

Ich empfange soeben mit großer Befriedigung Eurer Majestät Glückwunschtelegramm aus Anlaß der Eröffnung des Kabels, welches die Kette der nahen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche vervollständigt. In dem jetzigen Zeitalter des Fortschrittes trägt jedes Land, das die kaufmännischen Verbindungen und gemeinsamen Interessen der Nationen enger knüpft, zu ihrem allgemeinen Wohle sowie dazu bei, die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu stärken und ihren gegenseitigen Fortschritt auf den Pfaden des Friedens zu fördern.

William McKinley.

Die Betriebsergebnisse der neuen direkten Kabelverbindung zwischen Deutschland und Amerika ließen bereits kurz nach ihrer Eröffnung erkennen, daß ihre Herstellung ein wirkliches Verkehrsbedürfnis für beide Länder war. Am 31. Dezember 1901 wurden z. B. auf dem Kabel schon insgesamt 1817 Telegramme befördert und zwar 936 in der Richtung nach Amerika und 854 in der Richtung nach Deutschland. Im weiteren Verlaufe hat sich der auf der Kabellinie abzu-

Digitized by Google

wickelnde Telegrammverkehr so gesteigert, daß sich bald die Notwendigkeit für die Auslegung eines zweiten Kabels ergab. Dieses ist in den Jahren 1903 und 1904 ausgelegt worden und schon am 1. Juni v. J. in Betrieb genommen worden. Von dem an der friesischen Küste gelegenen Telegraphenamte in Emden, der Zentrale des überseeischen Telegrammverkehrs Deutschlands, führen nunmehr zwei metallene Fäden auf dem Boden des Atlantischen Ozeans hinüber nach der Neuen Welt in die im Herzen von Neuyork eingerichtete Telegraphenstation.

Die Fertigstellung des zweiten deutsch-amerikanischen Kabels bildet einen besonderen Merkstein in der Geschichte der deutschen Weltkabellinien. Das Kabel ist in einer deutschen Fabrik, den Norddeutschen Seekabelwerken in Nordenham, angefertigt und von deutschen Kabeldampfern verlegt worden; auch die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft, welche die beiden deutsch-amerikanischen Kabel betreibt, ist eine rein deutsche Gesellschaft. Beide Kabel nehmen im allgemeinen denselben Weg, nämlich von Emden über Greetsiel nach Borkum, von da durch den Kanal nach der Zwischenstation auf Horta (Azoren), wo sie zum Betriebe eingeführt sind (Abbild. S. 48), und von Horta über Coney-Island nach Neuyork. Indes sind die Kabel im Meere doch so weit voneinander versenkt, daß derselbe unglückliche Zufall nicht beide zu gleicher Zeit beschädigen und außer Betrieb setzen kann. Versagt einmal die eine Verbindung, so bleibt doch das andere Kabel betriebsfähig. Deutschland ist infolgedessen nunmehr für seinen amerikanischen Telegrammverkehr vollständig unabhängig von den ausländischen Kabellinien. An den deutschen Endpunkten der beiden Kabel wird der Betrieb durch die Reichstelegraphenverwaltung wahrgenommen; er ist dem Telegraphenamte in Emden übertragen. Auf der Azorenstation Horta sind Beamte der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft tätig, die zum größten Teil früher im Reichstelegraphendienst angestellt waren, und in Neuyork sind die Kabel in die Station der amerikanischen Commercial Cable Company eingeführt, die vertragsmäßig die Annahme und Bestellung der Telegramme in Neuyork, sowie die Weiterbeförderung der Telegramme über Neuyork hinaus übernommen hat.

Die kriegerischen Wirren in Ostasien gaben Deutschland Veranlassung, sein Weltkabelnetz durch die Herstellung eines Unterseekabels von Schanghai über Tsingtau nach Tschifu zu erweitern. Ihre volle Bedeutung wird diese Kabellinie erst erlangen, wenn die Kabel der kürzlich gegründeten Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft von Guam aus nach Jap (Karolinen) und von hier nach Schanghai verlegt sein werden. Telegramme nach unseren ostasiatischen Besitzungen werden dann ihren Weg auch über das deutsch-atlantische Kabel, im Anschluß daran über die amerikanischen Landlinien, über das amerikanische Pacific-Kabel und von der Station Guam dieses Kabels über die Linien der Deutsch - Niederländischen Gesellschaft nehmen können. Jetzt müssen die Telegramme noch über englische Kabellinien oder über die russisch - sibirischen Landlinien der dänischen Großen Nordischen Telegraphengesellschaft nach Wladiwostok und von da auf deren Anschlußkabel an der Ostküste Asiens geleitet werden. Der letzthin ausgebrochene Kolonialkrieg in Deutsch-Süd-

Zwischenstation der deutsch-amerikanischen Kabel auf Horta (Azoren).

Digitized by Google

westafrika hat bereits den Mangel einer direkten deutschen Kabelverbindung nach unseren afrikanischen Kolonien recht fühlbar gemacht. Weiterhin erscheint auch eine deutsche Kabellinie nach Brasilien mit Rücksicht auf die stetig wachsenden Interessen des deutschen Handels und die vielen Tausende Einwanderer deutscher Zunge in Brasilien äußerst wünschenswert. Solche Kabelbauten erfordern natürlich große Kapitalien; diese werden aber leicht von Privatgesellschaften in Deutschland aufzubringen sein, wenn erst die große volkswirtschaftliche Bedeutung solcher Unternehmungen allgemein bekannt geworden ist. Bleibt doch das aufgewendete Kapital im Lande, denn es werden heute diese Kabel ebenso wie unsere deutschen Handels- und Kriegsschiffe ausschließlich in Deutschland selbst hergestellt. Tausenden von deutschen Arbeitern fließt hierdurch Arbeit und auskömmlicher Verdienst zu. Die Betriebsergebnisse der jetzigen deutschen Weltkabellinien lassen bereits erkennen, daß die finanzielle Beteiligung an den Kabelunternehmungen eine gewinnreiche Kapitalsanlage bedeutet: die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft hat für das Jahr 1903 5½ Prozent Dividende verteilen können. Das wirtschaftliche Gedeihen solcher Kabelunternehmungen wird in ausgiebiger Weise durch die ihnen von der Reichsregierung bewilligten Subventionen sichergestellt. Die Zahlung solcher Subventionen liegt durchaus im Reichsinteresse, da im Falle kriegerischer Verwickelungen ein von ausländischen Kabelwegen unabhängiges deutsches Kabelnetz immer unentbehrlicher erscheint. Denn die bei Inbetriebnahme des ersten unterseeischen Kabels 1858 von dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten James Buchanan gewünschte Neutralerklärung sämtlicher Weltkabel ist bis heute ein frommer Wunsch geblieben, der kaum je Aussicht auf Erfüllung haben wird.

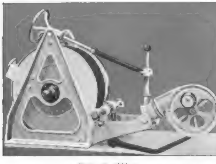
Blühender Zweig des Guttaperchabaumes.

In der Pariser internationalen Konvention zum Schutze der unterseeischen Kabel besagt vielmehr der Artikel XV: „Es versteht sich von selbst, daß die Bedingungen der vorliegenden Konvention die Freiheit der Aktion der Kriegführenden in keiner Weise beschränken.“ Das heißt soviel als: beim Ausbruch eines Krieges wird jede Partei danach trachten, die Kabel der Gegenpartei entweder zu zerschneiden oder in ihren Besitz zu bringen und, wenn auch nur auf Teilstrecken, in Betrieb zu nehmen. Englische Kriegsschiffe sollen zu diesem Zwecke schon im Frieden mit allen Apparaten ausgerüstet sein, die erforderlich sind, ein Kabel vom Meeresboden aufzufischen und zu zerschneiden. Die Kriegsmarinen der anderen Nationen werden wohl dem englischen Vorgange gefolgt sein. Immerhin ist die Auffischung eines Unterseekabels nicht so leicht, als man gemeinhin denkt. Im spanisch-amerikanischen Kriege ist es den Amerikanern nach ungeheuren Anstrengungen und unter großem Zeitaufwande schließlich wohl gelungen, einige Kabel dicht an der kubanischen Küste aufzunehmen und abzuschneiden, dagegen sind ihnen sämtliche Versuche mißglückt, die englischen Kabel zwischen Kuba und Jamaika aufzufischen. Diese Kabel blieben während der Dauer des ganzen Krieges in Betrieb; sie erwiesen sich also wichtiger als Schiffe und Kanonen. Für diejenige Macht, die sich ihre Dienste zu sichern vermag, werden die Unterseekabel stets ein Kriegsmittel ersten Ranges sein.

Deutschland besitzt heute erst ein unterseeisches Weltkabelnetz von 22935 Kilometern, das einen Wert von rund 58550000 Mark hat; England dagegen verfügt über 260340 Kilometer im Werte von 651000000 Mark.

Digitized by Google

Nordamerika und Frankreich machen große Anstrengungen, ihr unterseeisches Kabelnetz zu erweitern. Frankreich will 107 bis 108 Millionen für rund 35700 Kilometer Kabel nach seinen Kolonien aufwenden; es erachtet



Lotungsmaschine.

die projektierten Kabel als „unerläßlich für die Sicherheit des französischen Kolonialreiches.“ Deutschland wird zur Sicherung seiner Weltmachtstellung also auch auf diesem Gebiete weder zurückbleiben können noch wollen.

Es ist zwar nur ein schwacher Kupferdrahtleiter, der zur Fortpflanzung der Telegraphierströme von Weltteil zu Weltteil benutzt wird, aber die Herstellung eines solchen Leiters erfordert eine Unsumme mühsamster Fabrikationsarbeit. Der Kupferdraht muß nämlich sorgsam mit Schutzhüllen umgeben oder, wie der Elektrotechniker sagt, isoliert werden, damit der elektrische Strom nur die ihm durch den metallenen Draht vorgeschriebene Bahn bis zum Endpunkte durchläuft und nicht etwa vorher den für ihn bequemeren Weg in das große elektrische Reservoir „Erde“ nimmt. Leistungsfähige Unterseekabelfabriken bestanden bis vor kurzem nur in England und Frankreich. In Deutschland wurde eine Fabrik für Unterseekabel erst im Mai 1899 von der Firma Felten u. Guilleaume in Mülheim (Rhein) und der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft in Köln gegründet; sie führt den Namen Norddeutsche Seekabelwerke und ist unmittelbar am Unterlauf der Weser, Bremerhaven gegenüber, auf oldenburgischem Gebiete in Nordenham erbaut worden. Da ein Kabelwerk unmittelbar am Wasser liegen muß, so ergab sich die Notwendigkeit für die Fabrik, erst einen geeigneten Baugrund vor dem hohen Binnenteich herzustellen, der die dahinterliegende Oldenburger Marsch vor der Flut schützt. Es mußte Land im Umfange von vier Hektar aufgeschüttet und durch einen festen Steindamm gegen Abschwemmungen geschützt werden. Von dem Steindamm führt eine Landungsbrücke oder Pier so weit in die Weser hinein, daß am Kopfende bei Ebbe noch acht Meter Wassertiefe vorhanden sind, dort also Seeschiffe größten Tiefganges und insbesondere die Kabeldampfer jederzeit anlegen können.

Die Fabrik ist mit den neuesten und vollkommensten Maschinen ausgerüstet und steht bezüglich der technischen Einrichtungen durchaus nicht hinter den berühmtesten englischen Kabelfabriken zurück.

Der Werdegang eines Unterseekabels ist im allgemeinen folgender. Als Material für den Stromleiter dient ausschließlich elektrolytisch gereinigtes Kupfer. Solches Kupfer, das in Form von Barren in den Handel kommt, wird in rotglühendem Zustande zu Stangen ausgewalzt. Dies geschieht durch drei unmittelbar übereinander liegende kalibrierte (gefurchte) Walzen; aus der letzten Walze kommt ein Runddraht von etwa 6 Millimeter Durchmesser heraus. Der Walzdraht wird dann in den Ziehbänken — das sind Formblöcke aus hartem Stahl mit konisch zulaufenden Löchern — bis zu 2 Millimeter Stärke ausgezogen. Zur Herstellung feinerer Drähte benutzt man Ziehbänke, deren Ziehlöcher mit Diamanten besetzt sind.

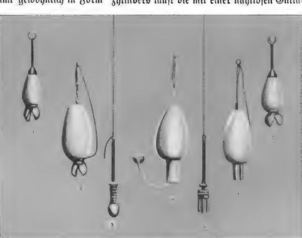
Während der Stromleiter des noch in England hergestellten ersten deutsch-amerikanischen Kabels aus einem mittleren Kupferdraht besteht, den vier dünne Kupferstreifen spiralförmig umgeben, hat man für das zweite Kabel einen inneren Kupferdraht von 2,73 Millimeter auf der Strecke Borkum-Horta und von 3 Millimeter Durchmesser auf der Strecke Horta-Neuyork genommen, den zwölf runde Kupferdrähte von 0,91 bezw. 1,0 Millimeter Durchmesser umgeben. Die Drähte sind zu einer Litze zusammengesponnen, die biegsamer und elastischer als die Kupferader des ersten Kabels ist. Als Isoliermittel für den Stromleiter von

Digitized by Google

Unterseekabeln kommt nur die Guttapercha in Betracht; Gummi und andere Isolationsmittel, als Jute, Hanf, Flachs, Baumwolle und Papier, wie sie vielfach für Landkabel zur Verwendung kommen, sind hier nicht geeignet. Die Guttapercha dagegen widersteht dem zersetzenden Einfluß und dem ungeheuren Drucke des Meerwassers jahrzehntelang, ohne an Isolierfähigkeit abzunehmen. Die Guttapercha ist der eingetrocknete Milchsaft gewisser tropischer Bäume aus der Familie der Sapotaceen, insbesondere der Isonandra gutta (Abbild. S. 49). Diese Bäume kommen nur in den Urwäldern des malaiischen Archipels, insbesondere auf Malakka, Borneo und Sumatra, ferner auch in Neuguinea vor. Zur Gewinnung der rohen Guttapercha werden von den Eingeborenen in die Stämme der 15 bis 20 Meter hohen Bäume lange Einschnitte gemacht, aus denen der Milchsaft in untergestellte Gefäße abtropft, wenn er nicht bereits in den Einschnitten an der Rinde trocknet. Der von der Rinde abgekratzte oder in den Gefäßen aufgefangene eingetrocknete Milchsaft stellt die rohe Guttapercha dar. Sie kommt gewöhnlich in Form von Broten, Blöcken, Flaschen, Rollen, Tiergestalten und viereckigen Kuchen meist durch chinesische Zwischenhändler auf den Markt nach Singapore. Die rohe Guttapercha ist meist durch Holzstücke, Rinde und betrügerischerweise oft selbst durch Steine und Eisenstücke verunreinigt, letzteres, um ein größeres Gewicht zu erzielen. Bei einem Preise von zwanzig Mark für ein Kilo ist das ein einträgliches Geschäft.

Bevor die rohe Guttapercha als elektrisches Isoliermittel verwendet werden kann, muß sie einem mühsamen Reinigungsprozeß unterworfen werden. Sie wird zu diesem Zweck durch besondere Schneidemaschinen in Stücke zerrissen, diese werden in Waschmaschinen mit heißem Wasser gewaschen und hierauf durch eine Presse mit feinen Drahtsieben hindurchgedrückt. Nach abermaligem Waschen kommt die Masse in eine Knetmaschine und hierauf in ein Walzwerk, in dem sie zu Platten von 3 bis 6 Millimeter Stärke ausgewalzt wird.

Der Stromleiter der deutsch-amerikanischen Kabel hat eine Isolierung durch drei Schichten bester Guttapercha erhalten, die nacheinander fest um die Kupferlitze gepreßt worden sind. Hierzu dient eine bereits von Dr. Werner von Siemens erfundene Kabelmaschine. In dieser wird die Kupferlitze zunächst durch eine Glühflamme gezogen, um sie zu erwärmen und von organischem Schmutze zu säubern, dann wird sie mit Chatterton compound, einer plastischen Mischung von Holzteer, Guttapercha und Harz, umgeben und hierauf durch eine Kammer gezogen, in der sich die erweichte, unter stetem Druck stehende Guttaperchamasse befindet. Aus der Öffnung des Kammerzylinders läuft die mit einer nahtlosen Guttapercha-Umhüllung versehene Kupferlitze in einen langen, mit kaltem Wasser gefüllten Trog, in dem die Isolierschicht abkühlt und erhärtet. In gleicher Weise werden die folgenden Schichten Guttapercha abwechselnd mit Kompoundschichten aufgebracht. Nach



Lotungsgeräte.

Digitized by Google

jeder Schichtauflage wird die Kabelader einer elektrischen Prüfung unterzogen. Vor Aufbringung der mechanischen Schutzhüllen wird die Kabelader vierundzwanzig Stunden unter Wasser gesetzt und nochmals elektrisch geprüft. Die Schutzhülle oder Armatur der Kabelader, die mit ihr das Kabel bildet, ist je nach der Lage, die das Kabel im Meer erhalten soll, verschieden. Zunächst wird die Kabelader mit einem Überzug von geteerter oder mit Gerbsäure getränkter Jute umgeben; hierauf folgt eine Schicht galvanisierter Eisen- oder Stahldrähte, die dann wieder mit einer Lage Jute bedeckt werden.

Das schwächste Kabel ist das leichte Tiefseekabel, es ist für die größten Meerestiefen bestimmt und besitzt nur dünne Schutzdrähte aus Stahl. Der Tiefenabnahme entsprechend folgen die übrigen stärkeren Kabeltypen (starkes Tiefseekabel, leichtes und schweres Zwischenkabel) bis zum Küstenkabel, das mechanischen Beschädigungen am meisten ausgesetzt ist und eine doppelte Eisendrahtschutzhülle besitzt. In Tiefen bis zu 1000 Faden (= eine Seemeile = 1852 Meter) sind die Kabel den Angriffen einer Art Bohrwürmer (Teredos) ausgesetzt, für die die Guttapercha ein Leckerbissen zu sein scheint. Sie dringen zwischen die äußere Kabelbewehrung hindurch in das Innere und durchbohren die Guttaperchahülle. Die in den betreffenden Meerestiefen zu verlegenden Kabel werden gegen die Teredos durch eine spiralförmige Messingbandumwickelung der Guttaperchaader geschützt. Die fertigen Kabel werden nochmals elektrisch geprüft und sodann bis zur Verladung in die zur Auslegung bestimmten Kabelschiffe in großen Behältern oder Tanks unter Wasser aufbewahrt.

Die Kosten der Fabrikation und Auslegung belaufen sich für jedes der beiden deutsch-amerikanischen Kabel auf etwa zwanzig Millionen Mark. Von der außerordentlichen Bedeutung der Norddeutschen Seekabelwerke wird man sich ein Bild entwerfen können, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Fabrik imstande ist, ein atlantisches Kabel in etwa hundert Tagen herzustellen.

Bevor ein Unterseekabel auf dem Meeresboden ausgelegt werden kann, muß eine genaue Untersuchung des Bodenlagers für die zukünftige Kabellinie erfolgen. Hierzu wird ein Kabeldampfer zu einer besonderen Expedition ausgerüstet, die den Meeresboden auf Tiefe, Beschaffenheit und Temperatur genau erkundet. Es ist dies nicht nur notwendig, um für die Richtung der Kabellinie und die gute Lagerung des Kabels einen sicheren Anhalt zu gewinnen, sondern auch um die erforderliche Länge des Kabels, die durch die Oberflächenbildung des Meeres mit bedingt wird, zu ermitteln. Die Meerestiefe ist an den einzelnen Stellen nicht nur sehr verschieden, sondern sie wechselt oft auch plötzlich, indem sich ein tiefer Abgrund oder eine bergartige Erhöhung zeigt. Solche Stellen, insbesondere die Bodensenkungen, werden bei der Kabellegung möglichst umgangen, da die Überführung des Kabels hier zu große Anforderungen an seine Zugfestigkeit stellen würde. Die zur Erforschung der deutsch-atlantischen Kabelwege erforderlichen Tiefseelotungen wurden in einer breiten Zickzacklinie für das erste Kabel durch den englischen Kabeldampfer „Britannia", für das zweite Kabel durch den deutschen Kabeldampfer „v. Podbielski" ausgeführt. Es wurden Hunderte von Tiefseelotungen und Messungen der Temperatur des Meeresgrundes vorgenommen. Die hierzu benutzte Lotungsmaschine wird durch die Abbildung S. 50 veranschaulicht. Auf ihrer Drehtrommel sind 9000 bis 10000 Meter polierten Stahldrahtes von 0,7 Millimeter Durchmesser aufgewickelt. Der Draht wird vom Heck des Kabelschiffes aus mittels einer Winde in das Meer versenkt; an der Winde befindet sich ein Zählwerk, das jederzeit die erreichte Tiefe selbsttätig registriert. An den Stahldraht wird eine zwanzig Kilogramm schwere Eisenkugel gehängt, die beim Aufstoßen auf dem Meeresgrunde sich vom Draht loslöst und liegen bleibt. Die Spannung des Stahldrahtes läßt dann nach, wodurch die Bremsvorrichtung der Lotungsmaschine in Tätigkeit tritt. Die erreichte Tiefe kann jetzt am Zifferblatte des Zählwerkes abgelesen werden.

Zur Heraufholung von Proben des Meeresgrundes dienen die in der Abbild. S. 51 dargestellten Lotungsgeräte. Für weichen, leicht festklebenden Meeresboden kommen birnenförmige Eisenkörper (6) zur Verwendung, durch die vier Eisenröhren (5) hin-

Digitized by Google

Hermann Prell: Strandstudie.

Zu Jordan: Hermann Prell.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

durchführen. Auf dem oberen Ende dieser Röhren ist eine Metallscheibe aufgesetzt, an deren unterem Seite sich eine Gummiplatte befindet. Diese Metallscheibe ist etwas in senkrechter Richtung beweglich, wodurch beim Fallenlassen des Lotes die Scheibe aufwärts gepreßt und dem Wasser freier Durchtritt durch die Röhren gestattet wird. Beim Aufwinden des Lotes wird die Scheibe fest und dicht auf das obere Ende der Röhren gepreßt, wodurch das Auswaschen der Grundproben verhindert wird. Für Sandboden, der mit kleinen Steinen usw. durchsetzt ist, kommt die Rendlesche Lotröhre (4) zur Verwendung. Bei diesem Apparat verschließt ein an einer Leine befestigter kleiner Trichter die Lotröhren, indem er beim Aufziehen des Lotes sich in deren untere Öffnung hineinpreßt. Bei harter Bodenbeschaffenheit kommen Lucasische Greiflote oder Schnapper (1 bis 3 u. 7) zur Verwendung. Die Schnapper bestehen aus Löffeln mit scharfen Rändern, die beim Aufstoßen zusammenschlagen und dabei eine Grundprobe losreißen.

Für die Temperaturmessungen benutzt man starkwandige Reynoldsche oder Casellasche Tiefseethermometer, die auch bei ungeheurem Wasserdruck nicht zerbrechen und die Meeresbodentemperatur unveränderlich auf der Skala markieren, wenn auch das Thermometer beim Aufziehen durch Wasserschichten mit anderen Wärmegraden führt.

Eine Lotung in 5500 Meter Tiefe erfordert 75 bis 80 Minuten, in 3500 Meter Tiefe 60 bis 65 Minuten und in 2000 Meter 30 bis 35 Minuten Zeit. Durch die Lotungen ist festgestellt worden, daß zwischen Irland und den Azoren bei einer Tiefe von 1000 bis 2693 Faden Berg und Tal, Tief- und Hochebene oft abwechseln. Die größte Tiefe beträgt 3284 Faden; zwei Berge ragen bis zu 1348 und 1394 Faden empor. Zwischen den Azoren und Neuyork sinkt der Boden allmählich bis zu 2902 Faden, um dann wieder sanft anzusteigen. Die Durchschnittstemperatur fällt mit der Tiefe bis zu 1,9 Grad Celsius.

Auf Grund der Bodenproben ist berechnet worden, daß das Lager für die deutsch-atlantischen Kabel zu 61 Prozent aus Globigerinenschlamm, zu 11 Prozent aus rotem Ton und zu 27 Prozent aus blauem Schlamm besteht. Der Globigerinenschlamm (Abbild. S. 53), der sich in den tropischen Teilen der Weltmeere bis zu einer Tiefe von 2000 Faden findet, hat sich im Laufe der Jahrhunderte aus unzähligen Muscheln und Kalkpanzern von Seetieren gebildet. In größeren Tiefen ist der Globigerinenschlamm durch den höheren Druck der Wassermassen gelöst worden und hat mit Eisenerzen den roten Ton gebildet. In der Übergangszone von der Flachsee zur Tiefsee besteht der Boden aus blauem Schlamm oder Schlick, der reichlich mit Resten von Seetieren durchsetzt ist und sich von der Küste bis zu 200 Seemeilen ins Meer hinaus erstreckt.

Globigerinenschlamm.

Die von den Lotungsexpeditionen festgestellten Richtungslinien für die beiden deutsch-amerikanischen Kabel enthält die Kartenskizze (S. 46).

Zur Auslegung der Unterseekabel verfügt Deutschland über zwei große moderne Kabelschiffe, die Kabeldampfer „v. Podbielski“ und „Stephan“. Sie sind Eigentum der Norddeutschen Seekabelwerke. Frankreich besitzt vier, den englischen Kabelgesellschaften gehören dagegen vierunddreißig Kabelschiffe. Der Kabeldampfer „v. Podbielski“ wurde Ende 1899 vom Stapel gelassen, konnte aber, da seine Ladefähigkeit nur 1100 Kilometer Tiefseekabel beträgt, für die Auslegung des ersten deutsch-atlantischen Kabels nicht in Frage kom-

Digitized by Google

men. Die Auslegung dieses Kabels mußte daher den englischen Kabelschiffen „Britannia" und „Anglia" übertragen werden. Immerhin steht der Kabeldampfer „v. Podbielski" bei einer Länge von 77,7 Metern, einer Breite von 10,7 Metern und einer Tiefe von 7,2 Metern hinsichtlich der Größe an elfter Stelle in der Kabelflotte der Welt und besitzt eine Fahrgeschwindigkeit von dreizehn Knoten in der Stunde. Dieses Kabelschiff ist zur Auslegung kürzerer Unterseekabel und insbesondere für die Aufsuchung von Kabelfehlern und deren Ausbesserung bestimmt.

Das Spardeck des „Stephan" mit der Kabelauslegemaschine.

Das zweite, in erster Linie zur Auslegung großer Unterseekabel bestimmte deutsche Kabelschiff „Stephan" ist nach den Plänen des Schiffsbauingenieurs Professor Schütte von der Schiffswerft „Vulkan" in Bredow bei Stettin erbaut worden. Am 29. Dezember 1902 lief das Kabelschiff vom Stapel: ein lebendiges Denkmal für das internationale Wirken des unvergeßlichen ersten Generalpostmeisters des Deutschen Reiches. Die Taufe vollzog die Tochter des Unterstaatssekretärs Sydow mit den Worten:

An Pommerns Küste ein Mann erwuchs,
Ein Herold deutschen Gedankenflugs,
Er schlang um die Erde den Weltverein,
Er mehrte des Reiches Glorienschein,
Und wie man Kränze den Besten flicht,
Vergißt man deiner, o Stephan, nicht!
Du Schiff, geboren am Ostseestrand,
Durchmiß die Wogen von Land zu Land,
Mit deutschem Kabel im Meeresgrund
Umspanne, gürte der Erde Rund;
Wo Deutsche draußen im Weltkampf steh'n,
Laß stolz die Flagge der Heimat weh'n.
Zu des Reiches Ehre
Durchfurche die Meere!
Mit ehernem Bande
Verknüpfe die Lande!
Der dir beschert,
Des Namens sei wert!
Gott schütze dich!
„Stephan" taufe ich dich!

Stolze Worte, die dem neuen Kabelschiff eine hehre Aufgabe zuweisen, so ganz im Sinne der tatkräftigen Energie Stephans. Möchte ein guter Stern über dem Schiffe walten, möchte es dazu berufen sein, in allen Weltmeeren die elektrischen Drähte auszulegen und damit ein deutsches Weltkabelnetz schaffen! Dann wird man vielleicht auch dem erstrebten Ziel näher kommen, für die Welttelegraphie wie bei der Weltpost eine mäßige Einheitstaxe für Telegramme nach allen Ländern der Erde festzusetzen.

Der Kabeldampfer „Stephan" ist aus bestem deutschem Siemens-Martin-Stahl gebaut; seine Länge beträgt 125,90 Meter, seine Breite 14,63 Meter und seine Höhe 9,9 Meter. Das Schiff kann in vier wasserdichten zylindrischen Tanks 5000 Tonnen Kabel, also etwa viermal so viel als der Kabeldampfer „v. Podbielski" aufnehmen. Zwei stehende, dreifache Expansionsmaschinen von zusammen 2400 Pferdekräften geben dem Dampfer eine Geschwindigkeit von vierzehn Knoten in der Stunde.

Die vier zylindrischen Kabeltanks haben in der Mitte je einen festen Blechkegel, auf den die Kabel aufgewickelt sind. Um das Kabel beim Auslaufen aus den Tanks vor Beschädigungen zu schützen, hat jeder Kabeltank drei glatte Schutzringe oder Krinolinen erhalten. Zum Auslegen der Kabel dient die hinten auf dem Spardeck (Abbild. S. 51) aufgestellte Kabelauslegemaschine, die von einer Dampfwinde aus angetrieben wird. Das Kabel gelangt aus den Tanks durch

Digitized by Google

Leitösen, Leitaugen und Leitrollen (Abbild. S. 55) zu der Auslegemaschine, über deren Trommel es in drei Windungen läuft, um nicht abzugleiten. Von hier aus wird es zur Heckrolle geleitet, die auf einem starken Konsol außerhalb des Schiffes befestigt ist. Eine Bremsvorrichtung mit Bremsklötzen, die völlig unter Wasser liegen, um eine gefährliche Erhitzung zu vermeiden, regelt die Geschwindigkeit der Trommel der Auslegemaschine. Die Schnelligkeit, mit der das Kabel aus dem Tank über die Trommel der Auslegemaschine und die Heckrolle in das Wasser hinabsinkt, muß dauernd mit derjenigen des Schiffes in Einklang gehalten werden, weil bei zu schnellem Ablaufen das Kabel sich in verschlungenen Ringen statt in einer annähernd geraden Linie niederlegen würde. Ein zwischen der Auslegetrommel und der Heckrolle eingeschaltetes Dynamometer gibt den Zug an, den das Gewicht des bis zum Meeresboden herabhängenden Kabelteils und die Vorwärtsbewegung des Schiffes auf das Kabel ausüben.

Vorn auf dem Hauptdeck des Kabeldampfers ist eine Doppelmaschine zum Aufnehmen und Auslegen von Kabeln aufgestellt. Sie wird hauptsächlich für Ausbesserungen von bereits verlegten Kabeln benutzt. Ihre Trommeln reichen durch das Spardeck hindurch, von ihnen führt das Kabel über Leitrollen nach drei Bugscheiben, die auf kräftigen Konsolen gelagert sind. Jede Trommel ist mit einer durch Kesseldampf getriebenen Zwillingsmaschine verbunden, und es ist die Einrichtung so getroffen, daß die eine Trommel auf der einen Seite ein Kabel aufwinden und die zweite auf der anderen Seite ein Kabel auslegen kann.

Die Besatzung des Kabeldampfers „Stephan" besteht aus 120 Personen: dem Kapitän, 22 Offizieren einschließlich der Elektroingenieure, der Maschineningenieure und des Arztes, 23 Unteroffizieren, 21 Heizern, 29 Seeleuten, 12 Kabelleuten, 1 Oberkoch, 1 Obersteward, 2 Köchen, 1 Bäcker, 1 Schlächter und 6 Stewards. Für die Unterbringung von Offizieren und Mannschaften ist in bester Weise wie auf den großen transatlantischen Passagierdampfern gesorgt. Besondere Erwähnung verdient noch das Bureau und das Prüfzimmer für die Kabelingenieure; sie sind mit den besten elektrischen Meßgeräten und großen Kartentischen ausgestattet.

Die beiden deutsch-amerikanischen Kabel sind erst von Borkum ab Eigentum der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft. Von Borkum bis Emden sind im Anschluß an die beiden Kabel je ein zweiadriges Kabel von der Reichs-Telegraphenverwaltung verlegt worden. Je eine der Kabeladern dient als Erdleitung für das Telegraphenamt Emden, damit Störungen durch Induktion aus den übrigen, auf der gleichen Strecke

Der Lauf des Kabels aus den Tanks durch die Leitösen usw. zur Auslegemaschine.

Digitized by Google

Verlegung des Küstenkabels auf Borkum.

den auf einen Leichter geladen, der von einer Dampfpinasse so nahe wie möglich an die Landungsstelle herangeschleppt wurde. Dicht am Strande wurde der Anfang des betreffenden Kabels mit einem Tau durch Männer ans Land gezogen. Damit das Kabel nicht auf dem Meeresboden schleife, wurde es an Fässern und Bojen befestigt, die es in schwebender Lage erhielten. Am Strande wurden die Küstenkabel

verlegten Kabeln nach England von den transatlantischen Kabeln ferngehalten werden. Aus dem gleichen Grunde ist auch von der Endstation in Neuyork ein zweiadriges, zehn Seemeilen langes Küstenkabel in das Meer hinaus verlegt worden. Die Kabelverlegungen auf der Strecke Emden-Borkum sind von der Firma Felten u. Guilleaume ausgeführt worden; sie wurden durch die Ungunst der Witterung in dem Moorboden der ostfriesischen Küste sehr erschwert. Selbst die Fortbewegung der Kabelhaspel auf Schlitten war in dem Moorboden zuweilen unmöglich.

Eine Szene aus der Verlegung der Küstenkabel auf Borkum veranschaulicht die obenstehende Abbildung. Besonders schwierig gestaltete sich die Landung der Kabel an der Küste selbst. Nachdem das Kabelschiff möglichst nahe an die Landungsstelle herangefahren war, wurde mit einer Meßleine die Entfernung vom Schiffe bis zum Kabelhause, wo die Kabel zur Verbindung mit den Anschlußkabeln nach Emden einzuführen sind, abgemessen. Die erforderlichen Kabel wur-

in den Dünensand eingebettet. In ähnlicher Weise ging die Auslegung der Küstenkabel auf der Insel Fayal (Azoren) (Abbild. S. 56 u. S. 57) und auf Coney-Island bei Neuyork vor sich. Von dem Kabelhause auf Coney-Island führen Landkabel nach der Station der Commercial Cable Company, die mitten im Hauptgeschäftsbezirk von Neuyork liegt. Die Auslegung der Tiefseekabel selbst erfolgt direkt vom Kabelschiff aus. Dieses fährt stets in mäßig schneller Bewegung, und man läßt unter Beachtung der bereits erwähnten Tiefseelotungen entsprechend mehr Kabel auslaufen, als die vom Schiffe zurückgelegte Strecke beträgt. Diese Kabelzugabe heißt „Lose“. Sie ist notwendig, damit das

Landung des deutsch-amerikanischen Kabels auf Fayal.

Digitized by Google

Kabel sich den Hebungen und Senkungen des Meeresbodens anpaßt und fest auf den Grund zu liegen kommt. Anderenfalls würde es vorkommen, daß das Kabel sich zwischen zwei untersecischen Bergspitzen aufhängt und nach einiger Zeit infolge der durch das Eigengewicht des Kabels bedingten großen Spannung zerreißt. Einige Typen des zweiten deutsch-amerikanischen Kabels veranschaulichen die Abbildungen auf S. 58.

Das auslaufende Kabel stellt zwischen dem Meßzimmer des Kabelschiffs und der im Kabelhause am Lande provisorisch installierten Station eine dauernde telegraphische Verbindung her. Als Empfangsapparat dient ein Spiegelgalvanometer, das im wesentlichen aus einem an einem dünnen Seidenfaden aufgehängten Magnetstahl, einer um ihn geführten Drahtrolle und einem auf ihm befestigten kleinen Spiegel besteht. Durch den engen Spalt des Blendschirmes einer Lampe fällt ein Lichtstrahl auf den Spiegel und wird von diesem als heller Strich auf eine gegenüber angeordnete Skala geworfen. Sobald ein elektrischer Strom durch das Kabel gesandt wird, wird der Magnetstab aus seiner Ruhelage abgelenkt, und der Lichtstrich wandert auf der Skala. Für gewöhnlich sendet man während der ganzen Dauer der Kabellegung einen gleichmäßig starken elektrischen Strom durch das Kabel; der Lichtstrich wird also ziemlich auf demselben Punkte der Skala stehen bleiben. Macht er dagegen unruhige Bewegungen, und geht er schließlich auf den Nullpunkt der Ruhelage zurück, so ist das ein Zeichen dafür, daß sich ein Fehler in dem ausgelegten Kabel befindet. Das Kabelschiff wird alsdann sofort gestoppt, und es muß das Kabel bis zur Fehlerstelle wieder eingeholt werden. Unter Umständen muß das fehlerhafte Kabelstück herausgeschnitten werden. Die Beseitigung solcher Kabelfehler ist eine äußerst zeitraubende und namentlich bei unruhigem Seegange recht schwierige Arbeit. Meist muß eine vollständige Kabelsplissung eintreten, wie sie auch zur Verbindung der einzelnen in den Tanks lagernden Kabelstränge, die nur eine Länge von einigen hundert Kilometern haben, während der Kabelauslegung stattfinden muß. Bei einer solchen Kabelsplissung werden an beiden Kabelenden zunächst die Bewehrungsdrähte auseinander gebogen, sodann werden die von der Isolierschicht befreiten Kupferlitzen abgeschrägt und sorgsam miteinander verlötet, die Lötstelle wird mit einer gleichmäßigen Isolierschicht von Guttapercha, darauf mit Jutehanf und erforderlichenfalls mit Messingband umhüllt. Hierauf erfolgt die Splissung der Armaturdrähte, die ebenfalls große Sachkenntnis und Geschicklichkeit erfordert, denn die Verbindungsstelle muß den gleichen Zug aushalten können wie das ganze Kabel.

Verlegung des Küstenkabels auf Fayal.

Soll das Spiegelgalvanometer zum Austauschen von Nachrichten benutzt werden, so werden bald negative, bald positive Ströme in das Kabel gesandt. Der Lichtstrich geht dann nach der rechten oder linken Seite; eine Abweichung nach rechts oder nach links bedeutet entweder einen Strich oder einen Punkt des Morsetelegraphenalphabets.

Die Auslegung der beiden Tiefseekabel der deutsch-atlantischen Telegraphenlinie ist durchweg glücklich vonstatten gegangen. Kabelfehler und Kabelbrüche waren trotz viel-

Digitized by Google

fach stürmischen Wetters nur selten zu verzeichnen. Mit der durchaus probemäßigen Verlegung des zweiten in Deutschland gefertigten Kabels durch deutsche Kabelschiffe hat die junge deutsche Seekabelindustrie einen glänzenden Erfolg erzielt. Der Kabeldampfer „Stephan" hat z. B. auf der zuletzt im vergangenen Sommer fertiggestellten Strecke Azoren-Neuyork bei einer Meerestiefe von zeitweise 6500 Metern oft täglich 207 Seemeilen Kabellinie hergestellt.

Der Betrieb der großen Unterseekabel kann nicht mit den gewöhnlichen Morsetelegraphensystemen erfolgen, da diese für ihren Betrieb starke Ströme erfordern, solche aber für Kabel von mehreren tausend Kilometern Länge wegen der durch sie bewirkten starken elektrischen Ladung nicht zur Verwendung kommen dürfen. Für die Telegrammübermittelung auf den deutsch-atlantischen Kabeln werden vielmehr die neuesten Konstruktionen des Syphon-Rekorders oder Heberschreibers

Zweiadriges Erd- u. Küstenkabel. Zwischenkabel. Tiefseekabel.

Typen des zweiten deutsch-amerikanischen Kabels.

benutzt. Die Bedienung dieses Apparatsystems erfordert allerdings große Sachkenntnis, Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit. Für junge Leute, die sich der unterseeischen Kabeltelegraphie widmen wollen, hat die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft eine Telegraphenschule in Emden eingerichtet. Der Ausbildungskursus dauert ein Jahr; haben sie zwei Prüfungen erfolgreich bestanden, so erhalten die Schüler Aussicht auf Anstellung als Kabeltelegraphist bei der Gesellschaft auf der Azorenstation Horta oder später bei der Deutsch-Niederländischen Kabelgesellschaft in Yap, Guam oder Schanghai. Bei der Azorenstation beträgt das Gehalt für den Anfänger neben freier Wohnung monatlich 150 Mark; es steigt je nach den Leistungen auf 4000 bis 5000 Mark jährlich. Bedingungen für die Aufnahme in die Telegraphenschule sind: gute Gesundheit, ein Alter bis zu sechzehn Jahren, gute Elementarschulbildung und Kenntnis der englischen Sprache. Die Leistung eines deutsch-atlantischen Kabels beträgt in beiden Richtungen zusammen ungefähr bis zu 280 Buchstaben in der Minute. Zum Abtelegraphieren dient entweder die Kabeltaste oder ein automatischer Senderapparat. Die Kabeltaste ist zum Telegraphieren mit der Hand eingerichtet. Indem man ihren rechten oder linken Hebel niederdrückt, schickt man die positiven oder negativen Ströme der Telegraphierbatterie in bestimmten Zeitabständen in das Kabel, die dann auf der Bestimmungsstation den Empfangsapparat in Tätigkeit setzen. Bei dem automatischen Sender, der jetzt die Kabeltaste fast verdrängt hat, wird das Telegramm erst in einen Papierstreifen in Lochschrift eingestanzt. Der Stanzapparat enthält drei Tasten. Durch den Druck auf die Mitteltaste erscheinen auf dem Streifen Mittellöcher, während durch Niederdrücken der linken oder der rechten Taste oberhalb oder unterhalb der Mittellinie Löcher entstehen, wie die folgende Probe der Lochschrift veranschaulicht:

```
 o     ooo      oo       oo   o
a     b        c        d    e     usw.
 o     o        oo       o
```

Der gelochte Telegraphenstreifen wird in den automatischen Sender eingeführt und durch elektrischen Antrieb vorwärts bewegt, indem ein kleines Rädchen in die Mittellöcher des Streifens eingreift. Zu beiden Seiten des Rädchens befinden sich zwei Stifte; diese stoßen bald durch die oberen, bald durch die unteren Löcher und wirken dann auf zwei Hebelarme, wodurch ein Kontakt geschlossen und Strom in das Kabel gesandt wird, durch die oberen Löcher positiver, durch die unteren Löcher negativer. Sind nur Mittellöcher vorhanden, so stoßen die Stifte gegen das Papier, sie haben dann keine Wirkung auf die Hebelarme, und es geht kein Strom in das Kabel. Die z. B. in Emden beim direkten Arbeiten mit Neuyork in das Kabel gesandten Telegraphierströme gehen auf der Zwischenstation Horta in ein Kabelrelais, den sogen. Translator. Dieser besteht aus einer in Rechteckform gebogenen Drahtspule, die an Seidenfäden leicht beweglich in einem magnetischen Felde hängt. Fließt ein elektrischer Strom durch die Spule, so macht sie Schwingungen oder drehende Bewegungen, die einem Platinfädchen mitgeteilt werden, welches mit einer Spitze auf einem kleinen rotierenden Zylinder ruht. Der Zylinder hat drei nebeneinander liegende, voneinander isolierte Abteilungen. Die mittlere Abteilung ist die sogen. neutrale Zone, während die rechte und linke Abteilung mit dem positiven oder dem negativen Pol einer Batterie verbunden ist. Im Ruhezustande liegt die Spitze des Platinfädchens über der neutralen Zone; sobald aber die Spule bewegt wird, macht das Platinfädchen bald mit der rechten, bald mit der linken Abteilung des rotierenden Zylinders Kontakt, wodurch ein neuer Strom automatisch in der Azorenstation Horta aufgenommen und in das Kabel nach Neuyork weitergeschickt wird. In Neuyork ist das Kabel mit einem Syphon-Rekorder als Empfänger verbunden. Dieser Apparat besteht aus einem Motor zum Fortbewegen des Telegraphenpapierstreifens und einem Magnetsystem mit Drahtrahmen und Schreibevorrichtung. Das Magnetsystem wird durch ein starkes magnetisches Magazin mit verschiebbaren Polschuhen gebildet. Zwischen den Polschuhen hängt ein in Rechteckform gebogenes, leicht bewegliches Rähmchen aus isoliertem Kupferdraht, dessen Drahtenden mit dem Kabel und mit der Erde verbunden sind. Fließt der elektrische Strom durch das Rähmchen, so wirkt es wiederum genau wie ein Magnet und macht unter dem Einfluß der Pole des starken Magneten drehende Bewegungen. Diese werden durch zwei Kokonfäden auf ein in Heberform gebogenes Glasröhrchen übertragen, das mit seinem kurzen Arme in einen Farbebehälter taucht. Die umgebogene Spitze des langen Armes legt sich gegen den durch den Motor bewegten Papierstreifen. Durch die Kapillarität steigt die Farbe in dem Röhrchen hoch; letzteres wird durch einen sogenannten Vibrator in schnelle Schwingungen versetzt, so daß die Farbe hinausgeschleudert wird. In der Ruhe erscheint auf dem Papier eine ununterbrochene Farbenlinie. Wird jedoch unter dem Einflusse der Telegraphierströme das Rähmchen abgelenkt, so zeichnet das Glasröhrchen — Syphon — sämtliche Bewegungen auf. Es entstehen so Ablenkungen nach oben oder unten, je nachdem positiver oder negativer Strom gesandt wird. (S. obiges Alphabet.) Es sind Einrichtungen getroffen, daß in beiden Richtungen zu gleicher Zeit telegraphiert werden kann.

Buchstaben	Recorder-Zeichen
A	
B	
C	
D	
E	
F	
G	
H	
I	
J	
K	
L	
M	
N	
O	
P	
Q	
R	
S	
T	
U	
V	
W	
X	
Y	
Z	

Rekorderschrift.

Digitized by Google

Der Wahlspruch der Beaumanoir

Ballade von Borries Freiherr von Münchhausen

Hat jedes alte Geschlecht seinen eigen vererbten Zug.
Die Stuarts hängen am Weibe, die Orlows kleben am Krug,
Die Sándors leben in Sattel und Bügel viel hundert Jahr,
Aber lachen können am besten die Grafen von Beaumanoir. —

Dreißig edele Vettern, blauäugig und blond von Haar,
Dreißig Grafen sitzen im Saale von Beaumanoir,
Wein fließt übers Tafellaken, Wein fließt die Koller herab,
Und wo dreißig Edele zechen, ist's nicht wie im Kloster La Trappe!

Dreißig englische Ritter sprengen am Schlosse hin,
Langweilig gar ist die Reise, ein Kampf ist Kurzweil darin,
Sechzig Lanzen legen sich an die Ganaschen im Nu,
Neunundfünfzig Lanzen brechen und die Herzen dazu.

Ein Knabe allein ist übrig, blauäugig und blond von Haar,
Laut lachend reitet zum Schlosse der letzte Beaumanoir,
Lachend tritt er in die Halle und lachte, als er trank:
„Mit diesem Schluck sag' ich England für ein Lachen Dank!

Mein Vetter Gaston taumelt, Blut rinnt über sein Gesicht,
Er bittet um einen Helm Wassers, der englische Ritter spricht:
‚Was, Wasser für den Edlen? Sauf dein Blut, Beaumanoir!'
Ich hörte im ganzen Leben keinen besseren Witz fürwahr!

Nicht wächst am Rhein so Edeles, noch in der Normandie,
Und auch in der Provence kein Wein so stolz gedieh
Als Blut aus unsrem Stamme, drum sei für immerdar
Der Wahlspruch unsres Hauses: Bois ton sang, Beaumanoir!"

Hat jedes alte Geschlecht seinen eigen vererbten Zug.
Die Stuarts hängen am Weibe, die Orlows kleben am Krug,
Die Sándors leben in Sattel und Bügel viel hundert Jahr,
Aber lachend das Grausen besiegen kann nur ein Beaumanoir

E.D.

D. S.

Unter der Tarnkappe

Ein schleswig-holsteinischer Roman

von

Wilhelm Jensen

I

(Nachdruck ist untersagt.)

Als ein kleiner brauner Dächerhaufen lag das Städtchen im ostholsteinischen Lande, zwischen niedrigen, zumeist mit Laubholz bedeckten Anhöhen eingebettet; seine Bewohnerzahl reichte kaum an zweitausend hinan. Altwendischen Ursprunges war's, die Bevölkerung in späterer Zeit mit hierher versetzten Ansiedlern aus dem deutschen Westen untermischt. Aber nur verschiedene Haarfarbe sprach noch von der Vererbung slawischen und germanischen Blutes.

Die Kirche, als einziges ansehnlicheres Bauwerk der Kleinstadt, lag dem Marktplatz benachbart, auf den beinahe sämtliche Straßen ausmündeten; ihre Zahl ging nur wenig über ein halbes Dutzend hinaus. Sie waren eng, überaus holpricht mit Kieselsteinen vom Seestrand oder solchen, die aus dem Ackerland aufgepflügt worden, gepflastert; die fast ausschließlich einstöckigen Häuser trugen größtenteils ein Gepräge von Familienähnlichkeit. Auch im Alter mochten sie sich vielfach nahestehen. Jedenfalls hatte ihre Gesamtheit seit langem keinen Wechsel gesehen; aus den Särgen zurückkehrende Urgroßväter der heutigen Bewohner hätten kaum irgendwo eine Veränderung wahrgenommen, sich auch im Dunkel nach der Gewöhnung ihrer Lebenstage ohne Fehltritt zurechtgefunden. Sie stellten jedoch nie einen solchen Versuch an, und es fehlte ihnen auch an jedem Beweggrund dazu. Denn sie blickten, nach den gleichmäßigen Versicherungen aller Pastoren an der St. Michaeliskirche, aus einem unvergleichbar schöneren ewigen Freudengefilde auf die Wege ihres flüchtigen irdischen Wandels herab, seiner Mühsal, Entbehrungen und Täuschungen nur noch mit einem seligen Lächeln gedenkend. Solch unvergänglicher Lohn war ihnen zuteil geworden, weil sie den göttlichen Geboten, sowie auch den Satzungen der Obrigkeit Gehorsam erwiesen, dazu auch rechtschaffen, ehrbar und fleißig ihre Menschenpflichten als Söhne und Töchter, Gatten und Ehefrauen, Väter und Mütter erfüllt hatten. Leute solchen Erdenwandels, betonte der gegenwärtige Ortsgeistliche des öfteren in seinen Predigten, dürften sich mit Beruhigung zum letzten Schlaf hinlegen.

Vielleicht mochte es sich hie und da bei einigen im stillen mit der Unsträflichkeit ihrer Lebensführung nicht ganz so vollkommen verhalten haben, doch der schon ziemlich betagte Pastor Warmund Cordemann war kein Eiferer und argwöhnischer Ausspürer, sondern von der Natur zur Milde und Nachsicht veranlagt. „Kindlein, liebet euch untereinander“, so hatte der Lieblingsjünger des Erlösers gesprochen — „und lasset einträchtigen Sinnes ab von allem Widerstreit,“ fügte Pastor Cordemann auf der Kanzel gern aus eigenem hinzu; man legte ihm im nächstvertrauten Kreise seiner Verehrer den schönen Namen des „Friedensapostels“ bei. Er gehörte nicht der mannigfach im Lande vertretenen rationa-

Digitized by Google

listischen Richtung an, doch ebensowenig zu der streng orthodoxen; sein Bestreben richtete sich überall auf Versöhnung der Gegensätze, trachtete danach, die Heilswahrheiten der Religion mit den Erkenntnissen der menschlichen Vernunft zu vereinbaren, denn beide waren den Menschen von der Hand des Schöpfers für ihre irdische Wanderung als Leitsterne mitgegeben und vorgesetzt. Mit dem leiblichen Tode schloß diese ab, und es lief gleicherweise der vernünftigen Betrachtung wie der göttlichen Bestimmung zuwider, daß Verstorbene, ihrer Körperhülle entkleidet, noch einmal aus dem Grabe zurückkehren könnten, ihre vormaligen Behausungen wieder aufzusuchen und sich irgendwie am noch Weiterleben ihrer Hinterbliebenen zu beteiligen. Solche Anschauungen gingen allerdings immer und nicht selten noch um, selbst in Kreisen, wo man sie nicht erwarten sollte; wenn Pastor Cordemann ihnen unter Leuten mit höherer Geistesbildung begegnete, so pflegte er darauf nur mit einem Lächeln zu erwidern, das ihn fast als zu den Rationalisten gehörig erscheinen ließ.

Weitab lag das Städtchen von jedem Verkehr zwischen größeren Orten; ob auch nur eine Wegstunde von der Ostsee entfernt, stand es gleichfalls außer allem Zusammenhang mit der Schiffahrt, da der flache Strand lediglich für kleine Fischerboote Anlegeplätze bot. Demgemäß überwogen bei den Einwohnern die Ackerbürger, die sich nur wenig von Dorfbauern unterschieden; die geringere Hälfte machten kleine Gewerk- und Gewerbetreibende aus. Hinzu kam eine unbeträchtliche, in allen ähnlichen Ortschaften ziemlich gleichmäßige Anzahl von „Honoratioren“, den Vertretern höheren Bildungsstandes oder Inhabern von Stellungen mit reichlicherem Auskommen: der Pastor, Bürgermeister, Advokat, Arzt und Apotheker, ein paar staatliche Beamte unterer Rangklasse und einige Leute, die um der Billigkeit willen ihren Wohnsitz in der Kleinstadt genommen. Doch beschränkte sich diese „bessere Gesellschaft“ nicht auf die Eingesessenen, sondern ward zeitweilig durch noch erheblich höher gestellte Gäste vermehrt. Ringsum in näherer und weiterer Nachbarschaft lagen große „ritterschaftliche“ Güter, deren ohne Ausnahme altadeligen Besitzern der Gasthof des Ortes öfter zu einem Zusammentreffen für kürzere oder längere Zeit diente; seine Küche war gut berufen, auch der Keller für solche vornehme Einkehr mit ausreichenden feineren Bordeauxweinen versehen; ja, man begann ihn hie und da trotz seinem einfachen Äußeren zur Befriedigung des Wirtes statt Gasthof „Hotel“ zu benennen. In seiner geräumigen Remise wurden am Sonntagmorgen die Wagen der zum Kirchenbesuch von den nächsten Gutsschlössern kommenden Familien ausgespannt, deren Damen gemeiniglich nach dem Gottesdienst noch für eine halbe oder ganze Stunde in der geräumigen Wohnstube des Pastoratsgebäudes vorsprachen, wo auf sauber gedecktem Tisch eine große Schokoladekanne und Körbchen mit kleinen, von der Frau Pastorin Malwine Cordemann nach eigenem Rezept gebackenen „Kringeln“ der gräflichen und freiherrlichen Besucherinnen harrten. Die Herren begaben sich währenddessen zum Austausch ihrer Meinungen über politische, wirtschaftliche oder sonstige allgemeine Angelegenheiten in die reservierte Staatsgaststube der „Stadt Hamburg“, dort ihre gemeinsame Unterhaltung zur Sommerzeit bei einer Flasche alten Rotweins, im Winter bei einem erwärmenden Grogglase zu pflegen. So gewahrte der Sonntagvormittag stets einige Bewegung auf dem Marktplatz, an dessen Breitseite der Gasthof lag.

Doch schwand diese mit dem Davonrollen der Wagen rasch wieder und beließ während der Woche eine Stille, die nicht selten Markt und Straßen am hellen Tage mit lautloser Schweigsamkeit überlagerte. In den niedrig-engen Werkstuben und -stätten ward zumeist geräuschlose Arbeit geschafft, höchstens drang einmal das Hämmern eines Klempners, der Hobelschall des Tischlers, das Schnurren einer Drechslerbank vernehmbar bis vor die Tür hinaus. Draußen hatten vor dem späteren Nachmittag, der Zeit kleiner Einkäufe und Besorgungen, nur wenige etwas zu tun, auch die Fuhrwerke und Karren der Ackerbaubetreiber knarrten erst beim Dämmerungsbeginn von den Feldern zurück. Tonnenartig mit großen Segelplanen überspannte Frachtwagen brachten ab und zu Fässer, Kisten und Ballen für die

Digitized by Google

wenigen Kaufläden, den Krämer und Schnittwarenhändler; dann bellte von der Rückseite des Gefährts oder aus dem „Schiff", einem unter diesem an Ketten hängenden Holzkasten, der gelbweiße Spitz, der beständige Genosse des Fuhrmanns, und rief ein Echo aus den Mäulern einiger eingesessener Hunde wach. Ihnen ward dadurch für ein Weilchen über die Eintönigkeit ihres Tagverlaufs weggeholfen, den menschlichen Bewohnern des Städtchens dagegen bot sich selten ein gleiches Hilfsmittel dar.

Reisende von weiterher trafen kaum einmal ein, kein Geschäftsbetrieb gab dazu Anlaß, und Vergnügungsfahrten auf weiteren Strecken kannte die Zeit nicht. Zwar war vor ungefähr anderthalb Jahrzehnten zwischen den Städten Altona und Kiel nach der Erfindung des Engländers Mac Adam eine „Chaussee" gebaut worden und dieser jetzt in allerjüngster Zeit die Anlage einer Eisenbahn nachgefolgt. Doch fast alle übrigen Straßen und Verbindungen befanden sich in trostlosem Zustande, es gab kaum übler berufene Fahrwege als im holsteinischen Lande.

Seit einigen Jahren aber arbeitete sich von Kiel nach der Kleinstadt zweimal wöchentlich durch und über alle Weghindernisse eine fahrende Post, die „gelbe Kutsche" geheißen, ihrem Ziel ungefähr mit der Geschwindigkeit einer bejahrten Kröte entgegen; sie beförderte statt des vorherigen „Postreiters" auch die Briefschaften, und ihre vom Postillon mit der Trompete gemeldete Ankunft machte immer noch das gewichtigste Wochenereignis aus. Auf ihren Rädern rasselte mit dem „Wochenblatt" über das dröhnende und krachende Pflaster Kunde aus unbekannten Erdfernen ein, zu denen für den größeren Teil der Einwohnerzahl eigentlich schon die nie gesehene Stadt Kiel gehörte, von der es wie eine unglaubhafte Sage umging, daß man aus ihr neuerdings auf eisernen Strängen in Wagen, die nicht von Pferden, sondern von Rauch gezogen würden, durch ganz Holstein vierzehn Meilen weit binnen vier Stunden bis nach Altona hinüberfahren solle.

Das Land gehörte in absonderlicher Zwiespältigkeit zum Königreich Dänemark und zu dem Staatenverband Deutschlands, da der König des ersteren, Christian der Achte, als Herzog von Holstein zugleich Mitglied des „Deutschen Bundestages" war. Man sprach ausschließlich Deutsch, Hochdeutsch oder Plattdeutsch, empfand sich ungeachtet des tatsächlichen dänischen Oberregiments vollkommen als ein Bestandteil des deutschen Volkes, wußte indes dabei in den unteren Schichten und selbst mannigfach weiter aufwärts von dem übrigen Deutschland so gut wie nichts. Der gewöhnliche Volksmund faßte alle südlich jenseit der Elbe wohnenden Deutschen unter dem Sammelbegriff „Hannoveraner" zusammen; die wohnten da drüben, wohl als Leute von Stammesverwandtschaft, aber doch von anderem Schlage, mit dem man im Grunde keine Gemeinsamkeit hatte. Darum ging der großen Mehrzahl der Bevölkerung in Stadt und Land nicht recht ein, welche Bewandtnis es mit einer Streitfrage habe, die seit der vor etlichen Jahren erfolgten Thronbesteigung Königs Christian des Achten hauptsächlich von „studierten Leuten" in Versammlungen beredet wurde. Das Land gehörte eben nicht zu Dänemark, sondern dessen König war nur zugleich von alters her der Herzog der selbständigen Herzogtümer Schleswig und Holstein; nun aber sollte er mit der Absicht umgehen, diese ganz von Deutschland abzutrennen und dänisch zu machen. Damit ließ sich keine deutliche Vorstellung verbinden, besonders nicht in bezug darauf, ob und welche Veränderung dadurch entstehen würde. Man hatte sich bei dem „Personalverband" mit Dänemark eigentlich immer wohl befunden und mit dem übrigen Deutschland nie in einem wirklichen Zusammenhange gestanden.

Das entsprach auch der Meinung, die Pastor Cordemann gelegentlich, an passender Stelle eingeflochten, in seinen Predigten kundgab; wenigstens konnten aufmerksame Zuhörer dann und wann aus ihnen entnehmen, daß sich unter seinen Worten die Warnung vor einer Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit und eine Ermahnung zu der im Himmel wie auf Erden allein wohlgefälligen Friedfertigkeit barg.

* *
*

Die längste vom Markt ausgehende Straße war allein durch einen Namen ausgezeichnet, während man bei den übrigen vollständig

Digitized by Google

mit dem Deutungsbehelf: „De Strat na links dal oder na rechts dal“ auskam. Sie hieß nach ihrer verhältnismäßig größeren Ausdehnung die „Lange Twiete“, vermutlich schon seit Jahrhunderten so benannt, und führte an einem kleinen freien Platz vorbei, auf den ein altes Gebäude wohl bereits ebensolange aus- und heruntergesehen hatte. Die Aussicht über den Platz ward indes durch zwei vor der Eingangstür stehende Lindenbäume ziemlich beschränkt. Wenigstens zur Sommerlaubzeit und somit auch jetzt, da das dichte Gezweig der beiden Kronen angefangen, die ersten lichtgrünen Blätter aufzurollen. Über die jenseitigen Dächer her warf die Sonne des Maitages gerade noch ein letztes Strahlengewoge darauf und malte zwischen dem jungen Laubwerk hindurch da und dort ein Goldgeringel an die altersgraue Hauswand. Von der Tür hob sich als weißes Fleckchen ein Porzellanschild mit der Aufschrift „Justizrat Libertus“ ab.

Diese Mitteilung war ziemlich überflüssig, denn im Städtchen und in seinem meilenweiten Umkreis fand sich niemand, der nicht wußte, wer seit einem Menschenalter das Haus hinter den beiden Linden bewohne. Außerdem indes barg sich unter der Ankündigung im Grunde etwas recht Drolliges, da der so Betitelte ein Arzt, Dr. med., chir. et obstetriciae artis, war und höchstens am Krankenbett zuweilen ein „jus vitae et necis“ ausübte. Aber die Stufenleiter der staatlichen Auszeichnungen bekümmerte sich nicht um die Mittel, durch welche ein Landesuntertan sich anerkennenswert hervortat, sondern nur um den adäquaten Grad seiner Verdienstlichkeit, dem ein bestimmtes Zumaß von öffentlicher Würdigung entsprach. So empfing ein angesehener Arzt, wenn er mit seiner Tüchtigkeit auch eine gebührende Anzahl von Jahren seiner Tätigkeit vereinigte, den Justizrattitel und erhob sich damit auf der Rangleiter um eine Sprosse über die „Kriegsräte“, zu denen mehr „unstudierte“ Kapazitäten, eifrige Subalternbeamte, ehrengeachtete Kaufleute, auch wohl besonders um das Allgemeinwohl verdiente Schornsteinfegermeister aufstiegen. Noch höher empor ragten die „Etatsräte“, auch sie lediglich Titulaturräte, meistens jedenfalls zum Besten des Staates, zu Beratungen über sein Wohlbefinden schwerlich je berufen.

Als Beirat und Helfer in allen Leibesnöten dagegen war der Justizrat Wichart Libertus schon von den Vätern und Müttern der gegenwärtigen Geschlechtsfolge berufen worden, und es gab schwerlich ein Haus, in dem er sich nicht voll anerkanntes Verdienst um die Behütung oder Wiederherstellung der Gesundheit erworben hatte. Doch stand die Dankbarkeit dafür allgemein im Verbande mit einer gewissen Scheu.

Der Herr Justizrat genoß den unbestrittenen Ruf eines außerordentlich knauserigen Geizhalses, wenigstens was seine Zeit anging. Mehrfach war's sogar vorgekommen, daß er bei der Konsultation eines hocharistokratischen Gutsherrn, wenn dieser nach ihrem Abschluß noch zu einer Unterhaltung seßhaft verblieben, zweimal am Glockenstrang gezogen und seinen daraufhin hereintretenden Kutscher angesprochen hatte: „Jehann, kiek mal na, ick weet nich, is do vellich Pick up de Stöhl?“ Dann untersuchte Johann Troll, ein schon uraltes Inventarstück des Hauses, sehr ernsthaft einen der leer stehenden Stühle und antwortete: „Jo, dat schint meist so, Herr Stizrat, da möt wi wul mal afschrubben.“ Dem adligen Besucher stieg dabei das Blut etwas zu Kopf: aufstehen und sich verabschieden war eins. Doch was war dagegen zu tun? Gräfliche oder freiherrliche Ärzte gab es leider nirgendwo im Lande, da die medizinische Wissenschaft und ihre praktische Ausübung sich aus irgendwelchen Gründen wohl nicht mit edler Blutsabkunft vereinbaren mußte, und dieser Umstand brachte es mit sich, daß man sich in der Zwangslage sah, den „Manieren“ des Doktors Libertus gegenüber ein Auge zuzudrücken. Zudem litt seine ungewöhnliche Berufstüchtigkeit, auf die es schließlich doch auch etwas ankam, keinen Zweifel, und immerhin söhnte mit der Notwendigkeit ein wenig aus, daß man den hausärztlichen Beistand als „Herr Justizrat“ anreden konnte. Von einem freundschaftlichen sonntäglichen Verkehr in seiner Wohnung wie im Pastoratsgebäude nahm man indes begreiflicherweise Abstand, schon aus dem Grunde, weil sich in seinem Hause keine Frau befand.

Er war auch niemals verheiratet gewesen, sondern hatte außer dem alten Johann nur

Digitized by Google

eine ebenso altzugehörige Wirtschafterin, Stine Berens, um sich, welche die Vorsetzung des Wörtchens „Frau“ oder zumeist „Fru“ vor ihrem Namen beanspruchte, weil sie in ihrer Jugend einige Jahre als Ehehälfte an der Seite eines braven Töpfemachers gelebt hatte. Bei seinem frühzeitig erfolgten Tode ohne Mittel zurückgeblieben, hatte sie sich, von der Natur resolut veranlagt, kurzerhand zur Annahme einer Dienstmagdstelle entschlossen und diese im Hause des damals noch jugendlichen Doktors Libertus gefunden.

Seit dem Antritt ihres Dienstes war eine solche Wassermasse vom Berg heruntergelaufen, daß sie diese nach Jahren und selbst Jahrzehnten nicht genau mehr berechnen konnte; einen ungefähren Anhalt gab ihr nur die Umänderung des bei ihrem Dienstantritte dunkelbraun gewesenen Kopfhaares ihres Herrn zu seiner jetzigen Aschenfarbigkeit. Inzwischen hatte sie sich jedoch mit dem Hause hinter den beiden Linden so unzertrennlich verbunden, daß eins ohne das andere nicht mehr zu denken war. Jede Kundschaft, die darin erscheinen konnte, war ihr von Gesicht und Namen bekannt, alles, was sich darin seit mehr als dreißig Jahren zugetragen, hatte sie mit erlebt, besonders das Eintreffen des „Justizrats“ mit einer Würde aufgenommen, in der sich deutlich kundgegeben, daß der Staat schon seit langem zu dieser Titelverleihung verpflichtet gewesen sei und nur seine Schuldigkeit auch ihr gegenüber damit erfüllt habe. Wenn sich Hilfsbedürftige in Abwesenheit des Arztes einstellten, erteilte Stine ihnen aus ihrer reichen Erfahrung vorderhand nützlichen Rat und wies sie auch wohl auf geeignete, ohne Rezept in der Apotheke zu erhaltende Medikamente hin; je nach der Stellung solcher von ihr behandelter Patienten bediente sie sich dabei der hochdeutschen oder der plattdeutschen Sprache. Nur bei dem Kutscher Johann Troll kam ihr fast niemals ein plattdeutsches Wort von den Lippen. Sie hielt es für ihre Pflicht, vermittels ihres belehrenden Beispiels vorteilhaft auf seine Bildung einzuwirken, und sprach ihn deshalb meistens auch nicht mit dem zwischen Bediensteten desselben Hauses bräuchlichen „Du“, sondern in der dritten Person mit dem ihm von Fremden zukommenden „Er“ an. Dazu wie zu dem Hochdeutsch hatte Johann im Anfang stets „gegrint“, sich dessen jedoch seit langen Jahren mehr entwöhnt. „Du kannst dat jo holen, as du wist, Stine,“ meinte er wohl, „wenn di dat so beter vunne Tung löppt, awers min Muulwark is up den finen Snack nich insöhrt.“ Frau Stine ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr fort, Johann auf eine feinere geistige und sprachliche Stufe emporzuheben.

* * *

Bei solcher langjährigen Stellung in und zu dem Hause wäre es widernatürlich gewesen, wenn ein ungewöhnlicher Vorgang darin Stine gleichgültig gelassen hätte. Nun gar das Geschehnis, das sich an dem ziemlich vorgeschrittenen Mainachmittag ereignete, da die Kutsche vom adligen Gute Hohenkamp zwischen den Linden vorgefahren, die junge Baronesse Gerda von Natlow als einzige Insassin mehr herausgesprungen als ausgestiegen und leichtfüßig, ohne ein leisestes Knarren der alten Holzstufen zu verursachen, die Treppe zum Sprechzimmer hinaufgegangen war. Sie hatte an Stine keine Frage gerichtet, sondern ihr nur kurz zugenickt. Schade, daß Stine für ein Nachfolgen ins obere Stockwerk keinen Grund ausfindig zu machen wußte. So begnügte sie sich, an den draußen haltenden Wagen hinauszutreten, wie's Johann beim Vorrollen der Räder gleichfalls getan. Den veranlaßte freilich in seiner bildungsunfähigen Gleichgültigkeit dazu nichts weiter als eine Erkundigung, ob es für ihn an Pferden und Fuhrwerk etwas zu besorgen gäbe, und da dies nicht erforderlich war, blieb er lautlos, nur ab und zu einer der edlen Rassestuten mit seiner breiten Handschaufel leicht auf den Hals klappend, stehen. Leicht indes ward's auch Stine nicht gemacht, die Absicht ihrer Begrüßung durchzuführen; die beiden Bocksitzinhaber, der Kutscher und ein livrierter Lakai, kennzeichneten sich nicht nur durch ihre Kleidung, sondern fast deutlicher noch durch ihre Mienen als Angehörige des vornehmen Hauses, so daß sie nicht mit der Tür ins Haus fallen konnte.

Augenscheinlich aber hatte der Himmel ein Einsehen mit ihr, denn er schickte plötzlich

Digitized by Google

einen durch die Lange Twiete heranrennenden halbwüchsigen Jungen mit einer Botschaft, die ihr die Pflicht zuteilte, eilfertig über die Treppe hinaufzulaufen und geradezu ohne Anklopfen in das Studierzimmer einzutreten. „Da is einer, ob der Herr Stizrat nich gleich mal zu der alten Frau Schlerbaum kommen wollte, sie säß' seit eben so was sonderbar in ihrem Ohrenstuhl."

Der Besuchszweck des Freifräuleins Gerda von Ratlow, einer ungefähr siebzehnjährigen, hochblonden jungen Dame in äußerst kleidsam-eleganter Frühlingstoilette, war bereits erledigt. Der Arzt hatte nach seinem Hut und silberbeknauften Stock gefaßt, um mit in den drunten harrenden Wagen einzusteigen. Doch die Meldung Stines gab diesem Vorhaben eine andere Wendung. „Die alte Frau Schlerbaum? So muß ich also zunächst dorthin und bitte Sie, Baronesse, Ihrer Frau Mutter auszurichten, daß ich nachher mit meinem eigenen Fuhrwerk zu Ihnen hinauskommen werde."

Das aristokratisch feingeschnittene Näschen der Angesprochenen konnte nicht unterlassen, sich über diesen unerwartet verwandelten Bescheid zugleich verständnislos und etwas geringschätzig aufzurichten. Wie konnte eine Frau Schlerbaum Anlaß zur Aufschiebung eines auf Hohenkamp erwünschten Besuches geben? „Hat das denn Eile, Herr Justizrat?" Darauf versetzte er: „Ja, wenn ein Arzt gerufen wird, so hat's Eile, Baronesse, bei Ihrer Frau Mutter aber hat's in diesem Fall keine. Bitte, wollen Sie vorausgehen." Die letzte Aufforderung entsprach der von Wichart Libertus Damen, auch noch sehr jugendlichen, gegenüber stets beobachteten Höflichkeit, hatte dabei indes etwas an sich, daß sie nicht wohl eine Ablehnung zuließ, und das Freifräulein Gerda setzte unwillkürlich rasch den Fuß nach dem Flurplatz vor, legte mit gleicher Schnelligkeit den Weg über die Treppenstufen bis an ihr Gefährt zurück und gebot, in diesem Platz nehmend, dem Kutscher kurz: „Nach Hause!"

Der Doktor lüftete noch einmal seinen breitkrempigen Filzhut, und der Wagen rollte davon. Natürlich war Frau Stine gleichfalls von oben wieder mit herabgekommen und sagte, hinterdrein blickend: „Se is doch as en lütten Engel." Der Arzt drehte ihr den Kopf mit der Erwiderung zu: „So? Meint Sie, daß die Engel so sind; ich weiß es nicht, habe noch keinen gesehen. Übrigens scheint Sie nach einem unverläßigen Zollstab zu messen; wenn die Baronesse ein Rekrut wäre, würd' ihr nicht viel am Grenadiermaß fehlen. In einer halben Stunde kannst du den Einspänner anspannen, Johann, da werd' ich wohl wieder hier sein. Ist weiter nichts von Frau Schlerbaum ausgerichtet?"

„Nee, sonst nichts, Herr Stizrat," antwortete Stine, und er schritt nun durch die Lange Twiete fort. Sie sah ihm nach, und laute Worte kamen ihr dabei vom Mund, die aber nicht für den allein noch mit ihr vor der Tür verbliebenen Johann bestimmt sein konnten, denn es waren plattdeutsche: „Minschen sünd all as de Pött. De Herr Stizrat is ok een, up den en Deckel tohört harr, awers do harr nich lich een to em paßt. Na, sünst weer ick am Enn ok nich hier, dat is jo god, dat he dat up nüms hett stahn hatt. Mit de Olsch steiht dat wul leeg, de hett wul en Slag kregen. Dat is as mit en olen Kaakpott, wenn de en Slag kriegt. Knax, denn is he twei un nix mehr dran to bösteln. Wat schall denn mit den langen Bengel warr'n, vör den se kakt hett? Ick glöw meist, de is wat latinsch in'n Kopp, dwatsch seggt dat beter. Na, mi geiht dat jo nix an — was hat Er zu grienen, Jehann? Das is nichts, was sich schickt, wenn eine alte Person, der keiner was nachsagen kann, im Sterben liegt. Weiß Er nichts besseres zu tun, als hier herumzustehen und mit seinem Mund Gesichter zu schneiden? Der Herr Stizrat hat Ihm doch gesagt, daß Er in einer halben Stunde anspannen soll."

„Jo, dat is jo noch en halw Stunn hen," bestätigte Johann Troll kopfnickend, „un du steihst hier jo ok herum, Stine, un makst mit din Mund ole Pött twei."

Dieser erschreckende Beweis seines völligen Verständnismangels für ihre medizinisch-philosophischen Lebensbetrachtungen zerriß Stine Berens den Geduldsfaden: „Du büst sülbn en olen Teepott!" Doch besann sie sich noch rechtzeitig auf ihre sprachliche Erziehungsaufgabe und fügte dem plattdeutschen lapsus linguae rasch nach: „Ich meine, Er is auch ein alter, halb kaputter Topf,

Digitized by Google

bei dem sich die Arbeit, ihn zu flicken, nich mehr lohnt." Damit ging sie eilfertig ins Haus zurück.

* * *

Ein Dienstagnachmittag war's, an dem nach dem Wochenbrauch sich nur wenig Leute außerhalb ihrer Häuser aufhielten. Doch diejenigen, welche dem Herrn Justizrat begegneten, zogen selbstverständlich ausnahmslos den Hut oder die Mütze vor ihm, wobei sich in ihren Zügen meistens etwas von einem Ausdruck kundgab, daß sie ihm lieber so auf der Straße ihren Respekt bezeugten, als daß sie ihn in seinem Sprechzimmer hinter den Lindenbäumen aufsuchten.

Doch der Justizrat hatte es heute offenbar eilig, und fast deutlicher noch als in seinem kurzen Gegengruß kennzeichnete sich dies in der wechselnden Art seiner Weiterbewegung. Anfänglich war er rasch, wie's ein „dringlicher Fall" erheischte, davongegangen, allein dann verlangsamte sich unwillkürlich sein Schritt, bis er sich auf den Anlaß seines Weges besann und den Fuß einigemal wieder schneller vorsetzte. Im Äußeren bot er eine stattlich-hochwüchsige Erscheinung dar, die nicht auf einen kleinstädtischen Landarzt, eher auf einen Gelehrten hätte schließen lassen. Die Gesichtszüge, von einer geistigen Lebendigkeit redend, waren fein ausgemeißelt, und das leicht gewellte, etwas frühzeitig ergraute Haar bildete einen gut angepaßten Rahmen für die hohe Stirn, unter deren starkbuschigen, noch dunkel verbliebenen Brauen auffallend hellgestirnte Augen hervorsahen. Auch die Hände hatten etwas den Blick auf sich Ziehendes; von schmaler Form, doch langbefingert, flößten sie Vertrauen ein, daß ihnen die Befähigung innewohne, behutsam, erforderlichenfalls indes auch kräftig anzufassen.

Entfernungen gab's eigentlich im Städtchen nicht, selbst die Lange Twiete nahm nach gut fünf Minuten ihr Ende. In der Nähe lag das Ziel des Arztes. Das Haus war ihm genugsam bekannt, hätte sich aber auch ohnedies seinem Blick schon von weitem durch die Ansammlung eines halben Dutzends älterer und jüngerer Nachbarfrauen vor der Tür ausreichend gekennzeichnet. Wie der Herr Justizrat herankam, wurden sie still, machten Platz und sahen ihm durch die Haustür erwartungsvoll nach. Sie hatten verschiedene Mutmaßungen aufgestellt, doch erwies sich die Einsicht Frau Stines als die überlegene, denn sie hatte unfraglich sofort die zutreffende Diagnose abgegeben. Bei seinem Eintritt in den niedrigen Wohnraum erkannte der Arzt auf den ersten Blick, die ältliche, „seit eben etwas sonderbar" im Lehnstuhl mit kleinen ausgepolsterten Ohrenstützen sitzende Frau schlafe nicht, sei auch nicht von einer Ohnmacht bewußtlos gemacht, sondern habe, von einem Schlagfluß betroffen, plötzlich und endgültig mit ihrer Lebenstätigkeit abgeschlossen. Freundlich-guten Gesichtsausdrucks saß das, was bis vor einer halben Stunde Frau Mechthild Schlerbaum geheißen, da oder lag ein bißchen mit dem grauhaarigen Kopf nach einer Seite des altväterischen Sessels übergeneigt, doch so ordentlich in ihrer Haltung und Kleidung, wie man sie jederzeit angetroffen, und keinerlei Merkmal an ihr deutete auf eine Unzufriedenheit mit ihrem veränderten Zustande hin.

In der Stube befand sich weiter niemand als ein langaufgeschossener achtzehn- bis neunzehnjähriger Mensch mit blaßfarbigem Gesicht, über dem kurzgeschnittenes bräunliches Haar sich störrig vom Scheitel nach allen Richtungen abstäubte. Das war der „lange Bengel", von dem Stine wußte, daß die alte Schlerbaum für ihn „gekocht habe", das hieß, er hatte Kost und Unterkunft bei ihr gehabt, weil sie auf etwas Nebenverdienst sehen mußte, sonst aber in keinem Zugehörigkeitsverhältnis zu ihr gestanden. Er führte den Namen Gebert Norweg, hielt sich in eine Ecke zurückgezogen und starrte mit auseinander geweiteten ungläubigen Augen auf den reglosen Inhalt des „Ohrenstuhles" hin.

Der Justizrat legte kurz seine Finger um das Handgelenk der alten Frau, fühlte danach ihre Stirn an und bückte ein Weilchen sein Ohr zum Horchen an ihren Mund herunter. Dies alles führte er in sanft anrührender Weise, nicht handwerksmäßig aus, vielmehr gewissermaßen wie mit einem Respekt und einer Vorsicht, als ob sich's darum handle, eine Schlafende nicht aufzuwecken, richtete dann den Kopf in die Höhe und sagte: „Ja, deine Hauswirtin ist aus dem

Digitized by Google

Leben weggegangen, Gebert Norweg, und ihr ist nichts Übles damit zugestoßen. Aber du mußt jetzt anderswo unterkommen, denn wer noch weiterlebt, braucht Kost und Dach."

Aus der Ansprache ging hervor, daß er in einer über die allgemeine kleinstädtische Bekanntschaft hinausreichenden Beziehung zu dem jungen Menschen stehe, dem gestottert vom Mund kam: „Ist Mutter Schlerbaum —? Ja, wohin soll ich denn, Herr Justizrat?"

„Das muß ich überlegen, wo's für deine Verhältnisse am besten zu erwarten ist," antwortete der Doktor, doch wurde er an der Fortsetzung durch die sich wieder öffnende Stubentür unterbrochen. Es war noch jemand in der Langen Twiete dahergekommen, zu dem der Bote gleichfalls geschickt worden war, als zu dem am wichtigsten Benötigten. Ja, Warmund Cordemann, der Pastor an der St. Michaeliskirche, hätte eigentlich schon vor dem Justizrat eintreffen müssen, gelangte indes, da er von gemächlicher Gangart war, erst jetzt dazu. Die Frauen draußen, noch um einige hinzugeratene vermehrt, machten wieder vor der Haustür Platz und begleiteten dies mit einem Knicks, auf den der Pastor durch eine milde Handbewegung erwiderte. Drinnen begrüßte er mit gedämpfter Stimme den schon vor ihm Eingetroffenen: „Sind Sie auch herberufen worden, Herr Justizrat?"

„Ja, Herr Pastor, ich bin hier. Aber wir sind hier beide gleich wenig mehr nötig."

„O," erwiderte der Geistliche, „ist die gute Frau nicht mehr fähig, den letzten Trostbeistand, den ich ihr bringen wollte, aufzunehmen?"

„Ich glaub's kaum," antwortete Wichart Libertus, „nach meiner Erfahrung hören die toten Leute nichts mehr."

„O, wirklich tot? So hat der Ratschluß des Herrn sie plötzlich aus dem irdischen Dasein zu sich abberufen. Sind Sie der Meinung, daß ihr noch eine Erkenntnis ihres leiblichen Ausganges und letzte Bereitung auf denselben vergönnt gewesen sein mag?"

Ab und zu kamen dem Befragten von Kindertagen her einmal ein paar plattdeutsche Worte über die Lippen. So antwortete er denn: „Dat weet ick nich. In meinen medizinischen Büchern steht nichts davon, und bei der Wirkung eines tödlichen Schlagflusses aufs Gehirn ist's nicht wahrscheinlich."

„So verbleibt uns die Hoffnung, daß das Unwahrscheinliche dennoch geschehen sein möge," entgegnete Pastor Cordemann mit sanftem Ausdruck der Zuversicht um die Lippen, „und es liegt uns nur noch ob, für die sterblichen Überreste der Abgeschiedenen Sorge tragen zu lassen."

Der Arzt schwieg einen Augenblick, ehe er versetzte: „Es ist auch noch ein lebendiger Überrest da. Für den scheint's mir nötiger, denn der muß zu essen und ein Bett zum Schlafen haben."

Seine Hand deutete leicht nach dem jungen Menschen in der Ecke. „Ja so, mein lieber Gebhart," sagte der Pastor, „du bist ja durch diesen betrübsamen Todesfall — verüble mir's nicht, daß ich bei dem Anblick der vergänglichen Hülle eines so würdigen Mitgliedes meiner Gemeinde deiner und deines leiblichen Bedürfnisses nicht sogleich gedacht habe. In der Tat, zur Weiterbereitung auf deinen schönen Lebensberuf ist bedauerlicherweise eine andere Unterbringung für dich erforderlich geworden. Aber — ich vermag leider bei meiner geringen Kundigkeit in solchen irdischen Angelegenheiten mir nicht zu sagen —"

Seine Hand hatte sich teilnehmend und wohlwollend dem Standort Gebert Norwegs entgegenbewegt, der jetzt herankam, um sie mit der seinigen zu erfassen; augenscheinlich stand er in einem näheren Verhältnis zu dem Geistlichen als zu dem Arzt. Dieser äußerte nun: „Dazu reicht meine Verständnisgabe nicht aus, Herr Pastor, daß etwas bedauerlich sein kann, was, wie Sie sagten, der Ratschluß des Herrn bestimmt hat; ich bin in theologischen Dingen nicht genug bewandert. Aber bedauern kann ich's nicht, nach meinem ärztlichen Gutachten war die Luft hier im Haus für einen jungen Menschen in seinem Alter nicht die richtige. Lat mal sehn!"

Er trat zu Gebert hin, zog eins von dessen unteren Augenlidern etwas nieder und fuhr fort: „Da ist zu wenig rotes Blut. Er gehört in andere Luft, die sein Blut besser in Bewegung bringt. Du tät'st gut, ein paar Wochen lang täglich auf den Bungsberg und zurück zu laufen."

Digitized by Google

Kuithan: Ringelreihen. Farbige Steinzeichnung.
(Aus: Kinderserie zeitgenössischer Kunstblätter. Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Anflug eines Lächelns umzog den Mund Pastor Cordemanns, als er erwiderte: „In medizinischen Dingen erachte ich mich zu unerfahren, um mir darüber ein Urteil zu gestatten. Doch wenn ich Ihre Meinung richtig aufgefaßt habe, lieber Herr Justizrat, so sehen Sie von Ihrem theoretischen Standpunkt aus die Räumlichkeiten dieses Hauses als zu eng und niedrig für eine gedeihliche körperliche Entwickelung auf noch jugendlicher Altersstufe an. Das nimmt allerdings gewissermaßen Bezug auf einen Spruch des römischen Altertums, dessen ich mich aus der uns auf dem Gymnasium auferlegt gewesenen Lektüre des Juvenal entsinne: Mens sana in corpore sano, und es spricht, wie ich glaube, derselbe Autor an anderer Stelle: Maxima debetur puero reverentia —"

Wichart Libertus fiel ein: „Und an einer dritten: Panem et circenses, das heißt, bei nahrhafter Kost auch sonstige förderliche Anregung. Das ist kein theoretischer Standpunkt, Herr Pastor, sondern ein praktischer Erfahrungssatz. Der Mensch muß alles in der Praxis durchmachen, die Theorie nützt nichts dazu. Übrigens handelt sich's in diesem Fall nicht um einen puer, vor dem eine Reverenz zu beobachten wäre, sondern um einen adolescens, der hinter seinen Jahren zurückgeblieben ist und erst noch heranwachsen soll, um wirklich auf diese Bezeichnung Anspruch erheben zu können."

„Meinen Augen erscheint es eher, daß er bereits ein Maß über seine Jahre hinaus erreicht habe."

„Ja, Augen sind unterschiedlich, Herr Pastor," pflichtete der Arzt bei, „es gibt weitsichtige, die nichts von dem erkennen, was dicht vor ihnen ist, und andere, die überhaupt nichts sehen, weder von nahem, noch von weitem; die nennt man kurzsichtig. Das fällt aber nicht unter die Anatomie, sondern unter die Physiologie der Sinnesorgane und hat meistens seine Ursache in der Gehirnbeschaffenheit."

Pastor Cordemann nahm diese medizinische Erläuterung mit einer dankbar-liebenswürdigen Zustimmung auf. „Ein Beisammenverweilen mit Ihnen, lieber Herr Justizrat, zählt immer zum Interessanten und Lehrreichen, aber es ist hier wohl nicht recht der geeignete Ort für mich, auf weiteren Gewinn aus Ihren ophthalmologischen Kenntnissen bedacht zu sein —"

„Sie haben ganz recht, Herr Pastor, das wäre auch durchaus zwecklos," worunter Libertus selbstverständlich nicht die Nutzlosigkeit einer Belehrung des Angesprochenen, sondern die zweifellose Behinderung der Verstorbenen, noch einen Vorteil daraus zu ziehen, begriff. Diese Auffassung gaben deutlich auch die Züge des Geistlichen zu erkennen, so daß es seiner bestätigenden Erwiderung: „Nein, sie vernimmt nicht mehr davon und zählt zu denen, deren Augen keiner zeitlichen Verblendung mehr unterliegen," eigentlich nicht bedurft hätte. Sich umblickend, fuhr er fort: „Wodurch gelangten wir — Sie äußerten — jawohl, ich entsinne mich — unser junger Freund sei durch diese Fügung Gottes darauf hingewiesen, für seine leibliche Bedürftigkeit eine andere Beihilfe zu finden."

„Beihelferin, Herr Pastor."

„Nun ja, dies dürfte wohl implicite darunter zu verstehen sein. Ist Ihnen eine solche, auf die Sie dieses Zutrauen setzen, in unserem Orte bekannt?"

Der Befragte dachte kurz nach und antwortete dann: „Ich habe vor ein paar Tagen zufällig gehört, daß die Witwe Engemann vielleicht einen Kostgänger zu sich ins Haus nehme. Sonst wüßt' ich niemand in der Stadt."

„O," wiederholte Pastor Cordemann, „die Witwe Engemann? Würden Sie die für eine derartige Aufgabe als geeignet erachten, Herr Justizrat?"

„Warum sollte ich sie dazu nicht geeignet halten, Herr Pastor?"

„Hm — sie ist mir persönlich nicht näher bekannt, meine Augen haben sie höchstens ein- oder zweimal auf der Straße — in der Kirche erinnere ich mich nicht — wahrgenommen — meine Meinung ging nur dahin, daß mir eine ältere Frau, wie es die liebe Abgeschiedene hier gewesen, eine bessere Bürgschaft für die Wohlfahrt eines bereits auf etwas höhere Altersstufe gelangten Pfleglings zu gewährleisten scheint. Nach meiner Schätzung kann die von Ihnen genannte Persönlichkeit erst eben in die Zwanziger eingetreten sein."

Digitized by Google

Der Arzt zuckte leicht mit der Schulter. „Ich befliß mich nur, Ihrer Unkundigkeit in irdischen Angelegenheiten zur Hilfe zu kommen, Herr Pastor; wenn Sie eine bessere Häuslichkeit für ihn im Auge haben, so bedarf's ja keines Beirats von mir. — Der Herr Pastor wird also für deine neue Unterbringung Sorge tragen, Gebert Norweg, und ich kann mich also Ihnen bestens empfehlen."

Er nahm seinen Hut, doch schnell fiel der Pastor ein: „O, so möchte ich meine Äußerung nicht aufgefaßt sehen, lieber Herr Justizrat! Da es sich um eine leibliche Fürsorge handelt, bescheide ich mein Urteil unter Ihr Gutachten, denn Ihnen kommt ja gewissermaßen nicht allein das Recht, sondern auch eine Pflicht zu, in betreff der materiellen und pekuniären Frage die Verantwortung auf sich zu nehmen."

„Mir lag nur daran, Herr Pastor, Ihnen eine lästige und schwierige Bemühung zu ersparen, die Ihre von so viel wichtigeren Dingen erforderte Zeit unnötig in Anspruch zu nehmen droht. Die Verantwortung denke ich auf mich nehmen zu können; Jugendlichkeit ist ja wohl an sich nichts Sündhaftes, oder sollte sie das sein, kann sie doch nur zur Gattung der Erbsünde gehören, von der wir ja zum Glück erlöst worden sind, so daß wir sie mit den Kinderschuhen loswerden. Für häusliche Verrichtungen aber besitzen junge Hände unfraglich den Vorzug lebensfrischerer Regsamkeit, und wie Sie bemerkt haben, fällt hier auch das Vermeiden größerer Kostspieligkeit ins Gewicht. Nach der Richtung hoffe ich zugunsten der irdischen Besitztümer Ihres Zöglings auf ein billiges Abkommen, das heißt selbstverständlich nur, wenn Sie sich nicht für eine andere Unterkunft entscheiden und den etwa dafür verlangten höheren Preis durch einen Zuschuß zu ermöglichen beabsichtigen."

„Nun ja — mein lieber Herr Justizrat — es würde einen mir nicht zukommenden Eingriff in Ihre Befugnisse, in die Ihres Rechtes und Ihrer Pflichten, bilden, dessen ich mich, ganz besonders in meiner Stellung als Diener der Kirche, unter keinen Umständen schuldig machen dürfte. Zu meinem Bedauern gewahre ich" — dabei zog er seine goldene Uhr, eine Geburtstagsgabe seiner dankbaren Gemeinde, aus der Tasche —, „daß ich gegenwärtig auf ein längeres Zusammenverbleiben mit Ihnen Verzicht leisten muß. Doch ich hoffe, bald wieder bei einem weniger betrübenden Anlaß — Gott befohlen, mein lieber Gebhart, wir werden uns ja bald sehen, möge die gute Zuversicht des Herrn Justizrats hinsichtlich deiner neuen häuslichen Unterkunft sich aufs fördersamste für dich bewähren. Auch ich bin davon überzeugt, denn man soll bedachtsamerweise dem Gerede von Leuten keine Bedeutung beimessen, die gemeiniglich nur von Hörensagen zu berichten wissen."

„Gewiß nicht, Herr Pastor," pflichtete der Arzt rückhaltlos bei, „wir sind in allem ganz der gleichen Meinung. Die Leute, die nichts zu sagen haben, sprechen gewöhnlich am meisten."

Sichtlich von dem Ausdruck dieser Übereinstimmung erfreut, grüßte Pastor Cordemann noch einmal mit einer verbindlichen Kopfbewegung und verließ das kleine Wohngemach der gewesenen Mutter Schlerbaum.

* * *

Gebert Norweg war der Sohn einer Frau, die in einem der weiteren Umgegend des Städtchens zugehörigen Dorfe aus dem Leben weggeschieden, als er in seinem fünften Jahre gestanden. Sie hinterließ ihm ein kleines Vermögen, mit dessen Zinsertrag sie kärglich in einem Bauernhause die Kosten einer gemieteten Stube und ihres Unterhaltes bestritten, doch beließ ihr Tod es dem Kinde unverringert, da sie sorglich darauf bedacht gewesen, das Kapital nicht anzugreifen. In ihrer letzten Verfügung hatte sich die Bitte befunden, Herr Justizrat Libertus, als ein Vertrauensmann im weiten Umkreis der Stadt, möge die Verwaltung der Habe des verwaisten Knaben auf sich nehmen, ihn in einem guten Pflegehause unterbringen und höheren Unterricht genießen lassen, damit er später zum Universitätsstudium befähigt sei. Diesem Ansinnen war der Arzt wohl um seiner Stellung und Reputation willen nachgekommen, doch ohne weitere Verantwortung, eine wirkliche Vormundschaft für den fremden Jungen zu übernehmen. Als schwierig stand allerdings für

Digitized by Google

später die Unterrichtsfrage bevor; der Ort besaß natürlich nur eine Volksschule unterster Stufe, die keine Weiterbildung über das Erlernen des Lesens, Schreibens und Rechnens hinaus ermöglichte. Eltern, welche für ihre Söhne nach höherer Gelehrsamkeit trachteten, mußten sie dem Gymnasium in Kiel übergeben, für Gebert Norweg konnte das in Anbetracht seiner Geldmittel nicht in Erwägung gezogen werden.

Doch „Kommt Zeit, kommt Rat." So sagte freilich Pastor Cordemann nicht, gewahrte vielmehr die Hand der Vorsehung darin, daß Matthias Harms damals seinen Wohnsitz im Städtchen nahm. Der war ein Kandidat der Theologie, doch, wie's wohl vorkam, niemals zu Brot und Würden eines Pfarramts gelangt, sondern hatte ungefähr vierzig Jahre seines Lebens hier und dort auf adeligen Gütern als Hauslehrer und Erzieher verbracht. Dafür allmählich zu alt geworden, setzte er sich mit einem bißchen Ersparnis zur Ruhe und besserte seine geringen Einkünfte dadurch auf, daß er, statt den bisherigen aristokratischen, nunmehr einfachen bürgerlichen Sprößlingen zur Vorbereitung auf die Universität verhalf. Im Lateinischen und Griechischen war er sattelfest gewesen und geblieben, ein wenig alte Geschichte, alte Geographie und Mathematik nach Lehrbüchern konnte er hinzufügen, und in Anbetracht der göttlichen Gelehrsamkeit vermochte er sich zwar nicht zu berühmen, ein leiblicher Anverwandter, aber doch ein Namensvetter der gewaltigen derzeitigen Kirchensäule im holsteinischen Lande, des Hauptpastors an der Kieler Nikolaikirche und Dr. theol. Klaus Harms, zu sein. Das ließ einen vertrauen-einflößenden Abglanz von diesem auf ihn fallen, dem sich hinzugesellte, daß sein hebräischer Rufname Matthias ihn auf deutsch als ein „Geschenk Gottes" kennzeichnete. So sah er sich nicht ungünstig für das Vorhaben seines Lebensabends ausgerüstet, kam dazu obendrein einem wirklichen Bedürfnis entgegen, und mehrere Väter sahen sich ihrerseits durch sein schätzbares Anerbieten in erfreulicher Weise eines erheblichen Kostenaufwandes für den Unterricht ihrer Söhne überhoben.

Zu ihnen gehörte auch Pastor Cordemann, zwar nicht gerade als leiblicher Vater, doch als der von der Vorsehung und seinem Amt bestellte Fürsorger aller geistig Hilfsbedürftigen und Verlassenen seiner Gemeinde. Diese Pflicht hatte es ihm auch auferlegt, dem hinterbliebenen Knaben der Frau Norweg seine Obhut angedeihen zu lassen, indem er diese auf dessen seelisches Wachstum erstreckte, während die übernommenen Verpflichtungen des Justizrats sich nicht über die Grenze leiblicher und pekuniärer Wohlfahrt hinausbewegten. Demgemäß setzte der Pastor alsbald mit Eifer ins Werk, daß der leibliche Pflegling Mutter Schlerbaums auch der höheren und klassischen Pädagogik bei Matthias Harms teilhaft werde, und da dies sowohl im Einklang mit der Testamentsbestimmung stand, als auch den Vorzug nur bescheidener Kosten hatte, erhob der Arzt keinerlei Einwand dagegen. So war Gebert Norweg zum Alumnen der neuen gelehrten Privatschule geworden, hatte darin jetzt seit bald einem Jahrzehnt seinen Kopf mit einer unschätzbaren Fülle von lateinischen und griechischen Vokabeln, Grammatik und Syntax bereichert und stand jedenfalls nach dieser Richtung nicht hinter den hoffnungsreichsten Primanern des Kieler Gymnasiums zurück.

Doch beschränkte sein geistiger Erwerb sich nicht auf diesen Gewinn an toten Sprachen, sondern seit manchen Jahren schon tat Pastor Cordemann ihm wöchentlich einmal in seiner Studierstube lebendiges Wasser der Glaubenslehre hinzu, wofür er keinen irdischen Entgelt der Gegenwart, lediglich einen himmlischen Zukunftslohn in Anspruch nahm. Denn als zweifellos stand fest, daß Gebert im nächsten Jahre die Universität beziehen werde, um Theologie zu studieren, wofür er nach dem Bemessen des Geistlichen nicht nur mit dem innerlichen Trieb, auch mit allen erforderlichen Gaben ausgerüstet war.

Unter solchen Verhältnissen und Bedingungen wäre es mit der menschlichen Natur wenig vereinbar gewesen, wenn dieser den beiden für und über ihn Bestimmenden ein gleiches Maß von Neigung zugewandt hätte, sondern ganz der Billigkeit entsprach's, daß er Pastor Cordemann weitaus den Vorzug vor demjenigen gab, der nur für die niedrigen Erfordernisse seiner Lebensführung sorgte und sich im übrigen kaum weiter um ihn bekümmerte. Denn allerdings mußte er

Digitized by Google

sich wöchentlich auch einmal bei ihm im Studierzimmer einstellen, um seinen leiblichen Gesundheitsstand beaugenscheinigen zu lassen; soweit fühlte der Arzt sich als tutor testamentarius zur Ergänzung seiner übernommenen praktischen Obhut noch verpflichtet und kehrte dann gemeiniglich auch seine übelberufene Geizhalsnatur nicht heraus, sondern ließ sich's auf eine halbe Stunde oder länger nicht ankommen, ohne Johann hereinzuklingeln und die „Pechfrage“ zu stellen. Doch etwas Erquickliches brachte Gebert dieser Besuch nicht ein, vielmehr war er jedesmal froh, wenn er die Tür wieder hinter sich hatte. Dies geschah gewöhnlich erst, nachdem der zukünftige junge Gottesgelehrte auf eine Anzahl von allerlei Fragen Antwort hervorgebracht oder keine zu geben gewußt hatte. Dies kam eigentlich häufiger vor, denn nicht selten ließ sich gar kein verständlicher Sinn und Zweck mit dem, was der Arzt fragte und sprach, verbinden, und Gebert ward oft von dem unangenehmen Eindruck überkommen, daß jener sich über ihn lustig mache und nur derartige Dinge rede, um ihn auf den Mund geschlagen wie einen dummen Jungen dasitzen zu lassen.

Das Zusammensein mit dem Arzt zählte deshalb für Gebert Norweg nie zu den Annehmlichkeiten und tat's drum auch heute nicht, wie er mit dem Pastor Cordemann seinen wirklichen, auf sein höheres Wohl bedachten Gönner und Beschützer aus der Stube verschwinden sah. Aber aus der Lage, in die ihn der plötzliche Todesfall versetzt, konnte er sich durch eigenes Vermögen nicht herausfinden, so daß ihm nichts übrigblieb, als wortlos zuwartend dazustehen.

Einen besonders gescheiten Ausdruck zeigte sein Gesicht dabei nicht gerade, so daß Wichart Libertus bestätigend äußerte: „Na ja, selbst helfen kannst du dir ja nicht. Wenn ein junger Hund auf seinen Füßen zu laufen anfängt, verschafft er sich im Notfall auch sein nötiges Futter, aber du gehörst zum Glück nicht zur Gattung canis, sondern bist ein homo sapiens und würdest ohne Beistand verhungern. So nimm deinen Hut, damit wir nach der Krippe für dich suchen. Gleich unterkommen wirst du wohl nicht und kannst heute nacht in meiner Gaststube schlafen. Der Herr Pastor hätte dich natürlich am liebsten so lange bei sich aufgenommen, aber es fällt einem im Augenblick nicht immer das Richtigste ein, oder er hat auch wohl keinen überflüssigen Platz in seinem Hause. — Das ist ja ein frühzeitiger Besuch. Pſch!“ Der Sprecher machte eine scheuchende Handbewegung, um eine ihrer Jahreszeit vorausgeschwirrte Stubenfliege wegzujagen, die um das friedliche Gesicht in dem alten Ohrenstuhl surrte. Dazu fragte er: „Kannst du de up latin'sch nennen?“

„Musca,“ antwortete Gebert mechanisch.

„Na, denn heſt du dat jo. Als domestica communis hat Linné sie genauer unterschieden. Bei dem homo sapiens hat er das communis zuzusetzen vergessen. Der Herr Pastor würde dir erklären, daß es bei dem einsichtigen Menschen, der immer nach der richtigen Erkenntnis zu seinem Besten handelt, nicht nötig gewesen sei. Nun komm!“

Eine zarte Empfindung hätte in dem Sterbezimmer solche Gedanken nicht über die Lippen gebracht. Doch das tägliche Handwerk eines Arztes ließ feinere Saiten des Gemütes nicht zur Geltung kommen, und anderseits fühlte augenscheinlich auch Mutter Schlerbaum sich durch diese zoologischen Erörterungen neben ihrem Sessel nicht verletzt. Wenigstens gab sie durch keine leiseste Mienenänderung ein Anzeichen davon, und ebenso schien die Aussicht, daß in der Pflege Gebert Norwegs, für den sie nach ihren Kräften anderthalb Jahrzehnte lang treulich gesorgt hatte, die Witwe Engemann ihre Nachfolgerin werden solle, sie in vollständiger Gleichmütigkeit zu belassen.

Draußen hatten sich die teilnehmenden Frauen allmählich bis in den Hausflur hineingeschoben, wo der Arzt beim Weggang noch die Weisung erteilte, die Leichenfrau zu holen, als er mit seinem jungen Begleiter vor die leergewordene Tür hinaustrat. Hier drehte er ihm den Kopf zu und sagte: „Wenn du dich noch für irdische Vorgänge interessierst, Gebert Norweg, so kannst du dir von hier als letztes eine Erfahrung mitnehmen. Wo auf dem Felde ein Stück Wild verendet, sind gleich die Krähen drüberher, und wenn in einem Hause ein verstorbener Mitchrist liegt, sammeln sich die alten Weiber drin an. Beide tun's zum

Digitized by Google

gleichen Zweck, um ihre Schnäbel zu gebrauchen, aber wer einmal tot ist, der verspürt nichts mehr davon. Nur die Lebendigen, die noch weiter zu gehen haben, tun gut, vor ihre Füße zu sehen, damit sie nicht hinschlagen und sich ihre Gliedmaßen entzweibrechen. Denn das tut oft sehr weh und kann in vielen Fällen auch ein tüchtiger Arzt nicht wieder kurieren.“ Damit ging er durch die Lange Twiete weiter, bis wo sie in leeres Feld auslief.

* * *

Die Häuser des Städtchens machten mit geringen Ausnahmen nirgendwo auf Ansehnlichkeit Anspruch, hier am Westrand aber bekamen sie einen Anstrich, als ob sie aus einer Nürnberger Spielschachtel, nur nicht für Kinder, sondern für erwachsene Leute hingesetzt wären. Man sah, sie seien so unkostspielig als möglich und für Bewohner mit wenig Raumbedürfnis gebaut; von außen ließ sich ein untrüglicher Schluß auf die innere Einteilung der fast durchgängig sich ähnelnden Behausungen ziehen. Die Tür in der Mitte führte zweifellos auf einen schmalen Flur oder eine Diele nach landesüblicher Benennung, ihr zur Rechten und Linken zeigten sich durch je ein Fenster zwei kleine Stuben an; der Rückseite zu befand sich die Küche und vielleicht noch eine Kammer, während die Dachseiten nach vorn eine gleichfalls einfenstrige Giebelstube in ihre Mitte nahmen. Damit war jedenfalls der Platzinhalt der Häuser voll erschöpft; sie sahen nicht alt und nicht jung aus, nicht sorglich in Stand erhalten, aber auch nicht verkommen und unsauber. Sichtlich wohnten nach Billigkeit trachtende Leute darin, die alle unnötigen Ausgaben vermieden; nur der Bodengrund war nicht kostspielig, vielmehr beinahe wertlos, und diesem angenehmen Umstande verdankten die Häuschen, sämtlich von verhältnismäßig großen Gärten eingerahmt zu sein, die hauptsächlich zur Kartoffel-, Erbsen- und Bohnen- oder sonstiger Gemüsezucht benutzt wurden. Da und dort schimmerten indes durch die ziemlich vermorschten Zaunlatten auch ein paar bunte Blumenbeete, neben denen Syringen- und Goldregenbüsche durch ihre Hochwüchsigkeit davon sprachen, daß sie sich mindestens seit einem Menschenalter, vielleicht schon länger hier als erbangesessen fühlen durften. Jenseit der schmalen, mehr feldwegartigen Randstraße der Stadt lag allen das offene Ackerland gegenüber, wenn dies Beiwort auch nicht wörtlich zutraf, da die Getreidekoppeln und Wiesen von dicken, mit ziemlich hohen Hasel-, Weiden-, Hartriegel-, Faulbaum- Liguster- und anderen Feldsträuchern bepflanzten Zaunwällen abgeteilt und umgürtet waren, so daß ein weiterer freier Ausblick dazwischen nicht möglich fiel.

Durch einen dieser Vorgärten schritt Doktor Libertus, wie überall auch hier wegkundig, mit seinem jugendlichen Begleiter auf die Haustür zu, die zwei im Ort ungewöhnliche Dinge aufwies, einen Klingelzug und daneben ein kleines Porzellanschild mit der Aufschrift „Bertrade Engemann“. Das deutete in gewisser Weise auf die Herkunft der Benannten aus einem anderen Gesichtskreis, einer höheren Kultursphäre als der ihrer ländlichen Nachbarschaft hin, und als der Arzt den Glockenstrang gezogen, gab die öffnende Persönlichkeit dieser Vermutung recht. Sie erschien wie ein junges, kaum mehr als zwanzigjähriges Mädchen in einem Kleide aus einfachem Stoff, das sich indes durch hübschen, ihrer Gestalt genau angepaßten Zuschnitt höchst vorteilhaft von dem sonst größtenteils bei der weiblichen Stadtbevölkerung bräuchlichen abhob, und mit einem gewandten, Achtung bezeugenden Knicks begrüßte sie den Ankömmling. Zu seinen Patienten hatte sie glücklicherweise noch nicht gehört, da ihr Aufenthalt hier erst kaum länger als ein Jahr gedauert, eröffnete auch nicht viel Aussicht darauf, denn sie sah in vollstem Maße gesundfarbig blühend und lebenslustig aus. Doch kannte sie natürlich den Arzt von Angesicht und Ruf und bekundete dies durch die Frage: „Kann ich Ihnen mit etwas zu Dienst sein, Herr Justizrat?“

Nochmals den Blick auf das Porzellanschild richtend, erwiderte dieser: „Sie sind doch die Witwe —?“ — „Ja, Frau Leutnant Engemann, Herr Justizrat; ich habe das ‚von‘ meines lieben seligen Mannes weggelassen, das gehörte mir eigentlich nur bei seinen Lebzeiten mit an, und für eine Witwe paßt's nicht so, hätte was, als wollt' ich von adeliger Herkunft sein.“

Digitized by Google

Das klang anspruchslos und vernünftig bedacht und fußte im übrigen auf einer merkwürdigen dänischen Militäreinrichtung, daß jeder, der zum Offizier aufrückte, damit zugleich auch „nobilitiert“ und für seine Person der Adelsklasse des Königreichs einverleibt wurde, so daß dieser infolge davon zahlreiche Herren von Petersen, Hansen, Jensen und Träger sonstiger auf das bürgerliche „sen“ auslautender Namen angehörten.

So war es deshalb auch dem Herrn Leutnant Engemann geschehen, der ursprünglich Förster gewesen, in schon vorgerückten Jahren bei der Armee eingetreten und nach einer weiteren Anzahl von Jahren Offizier geworden war. Als solcher hatte er in Altona in Garnison gestanden, dort Vertrade Teichner, die achtzehnjährige verwaiste Tochter eines kleinen Hamburger Magistratsbeamten, kennen gelernt und bald darauf zu heiraten gewünscht. Von ihrem Vater ohne weitere Besitztümer als ein hübsches Gesicht, jugendliche Frische, etwas Schuldressur und natürlichen guten Geschmack für ihre Kleidung zurückgelassen, besann sie sich nicht lange, den Antrag des weit älteren Leutnants anzunehmen, der ein Mann von vortrefflichem Charakter, doch leider nicht eben so guter leiblicher Gesundheit war. Denn es steckte wohl schon bei der Hochzeit ein Krankheitskeim in ihm, so daß er bald den Abschied nehmen mußte und seiner jungen Frau die Aufgabe zufiel, ihn ungefähr ein Jahr lang zu Tode zu pflegen. Dann stand sie, von der kleinen Witwenpension abgesehen, wieder nicht viel weniger mittellos als vor ihrer Eheschließung in der Welt.

Zum Entsagen und Verzagen war sie indes nicht veranlagt. Ein glücklicher Zufall ließ sie die Bekanntschaft eines jungen Landmannes machen, den eine Geschäftsangelegenheit nach Altona geführt, und dessen gutherziger Sinn ihn zuweilen antrieb, sich beistandbedürftiger Mitmenschen anzunehmen. Christoff Wittkop war Erbpächter, das hieß, so gut wie Besitzer des stattlichen, einige Stunden südöstlich von der wagrischen Kleinstadt belegenen Hofes Buchenhorst; dabei trug er allerdings trotz seiner erst fünfundzwanzig Jahre eine merkwürdig ausgereifte Abneigung gegen das gesamte weibliche Geschlecht in sich, das sein Verstand, wie die menschlichen Einrichtungen einmal waren, nicht für geradezu entbehrlich erklären konnte. Seiner angeborenen Gutmütigkeit indes war's doch nicht möglich, wie er von der ziemlich bedrängten Lage der verwitweten Frau Leutnant vernahm, als wortloser Zuhörer daneben zu sitzen, sondern er mußte den Mund zu der Äußerung auftun, daß sich nicht leicht irgendwo eine billigere Unterkunft und Lebensführung als in dem Städtchen finden lasse. Zumal für jemand, der wahrscheinlich mit der Nadel umzugehen verstände, da, wie er glaubte, unter den besser gestellten ortsansässigen Familien ein Bedürfnis danach vorhanden sei. Vertrade Engemann mußte den tatsächlichen Angaben des jungen Hofbesitzers Vertrauen geschenkt haben; genug, sie hatte bald nachher einen großen Segeltuch-Fuhrwagen gemietet, um mit ihrer Habe nach dem Orte überzusiedeln.

So kam sie vor ungefähr einem Jahre hierher. Die Miete des Häuschens legte ihr kaum den dritten Teil des Preises wie ihre bisherige Wohnung auf; freilich waren die Stuben eng, aber der Garten lag bei guter Witterung nett umher, und für die Einrichtung im Inneren brachte sie ausreichend Möbel von ganz hübscher, sogar gefälliger Art mit. Für feinere Näh- und Stickarbeiten gingen ihr schon nach kurzem einige Aufträge zu. Wenn zu deren Überbringung sich die Honoratiorenfrauen selbst in dem Häuschen am Ackerrand einfanden, so ging die Annahme wohl nicht ganz fehl, daß die Wißbegier, wie die hergezogene Fremde aussehe und hause, nicht unwesentlich zu diesen eigenen Bemühungen beitrug. Jede aber konnte nicht umhin, mit der Nachricht zurückzukehren, die junge Witwe sei sehr sauber und wirklich recht nett eingerichtet und wisse sich ebenso auch mit anständiger Manier Damen der Gesellschaft gegenüber zu benehmen. So erkannten diese eine Art von innerlich lehrreicher Wohltätigkeitspflicht darin, ihr hin und wieder einen Verdienst zuzuwenden, zumal da sich obendrein bald ergab, daß die ihr übertragenen Arbeiten zur vollen Befriedigung ausfielen. Vertrade Engemann war wie in allem auch mit der Nadel gewandt, besaß neben viel überschüssiger Zeit einen in der Großstadt herangediehenen guten Geschmack, und wenngleich die höchstgeschätzte

Digitized by Google

Tugend jeder musterhaften Hausfrau auf sparsamste Bemessung der Arbeitsvergütung sah, ließ sie sich für den Anfang an dem geringen Ertrag ihrer Tätigkeit ruhig genügen. Ein kleiner Zuschuß war immer besser als keiner, und beim Abwarten konnte ein größerer daraus werden. Dazu gehörte vor allem ein geduldiges richtiges Verhalten; sie trug mit eigenen Händen, die sehr niedlich waren, Sorge für eine gute Pflege ihres Gartens, und ein ähnlicher praktischer Beweggrund hatte sie auch die Unkosten für die Anbringung ihres Namens-Porzellanschildes nicht in Rechnung ziehen lassen.

So stand sie im Rahmen der Tür vor den beiden unerwarteten Besuchern, ein Bild, das dem Arzt ein nicht geringes Zutrauen einzuflößen schien. Anders dagegen verhielt sich's mit Gebert Norweg, dessen Augen nicht in Zweifel ließen, daß die Erscheinung keineswegs einen ansprechenden Eindruck auf ihn ausübe. Und gewiß, es war wohl kaum ein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen dieser Witwe und der seligen Witwe Schlerbaum. Wichart Libertus aber sagte jetzt: „Das dünkt mich durchaus richtig bedacht, Frau Leutnant. Wohnen Sie allein in dem Hause?"

Die Befragte antwortete: „Für die gröbere Hausarbeit kommt die Tochter meines Nachbars drüben ein paar Stunden zu mir, in der übrigen Zeit bin ich ganz für mich und habe mir deshalb den Klingelzug anbringen lassen. Eine alleinstehende Frau tut doch klüger daran, die Tür geschlossen zu halten, da es hier einsamer als in einer Straße ist."

„Gewiß, vollkommen vernünftig," stimmte der Arzt abermals zu. „Mir scheint, daß Sie eine gute Naturmitgift haben, alles einsichtig anzustellen, auch Ihrem Gärtchen sieht man's an. Aber mich deucht, noch besser wär's, wenn Sie einen männlichen Schutz in Ihrer Wohnung hätten."

Bertrade Engemann sah den Sprecher einen Augenblick verständnislos an, ehe sie erwiderte: „Dazu reichen meine Mittel nicht hin, Herr Justizrat, ich kann mir keinen Hausknecht halten."

„Das meinte ich auch nicht," versetzte er, „aber ich habe gehört, daß es Ihnen vielleicht nicht unwillkommen sei, Ihre Einkünfte ein bißchen vermehren zu können, und da ließe sich mit dem Schutz Vorteil verbinden. Darum sind wir beide hier, ich und der junge Mensch, für dessen Bedürfnisse ich testamentarisch zu sorgen übernommen habe."

Er erläuterte kurz die allgemeine Lebenslage sowie die plötzliche Notlage, in die Gebert geraten war, und schloß damit, ob Frau Engemann ihn etwa gegen entsprechende Vergütung in Kost und Wohnung nehmen wolle. Nach seiner Meinung werde beiden Teilen dadurch gedient. Das setzte die junge Witwe sichtlich in Erstaunen. „Sie meinen, ich sollte in meine Villa — ich würde so, meinen Sie, einen männlichen Schutz für mich —"

Dazu spielte ihr unwillkürlich ein leichtes und halb schalkhaftes Lächeln um die roten Lippen, und allerdings bot der Anblick des Gesichtsausdrucks Gebert Norwegs einigermaßen Grund dazu. Ihren Zügen aber war anzusehen, daß sie bereits mit bedachtsamer Abwägung das unerwartete Angebot überschlagen habe: „Wollen Sie nicht bei mir eintreten, Herr Justizrat, und sich mein Häuschen einmal ansehen?" fragte sie.

Dabei trat sie, um den Eingang frei zu machen, ein paar Schritte auf den Flur zurück, und diese Gelegenheit benutzte Gebert, dem Arzt von rückwärts so nahe als möglich zu kommen und ziemlich stotternden Mundes zu flüstern: „Herr Justizrat — ich — ich möchte hier nicht bleiben —"

Der Angeredete drehte den Kopf um und fragte: „Warum nicht?"

„Weil — ich — ich fürchte mich —"

„Fürchten? Wovor?"

„Vor — Mutter Schlerbaum war ganz anders — vor der fürchtete ich mich nicht."

Wichart Libertus tat etwas bei ihm äußerst Seltenes, er lachte und meinte dann: „Glaubst du, daß es hier Tatzen und Klapse gibt, wenn du zuviel rote Anstriche in deinem lateinischen Exerzitium nach Hause bringst? Daraufhin müssen wir's mal riskieren; vielleicht kommt's deinem Examen und deiner weiteren Karriere zugute. — Gern, Frau Leutnant, wenn wir Ihre Wohnung ansehen dürfen."

Das bedurfte nur kurzer Zeit. An die beiden Zimmer zur Rechten und Linken der Diele grenzten nach hinten auf der einen Seite die Küche, auf der anderen die Schlafstube der jungen Witwe; alles war nur klein, ein

Digitized by Google

bißchen puppenhaft, aber mit Geschmack eingerichtet und von untadliger Sauberkeit; besonders mutete das Schlafgemach mit einer Ordnung und dem von blütenweißer Spreitdecke überbreiteten Bett an, daß es auch die achtsamsten Augen nicht zu scheuen brauchte und die Überzeugung einflößte, es sei jederzeit so imstande, sich dem Blick eines Besuches zu zeigen. Nur gebrach's, wie rasch erkennbar, dem Häuschen an einem Raum zur Aufnahme noch eines Mitbewohners, und der Arzt gab dieser Wahrnehmung mit einem Ton des Bedauerns Ausdruck. Doch Vertrade Engemann entgegnete darauf: „Oben ist noch ein Zimmer vorhanden, das ich zu nichts anderem benutze, als daß es mir zum Unterbringen einiger Möbel und des Bettes meines verstorbenen Mannes dient.“ Leichtfüßig stieg sie auf der kurzen Treppe voran und öffnete die Tür der Giebelstube.

Diese befand sich in ebenso wohlgeordnetem Zustande, war sogar die umfänglichste des Hauses, dabei hell und mit einer freien Aussicht über die Feldweite begabt, so daß Wichart Libertus nicht mehr weiterem Bedauern, sondern vollständiger Befriedigung Worte lieh. Danach fuhr er, zu Gebert gewandt, fort: „Hier wirst du, wenn die Frau Leutnant dir das Zimmer einräumen will, nach meinem Bemessen das für dich bestgeeignete Quartier in der Stadt finden.“

Die weiteren Fragen ergaben nun zwar, daß Frau Engemann den Preis für die Stube und gut ausreichende Beköstigung etwas höher als die Mutter Schlerbaum veranschlagte, doch in Anbetracht der augenscheinlich hier dargebotenen Vorzüge enthielt sich der Justizrat jeder Einwendung aus Sparsamkeitsrücksichten und schloß alsbald einen zunächst vierteljährigen Vertrag für sein Halbmündel ab. Wie er im voraus angenommen, konnte dieser natürlich nicht sofort hier verbleiben, sondern „Meta Kienast“ mußte erst aus dem Nachbarhause berufen werden, um die unbewohnt gewesene Stube in Verfassung zu setzen; der Einzug Geberts ward deshalb auf den nächsten Tag verschoben. Ziemlich hilflos stand Gebert Norweg da, trotz seiner Körperlänge von beinahe sechs Schuhen ungefähr an ein schreckgelähmtes Goldhähnchen erinnernd, das in einen engen Käfig mit einem Kernbeißer zusammengesperrt werden sollte, obwohl zwischen dem letzteren und Vertrade Engemann nicht die geringste Ähnlichkeit bestand. Wichart Libertus indes schien davon, ungeachtet seiner sonstigen Scharfsichtigkeit, nichts zu gewahren; er verabschiedete sich artig von der Frau Leutnant und schritt mit seinem jungen Begleiter wieder durch die Haustür zur Feldstraße hinaus.

* * *

Als die beiden am Hause des Arztes ankamen, war seit seinem Weggange doch mehr als eine halbe Stunde verflossen, so daß dem Auftrag gemäß der Wagen bereits angespannt vor den Lindenbäumen wartete. Johann Troll stand in seinem Kutscherrock daneben, und Frau Stine Berens lag gerade nichts anderes zu tun ob, als ihm Gesellschaft zu leisten, selbstverständlich indes nicht untätig, sondern sie putzte mit einem Wischtuch an den Sitzlehnen des leichten Fuhrwerks den Staub ab. Dazu grinte Johann eben, als die Stimme des Herrn Justizrats an sein Ohr schlug: „Du brauchst nicht mit, ich nehme selbst die Zügel.“ Das tat er für kürzere Fahrten bei guter Witterung häufig; zu Gebert Norweg gewandt, äußerte er dagegen: „Du kannst mit nach Hohenkamp fahren, die Luft tut deinen Lungen gut, daß sie dir das Blut etwas in Bewegung bringen; dafür zu sorgen ist die Hauptsache.“

Von einer Widersetzlichkeit konnte nicht die Rede sein, so kletterte Gebert einigermaßen linkisch zum Sitz des Einspänners hinauf. Der Arzt folgte nach, nahm Zügel und Peitsche aus Johanns Händen, drehte den Kopf noch einmal gegen Stine zurück und gab Anweisung: „Sie muß das Gastbett für Gebert Norweg herrichten, er schläft heute drin, weil die Mutter Schlerbaum nicht mehr lebt. Nur diese Nacht; von morgen an hab' ich für sein Unterkommen bei der Witwe Engemann gesorgt.“ Dann klitschte Wichart Libertus nur einmal leicht mit der Peitschenschnur über die Ohren des Pferdes, der Wagen rollte fort, und von den beiden Zurückbleibenden sagte Johann nachblickend: „Jo, de Herr Stizrat ver-

Digitized by Google

steiht dat, mit allens richti ümtogahn, he brukt keen annern dato."

Stine dagegen verhielt sich mehrere Atemzüge lang stumm, dann aber brach sie los: „Nu is em doch wul rein all' un jede Vernunft ut'n Kopp weglopen!"

Danach mußte sie erst einmal luftschöpfend innehalten, um fortfahren zu können: „Dat kümmt dana, wenn een keen Fru hett un nix vun Fruenslüd afweet, denn blifft he mit all' sin Bökerklokheit as'n Döschkopp. To de schall de lange Bengel in dat lütte Hus, hett he seggt un hett he sick utdacht? Dat is jo rein as'n Heckbuur mank de Garnbüsch rinnsett. Ick bün doch ok mal 'n Fru west un heff mehr Verscheel davun in'n lütten Finger as he in sin hele Bregenkist."

Jetzt besann sich indes die Sprecherin darauf, daß sie nicht allein vorm Hause dastehe, es kam ihr zugleich auch zum Bewußtsein, daß ihr etwas am Ohr vorübergellungen sei, so fragte sie: „Was hat Er gesagt, Johann? Der Herr Stizrat verstehe mit allem richtig umzugehen? Schämt Er sich nicht, so was aus seinem Munde zu bringen?"

Das ging über Johanns Begriffsvermögen, denn er antwortete: „Worüm schull ick mi schamen, dat de Herr Stizrat richti mit de Pitsch umtogahn versteiht? Blot so'n lütten Klatsch üm de Ohren, mehr schall dat jo ok nich sin. Dat helpt all nog un bringt dat Perd, wenn't wat drag is, oppe Been."

„Aber Er kann doch nicht so vernagelt sein, für richtig zu halten, daß der junge Mensch, über achtzehn is er ja wol, bei der — der Witwe Engemann im Haus wohnen soll."

Johann sah in der Tat furchtbar vernagelt drein und erwiderte dazu: „He kümmt hüt abend jo vörst hierher, un du büst jo ok en Witwe, denn müßt' he jo ok nich to di kamen. Awers dat kann jo sin, dat du di beter darup versteihst as ick, denn lat em lewer nich herkamen, wenn du en Witwe nich god vör em meenst."

Da ging Stine jählings ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

Wichart Libertus vernahm aber weder den Türknall, noch ward er durch die diagnostische Meinungsabgabe Stines über seinen Verstand in Schreck versetzt, denn der Wagen rollte bereits lange aus der Hörweite draußen vorm Städtchen nordwärts seinem Ziel entgegen. Eine schöne Fahrt war's am Mainachmittag; grüne Kornsaat, über der Lerchen unermüdlich trillerten, ragte schon hochhalmig rechts und links vom Boden, Buchenholzungen standen im ersten jungen Laub, und wie das Fuhrwerk langsamer eine kleine Weganst eigerung überwunden, dehnte sich unweit geradevor, von der schrägen Sonne beglänzt, die Ostsee. Sie erschien für den Blick nicht flachgestreckt, sondern wie eine gegen den Himmelsrand aufgebaute dunkelblaue Mauer, da und dort schimmerte ein helles Segel, und gute Augen nahmen am Nordhorizont einen grauen Schatten gewahr; das konnte die Südspitze der dänischen Insel Langeland sein, war indes vielleicht auch nichts anderes als ein nebelnder Dunststrich.

Gebert Norweg sah vor sich hinaus, offenbar ohne überhaupt irgend etwas zu sehen, weder auf dem Wasser noch auf dem Lande. Diese Wahrnehmung veranlaßte seinen Begleiter zu der Frage: „Bist du ein Hase, der mit offenen Augen schläft? Nach deiner Leibeskondition sollt'st du eigentlich zur Gattung Mensch gehören. Die ist freilich selten wohlkonditioniert, und für das, was der Mensch im Blut mitkriegt oder nicht mitkriegt, kann er nichts. Aber wie's weiter damit wird, dazu können seine Augen und Ohren etwas tun. Das heißt, er muß sie brauchen, wozu er sie hat. Mach' Beine, faule Lise!"

Ein begleitender leichter Peitschenschwips über die Ohren des Pferdes hin machte verständlich, wem die letzte Aufmunterung galt, doch gewissermaßen war sie auch Gebert zugedacht. Dieser war bei der Anrede und ihrer Fortsetzung zusammen- und ein bißchen aus seiner Ausdrucksleere aufgefahren, denn er schlug einmal mit den Wimpern und sagte, wohl nur um irgend was zu antworten: „Ist das Graue überm Wasser Langeland?" Das setzte offenbar den Hörer halb in Verwunderung: „Na, deine Augen scheinen ja zum Glück doch noch nicht obliteriert zu sein wie bei den Molchen in der Adelsbacher Höhle. Was weißt du von Langeland? Hast du's schon einmal gesehen?

Digitized by Google

Kann sein, daß es Langeland ist oder nur sein Schatten, den's aufwirft; Luftspiegelung, Fata Morgana nennen's die gelehrten Leute. Das bleibt sich für uns gleich, wir wollen nicht bis dahin, nur bis Hohenkamp. Hat dein Schulmeister dir beigebracht, was für Bäume bei uns im Mai noch keine Blätter haben?"

In Wichart Libertus' Art lag das manchmalige kurze Abspringen von einem Gesprächsgegenstand auf den anderen; er deutete bei der letzten Frage nach einem halben Dutzend hoher, noch beinahe völlig kahler Baumwipfel, die jetzt, schon nahegerückt, den Weg begrenzten und ihr Geäst über einem breithin gestreckten, mit grünen Moosbulten bewachsenen Strohdachgebäude fast zusammenflochten. Wie's zu erwarten stand, blieb indes der Befragte die Antwort schuldig, und statt seiner gab sie der Arzt selbst: „Merkwürdig, daß du's nicht weißt, sie haben doch einen lateinischen Namen. Ich ersehe daraus, du bist doch noch nicht reif genug für die Universität, da braucht's noch Nachhilfe. Nüsse haben Schalen, die man erst mit den Zähnen aufknacken muß, um an den genießbaren Kern zu kommen. Aus Haselnußsträuchern werden die nützlichen Stecken für die Schulbank geschnitten, auf der sonst manch einer sitzen bliebe, bis der Tischler den Sarg für ihn hobelt. Walnüsse dagegen schüttelt man vom Baum, tunkt sie in Salz, und wer sie so aufißt, hilft damit seinem Gedächtnis nach, wenn's schwach werden will. Vermutlich, weil sie bitteren Geschmack haben; man heißt das Naturheilkunde, Leute, die von nichts wissen, verstehen sich am gründlichsten darauf; kommt auch bei anderen Heilswissenschaften vor. Timm Ladengast hat sich's in seinem Kopf anders zurechtgelegt; er meint, wenn Honig dazu gesetzt wird, gibt's Bittersüß und lockt besser auf den Leim. Das zeugt von ausgiebiger Menschenzungenkenntnis, und man sollt' ihn nach Kiel auf den philosophischen Lehrstuhl berufen. Juglans nannten die alten Römer den Baum und nux die Frucht, die daran wächst. Nun weißt du's und siehst ein, daß es nutzbringend für dich ist, mit mir auszufahren."

Gebert Norwegs Gesicht nahm sich zwar nicht danach aus, daß er zu dieser Einsicht gelangt sei, und jedenfalls wäre ihm dazu die Vorkenntnis erforderlich gewesen, das breit hingelagerte Strohdachhaus sei ein ländlicher Krug, heiße „Der Nußkrug", mutmaßlich nach den ihn umgebenden alten Walnußbäumen, und sein derzeitiger Inhaber führe den Namen Timm Ladengast. Den hatte ein bedachtsamer Zufall ihm richtig angepaßt, denn der Name war in vergangenen Zeiten aus dem Geheiß: „Lade den Gast ein!" entstanden, und dem kam sein heutiger Träger getreulich durch seinen in weitem Umkreis wohlbeleumundeten, selbstverfertigten „Nußschnaps" nach, der wahrscheinlich als Taufpate mit zur Benennung des Kruges beigetragen. Er verband mit der Geschmacksherbigkeit der gelben Walnußhaut die Gaumenbeschwichtigung durch einen Süßstoff, ging nicht nur den Bauernkehlen der Gegend, sondern gleichfalls denen der hochadeligen Rittergutsbesitzer gelegentlich angenehm ein, und sein Bereiter hätte sich deshalb nach Libertus' merkwürdiger Anschauungsweise für die Bekleidung eines Universitätslehramtes der Weltweisheit qualifiziert. Allerdings wäre dazu eine etwas andere leibliche Bekleidung als seine gegenwärtige erwünscht gewesen, denn augenblicklich stand Timm Ladengast hemdärmelig und mit Pantoffeln an den bloßen Füßen neben einem wettermorschen Wirtstisch unter dem vordersten Baumdach, trat, die Mütze ein bißchen vom stark rotbäckigen Kopfe lüftend, gegen den Wagen hin und fragte: „Wat is dat nu vör een, Herr Justizrat, den Se do utföhrt? Dat deiht em wul nödig, he süht wat dösig ut de Oogen."

„Jo, Kröger," antwortete der Arzt, „dat deiht nödig, de Wind mutt em ummen Kopp."

„Na, schall dat en Lütten sin, Herr Justizrat?"

„En Lütten" war eine landesbräuchliche, doch etwas abmindernde Bezeichnung für die rühmlich ausgiebigen Nußschnapsgläser des Kruges, indes Libertus schüttelte den Kopf: „Nee, Kröger, wenn wi t'rügg kamt. De Fru Baronin hett en fine Näs un rükt een dat an; do mutt man sick ol fien opföhrn."

„Na, denn man to, Herr Justizrat! Hört de na Hohenkamp hen? Ick heff em noch nich sehn."

Digitized by Google

„Nee, dat 's en Vagel, de ut' Nest fulln un narms henhört, davör würr'n se sick up Hohenkamp bedanken; he schall blot sin Flünken mal utlüften, do is veel Stöv in. Adjüs, Kröger!"

Was mit Hohenkamp zusammenhing, war Gebert zuwider, warum, hätte er freilich nicht angeben können, denn eigentlich kannte er nichts von dorther als die junge Tochter des Barons von Ratlow, das Freifräulein Gerda. Die war ihm ein paarmal, wenn er mit seinen Büchern unterm Arm zur Schule gegangen, auf der Straße in der Hohenkamper Kutsche, mit dem Lakaien hinter sich auf dem Rücksitz, begegnet, hatte bei seinem Anblick den Kopf umgedreht und hörbar dazu gelacht. So beherbergte er gegen Gerda von Ratlow einen Widerwillen in sich, der beinahe auf den Namen Haß Anspruch machen durfte. Sie war das einzige Geschöpf, dem er bis heute die Begabung zuerkannt, ihn zu einer Gemütswallung aufzubringen; nur jetzt eben hatte sich in der Witwe Engemann noch ein zweites hinzugesellt, das mit jener bei ihm in einen Vergleich und Wettbewerb trat. Freilich von ganz anderer Beschaffenheit; Gerda Ratlow hätte er einmal mit etwas auf den lachenden Mund schlagen mögen, während der erste Anblick der „Frau Leutnant" ihm ein schreckhaft unheimliches Gefühl durch alle Glieder gejagt hatte. Daraus war seinem Kopf die Erkenntnis aufgegangen, gut meine die es auch nicht mit ihm, sei vielmehr wahrscheinlich von noch bösartigerer Gesinnung als Gerda Ratlow, gegen die er sich doch mit seiner Armkraft wehren könnte, was bei der anderen unmöglich falle, denn er würde sich nicht getrauen, sie auch nur mit einer Fingerspitze anzurühren. So fuhr er immerhin noch lieber hier mit nach Hohenkamp, als daß er heute schon gleich im Hause der Witwe Engemann geblieben wäre.

Der Nußkrug lag schon halbwegs nach Hohenkamp und gehörte diesem bereits an, dessen Park sich jetzt unweit vor dem Blick breit am Seestrand entlangstreckte; zwischen den frischbelaubten Bäumen tauchte das Schloßgebäude nur mehr als ein weißer Schimmer hervor. Die Fahrstraße verwandelte sich nun zu einem „Redder", wie im Lande ein von bepflanzten Knickwällen eingefaßter Weg benannt wurde; hier standen schon hochaufgeschossene Vogelbeerbäume, und der Arzt meinte: „Die sind ein gutes Stück größer geworden." Gebert aber ging jetzt auf, daß Hohenkamp schon nahe vor ihm liege, und er brachte plötzlich heraus: „Kann ich nicht hier — und warten, bis Sie wiederkommen, Herr Justizrat?"

Dieser drehte ihm verwundert den Kopf zu und fragte: „Warum? Bist du ein Freund von Ebereschen?"

„Nein — aber ich möchte lieber nicht — ich möchte hier über etwas Wichtiges, was ich morgen früh bei Herrn Harms — er hat uns gesagt, es wäre sehr wichtig, daß wir —"

Sein Stottern gelangte nicht weiter, oder Libertus unterbrach es: „Wichtig ist nichts auf der Welt, kein Mensch und kein Ding. Wichtig ist bloß, daß wir das begreifen und uns die dazu nötige Vernunft im Kopf anschaffen. Für die braucht der Mensch gesundes Blut, und dem ist Wasserluft zuträglich. Also ist nur wichtig, daß du mit bis zum Eiderholm fährst und dich am Strand aufhältst, bis ich im Schloß fertig bin. Vogelbeerbäume sind zu dem Zweck unnütz, davon profitiert der Mensch nichts, sondern läßt sie den Vögeln."

„Eiderholm — was ist das — gibt's das da am Wasser?"

„Eiderholm ist der Platz, wo die Eidergänse brüten und ihr Nest mit Dunen ausfüttern. Aber da sind die Landvögel in den Ebereschen — und wahrhaftig, da sitzt er auch in seinem Hochzeitskleid —"

Als ein unwillkürlicher Ausruf entflog das letzte Libertus von den Lippen, dessen Augen stutzend auf einer der Ebereschen haften blieben, in der eine Anzahl von Feldsperlingen ihr Geflatter und Geschnatter betrieben. Zwischen ihnen aber leuchtete aus den gefiederten Blättern etwas beinahe rot Flammendes hervor, bei genauerem Hinblick auch eine Vogelbrust, aber sich prächtig von ihrer Umgebung abhebend, so daß Gebert erstaunt wiederum fragte: „Was für ein Vogel ist das? Den habe ich noch nie gesehen."

„Da sieh' ihn dir an, Gebert Norweg, und halt' ihn dir im Gedächtnis fest! Ein Rotfink ist's, Dompfaff heißt er meist, du kannst

Digitized by Google

ihn auch Gimpel nennen. Aber nicht wahr, ein Prachtvogel ist er, wenn du die Lüninge da neben ihm ansiehst? Das müßten blöde Augen sein, denen solch ein gemeiner Feldspatz besser gefiele. Was Wichtiges, sagtest du vorher? Das vergaß ich, die Vogelkunde ist auch etwas Wichtiges für den Menschen, davon kannst du beim Ausfahren mit mir lernen, ich habe mich in deinem Alter mit Ornithologie beschäftigt. Sticht dir auch der Rotfink in die Augen, Lise?"

Wichart Libertus holte mit der Peitsche aus, ließ sie indes diesmal nicht um die Ohren der Angesprochenen schwippen, sondern schlug ihr klatschend über den Hals, so daß sie erschreckt vorsprang. Gleich danach indes sagte er: „Ich wollt' dir zeigen, Gebert, wie der Mensch es nicht machen muß. Das war unvernünftig und ungerecht, denn ich hab' sie angehalten, weil der Rotfink so schön leuchtete. Mach' dich weg, Dummkopf, sonst kommt einer mit Pulver und Blei und schießt dich herunter, wenn du auch nichts bist als ein Gimpel."

Er schlug noch einmal mit der Peitschenschnur drein, doch diesmal nach dem vorhängenden Gezweig der Eberesche, aus welcher der Vogel mit dem Scharlachgefieder davonflog und die Spatzen in grauem Schwarm lautschilpend hinter ihm dreinschwirrten. Das Redder mündete nun bald in eine breite Allee altknorriger Ulmen aus, an deren Ende das weiße Gutsschloß von Hohenkamp sich jetzt klar und übersichtlich aufhob. Bald hielt der Wagen vor diesem an, der Arzt warf einem herbeikommenden Stallbediensteten die Zügel zu, stieg vom Sitz herunter und deutete seinem mechanisch ebenfalls niedergekletterten jungen Begleiter auf einen Parkweg hin: „Da geht's zum Wasser, ich hol' dich nachher am Strand ab. Mach' die Augen nicht zu, sondern auf; man muß immer die Gelegenheit benutzen, sich die Dinge um den Kopf herum anzusehen, wenn sie einen selbst auch nichts angehen." Damit trat der Herr Justizrat in die große Schloßtür hinein.

*

Das ritterschaftliche Gut Hohenkamp zählte zu den ansehnlichsten wie zu den schönstbelegenen des wagrischen Landes und befand sich schon seit Jahrhunderten im Besitz des alten Geschlechts seines gegenwärtigen Inhabers, Freiherrn Ulrichs von Ratlow, in dessen Hand es vor ungefähr drittehalb Jahrzehnten durch den Tod seines Vaters übergegangen war. Der hatte unter seinen nicht an Mangel adligen Bewußtseins leidenden Standesgenossen eine Stellung eingenommen, die zu der halb sprichwörtlich gewordenen Redensart Anlaß gegeben: „Hochnasig wie Gerwig Ratlow." Doch der Baron Gerwig von Ratlow hatte sich seinem Wesen gemäß nicht bemüßigt gefühlt, den Schein starresten Adelsstolzes und wegwerfender Mißachtung aller bürgerlichen Volksschichten zu vermeiden, bis eines Tags der damals erst seit einigen Jahren im Städtchen ansässige Doktor Libertus plötzlich nach Hohenkamp hinausberufen worden, weil den Schloßherrn unvorgesehen ein Schlaganfall betroffen. Durch den Fortgang des Verewigten war Hohenkamp unbestritten als Erbteil seinem einzigen Sohne Ulrich zugefallen.

Von der Art des Vaters dagegen hatte dieser kaum etwas zum Vermächtnis erhalten, am wenigsten hochfahrendes und halsstarriges Wesen. Im Gegenteil genoß er nicht nur auf den sonstigen Rittergütern, auch bei der nichtadligen Bevölkerung in Stadt und Land den begründeten Ruf eines äußerst liebenswürdigen, für seine Geburts- und Besitzstellung eher zu bescheiden auftretenden Herrn, der keinem Anlaß gab, von ihm hinter seinem Rücken anderes als ins Gesicht zu reden. Er brach sogleich aufs vollständigste mit dem herrischen Verfahren seines Vaters, ordnete sich den gesetzlichen Bestimmungen unter, erkannte alle Gutsangehörigen als in freiwilligem Dienstverhältnis zu ihm Stehende an und teilte nicht allein jedem sein gebührendes Recht zu, sondern war ihm auch in allen Not- und Krankheitsfällen behilflich. Und es zeigte sich, daß er damit keineswegs zu seinem Schaden, vielmehr offensichtlich zum eigenen Vorteil handle, denn das Gut, das unter der herrischen Hand seines Vaters infolge schweigender Verdrossenheit und Arbeitslässigkeit der Untergebenen in seinem wirtschaftlichen Ertrag mehr und mehr herabgekommen war, sah diesen jetzt von Jahr zu Jahr gesteigert.

Digitized by Google

Nicht unerheblich zur Vermehrung der Einkünfte hatte auch die Vermählung des Freiherrn mit Dagmar Gyldencron, einer dänischen Grafentochter von Seeland, beigetragen, die ihm außer ihrer vielbewunderten Schönheit eine reichhaltige Mitgift zugebracht; als junges Mädchen in hohen, selbst höchsten Kreisen Kopenhagens aufgewachsen, trug sie ihm außerdem noch einflußreiche Beziehungen ein und begabte sein Haus mit einer Repräsentantin feinster hauptstädtischer Bildung.

So hätte er alles, was in seinem Begehren liegen konnte, besessen, wenn die Erfüllung eines sehr begreiflichen Wunsches noch hinzugekommen wäre. Der indes, die Geburt eines männlichen Erben seines Namens und Besitztums, war ihm in seiner Ehe versagt geblieben, seinem Hause nur die eine Tochter zuteil geworden. Da diese jetzt siebzehn Jahre zählte, ohne daß eine weitere Nachfolge stattgefunden, ließ solche sich kaum mehr erhoffen, doch Ulrich Ratlow war so philosophisch veranlagt, sich von Unabänderlichem nicht zwecklos im Genießen dessen, was er besaß, beeinträchtigen zu lassen.

Dagmar Ratlow, erst kaum über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus, hatte sich in den Gesichtszügen nicht nur die Spuren ihrer jugendlichen Schönheit, sondern diese selbst fast noch unangetastet bewahrt, eine typisch dänische, die auf den ersten Blick ihre Herstammung von jenseit der Ostsee durch den überaus zarten Teint, sanft hellblaue Augen und eine hochgebaute, von feinem goldblonden Haar umfaßte Stirn kundgab; in allem, auch in der schlank-eleganten Gestalt bot sie große Ähnlichkeit mit ihrer Tochter, die nicht selten für ihre jüngere Schwester gehalten wurde. Die junge Komtesse Gyldencron hatte sehr frühzeitig und eigentlich gegen alle Erwartung ihres weiten Bekanntenkreises geheiratet, da man vielfach angenommen, daß sie mit der Vergebung ihrer Hand bedeutend höher hinaustrachte. Doch unvorgesehen, fast plötzlich war ihre Verlobung mit dem Baron von Ratlow erfolgt, der sich damals zu längerem Besuch auf einem adligen Gute am Sund aufgehalten, und schon bald nachher die Hochzeit gefeiert worden, die sie aus ihrem Heimatlande nach Holstein herübergeführt. Für die vornehme Gesellschaft Kopenhagens hatte das einen entschiedenen Verlust bedeutet; man redete dort noch geraume Zeit verwundert, wohl auch etwas achselzuckend, davon, daß sie die Bewerbung eines einfachen, an Rang und Titel unter ihr stehenden deutschen „Freiherrn“ angenommen habe. Doch er mußte ihr ein willkommener Werber gewesen sein, da sie keiner Überlegung bedurft, auf seinen Antrag sogleich mit ihrem Jawort zu erwidern.

Es war um die Zeit geschehen, als man in der dänischen Hauptstadt gerade große Festlichkeiten vorbereitete, um der allgemeinen Freude über die Verlobung des jungen Kronprinzen Friedrich mit seiner Cousine Wilhelmine Marie Ausdruck zu geben, und allerdings versetzte sich Dagmar Gyldencron durch ihre Verheiratung aus der lebendig bewegten und anregenden Residenz in eine sehr verschieden geartete stille Landwelt. Doch Pastor Cordemann blieb nicht verborgen, daß sich darin ein Beweis der göttlichen Macht jener höchsten Liebesfähigkeit zu erkennen gegeben, welche wahrhaft edlen Herzen als eine Himmelsmitgift eingeboren. Er hatte nach dem Einzug der Neuvermählten auf Hohenkamp, als sie sich zum erstenmal beim Sonntagsgottesdienst in der Stadtkirche eingefunden, dieser schönen Erkenntnis Worte geliehen, so daß die Augen aller sich mit Rührung auf das vornehme junge Ehepaar gerichtet und Ulrich von Ratlow nach dem Schluß der kirchlichen Handlung durch einen stummberedten Handdruck dem Geistlichen gedankt hatte.

Seit dem Tage waren jetzt fast zwei Jahrzehnte hingegangen, ohne eine Wandlung in der äußeren Erscheinung der Freifrau und in dem völligen Einvernehmen zwischen den beiden Ehegatten herbeizuführen. Das Hohenkamper Schloß bildete zu allen Jahreszeiten eine gastfreie, auch durch geistig vornehme Bewirtung einladende Stätte, an welcher der Hausherr und die Hausfrau miteinander in gewinnender Liebenswürdigkeit gegen sich selbst wie gegen ihre Besucher wetteiferten; ein disharmonischer Ton und eine Mißstimmung waren nicht denkbar. Nur von außen konnte ihnen dann und wann eine Trübung aufgenötigt werden, deren Beseitigung das Herzuberufen des Justizrats

Digitized by Google

Libertus, des selbstverständlichen Hausarztes, erforderte. Hauptsächlich gaben Kinderkrankheiten Gerdas dazu Anlaß, aber auch die erwiesen sich zumeist nicht von schwerbedrohlicher Art oder wurden in einigen ernsteren Fällen schnell zur Genesung gebracht.

So genoß der Justizrat höchstes Vertrauen im Schloß. Obwohl es manchmal nicht ganz leicht fiel, über sein der Praxis in aristokratischen Familien nicht sonderlich angepaßtes Benehmen hinwegzukommen. Er konnte gelegentlich aussprechen, es sei unnötig gewesen, ihn wegen solcher Lappalie holen zu lassen, oder auch, das Kind habe eine so robuste Naturmitgift, daß man sich keine Sorge drum zu machen brauche, es könne wie eine zarte Pflanze vergehen. Solche Bemerkungen waren nicht fein und außerdem auch nicht zutreffend, da der Gliederbau wie die Gesichtsfarbe des Mädchens in der Tat etwas sehr Zartes besaßen, das wohl bei Eltern leicht Besorgnis erwecken durfte. Aber schon zu Lebzeiten Gerwigs von Ratlow war Libertus der Gutsarzt gewesen, damals bei noch minder ausgedehnter Praxis auch öfter ohne Veranlassung durch einen Krankheitsfall als abendlicher Gast ins Schloß gekommen. So stand der jetzige Besitzer in sehr alter Beziehung zu ihm, und er wie seine Frau überhörten zumeist wirklich die bürgerlichen Erziehungsmängel des Arztes, oder wenn dies einmal nicht wohl möglich fiel, taten sie doch so, antworteten nur nach Art des Hausherrn mit einem heiteren Lachen und nach der seiner Gemahlin mit einem leichten Lächeln darauf.

Heute war er durch den plötzlichen Sterbefall der alten Mutter Schlerbaum vom sofortigen Mitfahren in der Gutskutsche abgehalten worden, hatte indes auch aus der Mitteilung der jungen Baronesse, die nur auf der Rückkehr von einer weiteren Ausfahrt ihren Auftrag ausgerichtet, erfahren, daß es sich um nicht gerade Dringliches handle.

Die Gräfin saß vielmehr in vollstem Wohlbefinden, und ohne Ungeduld auf das Kommen des Arztes wartend, in ihrem nach seinem Kopenhagener Geschmack eingerichteten „Damesvaerelse“ oder Boudoir und las zum Zeitvertreib in einem kleinen Buch, das sie zufällig in der Schloßbibliothek vom Gestell mitgenommen. Oder sie hatte vielmehr etwas darin geblättert, doch bald damit aufgehört, da das Gelesene, „Friedrich Schillers Gedichte“, keine Anziehung auf sie geübt. Ihre Enttäuschung rührte indes nicht davon her, daß es kein dänisches Buch; wie alle gebildeten Leute in Dänemark beherrschte sie schon von Kindheit auf die deutsche Sprache vollkommen und jetzt um so mehr, als sie sich dieser seit dem Beginn ihrer Ehe fast ausschließlich hatte bedienen müssen. Dennoch hatte sie bald von der Lektüre abgelassen, und das Buch lag unbenutzt neben ihr auf einem zierlich eingelegten Tischchen, als der Justizrat Libertus gemeldet wurde.

Bei seinem Eintritt bekundete sie deutlich die Dame aus der großen Welt, welcher die entsprechende Form der Begrüßung jeder Persönlichkeit gewissermaßen schon bei der Geburt als Mitgift in die Wiege gelegt worden. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben und ihm wie einem durch Stand und Rang hochgestellten Besucher entgegentreten wolle, ward jedoch in diesem scheinbaren Vorhaben durch eine kurze Nötigung, etwas an ihrem Kleid in geordneten Stand zu versetzen, behindert oder wenigstens ein wenig aufgehalten, so daß der Arzt, beinahe bis zu ihrem Sitz hingelangend, das Wort nehmen konnte: „Bemühen Sie sich nicht, Frau Baronin; es ist vielleicht nicht deutlich gemeldet worden, ich bin's nur. Ein Arzt bemüht seine Patienten nicht, sondern sie ihn, das bringt sein Handwerk mit sich. A la bonheur sehe ich Ihnen an, daß es hier keine schwere Arbeit zu leisten gibt.“

Ein leichtes Lächeln umspielte die Lippen der Angesprochenen, die nun dem altbewährten Hausarzt erwiderte: „Jg freue mich immer, Sie zu sehen, Herr Justidsraad, und zu hören Ihre Stimme, einen so alten Freund. Meine Dogder hat mir gesagt, daß ich nigt dürfte Sie gleich erwarten mit ihr, Sie waren mehr notwendig anderswo. Wenn es Ihnen ist gefällig, auszuruhen auf diesem Saede — Sessel sagt man wohl auf deutß.“

Sie deutete nach einem solchen, unweit von dem ihrigen, auf dem sie sich wieder niederließ. Der Aufforderung nachkommend, versetzte der Arzt: „Das war ich eigentlich nicht, Frau Baronin. Die Toten machen nichts mehr notwendig, nur die Lebendigen.

Deshalb mußte ich freilich doch hier auf mein Kommen warten lassen."

„O, haben Sie gehabt einen Doedsfald, einen Sterbefall? Aber nur einen kleinen, sonst hätte ig wohl gehört, daß er imstand sei und könnte eintreten."

„Ja, nur ein ganz kleiner, nicht der Rede wert, bloß für den Herrn Pastor beim Begräbnis."

Der Blick des Antwortenden war auf etwas gefallen und blieb wie mit einem Stutzen darauf haften, so daß Dagmar Ratlow die Frage vom Mund kam: „Wonag sehen Sie um?"

Mit einem Ton der Verwunderung entgegnete er: „Haben Sie in Schillers Gedichten gelesen?"

Sie fiel ein: „Können Sie sehen es durch den Einband, daß es ist ein Bug von Sſiller?"

Der Befragte räusperte sich einmal, ehe er entgegnete: „Dazu gehörten wohl Luchsaugen, die hab' ich nicht. Aber Buchstaben können meine noch lesen."

„Ja so, es steht wohl drauf von auswärts. Sſiller ist langweilig, er hat nigt den Aufsſwung von Herrn Oehlensläger, es ist zuviel Reflekschon in seine Gedigten. Ig habe Professor Oehlensläger selbst gehört, das ist lange Zeit her, als er las vor bei Hofe seine Correggio; alle wo zuhörten ihm, aug Majestät waren entzückt davon. Er ist neulig, hat man mir gesrieben, Konferentsraad geworden, das hat er rigtig gut verdient. Haben Sie aug so eine große Freundſsaft zu Herrn Oehlensläger, Herr Justidsraad?"

„Dazu hab' ich keine Zeit übrig gehabt, Frau Baronin, nicht einmal genug für Schiller. Warum haben Sie sich denn von dem heut' Langeweile machen lassen?"

„Ig weiß nigt, wie ig kam dazu, von dem Einband her, den ig sah, als ig vorher ging durch die Bibliothek." Die Sprecherin nahm das Buch wieder zur Hand, dessen Deckel sie leicht aufklappte: „Es muß gekommen sein dahin aug vor vieler Zeit, denn es steht ein Name darin vorn auf dem Blatt geſsrieben, Sie wissen als Freund in unserem Haus, einer, von dem mein seliger Swiegervater hat gewollt, daß man ihn im Sloß nigt mehr sollte ausspreggen."

Die Entgegnung des Arztes bestätigte, daß er nach diesem Hinweis wisse, um welchen Namen es sich handle. Er erwiderte: „So, stammt der Band Schiller daher?" und setzte nach kurzem Innehalten hinzu: „Unter meinen Büchern ist er leider nicht vorhanden; ich habe ihn mir schon länger anschaffen wollen, aber wir haben keine Buchhandlung bei uns, so kommt man nicht dazu."

Einfallend sagte Dagmar Ratlow mit artigster Bereitwilligkeit: „O, wenn Sie finden Pläsier daran, Herr Justidsraad, das Bug zu nehmen mit sig nag Haus, es wird für keinen sein hier ein' Entbehrung, und wem es hat zugehört —"

„Macht auch schon lange keinen Anspruch mehr darauf geltend," ergänzte Wichart Libertus die Meinung Frau von Ratlows. „Ich danke bestens und denke, daß ich Pläsier daran finden werde. Eigentlich könnt' ich's mir ja als ein Verdienst anrechnen, die Schloßbibliothek davon zu befreien, denn es gehört nicht in sie hinein. Ein freundliches Anerbieten, ihr Oehlenschläger abwendig zu machen, hätte ich nicht so angenommen."

Ein leicht kaustischer Zug ging um seine Mundwinkel, während er das ihm hingereichte Buch nahm und in der Brusttasche bewahrte. „Ich vergaß über unserer Unterhaltung — Sie haben mich rufen lassen, Frau Baronin —"

„Ag ja so, ig hatte aug ganz vergessen, und Sie sind ja immer gern sparsam mit Ihrer Zeit. Denken Sie, es ist dog erst Maimonat, aber ig habe gesehen heute, daß die Fregner — wie sagt man nog auf deutſs? — die Sommersprossen ſson wollen wieder anfangen bei mir."

„Das ist mal mit Ihrer feinen Hautbeschaffenheit verbunden, Frau Baronin; wer die hat, muß die Sommersprossen in den Kauf nehmen. Die sind ein Sommerkleid, wie's die Vögel auch anziehen; bei denen hat's freilich einen anderen Zweck, sie wollen damit anlocken, und drum ist's meistens auch kleidsamer. Unsere Säugetiere machen's ebenso und haaren sich."

„Ig verstehe gut, Herr Justidsraad, Sie meinen, eine alte Frau soll nigt mehr sein eitel auf ihr Aussehen. Aber Sommersprossen sind dog garstig, und es konnte ge-

Digitized by Google

ßehen, daß wir bekamen im Sommer einen vornehmen Besug —"

„So machen Sie einmal einen Versuch mit Teer, Frau Baronin, dick draufgestrichen. Oder vielleicht, wenn Sie sich Ihre Fingernägel etwas kürzer schneiden, das hängt oft sonderbar zusammen, davon wissen wir noch viel zuwenig."

„Fy, Herr Justidsraad, Sie sind aug garstig heut', maggen Spaß, und ig bin rigtig in Sorge. Nigt für mig, aber meine Dogder hat aug ebenso den Teint wie ig, und es bekümmert mig, sie könnte das Erbteil haben bekommen von mir, daß es nötig wäre, bei regter Zeit dagegen zu sein vorbedagtsam. Sehen Sie das nigt an als die Lebensaufgabe für eine Mutter, Herr Justidsraad? Was sehen Sie sonst an dafür?"

Wichart Libertus war mit dem kundgegebenen Vorsatz gekommen, sich im Schloß einer „feinen Aufführung" zu befleißigen, und hatte während des Gesprächs über Schiller und Oehlenschläger dieser Absicht auch einigermaßen Genüge geleistet. Dadurch schien aber sein Vermögen an guten Unterhaltungsformen etwas verausgabt worden zu sein, denn er erwiderte jetzt, geradeaus mit der Tür ins Haus fallend: „Gehen Sie damit um, Ihrer Tochter einen Bräutigam zu verschaffen? Wenn sie dem sonst zusagt, wird's ihm auf ein paar Sommersprossen nicht ankommen. Was ich als Lebensaufgabe ansehe? Sich zuwege zu bringen, was man zum Leben braucht. Zum Beispiel, daß man vor sich selbst kein Lump ist. Vor anderen kommt's meistens nicht darauf an."

Die Hörerin lächelte zu dieser Erwiderung nur leicht als über etwas ihr seit langem Bekanntes, an das sie von der Zeit gewöhnt worden, und versetzte, die letzte Äußerung des Arztes deutend: „Sie maggen sig slegt, als ob Sie hätten kein Gedanken sonst, nur zu nehmen ein viel Geld mit Ihrer Praxis, damit daß Sie hätten ein gutes Ansehen vor den Leuten. Ig weiß gut, daß Sie denken rigtiger bei sig: De lumpen Penge, und sig bekümmern gar nigt um das, was sagen und meinen die Leute; es hatte vielleigt zuweilen einen Vorzug, man sagt wohl Vorteil, wenn Sie's wollten tun ein klein bißgen mehr. Aber ig denke nog lange nigt an ein Verheiratung meiner Dogder, hoffe sehr, daß ig sie kann behüten vor zu früh in ihrem Herzen aufgeweckter Liebe, denn sie soll bleiben so lange als möglig wie ein junger Vogel im Nest, wo sie ist aufgehoben am besten. Bloß die Sommersprossen wollte ig nigt gerne, daß sie sollte bekommen, darum hatte ig Sie gebeten hierher, einen guten Rat zu haben von Ihnen."

„Ja, wegen des Besuchs — tut mir leid, Frau Baronin, ich weiß Ihnen in dem Fall nichts zu raten, als abzuwarten, ob Ihre Tochter sie kriegt oder nicht; man müßte ein Radikalmittel brauchen und die ganze Hautschicht wegschneiden, das, glaube ich, wäre fürs Gesicht kein Vorteil. Also weiter hätte ich hier heute nichts zu tun?"

Wichart Libertus zog eine alte silberne Taschenuhr heraus, sah darauf und erhob sich vom Sitz. Doch er blieb noch stehen und setzte hinzu: „Aber Sie irren sich, Frau Baronin, daß es mir nicht ums Geld zu tun ist; ohne das kann niemand leben, und wer nicht stehlen will, muß dafür sorgen, daß er's auf rechtliche Weise bekommt. Darum mach' ich mich auf den Weg, wohin man mich ruft, auch wenn's ganz überflüssig ist; der Lateiner sagt: Volenti non fit injuria, wer's so will, dem geschieht kein Unrecht. Was das andere angeht, so geht's mich nichts an und ist mir in meiner Praxis nicht vorgekommen. Aber wie's bei den Vögeln zugeht, weiß ich, habe mich früher mit ihnen abgegeben, besonders mit den Eidergänsen, von welchen sich alle Jahr einige her verfliegen, auch bei uns brüten. Die füttern sich ihr Nest so weich und dick als möglich mit Dunen aus, und wenn sie nicht genug davon zu haben glauben, so nehmen sie sich Dunen aus anderen Nestern dazu; bei Menschen würde man's stehlen heißen, so wie wenn einer dem anderen Geld wegstiehlt, das ihm von Rechts wegen gehört. Aber darum fliegen oder schwimmen die Jungen doch, sobald ihnen die Flügel oder Schwimmhäute gewachsen sind, aus dem Nest fort, ohne die Alten viel drum zu fragen, und paaren sich, je nachdem was sie sind, Männchen oder Weibchen. Ebenso machen's die jungen Menschen; bei denen heißt's dann, daß sie's aus Liebe nicht anders gekonnt hätten, und die Leute, die's erzählen, sind

Digitized by Google

Kampmann: Pappeln im Sturm. Farbige Steinzeichnung.
(Verlag von R. Voigtländer, Leipzig.)

Zu Krummacher, Naturfreude und Kunstgeschmack. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

meistens sehr gerührt davon. Aber das ist nur eine verlogene Redensart wie hundert andere; mit Liebe hat's bei ihnen fast immer so wenig zu tun als bei den Vögeln, sondern in ganz gleicher Weise bloß mit einem Naturtrieb, der die Art weitererhalten will und drum vorhanden sein muß. Die Menschen verstärken sich ihn gewöhnlich noch durch Ausrechnung, ob ihre Paarung auch sonst noch Vorteile für sie mitbringt, und richten sich danach ein; davon wissen die Vögel nichts, insofern unterscheiden sie sich. Das Liebe zu nennen, ist aber ein Mißbrauch des besten Wortes in unserer Sprache, weil auf Tausend noch nicht einer fällt, der weiß, was es bedeutet. Liebe kommt nur selten vor, so ungefähr wie die weißen Raben, sonst stünd's besser um die Welt. Mann und Frau sein, macht sie nicht, auch nicht Eltern und Kind, denn sie steckt nicht im Blute, sondern in einem Organ, welches die meisten Menschen nicht haben, oder es kommt bei ihnen schon verknöchert mit auf die Welt. Bloß den allergnädigsten Landesherrn, den lieben alle seine Untertanen, ohne ihn jemals gesehen und gehört zu haben; das versteht sich von selbst. Jetzt muß ich mich bestens empfehlen, Frau Baronin."

Es machte den Eindruck, als ob der Arzt zum Schluß seines Besuchs es darauf abgesehen habe, durch ein ausführlicheres Eingehen auf das, was Frau von Ratlow am Herzen lag, die Kurzangebundenheit seiner vorherigen Erwiderungen etwas gutzumachen; aber auf die Freifrau hatte das nur wenig Eindruck gemacht, wie sich dadurch kundgab, daß sie, als er ausgesprochen, unwillkürlich in ihre Heimatszunge verfallend, entgegnete: „De ere saamaend et loierlig Menneske, Herre Justidsraad." Das besagte: „ein etwas verdrehter, schnurrenhafte Einfälle vorbringender Mensch"; doch hinterdrein fügte sie: „mit dem man eigentlig muß haben Medlidenhed — Mitleid —, weil er hat nigt gehabt das Glück, Liebe von Mann und Frau und von Eltern und Kindern kennen zu lernen."

In dem Augenblick öffnete sich die Tür, der Gutsherr von Hohenkamp, Ulrich von Ratlow trat herein und ging, ihm die Hand entgegenreichend, auf Wichart Libertus zu: „Ich habe Ihren Wagen von einer Koppel aus gesehen, lieber Herr Justizrat, konnte aber nicht gleich abkommen. Sie hatten jemand bei sich auf dem Sitz, mir schien's der junge Mensch zu sein, für den Sie philanthropisch die Vormundschaft auf sich genommen haben. Wartet er draußen auf Sie? Warum haben Sie ihn nicht mit ins Haus genommen?"

„In das gehört er nicht, Herr Baron. Auch führe ich seine Vormundschaft nicht, sorge nur für seine Geldangelegenheiten. Und als Arzt; er hat zuviel bei seinen Büchern in der engen Stube gesessen, so daß seinen Lungen frische Luft nottut. Aber meine Konsultation bei Ihrer Frau Gemahlin ist zu Ende, ich bin im Begriff, ihn zu rufen."

Ulrich Ratlow lachte fröhlich auf: „Meine Frau macht sich Unruhe wegen Gerdas Teint, sie ist leicht zu besorgt und sollte Sie nicht, wahrscheinlich ganz unnötig, wegen etwas, was noch gar nicht vorhanden ist, bemühen. Sie hat mir dadurch das Vergnügen bereitet, Sie hier zu sehen, und um dies mir wenigstens so lange als möglich zu erhalten, erlauben Sie, daß ich Sie zu Ihrem Wagen hinausbegleite."

Darin lag alles eher als verschleierte Herablassung einem an Stand und Abkunft niedriger Gestellten gegenüber. Frau Dagmar war aufgestanden und fragte: „Wer ist gefahren hierher mit Herrn Justidsraad und hätte mitkommen sollen, meintest du, ins Haus?"

Ihr Mann versetzte kurz: „Der — du weißt, der junge Mensch, für den der Herr Justizrat —", und sie fiel ein: „Ja so, der Stakkelsmenß, ig hab' ihn nigt gesehen, glaub' ig, jemals mit meinen Augen." Sich dem Arzt zuwendend, fügte sie bei: „Das ist rigtig gut von Ihnen, Herr Justidsraad, sig zu nehmen an ein bißgen solger armen Kreatur, und nehmen Sie nigt für ungut, daß ig mig habe vorher etwas amüsiert über Ihren drolligen Einfällen."

Libertus verabschiedete sich: „Im Gegenteil, Frau Baronin; wenn ein Arzt kein Mittel für das weiß, weshalb er gerufen worden ist, so muß er damit zufrieden sein, daß er seinen Patienten wenigstens in guter Laune zurückläßt."

Die beiden Männer verließen jetzt miteinander das Zimmer; in der großen Flur-

Digitized by Google

halle äußerte der Schloßherr mit leicht gedämpfter Stimme: „Es behält natürlich doch immer etwas Schmerzliches, wenn die Erinnerung wieder wachgerufen wird. Meine Frau hat recht — Frauen haben immer die richtige Empfindung, auch wenn sie persönlich von einer Sache nicht berührt werden —, ich fühle mich Ihnen zu Dank verpflichtet, lieber Herr Justizrat, daß Sie in gewisser Weise dasjenige tun, wozu ich ja leider nicht — es ist ihm ja auch nichts davon bekannt — oder besitzt er vielleicht doch eine Ahnung?"

Der Befragte verneinte: „Nicht die geringste. Die hätte durch niemand an ihn kommen können als durch mich, und ich brauche nicht zu sagen, daß ich das nicht allein als gänzlich unnütz, auch als unzuträglich für ihn ansähe."

„Gewiß, lieber Freund, die Meinung teile ich durchaus." Ulrich Ratlow sah einen Augenblick vor sich hin, ehe er hinzusetzte: „Aber Sie sagten vorhin von Geldangelegenheiten — sind etwa die Mittel nicht recht ausreichend? Es würde mich trotz allem mit einem Druck belasten — ich meine, falls Sie einen kleinen Beitrag von mir für wünschenswert —?"

„Das ist nicht nötig, Herr Baron. Es reicht für ihn bis zur Universität und noch etwas weiter. Dann muß er sich durchschlagen; wenn er's nicht möglich macht, geschieht ihm kein Unrecht. Das ist die Lebensmitgift, die er bekommen; sie stellt die Probe mit ihm an, ob er zum Leben taugt oder besser frühzeitig zugrunde geht. Befände er sich in anderer Lage, so wäre keine Aussicht, daß ein tüchtiger Mensch aus ihm werden könnte."

Der Gutsherr von Hohenkamp hatte bei seinen letzten Worten die Hand nach seiner Brusttasche bewegt, zog sie jetzt zurück und erwiderte: „Das klingt ein wenig hart, lieber Herr Justizrat, es liegt in der Natur, aber es trifft gewiß zu. Und ebenso Ihre Anschauung, daß jemand nur durch eigenes Vermögen sich zu einem respektablen Menschen in die Höhe bringt."

„Das wollte ich ausdrücken, Herr Baron, nur durch eigenes Vermögen," pflichtete Wichart Libertus bei, „sonst kommt er nicht dazu, daß die Welt ihn mit Respekt ansieht."

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsahnung

Das war ein wundersamer Sang
Von fernen, fernen Engelszungen,
Das war ein Ton wie Harfenklang,
Der durch die weiße Nacht gedrungen.
Es lag auf grüner Wintersaat
Und in dem lichtumfloss'nen Garten
Wie einer großen Wundertat
Sehnsüchtig-heiliges Erwarten.

Rundum der Föhren schwarzer Saum,
In stiller Bucht der Lietzen Klagen
Und fern im Rohre, wie im Traum,
Ein hastig-kurzes Flügelschlagen.
Am Rand des Sees reckt' sich empor
Das Schilf, neugierig, frühlingslüstern;
Und immer klang der ferne Chor
Und immerfort das Geisterflüstern.

Wo war der Raum? Wo blieb die Zeit?
Die finstern Mächte, die uns zwingen?
Doch meine Seele spannte weit
Die arg versengten, müden Schwingen.
Im Kreis sich drehend trieb mein Boot,
Das steuerlose, durch die Seen;
Mir aber ward aus Wintersnot
Ein wunderselig Auferstehen.

Paul Steinmüller

Digitized by Google

Gehent. Abend am Weiher.

Naturfreude und Kunstgeschmack

Kunsterzieherische Betrachtungen und Anregungen

von

Karl Krummacher

(Vergl. Märzheft 1905.) II (Nachdruck ist untersagt.)

Vögel, Käfer, Fische, Muscheln, Schmetterlinge, Blumen, Früchte, jedes einzelne Lebewesen in der Natur, ja wir können sogar die anorganischen Mineralien hinzurechnen, sie alle geben uns den genauesten Aufschluß über malerische Werte, Farbenabstufungen und Gegensätze, vor allem über die Kraftfülle innerhalb eines charakteristisch beschränkten, gewählten Farbenprogramms.

Welch ein prachtvolles Tier ist unser Haushahn! Rot, rotgelb, goldgelb und schwarz mit blaugrünem Schiller, so ganz der tiefe, gleichsam in Orgeltönen brausende Altmeisterklang im Sinne der Niederländer, man könnte an Rembrandt denken, obwohl er meines Wissens nie Hühner gemalt hat. Betrachten wir die Einzelpartien des Gefieders, studieren wir den eigentümlichen Farbenschmelz, das Schwellen und Schwimmen der Töne, den Reiz des Stoffes, der dem Maler zum Reiz der Technik wird. Natürlich, mit einer geschickten Hand und gewissen Palettengeheimnissen ist es nicht getan. Das simpelste Stilleben in der Natur kann aber zur Kunst werden, wenn es mit Liebe angefaßt und in der Phantasie verarbeitet wird. Und nur so wird es möglich sein, ein menschliches Auge oder den Nacken einer Rothaarigen oder eine gefüllte weiße Rose oder eine kleine Marmortafel, all dieses Unbestimmte, Gehauchte, Fließende des Tones in seiner unbeschreibbaren Fülle und Zartheit abzubilden und neu zu gestalten.

Gehen wir einen Schritt weiter: der ausgestopfte Vogel und der aufgespießte Schmetterling im Kasten sind wie die „versteinerten" Akademiemodelle eine Natur aus zweiter Hand. Immer wieder gelangen wir zur Landschaft. Wieviel mutiger, ausdrucksvoller gebärdet sich ein Tier in Freiheit als in Gefangenschaft! Wieviel glänzender, wohlgepflegter erscheint das Gefieder des frei umherflatternden Vogels, das Fell des Rindviehs auf freier Weide gegenüber den eingesperrten Tieren! Tritt der Rappe aus dem Stall ins Freie, so umspielen ihn wie zur Erläuterung des ganzen Knochenbaues überall blaugrüne, blauschwarze und violette Glanzlichter.

Digitized by Google

Dupré: Kuhherde am Bach.

leicht nicht finden lassen. Das Moos an der Baumwurzel, die Flechten am feuchten Stamme, der Apfel am belaubten Zweige, der Schmetterling an der Blume, der Käfer auf dem Blatt, die Forelle im Bach, die Ente auf dem Tümpel, der Hahn auf dem Düngerhaufen und endlich der Bauer mit seinem wetterroten Gesicht und dem verschlissenen und verschossenen Anzug, bei dem jedes Fältchen den Charakter des Menschen

Ähnliche Farbenspiele entstehen bei den lichtumflossenen Schweinen, Hühnern oder Enten. Dabei fällt den Umgebungstönen immer eine wichtige Rolle zu. Sie bilden in der Natur schon einen Rahmen, indem sie gleichzeitig trennend und verbindend einerseits durch starke Kontrastfarben, anderseits durch die dazwischenliegenden, oft nur dem Malerauge sichtbaren Vermittelungs- und Anschlußtönchen den Bildreiz des Tieres gerade durch die Landschaft erhöhen.

und seiner Tätigkeit ausdrückt, auf der Erdscholle hinterm Pflug — alles an seiner Stelle! Die Natur fügt nichts Ungehöriges zusammen, sie läßt keinen Palmenbaum neben einem Kornfeld wachsen, malt auch nicht mit den Farben der Jahrmarktsbilder und schmückt nicht mit Opernrequisiten und Warenhaus-Prunkstücken. Die Geschmacklosigkeiten des Alltags machen uns blind für die Schönheiten des Naturlebens, wo sich alles zum Ebenmaß der Form und

Und nun ergibt sich die Verallgemeinerung, die sich im ganzen Naturleben im Großen wie im Kleinen wiederholt: ein besserer Ergänzungston und Wohllaut als der engbegrenzte Heimats- und Standort eines organischen Wesens, als sein Nährboden, sein Wirkungskreis, sein Lebenselement wird sich so

Jaque: Ziehende Schafherde.

Digitized by Google

Farbe gestaltet. Vergeblich suchen wir draußen in der Landschaft nach einem Mißklang der Farbe, die Natur sündigt nicht gegen den Geschmack, sie schafft aus dem vollen nach künstlerischen Gesetzen und Plänen, wenn wir nicht mutwillig diese Pläne durchkreuzen. Wie sich das Vieh in der Landschaft tummelt und herumtreibt, immer ist es Linienfluß und Harmonie. Welchen Platz ihm die Natur anweist, am Wasser, am Waldessaum, auf der Wiese, immer ist es ein guter, passender schöner Platz. Das ergibt sich hier unmittelbar aus unseren Bildern, den Tierstücken von Dupré, Jaque und Barillot. Indem wir aber unser Auge nicht nur für Vordergründe, sondern zugleich für Ferne und Himmel einstellen, entwickeln sich die Farbenakkorde, in einer bestimmten Beleuchtungstonart fortschreitend, zu Melodien: wir können überall den Rahmen in die Landschaft legen, immer musizieren die Farben, und wir haben in der Stimmung den denkbar feinsten edelsten Schmuck gewonnen. Alles, was wir in der Kunst koloristisch nennen, geht auf die Natur zurück, stellt ihr Wesen im Leben der Farbe dar. Jede Harmonie, auch wo kein Natureindruck direkt nachgestaltet, sondern nur eine Dekoration geschaffen ist, ist ein Zeuge dieses Wesens, symbolisiert das Leben, die Natur nach der koloristischen Seite: alle guten Farbenklänge sind in und mit der Natur, alle Dissonanzen sind ihr entgegen.

Barillot: Landschaftsstudie.

Wie der Bauer in seiner gewohnten Tätigkeit und Kleidung, nicht etwa im städtischen Sonntagsstaat, mit der ganzen Umgebung zusammenstimmt, so bildet auch die alte Scheune, das bemooste Strohdach, das zermürbte Fachwerk, der zerbröckelte Kalkputz einen Farbenklang einerseits mit der Luft und anderseits mit dem Kornfeld, mit Wiesen und Weg vor und neben der Scheune. In einer unverdorbenen Landschaft gehört alles zusammen, Acker und Wald, Wiese und Fluß, Bäume und Häuser. Das Kulturprodukt paßt sich der Natur an, die bemoosten Bäume leihen der Hütte ihre Farben, sie überziehen Scheunendach, Zaun und Gemäuer mit Landschaftsfarben.

Die Hütten am Weiher auf dem Bilde von Giltonl (S. 87) sind nicht in die Landschaft hineinkomponiert, sondern mit ihr verwachsen wie ein Körperglied mit dem Rumpfe. Wir würden es als eine Grausamkeit empfinden, wenn an diesem weltfernen Dorfteiche plötzlich ein Neubau emporwachsen würde. Die

Digitized by Google

roten Dachziegel, die weißen, verputzten Steine und die gelben Sandwege, all dieses Unvermittelt-Neue müßte uns beleidigen und als eine Faust aufs Auge der Landschaft

Dufour: Avignon im Dezember.

wirken, auch wenn die ganze Neuanlage an sich nett, d. h. in den Grenzen bäuerlicher Überlieferung gehalten wäre. Es fehlten aber die Beziehungen, und die Natur brauchte vielleicht ein Jahrzehnt, um sich mit dem Neubau auszusöhnen und die Tonübergänge und Toneinheiten herzustellen, die allerdings den nahenden Verfall ankündigen. Vom praktischen Standpunkte mag man den Zersetzungsprozeß mit allen Mitteln bekämpfen, aber in künstlerischer Beziehung können wir hier nur von der Natur lernen. Man vergleiche einmal die trostlos-nüchternen Häuserblocks einer modernen, in amerikanischem Geiste emporgeschossenen Fabrikstadt mit den malerischen Architekturen einer historisch bedeutenden Stadt, die sozusagen ausgelebt hat und dem Verfall geweiht erscheint. Unsere Abbildungen von Avignon, der alten päpstlichen Residenz, nach Gemälden Dufours, geben ein treffendes Beispiel. Türme, Häuser, Mauern, Brücken, Wälle, alles verbindet sich zu einem Architekturbilde von überraschender Geschlossenheit und von phantastischer Wirkung, wie eine zerklüftete Felspartie im Gebirge. Also wie gesagt, wodurch die Anpassung erst möglich wird, das große Zerstörungswerk betrachtet der Künstler mit dem heiligsten Respekt. Wo andere lamentieren, gerät er in Entzücken: bei den Feuchtigkeitsparasiten, beim Bleichen der Farben, beim Zerbröckeln von Holz und Gemäuer, auch wohl bei Rost und Grünspan am Metall. Der Architekt wünscht grüne Kupferdächer und der Bildhauer oxydierte Bronzedenkmäler oder einen bemoosten steinernen Springbrunnen. Im Kunstgewerbe müht man sich, das eigentümliche Lüster von verblichenem Gold, Altzinn oder Altsilber nachzuahmen, und der Maler sucht mit Vorliebe die Herbststimmungen auf, wo die Natur ihrer schnellen Auflösung entgegengeht und wie zu einem prunkvollen Abschiedsfest den ganzen kostbaren Rest ihres Farbenreichtums auf einmal verschwendet.

* * *

Wer die Natur aufrichtig liebt, dem werden die Nutzanwendungen gleichsam in den Schoß fallen. Auf tausendfache Weise läßt sich ihr Wesen begreifen, deuten, empfinden, und unversehens laufen die Fäden vom idealen künstlerischen Genuß mitten ins praktische Leben hinüber und herüber.

Eine Herbstlandschaft setzt sich aus tausend verschiedenen Lebewesen, Stoffen und Dingen zusammen. Was aber zunächst auf unser Gefühl wirkt, ist das Ganze, die Stimmung: die Farbenpracht in dem gedämpften müden Licht, der moderige Duft, der Nebel, das betaute Spinngewebe usw. Der Maler sammelt nun bei jeder Detaillierung immer wieder seine ganze Energie auf diese Vorstellung des ursprünglich Wirksamsten, auf die Stimmung. So sollte auch der Laie bei jeder Gelegenheit, wo es sich um die Komposition von sehr verschiedenen Stoffen und Dingen handelt, beim Wohnungs- und

Digitized by Google

Kostümbilde, kurz in allen schwierigen Geschmacksfragen zunächst an die Stimmung, an den großen Farbeneindruck denken.

Gewisse Möbel und Gerätschaften sind gewöhnlich die gegebenen Größen, mit denen man rechnen muß. Tapete und Wandverkleidung bedeuten den Lokalton. Man hat ihn in der Vorstellung schon mit der vorherrschenden Möbelfarbe zusammengestimmt, hat auch schon einen Plan gemacht, wie sich die großen Tonmassen am günstigsten verteilen. Durch Probieren an Ort und Stelle wird man sich aber erst klar darüber, wie jeder einzelne Gegenstand sich in Form und Farbe zur nächsten Umgebung, zur Wand und zum ganzen Zimmer verhält. Wie der Architekt und Bildner wird man bauen, gliedern und verbinden, wie der Maler mit verwandten und kontrastierenden Farben arbeiten. Verschiedene Beleuchtungen auf **einem** Bilde kann aber der Maler nicht gebrauchen, und in demselben Sinne sollte, wer selber baut, das gespaltene Licht durch scheint, wirkt in einem Saale beinahe wie ein Puppenmöbel. Die goldene Mittelstraße der Einteilung und Abmessung wird immer nicht weit vom Goldenen Schnitt liegen.

Wie kam man nur dazu, die Symmetrie, die, wie gesagt, der lebende Organismus nur in ganz beschränktem Maße verträgt, so zu übertreiben? Mir scheint aus Gründen der Bequemlichkeit. Man erzielte ohne ästhetisches Kopfzerbrechen sozusagen blindlings den geschlossenen Eindruck. Aber freilich eine leblose, konstruierte Geschlossenheit. Man nimmt die Langeweile mit in den Kauf wie beim sklavischen Festhalten an den historischen Schmuckstilen und Bauweisen. Jedes Möbel, Bild oder Gerät ist für ewig an einer bestimmten Stelle festgewachsen: eine Paradestube, die unserem eigenen Wesen, unseren Sitten und Gewohnheiten ewig fremd bleibt und jede individuelle Ausgestaltung verbietet. Nein, das Kunterbunt kann unter Umständen viel mehr Harmonie und Logik verkörpern, es kann wie jede wahre Kunst der Ausdruck

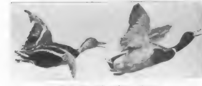
Dufour: Blick auf Avignon.

viele Fenster vermeiden. Die Licht- und mehr noch die Raumverhältnisse sind im Landschafts- wie im Wohnungsbilde die entscheidenden Faktoren. Derselbe Schreibtisch, der uns in einem Kämmerchen zu erdrücken des Lebens sein, wenn es wirklichen Bedürfnissen dient. Und je mehr sich praktische und ästhetische Bedürfnisse verschmelzen, um so besser „lebt“ das Wohnungsbild. Die besonderen Lebensgewohnheiten werden zu

Digitized by Google

Physiognomien und nehmen die Bildniszüge eines Menschen an.

In diesem Falle braucht man in betreff der Einzelausschmückung nicht mehr ängstlich zu sein: kleinere Gegenstände, Schalen,



Ziehende und ruhende Enten.
(Tierpräparat aus der Lehrmittelsammlung des Albrecht Dürer Hauses, Berlin.)

Teller, Leuchter, Töpfe (natürlich keine Nippes und Spielereien) können, sparsam und sinngemäß verteilt, die trauliche Stimmung sehr gut erhöhen.

Die Pilze auf dem Waldboden und die Blumen im Roggenfeld sind gleichsam auch nur Verzierungen, geistreiche, dekorative Einfälle, die den Vordergrund beleben, ohne den ganzen Stimmungscharakter zu beeinflussen. Im allgemeinen kann sich der Landschaftsmaler nicht viel mit ihnen befassen, aber zuweilen braucht er diese entzückenden Schmuckstücke der Natur als farbige Pointe, damit der Blick des Beschauers irgendwo ruhen, sich in etwas verlieben kann. Einen Augenblick vergißt der Landschafter den weiten Horizont, die Maße schrumpfen gleichsam zusammen, und er sieht nur das Stilleben, die Blümchen, Blättchen und Gräserchen in ihrer nächsten Umgebung.

In derselben Weise verlangen die Vasen, Teller usw., die streng genommen wie Brosche oder Hutnadel beim Kostüm immer irgendwohin gehören, eine gleich intime Nachbarschaft, eine innere Zugehörigkeit zur Umgebung.

Der größte Farbenreiz dieser kunstgewerblichen Kleinkunst gipfelt aber in der Ausnutzung des Materials, in seiner naturgemäßen Verarbeitung. Man kann es nicht oft genug aussprechen gegenüber dem demoralisierenden Einfluß jeder Art Imitation.

An Vorbildern ist ja die Natur unerschöpflich. Metallschimmer und Emailglanz besitzen die meisten Käfer, einen Seidenschimmer Schmetterlinge und Blumen, den behaarten Wollstoffcharakter die Kakteenblätter usw. Und wie man beim Blatte den Entstehungsprozeß gleichsam miterlebt, so hat man auch an einem irdenen Thüringer Bauernteller außer dem simplen Zweck noch seine simple Schöpfungsgeschichte vor Augen: die Farbenflüsse auf der gedrehten Tonscheibe in der Momentaufnahme vor dem Hartwerden im Feuer. — —

Es bedarf kaum einer Erörterung, daß bei der Zusammenstellung der Kleidung dieselben allgemeinen Gesichtspunkte gelten.

Wollen wir den Leitsätzen der künstlerischen Produktion, die wir der Anschauung des organischen Lebens verdanken, unbedingten Glauben schenken, so müssen wir auch imstande sein, eine Landschaft — den allgemeinsten Ausdruck dieses Lebens — in ein Kostüm zu übertragen.

Um uns die Aufgabe zu erleichtern, wählen wir ein möglichst einwandfreies ausgesprochen koloristisches Landschaftsgemälde.

Drei Viertel des Bildes füllen der Himmel und eine Wasserlache. Der Luftton ein gesättigtes Violettgrau, das Ausklingen eines sonnigen Herbsttages. Der Wasserton die entsprechende Wiederholung dieser Farbe in tieferer Oktave. Dunkelgrüne Schilfgräser und hellere Wasserlinsen schließen den Tümpel ein, dahinter dehnt sich Brachland, zwischen Sandboden fuchsig welke Gräser und

Altes Buch.
(Aus der Lehrmittelsammlung des Albrecht Dürer Hauses, Berlin.)

ganz vereinzelt rotviolette Sträucher, in der Ferne blaugrüne Berge.

Wenn man von dem Sandboden, der freilich nur annähernd dem Fleischton von Ge-

Digitized by Google

sicht und Händen entsprechen kann, ausgeht, so ist mit dem vorherrschenden Violettgrau die Farbe des Frauenkostüms, von Rock und Jacke entschieden. Schilfgräser und Wasserlinsen können als Besatz aufgefaßt werden oder auch der Farbe des Kleiderstoffes als eingewebtes, fortlaufendes Zackenornament eine feine Nuance geben. Das welke Gras gestaltet sich — hier kommt der ganze farbige Materialreiz zum Ausdruck — zu einer Pelzboa oder einem Pelzbesatz. Die übrigen kleinen Farbenflecke, rotviolett und blaugrün, können endlich in Hut, Hutbesatz, Schleifen, Federn usw. Verwendung finden.

Spankorb.
(Aus der Lehrmittelsammlung des Albrecht Dürer Hauses, Berlin.)

Jedes Werk der bildenden Kunst soll schmücken und ist in diesem Sinn ein stilisierter Natureindruck. Es fragt sich nur: soll eine kunstgerechte Illusion angestrebt werden oder nicht? Mit anderen Worten: steht der schmückende, reine und tiefe Kunstwert im Vordergrund oder irgendein Gebrauchswert und praktischer Zweck? Im letzteren Falle ist der Natureindruck nach Farbe und Form nur in Andeutungen zu erkennen. Und man weiß ja, wodurch die Gobelins, Glasgemälde, Plakate und Farbenlithographien wirken: durch ein „gewähltes Programm“, durch wenige Farben und Farbennuancen, durch konturierte Ornamentformen, welche alle das Material und seine Bearbeitung im günstigsten Lichte zeigen.

Landschaftsbild und Kostüm sind zwei exzentrische Kreise, die sich nur an einer Stelle berühren, und dies ist die Farbenschmuckformel, dort die feinste, reichste, seelisch wirksamste Schmuckformel, eine möglichst erschöpfende, lebendige Wiedergabe des Farbeneindruckes in der Natur, hier jedoch die knappste, einfachste Formel: über dem ästhetisch betrachteten Naturleben steht ein anderes praktisches Leben, über dem Schmücken das Bekleiden.

* * *

Doch genug der Beispiele und Vorschläge. Wir kommen nicht über die Tatsache hinweg, daß wir abseits von den wenigen Siedepunkten des Kunstlebens dem herrschenden Massengeschmack auf Gnade und Ungnade überliefert sind und nicht eher aus unserem Gefängnis herauskönnen, als bis die ästhetische Schuldenlast abgetragen und verbüßt ist. Daß es damit nicht schneller vorwärts geht! Allenthalben quillt das Kunstbedürfnis hervor, eine wahre Gier nach starken, tiefgreifenden Sinnenreizen, nach Augengenüssen in jeder Form und Fassung. Heraus aus der stickigen Schwüle des Erwerbslebens in die Höhenluft reiner Menschlichkeit! Und wir brauchen die Kunst, um die Schalheit des Daseins zu vergessen, brauchen Erquickungen, Festgedanken, Jubelschreie und lachende Gesichter, um den Lebenswillen anzufeuern und uns selber anmutiger, freier, würdiger zu erscheinen. Aber die Werktagsseelen kennen unsere Sehnsucht nicht. Sie fühlen sich so satt und warm und behaglich in ihrer Verdauungsstimmung, so wunschlos in ihrer Schläfrigkeit. Es gelüstet sie nicht in die freie Natur hinaus. Denn sie kennen sie ja gar nicht, kennen nicht mehr von ihr, als der eingesperrte Vogel im Bauer kennt.

Doch was kann der einzelne mit den besten Vorsätzen ausrichten, wenn es unmöglich scheint, gegen den Strom des Allerweltsgeschmacks zu schwimmen?

Halten wir Umschau in einem großstädtischen Möbelgeschäft. Was uns auf den ersten Blick gefällt, die Arbeiten von lebenden Künstlern, sachlich und in großen, einfachen Formen gehalten, müssen des hohen Preises wegen ausscheiden. Allenthalben aber macht sich die Fabrikware breit, billiges Holz, das durch Ölfarbenmaserung als teures Holz erscheinen soll, und billiger Drechslerzierat, immer dieselbe Auflage von Augenkränkung. Übersehen wir aber nicht das

Digitized by Google

solidere Mobilar „in jedem Geschmack und jeder Preislage". Gewiß, es gibt etwas mehr Varianten auch unter dem „stilvollen" Möbel, allein auch hier gewahren wir, wie die alte Überlieferung gar nicht verstanden ist, oder wie die bekannten Schmuckformen des Rokoko-, Renaissance- und Zopfstiles vielleicht absichtlich, d. h. der Massenherstellung zuliebe verballhornt sind. Endlich kommt das „Hochmoderne", die alten Formen mit dem unvermeidlichen Zuckerguß von „Jugendstil", unorganisch, kleinlich und von aufdringlicher Buntheit wie das meiste. Der Verkäufer begreift aber nicht, wie uns dergleichen unbefriedigt läßt. Er läßt durchblicken, daß jeder, der etwas auf sich gibt, nicht hinter der Mode zurückbleiben darf. Und wenn das Ebenbild eines im Laden stehenden Büfetts vier-, fünfmal verkauft worden ist, noch dazu an die und die angesehene Familie, so ist das eben die beste Empfehlung, daß jeder andere damit Staat machen kann und den Ankauf nie bereuen wird.

Eichrodt: Droben stehet die Kapelle. Farbige Steinzeichnung. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.)

Die kunstgewerbliche Mode ist häufig tyrannischer als die Kleidermode. Wie denkt eine Dame, die ein berechtigtes Interesse an ihrer äußeren Erscheinung hat, über die „gangbaren Artikel" in der Textilindustrie? Glaubt sie vielleicht, ihre Straßentoilette gewinnt an Wert, wenn sie mit der so und so vieler Frauen, womöglich unter ihrem Stand, bis ins kleinste übereinstimmt?

Bei der Anschaffung des Hausrats und Hausschmucks aber denkt man anders. Die Menge beugt sich willig unter das Zepter des Massengeschmacks. Sie ist zu unwissend, unsicher und kleinlaut, um etwas zu riskieren und dem persönlichen Willen Geltung zu verschaffen. Man könnte auch hier mit Nietzsche von Chinesentum und Sklavenmoral reden.

Aber wodurch erklärt sich nun die ästhetische Verdunkelung, der unheilvolle und unheilbare heutige Ungeschmack? Durch die Fabriken, die leichten Verkehrsmittel, die Ausdehnung der Städte, durch großstädtisch nivellierende Sitten, durch das aufreibende Erwerbsleben?

Wir werden guttun, alle diese Erscheinungen unterzuordnen und als die Ausflüsse eines veränderten Kulturlebens, als Nachwirkungen des allgemeinen wirtschaftlichen Umschwungs aufzufassen.

Unsere Voreltern, das wird niemand in Frage stellen, kannten noch keinen Proletarierluxus, keine Imitation und Schleuderware im heutigen Sinne. Die Prachtliebe stufte sich schnell ab vom Fürsten zum Bürger, Kleinbürger und Bauern. Die Grenzen des Luxus waren viel enger gezogen, und man kann wohl sagen: wer sich den Prunk leistete, verstand auch danach zu leben, verdiente ihn gewissermaßen. Die Verschwendung fürstlicher Müßiggänger hatte einen gewissen Stil, die vornehmen Passionen, mit denen sie aufwuchsen, gingen meist Hand in Hand mit einer feinsinnigen Kunstpflege, was man heute nicht gerade behaupten kann.

Natürlich waren es nur die Reichen, welche für diese Liebhaberei Geld übrig hatten, Souveräne und Adelige, weltliche und

Kirchenfürsten, nicht zu vergessen die Kirche selber und allenfalls einige handeltreibende Bürgerfamilien. Kleinere Souveräne lebten nach heutigen Begriffen äußerst bescheiden. Die Kämmerchen und Puppenstuben des Tiefurter Schlosses, wo die weimarischen Herzöge zeitweise „residierten", würden heutzutage einem großstädtischen Schlächtermeister nicht mehr als Wohnung genügen. Und noch viel weniger würde man einem jetzigen Staatsminister zumuten, in der Wohnungsfrage dem Beispiel des Ministers Goethe zu folgen. Nämlich auf Seidentapeten, Parkettboden und Perserteppiche zu verzichten und mit getünchten Wänden und rohen Holzdielen vorlieb zu nehmen. Und dabei machte das Goethehaus in Weimar auf die Zeitgenossen des Dichters, wie wir wissen, einen durchaus vornehmen Eindruck.

Also kurz und gut: die Ansprüche waren geringer und Vornehmtuerei und Protzentum noch nicht an der Tagesordnung. Die Bedürfnisse des wohlhabenden Bürgers drückten sich in seinem ganzen Hauswesen klar und bündig aus, obwohl er sich vielleicht mehr als heute dem tonangebenden Fürsten nachzuleben bestrebte. Die Formen des selbstzufriedenen behäbigen Lebens blieben lange unberührt innerhalb der noch vom Mittelalter her streng abgeschlossenen städtischen Gemeinwesen. Man schätzte und pflegte die künstlerischen Überlieferungen, die der literarisch angekränkelte Geschmack der Ideenmaler und -bildner (so unter König Ludwig I. von Bayern) im Handumdrehen zerstörte, die Überlieferungen, die uns heute wieder so kostbar sind, nicht weil sie aus der romantischen Zeit stammen, wo man noch keine Hygiene und keinen Weltverkehr kannte, sondern weil uns in dem alten Wohnungs- und Städtebild überall das Kunstgesetz des Zweckmäßig-Schönen entgegentritt.

Georgi: Schwäbisches Dorf. Farbige Steinzeichnung.
(Verlag von R. Voigtländer, Leipzig.)

So wenig der „seßhafte" Bürger vom Reisen und selbst Spazierengehen wissen mochte, er liebte trotzdem die Natur, fand Muße, sie von allen Seiten zu betrachten und sich die liebgewonnenen Züge einzuprägen.

Mit der großstädtischen Kultur machte sich nun das Parvenu- und Proletariertum breit. Viele angesehene Familien mochten dem fieberhaften Erwerbsleben nicht gewachsen sein und zugrunde gehen. Im großen und ganzen aber vermehrte sich der Wohlstand. Und mit dem Reichtum kam sehr vielen die Standeserhöhung über den Hals. Ein Schlosser, der sich zum Fabrikbesitzer emporgearbeitet, besitzt keinen ererbten und erzogenen Geschmack, versteht nicht nach fürstlichem Muster zu leben. Es läuft alles auf die Heuchelei vornehmer Gepflogenheiten hinaus. Seine Stellung, seine Geschäftspraxis dringt sie ihm auf. Der frisch gebackene Fabrikherr muß sich den Luxus geradezu anquälen. Seine Eltern und Voreltern waren kleine Leute, deren Bedürfnisse — es mochten noch so treffliche Menschen sein — nicht viel über die animalischen hinausgingen.

Nun ist man vielfach geneigt, den Fabriken die Schuld in die Schuhe zu schieben. Ja,

Digitized by Google

zweifellos hat auch die Massenherstellung und ihre Technik einen großen Anteil an dem ästhetischen Ruin. Die billige Verzierung, der Proletarierluxus ist die Prämie für den Massenvertrieb, und hierin die Konkurrenz zu schlagen, der oberste Grundsatz des Fabrikanten.

Man vergesse aber nicht, daß er im vollsten Einverständnis mit der duldsamen Käufermehrheit handelt, und daß die sogenannten Anforderungen der Zeit ziemlich genau durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage festgelegt sind. Mit Leichtigkeit könnte das Publikum sich gegen das Unästhetische sperren, um womöglich das Einfache, Gediegene dagegen einzutauschen. Aber es denkt nicht im entferntesten daran, und so nutzt der Fabrikant seine Maschine aus, um blendenden

Ubbelohde: Der Froschkönig. Farbige Steinzeichnung.
(Aus der „Hundertserie zeitgenössischer Kunstblätter". Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)

Schein und Billigkeit zu vereinigen. Der Fabrikant ist ja derjenige, der ein wirkliches Vergnügen an der Dutzendware haben kann. Daß alles ohne Liebe, Phantasie und Überlegung gearbeitet, alles mechanisch zusammengesetzt, angestückt und aufgepfropft ist, kommt ihm gar nicht in den Sinn, er hat nur die Masse, die Stückzahl vor Augen und denkt nur an die Maschinenleistungskraft. Jedes Erzeugnis ist ihm ein Denkmal derselben, ein Denkmal des technischen Fortschritts. Genug, Fabrikindustrie und Publikum sind in ein Netz verstrickt, aus dem sie sich mit eigener Kraft nicht herausarbeiten können.

Und wer hat sie hineingebracht? —

Man kann nicht gut die Willkürlichkeiten der Geschmacksmode als die mittlere Geschmacksproportionale vieler Tausende, als deren ästhetisches Glaubensbekenntnis ansehen. Das Bekennen ist bekanntlich nicht ihre stärkste Seite. Überhaupt handelt es sich hier bei der ungebildeten Masse, wenn wir recht verstehen, nicht um etwas Positives, sondern um eine allgemeine Trägheitserscheinung, um eine Denk- und Gefühlsarmut und, was die Mode betrifft, um eine Hypnose.

* * *

Einem Fabrikarbeiter darf man es nicht übelnehmen, wenn er von der Brandung des Kunstlebens, selbst wenn ihm die Wellen über den Weg laufen, unberührt bleibt und seine Wohnung nach wie vor mit dem Flitterkram und Tand der Warenhäuser vollstopft.

Wie steht es aber mit dem Durchschnittsgebildeten, der Gymnasium und Universität durchlaufen hat und sich in Amt und Würden befindet? Etwas mehr Achtung vor der Kunst besitzt er auf alle Fälle und, wenn es hoch

Digitized by Google

O. Fikentscher: Klapperstorch.
(Aus dem Bilderbuch „Die Arche Noah". Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.)

kommt, eine oberflächliche Kenntnis anerkannter vielgenannter Künstler und ihrer Werke. Mit ziemlicher Gewißheit stellen wir aber die Diagnose: Mangel an tieferem Kunstbedürfnis und -verständnis, wenn im gesamten Wohnungsbilde jede ästhetische Willensäußerung, jede Ordnung und Empfindungseinheit fehlt. Überall sitzen die Anwälte des Ungeschmacks. Ein Apollokopf, eigens für den Salon frisiert, und ein Bild in Plüschrahmen auf einer „Rokokostafselei", über welche ein sehr bunter Seidenschal „malerisch drapiert" ist. Und allenthalben in Möbeln, Teppich, Tapete, Portiere süßliche und aufdringliche Farben, die einander überschreien und totmachen. Auch der kostbare Vertikow, ein Familienerbstück aus der Empirezeit, wird totgemacht.

Nicht daß der Mann in Amt und Würden sich in diesem Prunkzimmer besonders wohl und behaglich fühlte. Aber das dumpfe Gefühl des Unbehagens ist noch nichts Positives; in wichtigeren Geschmacksfragen ist vielmehr die Unsicherheit so groß und der Untergrund viel zu locker, um von einem systematischen Aufbau der ästhetischen Bildung reden zu können.

Und was hilft schließlich die tausendfache künstlerische Anregung, Galerien, Denkmäler, Ausstellungen, Reproduktionen, Schriften, Vorträge, wenn die Grundlage, die Genuß- und Aufnahmefähigkeit, noch nicht vorhanden ist.

Vor einigen Jahren kam eine neue Bewegung in Fluß: Kunsterziehung. Schulmänner und Kunstverständige von Beruf suchten miteinander Fühlung, weil sie sich einig waren, daß sich im Bildungsgang auch der höheren Schulen starke Lücken zeigten. Über der Erziehung zum exakten und schnellen Denken hat man die Bildung der ästhetischen Organe verabsäumt. Mit den Philologenträumen vom Griechentum und seinen verschwommenen Idealen kommen wir nicht weiter, nicht zur modernen und auch nicht zur antiken Kunst. Selbst zum Vollgenuß irgendeiner Literatur bietet das humanistische Bildungsprogramm zu wenig, zu wenig für Phantasie und Gemüt. Die Sehkraft des inneren Auges beruht doch in der Hauptsache auf der rein sinnlichen Wahrnehmungs- und Vorstellungskraft. Der künstlerische oder naiv sinnliche Augengenuß ist aber nicht gelehrt worden. Die Naturanschauung, soweit sie überhaupt in die Schule Eingang fand, hatte ein streng wissenschaftliches, nie ein künstlerisches Gepräge.

Mit dem Dresdener Kunsterziehungstage hat man aber angefangen, Wandel zu schaffen. Das Hauptergebnis war die Umgestaltung des Zeichenunterrichtes, wenigstens in ganz Preußen und in mehreren kleineren Bundesstaaten. Das Zeichnen ist lustiger, anregender, vernünftiger geworden und damit mehr in den Mittelpunkt der Erziehung gerückt. Man ist dem Gips und der Vorlage scharf zu Leibe gegangen. Dem Zeichenlehrer fehlten vor allem die Mittel, geeignetes Material zu beschaffen. Es war

Digitized by Google

zu dürftig und zu begrifflich-nüchtern und mit fingerdickem Schulstaub bedeckt. Die von den Baugliedern losgerissenen Ornamente hatten eigentlich nichts mit Kunst, die mathematischen Holzkörper nichts mit dem Leben zu tun. Gewiß, eine sichere Hand und das Messungsvermögen des Auges läßt sich auch daran, wie an allem, bilden. Aber warum so engherzig? Warum wagte man sich nicht an bedeutendere Ziele? Wie schwer vermochte sich die Erkenntnis durchzusetzen, daß der Zeichenunterricht eine Grundlage bilden müsse nicht für Fachkenntnis und Fachgeschicklichkeit, sondern für die allgemeine Bildung, für geistige, ästhetische Fähigkeiten, die dem Deutschen im wirtschaftlichen Wettbewerb der Kulturvölker noch ganz andere Aussichten eröffnen können.

Aus Wilhelm Busch: Die Drachen.
(Verlag von F. Bassermann, München.)

Der neue Unterrichtsstoff besteht in Modellen, die überall aus Natur und Leben zusammengesucht sind, in Stillebenmaterial, dessen sich übrigens auch die Kunstschulen bedienen könnten: Früchte, Blätter, Schmetterlinge, Muscheln, Krustentiere, auch Tierpräparate, bei denen die Beobachtung auf die charakteristische Bewegung gelenkt werden soll — man vergleiche die abgebildeten ziehenden Enten (S. 92) —, daneben allerhand Hausrat, natürlich nur in mustergültigen Formen, Möbel, Leuchter, Körbe, Krüge, Bücher u. a. Unsere an sich schon lustmachenden Abbildungen (S. 92 u. 93) sind Proben aus der Lehrmittelsammlung, wie sie von der preußischen Unterrichtsverwaltung zusammengestellt worden und durch das Albrecht-Dürer-Haus in Berlin (Kronenstraße) zu beziehen ist. Allerdings die Frage der zeichnerischen Technik gestaltet sich für Lehrer und Schüler bedeutend schwieriger, aber die Technik, die Dressur des Handgelenkes soll ja auch gegenüber dem Sehenlernen in den Hintergrund treten. Und der Begabte hat auf seiner Seite stets die größere Liebe zur Sache, die ihm so oder so den richtigen Weg zeigen wird. Neben dem kunstgerecht strengen Naturzeichnen, das auch durch Antuschen mit ein paar Farben belebt wird, ist eine vielversprechende Neuerung eingeführt worden: das Zeichnen aus dem Gedächtnis, natürlich mit Beschränkung auf ganz einfache, sinnfällige Formen. Endlich sei noch auf die namentlich fürs Kunstgewerbe vorbereitenden Komponierübungen hingewiesen. Beispielsweise sollen drei lose Efeublätter in einem bestimmten Rechteck geschmackvoll verbunden werden.

Alles, was die Vorstellungen des Lebens befestigen hilft, soll willkommen sein, gleichviel ob im Zeichenunterricht Auge und Hand gleichmäßig geübt oder ob in den naturwissenschaftlichen Fächern nur Material vorgeführt werden soll. Werden wir auch einmal dahin kommen, daß, wie Lichtwark vorschlägt, die Schule sich der heimischen Kunstdenkmäler und Kunstschätze annimmt und sie dem Verständnis der Jugend und damit des ganzen Volkes näher bringt?

Derartige Vorschläge, die eine Umgestaltung des ganzen Unterrichtsstoffes nach sich ziehen würden, sind natürlich noch nicht spruchreif. Aber eine Frage ist doch schon

Digitized by Google

sehr aktuell geworden, die des Bilderschmuckes in der Schule. Voraussetzung bildet natürlich, daß das Schulgebäude eine Architektur ist, die sich äußerlich und innerlich sehen lassen kann und das Schmücken der Wände rechtfertigt.

Die Führer der Kunsterziehung haben sich damit kein geringes Verdienst erworben, daß sie die jetzt überall verbreiteten Farbenlithographien, in deren Verlag sich die beiden Leipziger Firmen B. G. Teubner und R. Voigtländer teilen, ins Leben riefen. Eine ganze Reihe namhafter deutscher Maler ist an dieser Bildergalerie, die ursprünglich nur für die Schule bestimmt war, beteiligt. Das Unternehmen hat sich in den wenigen Jahren seines Bestehens vortrefflich eingeführt und ist mehr und mehr über den bloßen Schulzweck hinausgewachsen. Die guten Geister, die bei ihm Pate standen, haben es auch später nicht verlassen, und so konnte es sich zu einer echten und gesunden Volkskunst entwickeln, die jedermann verständlich und auch dem wenig Bemittelten zugänglich ist. Daß aber ein starkes und allgemeines Bedürfnis nach solcher Nahrung vorhanden war, ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, wenn nicht eine freudige Überraschung. — Der Pädagoge läßt also in diesen Bildern den Künstler völlig zu Worte kommen, er macht ihm keine Vorschriften bei der Wahl des Stoffes und gibt nicht viel auf den belehrenden und sittlichen Gehalt des Dargestellten. Und der Maler braucht für nichts anderes Propaganda zu machen als für die Naturverehrung, namentlich für die Heimatliebe. Infolgedessen überwiegt bei weitem die Landschaft mit ausgesprochenem Stimmungs- und Lokalcharakter, daneben finden sich aber auch Darstellungen von Tier und Pflanze, aus der Geschichte, dem Volks- und Industrieleben und endlich — was der Jugend besonders zusagen wird — Bilder zum deutschen Volksliede, wie „Lieb Heimatland, ade" oder „Droben stehet die Kapelle". Wir bringen eine Verkleinerung dieses von Eichrodt gezeichneten Blattes (S. 94). Ist dergleichen nicht wirklich volkstümlich, eine echte und schlichte Poesie ohne sentimentalen Beigeschmack ganz im Sinne des Uhlandschen Gedichtes? Und wie hat es Georgi verstanden, in dem auf S. 95 wiedergegebenen schwäbischen Dorfe das ganze Idyll schwäbischen Bauerntums mit all seinen Eigentümlichkeiten, ich möchte sagen in kulturgeschichtlicher Treue vorzuführen! Die gedämpften, überaus fein abgestimmten Farben geben dem Bilde, obwohl sich alles mögliche darauf abspielt, eine geschlossene und schlagend dekorative Wirkung. In seiner Farbensattheit und -vornehmheit verdient auch „Sonntagsstille" von Leiber die wärmste Empfehlung. Offenbar ein thüringisches oder fränkisches Dörfchen; Lokalcharakter und Stimmung haben sich zu voller Harmonie verschmolzen. Das Anheimelnde, Trauliche liegt aber nicht zum wenigsten in der Treue der Schilderung, die so gar nicht aufs Stilisieren und Überhöhen ausgeht. Von Kampmann, der sich in den

Aus Ad. Oberländer: Das Rattengift.
(Münchener Bilderbogen. Verlag von Braun u. Schneider, München.)

Digitized by Google

Lithographien als einer der berufensten Stimmungskünstler zeigt, bringen wir aus den Kleinen Wandbildern die „Pappeln im Sturm“, eine Komposition von außerordentlicher Wucht und Größe. (Vgl. die beiden farb. Kunstblätter.)

Und alle diese Schönheiten unseres deutschen Vaterlandes mußten erst „entdeckt“ werden? Wie lange hat es gedauert, bis der Maler diese seine Heimat erst richtig zu werten verstand und auch den Weg zum ganzen Volke fand. Es hing freilich auch mit der lange schlummernden lithographischen Technik zusammen, die erst für die Wanddekoration erprobt werden mußte, indem man sich an die breite farbige Behandlung gewöhnte. Die Vorzüge sind ja in' die Augen springend. Die Klarheit des Steinbildes, das der Maler eigenhändig zeichnet, während er die farbigen Überdrucke sorgfältig zu überwachen pflegt, geht auch beim tausendsten Exemplar nicht verloren.

Man begreift eigentlich nicht recht, daß die in der Entstehung zum Teil weit zurückliegenden Lithographien Hans Thomas nicht die ihnen gebührende Verbreitung gefunden haben. Eine große Anzahl dieser Blätter, alte und neue Thoma-Serien, fast jedes einzelne Blatt ein Meisterwerk, sind in dem Leipziger Verlage von Breitkopf u. Härtel erschienen, der sich übrigens durch Herausgabe ganz billiger Flugblätter (Deutsche Volkslieder mit Zeichnungen zu 10 Pf.) und durch seine Kinderserie der Kunstblätter in den Mittelpunkt der kunsterzieherischen Bewegung gestellt hat. Wie anmutig sind die Kindergestalten Kuithans (vgl. das beigegebene Kunstblatt), und wie echt und kindlich namentlich die Gesichter auf dieser zart kolorierten Zeichnung. Auch Ubbelohdes Froschkönig (S. 96) ist eine wertvolle und originelle Komposition. So klar und übersichtlich müßte alles sein, was dem Kindergemüt gefallen soll.

Aus Ad. Oberländer: Die Käuzchenfamilie.
(Münchener Bilderbogen. Verlag von Braun u. Schneider, München.)

In welchem Grade sich nun Reproduktionen, also Photographien und photomechanische Wiedergaben nach Gemälden, Handzeichnungen und Stichen, zum Wandschmuck eignen, bleibt eine offene Frage und kann eigentlich nur von Fall zu Fall entschieden werden. Keineswegs wollen wir aber den Wert solcher Kunstblätter, wie sie in großer Anzahl einzeln oder in Buch- und Mappenform verbreitet werden, unterschätzen: vorausgesetzt, die Auswahl der Vorbilder alter und neuer Werke ist ebenso einwandfrei wie die reproduktionstechnische Leistung. Vorbildlich auch, was den billigen Preis betrifft, sind die Kunstwartunternehmungen, die Meisterbilder fürs deutsche Haus und die Böcklin-, Schwind-, Richter-, Dürer- usw. Mappen, die im Verlage von Georg D. W. Callwey in München erscheinen.

Man bedenke einmal, welche Kulturarbeit damit geleistet ist, wenn derartige wohlfeile Werke, die ihren Weg durch den Buchhandel zu nehmen pflegen, sich nun wirklich nach und nach auch in der Kleinstadt und dem Dorfe, wo man die Kunst nur vom Hörensagen, die Natur aber besser kennt, einbürgern und im Geiste des Dürerbundes alles Flache, Minderwertige, z. B. Öldrucke, verdrängen helfen. Wer es ernst nimmt mit diesen Bestrebungen, muß sich auch sagen, daß, wo es sich um eine allgemeine Volkserziehung handelt, Schule und Elternhaus aufeinander angewiesen sind.

Digitized by Google

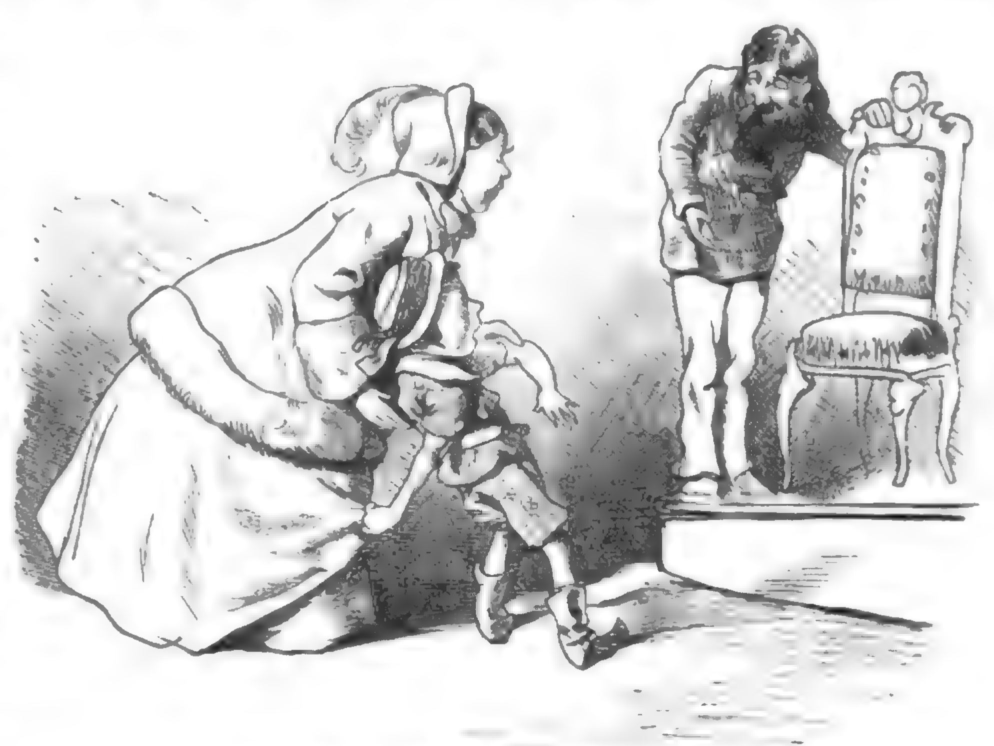
Leiber: Sonntagsstille. (Farbige Steinzeichnung.
(Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schon um der allgemein gewünschten Verminderung des Lehrstoffes willen darf die Kunst kein besonderes Lehrfach bilden. Sie hat nur Gastrecht in der Schule, kein Heimatsrecht. Die Eltern also, je nachdem sie die kunsterzieherischen Bestrebungen unterstützen oder ihnen unbewußt entgegenarbeiten, tragen mindestens die Hälfte der Verantwortung. Die Atmosphäre des Elternhauses darf die angeborenen Neigungen wenigstens nicht ersticken. Wie das ganze Haus im Inneren beschaffen ist, wie die Kinderstube, die Spielsachen und Bilderbücher aussehen, das alles fällt ins Gewicht: ob man hier dem Kinde mit Liebe entgegenkommt, oder ob man, wie es häufig scheint, den ganzen unentbehrlichen Unterhaltungsstoff des Kindes außerhalb des pädagogischen Interesses stellt mit dem Motto: Das Schlechteste ist dem Kinde gut genug. Wie ist es sonst erklärlich, daß immer wieder in der Jugendliteratur eine erdrückende Fülle von Minderwertigem und ganz Wertlosem auf den Markt geworfen wird und offenbar seine Abnehmer findet? Wir sehen bis jetzt noch ganz wenige Künstler bei der Arbeit und zum Teil Hervorragendes leisten. So Kreidolf, der sich z. B. in den „Wiesenzwergen" wie kein anderer ins Kindergemüt hineinlebt. Seine Farbenvornehmheit sucht ihresgleichen. Die „Arche Noah" des Karlsruher Künstlerbundes gehört gleichfalls zu den wenigen Kinderbüchern, die in Wort und Bild urwüchsig und gediegen sind. Welche Frische der Empfindung strömt uns aus dem Bildchen vom Klapperstorch entgegen, den das Kind in gläubigem Vertrauen um ein Brüderchen anruft (S. 97). Ein Werkchen von ebenso sprudelnder Lebensfülle hat Wilhelm Schulz, der Romantiker unter den Simplizissimuszeichnern, im „Prutzeltopf" geschaffen.



Aus Fritz Steub: Fritz beim Photographen.
(Münchener Bilderbogen. Verlag von Braun u. Schneider, München.)

Mit der Hochflut der Neuerscheinungen wird nicht selten das gediegene Alte nach unten gespült. Gegenüber all den faden und geleckten Bildern im Stil der Parfümeriereklame, wie sie die Jugendschriften heranwachsender Kinder zu „zieren" pflegen, möchte ich einmal auf die halbvergessenen Bilderbogen und -bücher unserer großen Humoristen Busch, Oberländer und des wenig bekannten Fritz Steub hinweisen.

Busch sieht nicht eigentlich malerisch, aber die Charakteranalyse seines Konturs ist so scharf und schlagend, daß selbst kleine Kinder ihn verstehen. Die beispiellose Leichtigkeit seines Stiftes, der improvisierende mühelose Vortrag, mit einem Wort, die „Kürze" bildet auch hier „des Witzes Seele". Unsere Illustration aus dem Buche „Die Drachen" zeigt Franz und Fritz nach vollbrachtem Äpfeldiebstahl:

Saftig kann man's knirschen hören,
Soll das Fritzen nicht empören? —

Neben Busch darf Oberländer als liebenswürdiger, vielleicht weniger zynischer Humorist nicht übersehen werden. Sein Können auf allen Gebieten ist unbestritten. Die früheren Zeichnungen sind auch malerisch be-

Digitized by Google

handelt, so auch die auf S. 99 wiedergegebene aus dem „Rattengift". Sein Bestes gibt er aber doch wohl in der Tierfabel, die er durch die Übertragung menschlicher Mienenspiele, Bewegungen und Handlungen gerade dem Kinde so mundgerecht macht (S. 100). Auch Steub, den langjährigen Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" — gewiß erinnert man sich seiner köstlichen Wirtshausraufereien —, zeigt unser Bildchen als temperamentvollen Beobachter (S. 101).

Der Wert all dieser leicht hingeworfenen Zeichnungen ist natürlich nur ein beschränkter. Sie sollen hauptsächlich anregen und vorbereiten zum Genuß jeder tieferdringenden und großangelegten Kunst. Die Jugend muß lernen, sich das Charakter- und Ausdrucksvolle in der Natur einzuprägen, um in der Vorstellungskraft eine Waffe zu haben gegen die Afterkunst ohne Inhalt und Seele.

Wir müssen dahin kommen, mit dem Naturburschen Mogens in der Novelle des Dänen Jakobsen sagen zu können: Keine Landstraße so staubig, kein Chausseegraben so viereckig, daß man sich nicht einen Augenblick darin verlieben könnte.

Dem Deutschen fehlt eigentlich noch das rein künstlerische Heimatsgefühl, der intime Natursinn. Seit Jahrhunderten sehnt er sich nach dem Süden und zieht alles, was „recht weit her ist", dem Einheimischen vor. Auch in der Literatur ist er nicht ganz einig mit seinen besten Heimatskünstlern.

Die Kunst müßte mehr vom ganzen Volke getragen werden, aber nicht gleich auf die Gasse hinaus, wo sich eine übel beleumdete Volkstümlichkeit umhertreibt, nein etwa wie die Malerei bei den Holländern, die, durch die Natur des Landes abgeschlossen und auf sich selbst angewiesen, ihre überlieferten Schätze besser bewahren lernten. Gewiß, sie blieben dabei einseitig und gingen nicht recht mit der Zeit; und wir? — Wir wurden nicht müde, dem griechischen Vorbild, dem Trugbild absoluter Vollendung nachzujagen, und langten schließlich nirgendwo anders an als bei der Naturverachtung.

Die Kunsterziehung sollte zur Volkserziehung werden für jedes Alter und jeden Stand. Kunstvereine, Bildungsvereine und ähnliche Gesellschaften müßten sich der Sache annehmen. Man müßte systematisch sehen lehren. Also wirklich beobachten, vergleichen und wieder beobachten und nicht bloß naschen und Notiz nehmen. Und dann erst, wenn Eindrücke, Gefühle und Stimmungen geordnet sind, die Werturteile aufbauen.

Es gibt so tausendfache Gelegenheit: Kunstgalerien, Museen für Natur- und Völkerkunde und für Kunstgewerbe, zoologischer Garten, botanischer Garten, vielleicht auch das Aquarium, ein noch ganz unerschlossenes Gebiet zum Farbenstudium.

Im allgemeinen werden die moderne Großstadt und das zurückgebliebene Provinzstädtchen sich ergänzen. Hier die unverdorbene Natur in nächster Nähe und vielleicht auch Kunstdenkmäler, z. B. altertümliche Bauernhäuser, dort aber die großen Galerien und Sammlungen, kurz, Bildungsanstalten jeder Art.

Wo aber beides nicht zieht, entweder bedeutungslos oder gar nicht vorhanden ist, also etwa im westfälischen Fabrikgebiet, nun, da bleibt nichts anderes übrig als einmal kräftig auszuholen und auch in künstlerischer Beziehung mit dem Tempo der modernen Zeit Schritt zu halten.

Auch die Technik ist ein Bild des organischen Lebens, in welchem alle ästhetischen Gesetze offenbar werden. Sie sind starr geworden, gleichsam umgeformt und stilisiert. Fleisch hat sich in Eisen verwandelt, Muskeln in Hebel und Zackenräder. Jede elegante Maschine ist ein Kunstwerk, das erfreut und bildet. Wer malerisch sieht, dem ist die ganze Erscheinung ein Genuß, auch wenn er das ganze Leben des Mechanismus, die „geschmiedete Logik" nicht zu würdigen versteht. Alle großen Industriewerke eignen sich so zum künstlerischen Anschauungsunterricht: Hochöfen, Dampfhämmer, Schmelzwerke, Gießereien, Glasfabriken usw.

Auf der letzten großen Düsseldorfer Industrie- und Kunstausstellung ist es wiederholt ausgesprochen worden, wie die große Maschinenhalle einen viel gewaltigeren Eindruck hinterlassen habe als die endlosen Bildersäle und zwar — im Vertrauen gesagt — gerade bei kunstverständigen Leuten.

Brauchen wir noch auf das Beispiel des modernen Seeschiffes hinzuweisen, auf das klassische Beispiel des organischen Zweckgebildes? Der Grundtypus vom einfachen Fischer-

Digitized by Google

kutter bis zum riesenhaften Lloyddampfer ist eigentlich immer derselbe geblieben. Er hat sich nicht verschlechtert, ist auch nicht unmalerisch geworden, indem er sich von der Architektur immer mehr zum Organismus herausbildete, das beste geistige Ringen unserer Zeit verkörpernd, der Ausdruck der größten Knappheit, Solidität und Eleganz.

Ein ganz eigentümliches Gefühl überkommt uns, wenn wir ein Seeschiff in Bewegung sehen oder auch uns selbst darauf befinden. Die malerische Verbindung der verschiedenen Stoffe, Holz, Eisen, Glas, Kupfer, Segeltuch usw., gibt immer einen guten Farbenklang. Der lustige Außenanstrich, die kupfernen Ventilatoren und Dampfröhren, das wundervolle Gewirr von Ketten und Tauen, alle diese Dinge haben einen ganz bestimmten Zweck und ihren bestimmten genau ausgemessenen Platz — wir fühlen es mehr, als daß wir's wüßten — und sind für eine lange Reise berechnet, für Sonnenbrand und Kälte, Stürme und Naturereignisse aller Art.

Das Seeschiff ist das Sinnbild eines stolzen überall umherschweifenden Raubtieres. Jede Stellung zeigt malerische Bilder und einen Linienfluß von eigenartiger Schönheit, besonders in „Aktion“, im Kampfe mit dem aufgeregten Element, beim Emporklimmen und Hinabgleiten von den Wellenbergen. Es ist ein Rhythmus wie bei einer Katze, die sich schmiegt und duckt und in schnellen Sprüngen dahinfliegt.

* * *

Dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß es nun allmählich aufwärts geht mit dem Kunstleben, gerade weil der Ungeschmack den Gipfel erklommen und sich doch wohl schon zum Abstieg angeschickt hat? Noch einmal lassen wir uns von der Musik beraten. Es ist kein Zufall, daß gerade in Deutschland alle die großen Meister geboren wurden. Sie wuchsen aus dem musikalischen Bedürfnis, aus der Sangeslust des ganzen Volkes heraus. Und um die Tondichter herum, die freilich nicht immer selbst ihre Saat aufgehen sahen, blühte ein reicheres üppigeres Leben, das gar nicht mehr aufzuhalten war und in Jahrzehnten und Jahrhunderten immer neue Wurzeln schlug und neue kräftige Triebe ansetzte.

Sie alle, den erfindenden und den wiedergebenden Künstler, den Dilettanten und den Zuhörer umschlingt das Band der reinen idealen Kunstfreude. Und in gemeinsamem Streben erneuert sich diese Begeisterung immer wieder, unbeirrt durch den vielen und schrecklichen Unfug, der, wie es übrigens auch gar nicht anders denkbar ist, beständig nebenherläuft.

So ungefähr würde die allgemeine Pflege auch der bildenden Kunst aussehen, wenn sie bei uns heimisch werden und sich ihr alle Poren der Empfindung öffnen sollten. Das Wort „Dilettantismus“ müßte seinen häßlichen Klang verlieren. Die Kunst müßte zu einer elektrischen Stromleitung werden, die stark genug wäre, alle zu verbinden und nach Anspruch und Bedarf mit Kraft zu speisen. An das Anschauen schließt sich die Teilnahme, das Ergriffensein wird zum An- und Eingreifen und das Mitwirken zum Schaffen.

So ermutigt uns Goethe: Die Keime zu den Verdiensten, die wir zu würdigen verstehen, haben wir in uns selber. Das Wort findet sich in einer Rede über Shakespeare, für den er sich als Straßburger Student glühend begeistert. Um eine Würdigung im gewöhnlichen Sinne handelt es sich hier freilich nicht, denn was Goethe meint, entspringt zweifellos aus dem Gefühl der Wesensverwandtschaft, der Wahlverwandtschaft.

Digitized by Google

Ilse Frapan-Akunian

Die Insel der anderen

Ein nachdenkliches Märchen

von

Ilse Frapan-Akunian

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war einmal ein mächtiger König im Norden, der hieß Otto und hatte Gewalt über Wasser und Land.

Wenn Otto auf den Boden stampfte, dann bebte die Erde, und wenn er seine Hand über die unruhigen Wellen ausstreckte, dann wurde das Meer so glatt wie Öl.

In des Königs Dienst standen zehntausend Bogenschützen, fünftausend in roten, fünftausend in gelben Röcken, die schossen goldene Pfeile von silbernen Bogen, und wenn der König befahl: „Jetzt!“ dann flogen die zehntausend goldenen Pfeile alle zu gleicher Zeit von den silbernen Bogen, so daß man nur einen einzigen Pfeil zu sehen glaubte.

Und der König Otto hatte hundert schneeweiße Schiffe mit schneeweißen Segeln, und wenn der König befahl: „Jetzt!“ dann fuhren alle die hundert schneeweißen Schiffe hinaus in das Meer, und wenn der König rief: „Her!“ dann kehrten alle die hundert schneeweißen Schiffe zurück in den Hafen und lagerten sich um des Königs Schloß wie schlafende Schwäne.

So gehorsam waren dem König Otto das Land und das Wasser und die Männer alle zu Land und zur See.

Digitized by Google

Und nur eine war in des Königs Reich, die wollte ihm nicht gehorsam sein, und das war die kleine Prinzessin Doda, König Okkos einziges Kind. Doda war noch klein, nicht höher als der Moosrosenbusch im Garten, den Dodas Mutter, König Okkos schöne bleiche Königin, gepflanzt hatte, ehe sie starb. Aber so viel Dornen der Moosrosenbusch hatte, so viel Launen und Einfälle hatte Prinzessin Doda, und die Hofmeister konnten sie nicht regieren. Wenn Doda schlafen sollte, dann sagte sie: „Aber ich bin ja nicht müde!" obwohl sie mit dem Köpfchen schon auf dem Tischrande lag. Wenn Doda essen sollte, sagte sie: „Aber ich habe keinen Hunger!" obwohl sie schon alle Erdbeeren im Garten heimlich gepflückt hatte. Wenn Doda schweigen sollte, dann sagte sie: „Gerade jetzt möcht' ich singen, die Lerche singt auch den ganzen Tag." Und wenn Doda ernst sein sollte, dann zeigte sie mit den kleinen rosigen Fingerchen nach dem Taubenschlag: „Gerade jetzt möcht' ich lachen, die Tauben lachen auch den ganzen Tag."

So geschah es gar oft, daß die Hofmeister mit Klagen über Prinzessin Doda des Königs Ohr belästigten, so daß König Okko ergrimmte und ausrief: „Was ist denn das? Bin ich nicht der König Okko, dem Land und Wasser gehorsam sind? Gehorchen mir nicht zehntausend starke Bogenschützen, fünftausend rote und fünftausend gelbe, so daß sie, wenn ich es befehle, ihre goldenen Pfeile abschießen wie einen Pfeil? Gehorchen mir nicht hundert schneeweiße Schiffe mit schneeweißen Segeln, als wären sie lebendig und verständen meine Worte und den Wink meiner Hand? Und nur ein winziges kleines Mädchen, nicht höher als der Moosrosenbusch im Garten, will nicht gehorsam sein? Und dieses winzige kleine Mädchen ist noch dazu mein eigenes Kind?"

Da weinte die alte Amme Margret, die Doda erzogen hatte, und sprach: „O, König Okko, Prinzessin Doda hat so viel Launen wie der Moosrosenbusch Dornen hat, sagen die Hofmeister, aber ich sage dir, sieh auf die Rosen, nicht auf die Dornen! Gestern hat die Prinzessin Doda ein rotes Käferlein zertreten, das auf der Straße lief, nur damit es nicht unter den Wagen käme, der schnell daherfuhr."

Da zwinkerte König Okko mit dem linken Auge, als ob er lachen wolle, und sprach: „Gut gemeint, aber dumm getan! Die Prinzessin hätte sollen das rote Käferlein, das sich gut selber helfen kann, fragen, was es lieber will: vom Schuh der Prinzessin zertreten werden oder seine roten Flügelein aufmachen und surr — über den Wagen wegfliegen."

„Einerlei, es war gut gemeint," sagte die alte Margret, „höre weiter, o König. Heute morgen holte die Prinzessin Doda ein Goldfischlein mit roten Flossen aus der Quelle heraus und legte es auf ein seidenes Bettlein, damit es nicht im Wasser ertrinke."

Da zwinkerte der König mit dem rechten Auge, als ob er lachen wolle, und sprach wieder: „Gut gemeint, aber dumm getan! Das ist ein Knösplein, aber ein nichtsnutziges, du alte Margret; die Prinzessin Doda hätte sollen das Goldfischlein fragen, wo es lieber sein will: ob im klaren lebendigen Quellwasser oder im dumpfen seidenen Bettlein. Sind das alle Rosen, die mein böses Prinzeßlein trägt?"

Die alte Margret aber weinte noch stärker und sprach: „O, König Okko, Doda ist noch ein kleines Kind. Heute nachmittag aber schnitt sie sich zwei goldene Löcklein ab, um einem Waisenkinde ein Armband zu flechten."

Da zwinkerte König Okko mit beiden Augen, und sein strenger Mund wurde freundlich. Und er sprach: „Gut gemeint und gut getan! Um dieser Rose willen seien meinem Moosrosenbusch seine Dornen für heute vergeben. Aber sorge dafür, daß die Prinzessin Doda von jetzt an gehorche."

Und König Okko dachte nach über die Tat der Prinzessin Doda, wie sie sich zwei goldene Löcklein abgeschnitten, um einem Waisenkinde ein Armband zu flechten, und es fiel ihm ein, daß die kleine Doda selber ein halbes Waisenkind sei, seit die schöne bleiche Königin gestorben, und sein Herz wurde weich. Und er herzte und küßte die kleine Doda und saß auf dem Thron mit der Krone auf dem Haupt, und die kleine Doda in ihrem goldenen Kleidchen stand zwischen seinen Knien, und ihre langen blonden Locken verflochten sich in des Königs rabenschwarzen Bart. Und alle, die den

Digitized by Google

König und sein Töchterlein sahen, freuten sich und sprachen: „König Okko ist wie ein dunkler, mächtiger Fichtenbaum, und seine starken Äste schützen unseren Liebling, der zu seinen Füßen aufwächst, unseren Liebling, die kleine Prinzessin Doda."

Aber als der Abend kam und die kleine Doda schlafen gehen sollte, geschah es, daß sie wieder sagte: „Ich bin ja nicht müde!" und legte das schläfrige Köpfchen gerade in des Königs Teller hinein, also daß die Kartoffeln heruntersprangen und die Bratenbrühe auf die Tafel floß und Dodas goldenes Kleidchen beschmutzte.

Da ergrimmte der König wie nie zuvor und rief: „Ungehorsam bleibt Ungehorsam! Wer nicht gehorchen kann, den muß man zwingen. Ruft mir zwei Bogenschützen her, einen roten und einen gelben!"

Und als die zwei Bogenschützen erschienen, befahl ihnen der König so: „Nehmt dies winzige kleine Mädchen, das nicht gehorchen will, obgleich es nicht größer ist als der Moosrosenbusch im Garten, nehmt es in eure Mitte. Du, Roter, fasse sie an dem rechten Händchen, du, Gelber, fasse sie an dem linken Händchen, und wenn ich rufe: ‚Jetzt hin!' dann führt mir die Prinzessin die lange, lange Straße zum Hafen hinab, wo meine hundert schneeweißen Schiffe liegen, und wenn ich rufe: ‚Jetzt her!' dann führt mir die Prinzessin die lange, lange Straße wieder herauf. Und so immer, immerfort, hin! her! hin! her! bis sie ganz müde geworden ist und selber bittet: Legt mich in mein weich — weiches Bettchen! Ich will doch sehen, ob Prinzessin Doda nicht gehorchen lernt!"

Und König Okko kommandierte: „Jetzt hin!"

Da schritten der rote und der gelbe Bogenschütz aus und zogen die kleine Prinzessin mit, so schnell, daß die alte Amme Margret, die weinend herzulief, nicht nachkommen konnte. Doda aber war ungebärdig und schämte sich sehr.

Und der König, als er sah, daß die kleine Doda zwischen dem roten und dem gelben Schützen klein, klein geworden war wie ein blankes Pünktchen, rief mit starker Stimme: „Jetzt her!" Da kamen der rote und der gelbe Schütz mit der kleinen Prinzessin die lange, lange Straße wieder herauf und standen alsbald vor dem königlichen Schlosse.

„Nun, Doda, wie ist's?" fragte König Okko und zwinkerte mit dem linken Auge, als ob er lachen wollte, „willst du jetzt in dein weich — weiches Bettchen gehen?"

Aber die kleine Prinzessin, obwohl sie kaum noch auf den Beinchen stehen konnte, antwortete wieder: „Ach, ich bin ja gar nicht müde!"

„Gut!" sagte König Okko, „los! hin!" und flugs führten der rote und der gelbe Bogenschütz die kleine Doda wieder die lange, lange Straße hinab. Aber sie war immer noch ungebärdig und schämte sich sehr, und ihre zwei Händchen lagen wie zwei nackte zitternde Vögelchen in den Händen der beiden Soldaten, die sie nicht festzuhalten wagten.

Und wieder wurde Doda für König Okkos Augen klein, klein wie ein blankes Pünktchen, und er schrie: „Jetzt her!" Da führten der rote und der gelbe Bogenschütz die kleine Prinzessin durch die lange, lange Straße wieder vor das königliche Schloß. Und wieder fragte König Okko und zwinkerte mit dem rechten Auge, als ob er lachen wollte: „Nun, Doda, bist du jetzt müde?"

Aber Doda, obgleich sie fast umfiel, antwortete abermals: „Nein, ich bin nicht müde."

„Gut!" schrie König Okko, und seine Augen zwinkerten nicht mehr, sondern blitzten zornig, „los! hin!" und derselbe Spaziergang begann von neuem.

Und so lief die kleine Doda sieben mal sieben mal die lange, lange Straße zwischen dem roten und dem gelben Bogenschützen hinab und herauf, und ihre Beinchen schleiften nur so über den Boden hin, und ihr Köpfchen schaukelte auf dem Hälschen wie eine Wasserrose auf dünnem Stengel, und ihre Augenlider klappten auf und zu wie die Flügel des Schmetterlings, wenn er müde ist. Und sie rieb ihre Äuglein, denn sie dachte, es sei ein Sandkorn hineingeflogen. Aber jedesmal, wenn Doda wieder vor König Okko stand und gefragt wurde: „Nun, Doda, bist du müde?" riß sie mit Gewalt ihre Äuglein auf und erwiderte: „Nein, ich bin nicht müde."

Da verlor König Okko die Geduld, und er ergrimmte so wie nie zuvor in seinem

Digitized by Google

Leben. Seine Stirn wurde rot, und mit zorniger Stimme rief er aus: „Was ist das? Bin ich nicht König Okko, dem Land und Meer gehorchen und alle Männer zu Wasser und zu Lande? Und einzig dieses böse kleine Ding, nicht höher als der Moosrosenbusch im Garten, will mir trotzen? Nehmt sie und werft sie ins Meer!"

Da erschraken die beiden Bogenschützen und baten um Gnade, und alles Volk erschrak und bat um Gnade, aber König Okko blickte nur die kleine Doda an und fragte drohend: „Nun, Doda, wie ist's, willst du auch um Gnade bitten?"

Aber Doda sah vor sich das blaue warme Meer, das schimmerte so weich wie Atlas und Seide, und darüber an seinem Rand stand die liebe Sonne wie eine glühende Mohnblume auf goldenem Stengel, und sie streckte ihre Ärmchen nach dem schönen Wasser aus und sagte: „Nein, ich bin nicht müde!"

„Werft sie ins Wasser! werft sie ins Wasser!" schrie der König wild, und seine Stimme klang wie die Stimme des Löwen, wenn er gereizt wird.

Da weinten die Bogenschützen, und alles Volk weinte, und König Okko hielt noch einmal inne. Er blickte Doda mit funkelnden Augen an und rief: „Weinst du, Doda? Dann will ich dir vergeben."

Und alles Volk rief: „Weine! weine! liebe kleine Doda! Weine, damit dir der König verzeiht."

Aber Doda schlug ihre blauen Augen furchtlos zum König auf und sagte: „Nein, ich weine nicht."

Da wollten die Bogenschützen sie ergreifen und ins Meer werfen, aber die kleine Doda war schneller. Sie schlenkerte ihre Händchen los und warf ihr weißes Tüchlein ab, und ehe sie jemand anrühren konnte, wurde das Tüchlein zu einer weichen weißen Wolke, und Doda saß oben darauf wie auf einem Wagen, und ein warmer Wind kam geflogen und blies die kleine Prinzessin auf der Wolke durch die blaue Luft über das blaue Meer hinaus, schneller als die Augen ihr folgen konnten.

Als das König Okko sah, wurde er sehr betrübt, und er nahm hundert Bogenschützen und setzte sich mit ihnen auf das schnellste der schneeweißen Schiffe und segelte der Prinzessin nach. Und die neunundneunzig anderen Schiffe des Königs segelten hinterher, so daß es wie ein Kriegszug aussah. Und der König befahl: „Bogenschützen, zielt auf die weiße Wolke, damit die Wolke herunterfällt!" und er stand barhäuptig im Schiffe und breitete seine Arme aus und wollte Doda in seinen Armen auffangen, wenn sie herabfiele. Aber die goldenen Pfeile schnellten umsonst von den silbernen Bogen, denn ferner und ferner schwebte die weiße Wolke, die die Prinzessin trug. Jetzt war sie noch so groß wie eine weiße Taube, jetzt nur noch so wie ein weißer Schmetterling, jetzt war sie wie ein Sonnenstäubchen, und jetzt — jetzt war sie ganz verschwunden.

Da ergrimmte König Okko gegen seine Bogenschützen und sprach: „Was nützen euch goldene Pfeile und silberne Bogen? Ihr habt doch allesamt vorbeigeschossen. Hinfort sollt ihr mit eisernen Pfeilen von hölzernen Bogen schießen."

Und als er seine schneeweißen Schiffe ansah, ward er traurig und sprach: „Ihr sollt alle schwarz angemalt werden und schwarze Segel bekommen anstatt der weißen, denn ihr habt meine Prinzessin Doda nicht einholen können."

Und mit gesenktem Haupt kehrte der König in sein Schloß zurück und wollte mit keinem Menschen reden, und es ward eine große Trauer im Lande. Und der König saß einsam auf seinem Thron und konnte nicht begreifen, was geschehen war, und sprach zu sich selbst: „Was ist das? Nun habe ich mein einziges liebes Kind verloren; weggeflogen ist sie auf einer weißen Wolke. Wer wird jetzt zwischen meinen Knien stehen und sein blondes Köpfchen an meinen schwarzen Bart lehnen? Wer wird mich küssen, wenn ich morgens aufstehe und abends, wenn ich mich schlafen lege?"

Und König Okko ging in den Garten. Da hörte er lautes Weinen. Das war die alte Amme Margret, die Prinzessin Doda aufgezogen hatte, die lag auf den Knien vor dem Moosrosenbusch und sprach: „O, König Okko, sieh her! Alle Bäume und Blumen des Gartens haben trockene Blätter, denn es ist lange kein Regen gefallen, aber dein Moosrosenbusch steht in Tränen, und auf

allen Knospen hangen die Tränentropfen. Die Knospen weinen, daß du keine Geduld hast, zu warten, bis sie Rosen werden. Warum hast du keine Geduld gehabt mit Prinzessin Doda, daß ihre Rosen aufblühen?"

Da fühlte der König, daß die alte Margret recht hatte, aber er wurde wieder zornig und sprach: „Was verstehst du davon, du alte Margret! Die Prinzessin Doda sollte Gehorsam lernen, ich habe es gut gemeint."

„Gut gemeint, aber dumm getan!" rief die alte Margret.

Da ließ sie der König greifen und in den Turm setzen, und niemand durfte mehr den Namen „Doda" aussprechen, um den König nicht an sein verlorenes Kind zu erinnern. Aber die Mütter erzählten heimlich in der Dämmerstunde ihren Kindern von der verlorenen Prinzessin Doda, und wenn die Kinder ein weißes Wölkchen am Himmel sahen, dann riefen sie: „Da fliegt die Prinzessin Doda, die Sonne scheint auf ihr goldenes Haar!" und sie warfen Grüße hinauf in die blaue Luft.

* * *

Und die kleine Doda war wirklich fortgefahren auf ihrem Wolkenwagen, weit, weit, unendlich weit. Und es war ihr lustig, so durch die blaue Luft zu segeln im warmen Sonnenschein, und sie jauchzte vor Freude und bewegte ihre Arme wie kleine junge Flügel, die noch nicht recht flattern können, und rief: „Schneller! schneller! lieber Wind!"

Und die Wolke unter ihr begann zu summen und sang:

„Wind! Wind! Windchen!
Schaukle mir mein Kindchen!
Schneller als der Atem geht!
Schneller als der Tanz sich dreht!"

Da blies der Wind schneller und wirbelte die kleine Wolke herum, und Doda jauchzte immer lauter, aber zuletzt ward sie so schnell herumgedreht, daß sie ganz außer Atem kam und bitten mußte: „Leise! leise! lieber Wind!"

Und die Wolke unter ihr begann wieder zu summen und sang:

„Wind! Wind! Windchen!
Leise trag' mein Kindchen!
Wo das grüne Gräschen weht,
Blume neben Blume steht!"

Da wurde der Wind ganz sanft, ganz sanft, und die Wolke blieb stehen über einer wunderschönen grünen Wiese, die war eingefaßt von großen herrlichen Bäumen und lag wie eine siebenfarbige Muschel mitten im blauen Meer. Und Doda blickte hinab und sah das grüne Gräschen wehen, sah Blume neben Blume stehen, und bittend streckte sie die Händchen aus. Da senkte die Wolke, die sie trug, sich tiefer und tiefer und zerschmolz wie weicher Schnee, und die kleine Doda saß mitten im langen hellgrünen Grase wie auf weichem Samt. O, wie schön war es da! Alle Blumen des Frühlings hatten sich aufgetan; die Blauveilchen öffneten ihre kleinen duftenden Schalen mit dem goldenen Zierat gerade in der Mitte, die Himmelsschlüsselchen hielten ihre halbdurchsichtigen gelben Tellerchen offen, die Krokus boten goldigrote und weiße Becherchen dar, die weißen Anemonen entfalteten ihre zehnstrahligen Sternchen, und die blauen Träubelchen schaukelten einen zierlichen Stab voll wunderschöner blauer Perlen. Ein Bienchen, braun mit goldgelben Haaren, summte vor Blauveilchens Schale, als bäte es erst um Entschuldigung, wenn es vielleicht nicht zart genug sei, um aus dem duftenden Kelche zu trinken. Dann kroch es hinein und schluckte sich satt an dem süßen Saft, und Doda sah, wie sein kleiner Körper vor Wohlbehagen zitterte. Und Prinzessin Doda war fröhlich und spielte mit den Blumen und legte ihr rotes Bäckchen ins Gras und ließ es von den zarten Halmen liebkosen. Und sie streichelte und liebkoste auch alle Blumen und alle Bäume auf der wunderschönen Insel und flocht Zöpfchen aus den grünen Haaren der Weide und fragte sie, ob das nicht schön sei. Und als sie einen großen dunklen Baum erblickte, der mitten auf der schönen Insel stand und mit seinem spitzigen Wipfel die Wolken trug, umfaßte Doda seinen glatten Stamm mit beiden Armen, soweit sie konnte, und fragte den Baum, der sehr klug und ehrwürdig aussah: „Lieber Baum, bist du der König hier?"

Aber der Baum schüttelte ernst seine Krone, und es wurde der kleinen Doda auf einmal so einsam, so einsam.

Doda lief zu dem sanften Weidenbaum, der so zärtlich sein grünes Haar bis auf

Digitized by Google

die Gräschen herunterflattern ließ, umfaßte seinen Stamm und fragte: „Lieber Weidendenbaum, sag' mir, wo sind die Kinder? Sind keine Kinder hier?"

Da begann der Weidenbaum leise zu säuseln und sang:

„Tausend Kindlein liegen
In den bunten Wiegen.
Was noch schläft, erwacht!
Hab' nur acht!"

Und Doda hörte, was der Baum säuselte, aber sie konnte es nicht glauben, denn nirgends war eine Wiege mit einem Kindlein zu sehen. Sie suchte auf dem Hügel, sie suchte am Fuße der großen Bäume, sie suchte in den Zweigen, sie suchte an dem klaren kleinen Murmelbach, in dem der Weidenbaum und seine Geschwister ihr grünes Haar badeten. Und wie sie ganz verwundert und verloren gerade da, wo sie stand, die langen Gräser auseinanderbog, o — was erblickte sie da! Ganz in das grüne Moos geschmiegt und aus grünem Mooszweigelein geflochten stand eine winzig kleine goldgrüne Gitterwiege da, nicht größer als eine Gurke, und darinnen schimmerte unter zarten seidigen Decken etwas Rosiges und Weißes, und als Doda niederkniete und es genau betrachtete — da war es ein wunderliebliches Kindlein mit blonden Löckchen und festgeschlossenen Augen, das leise atmete und schlief!

Da jauchzte Doda laut auf und sprang in die Höhe und streckte beide Hände aus, um das reizende Wunder aus seiner Wiege zu nehmen. Aber plötzlich erhielt sie von unsichtbarer Hand einen Schlag auf die Finger, und der Weidenbaum säuselte wieder:

„Tausend Kindlein liegen
In den bunten Wiegen.
Was noch schläft, erwacht!
Hab' nur acht!"

Doda war vor dem unsichtbaren Schlag zurückgefahren, und ganz erschrocken sah sie vor sich nieder. Siehe, da stand wieder vor ihr eine kleine goldgrüne Mooswiege, und durch das Gitterlein schimmerte abermals ein rosiges Kindlein in weißem Kleide, und gerade wie Doda sich darüber beugte, bewegte es ein klein, klein wenig die Augenlider, als ob es die Augen aufschlagen wollte.

O, wie jauchzte die kleine Doda! Schon wollte sie zugreifen und das liebliche Kindlein küssen, da bekam sie einen unsichtbaren Schlag auf die Finger und fuhr zurück. Und nun verstand sie erst, was der Weidenbaum säuselte:

„Tausend Kindlein liegen
In den bunten Wiegen.
Was noch schläft, erwacht!
Hab' nur acht!"

„Sind es wirklich tausend Wiegen? Werden die Kinder bald aufwachen?" fragte Doda; da sah sie schon wieder solch ein Moosbettchen stehen, und das liebliche Kindlein, das in einem zartblauen Kleide darin lag, dehnte sich ein wenig und spitzte den kleinen roten Mund. Und wieder eine Wiege, darin lag eins im roten Kleidchen wie eine frische Kirsche, das hob schon das rechte Ärmchen ein wenig, und wieder eins lag in einem sonnengelben Röckchen da, und die fünf zierlichen Fingerchen der rechten Hand spreizten sich sachte auseinander. Und wieder ein anderes, das hatte rote und weiße Streifchen am Kleid und hob schon beide Ärmchen in die Höhe, und wieder eins war gekleidet wie die rosenrote Abendwolke, das schlug weit und groß zwei dunkelblaue Äugelein auf. Und Doda ging von einer zur anderen wie verzaubert vor Freude und wartete, was nun kommen würde.

Und die Sonne über dem blauen Meer gab einen tiefen feierlichen Orgelton von sich, ja, es war die Sonne selbst, die sang:

„Vorüber die Nacht!
Erwacht! erwacht!"

Da begann ein Dehnen und Recken in all den kleinen Wiegen, und zarte Augenlider schlugen sich auf, und blonde und braune und schwarzhaarige Köpfchen erhoben sich über den Bettrand, und überall streckten sich rosige Ärmchen und Fingerchen hervor, und plötzlich, wie mit einem Ruck, waren auch alle die Füßlein los, und neben jeder nun leeren Wiege stand ein nur spannenhohes überaus liebliches Kindlein und versuchte zaghaft die ersten Schritte. Das war ein Gewimmel und eine Lust auf der eben noch so stillen Wiese! Doda wünschte sich hundert Augen, um nach allen Seiten zu sehen, was die Kleinen machten. Aber wie erstaunte sie, als sie sah, daß sie schneller als

ein eigelbes Küchlein das Laufen lernten, daß sie sich geschickt auf den weichen Sohlen im Gleichgewicht hielten, und daß, wenn eins hinpurzelte, es sogleich, ohne zu schreien, mit fröhlichem Lächeln wieder aufstand. Und ehe sich's Doda versah, kugelten, hüpften, tänzelten alle die Kleinen zwischen den Veilchen und Himmelschlüsseln, zwischen den Anemonen und Träubelchen durcheinander; einige guckten neugierig in die Blumenkelche hinein, andere versuchten über einen Maulwurfshaufen zu springen, einige zwitscherten wie die Vögelein, die vorüberfliegend zutraulich zu ihnen herunterkamen und sie mit ihren runden schwarzen Augen ohne Furcht ansahen, andere versuchten auf einen Baumast zu klettern und wiegten sich bald da droben mit beiden Händen sich haltend in der luftigen grünen Schaukel. O, der Jubel und das silberhelle Gelächter unter all den zierlichen Kleinen auf der wunderschönen Insel! Nun reichten sich viele die Händchen zum Reigen und tanzten über das weiche Gras, und die Halme bogen sich nicht, so leicht waren ihre Schritte. Aber mit Erstaunen sah Doda, wie sie größer wurden, schon waren sie so groß wie zweijährige Kinder, nur leichter und zarter, und in ihrem Kleidchen von wunderbaren, leuchtenden und sanften Farben waren sie Blumen und Schmetterlingen ähnlich. Auf einmal beugten sich die Kindlein zu dem Rasen nieder, aus dem ihre Wiegen schon ganz verschwunden waren; da quoll es überall aus dem Boden, weiß und schwarz und gelb und braun, lockig und weich, wie wollige Flöckchen. Und die Flöckchen wurden groß, so groß wie eine Hand, und es zeigten sich runde Köpfchen und runde Augen und rote Zünglein, und die Beinchen wurden frei, da waren es die wunderniedlichsten Hündlein mit schwarzen Locken, mit braunen und mit schneeweißen Locken; die begannen alsbald in die Höhe zu springen und die Kinder mit liebkosendem Bellen zu begrüßen, und es schwänzelten unzählige Schwänzlein, und es wackelten unzählige Öhrlein, und die Stimmen der Kinder wurden ein helles Gejauchze und mischten sich mit dem Freudengebell der Hündlein, und sie spielten miteinander, jagten sich, haschten sich, und wenn ein Kind müde war und sich ins Gras legte, gleich legte sich ein Hündchen daneben, küßte ihm die Hände und wollte auch mit da liegen und auch mit schlafen.

Und die Tage vergingen, ohne daß Doda es bemerkte, und sie sehnte sich nicht zurück zu ihrem früheren Leben und zu ihrem Vater. Jeden Tag aber wuchsen die Kinder, und eines Tages, als sich Doda den Schlaf aus den Augen rieb, sah sie, daß auf dem Grase keine Veilchen und Anemonen mehr blühten, und daß aus den kleinen Kindern wunderschöne Knaben und Mädchen geworden waren; sie hießen aber nicht Knaben, sondern Sonnenseelen, und sie hießen nicht Mädchen, sondern Mondseelen. Die Sonnenseelen hielten die glänzenden feurigen Augen nach oben gerichtet und betrachteten die Wolken am Himmel und die Vögel, die da flogen, und den Zug des Windes; die Mondseelen blickten aus sanften zärtlichen Augen auf die Erde und liebkosten mit ihren Blicken alle die Tierlein und alle die Blumen, mit ihren Händchen umschlossen sie das kleinste Samenkorn und legten es in die Erde; oft hielten sie sich zärtlich umschlungen und tanzten mit den Schatten und mit ihren Hündlein unter den blühenden Rosen der Insel.

Denn die Rosen hatten zu blühen angefangen, und die Halme trugen vielfedrige Blütchen, und die Blätter der Bäume wurden groß und üppig, und über die Insel schwebte wie eine Wolke ein nimmer endender Gesang. Stets waren es die Sonnenseelen, die den Gesang begannen, feurig und stark; und innig stimmten die Mondseelen ein, so als hätten sie alle von der Nachtigall gelernt.

Doda aber wollte wissen, was sie singen, da horchte sie manchen Tag, und allmählich verstand sie ihre Sprache. Und als sie die Sprache der Sonnenseelen und der Mondseelen verstand, da hörte sie wunderbare Dinge. Sie sangen aber so:

„An einem Tag geboren
Aus tausend grünen Nestern,
Wir Brüder und wir Schwestern
In unseren Blumenkleidern,
Wie sind wir wundergleich."

Da fiel es Doda erst ein, daß sie ja alle, alle ganz von gleichem Alter waren, und daß, wie sie vorher zusammen klein gewesen,

sie jetzt zusammen groß geworden, so daß es kein einziges Kindlein mehr auf der Insel gab und keinen Vater und keine Mutter, und daß sie alles, was sie taten, das Singen und Springen, das Tanzen und Klettern, ganz allein gelernt hatten, so wie die Blumen das Blühen lernen und die Hündchen das Liebsein und Liebhaben. Und Doda sah, daß auf der schönen Insel kein Haus stand, und daß es da keine Mauern gab und keine Felder, und sie dachte an die große weiße Stadt, wo ihr Vater, der König Okko, wohnte, und an die große Kirche mit der silbernen Kuppel darin, von der ihr die alte Margret erzählt hatte, daß sie sehr alt sei, und daß sie von dem Urgroßvater des Urgroßvaters von König Okko erbaut worden war.

Und ein Gefühl von Furcht und Einsamkeit kam über Doda mitten auf der wunderbaren Insel, in dem unendlichen Blühen und Duften und zwischen den singenden und tanzenden Mond- und Sonnenseelen.

Aber schnell verschwand Dodas Furcht, denn immer Schöneres und Seltsameres begab sich vor ihren Augen. Während des Tanzes nämlich schossen die zarten Mondseelen immer höher vom Boden auf, und plötzlich entsprossen an ihren Rücken zwei kleine Flügel, bunt und schillernd, mit bunten Augen und seltsamlichen Zeichen und wuchsen und wuchsen wie die Flügel des Schmetterlings, der eben aus der Puppe gekrochen ist. Und siehe da — auch die Sonnenseelen wollten nicht zurückbleiben, auch sie erhielten Flügel, aber größere und stärkere, und sie prangten in den Farben des Regenbogens.

Jetzt begann ein süßer wilder Taumel sie alle zu erfassen; sie haschten einander, bald auf, bald über der Erde; jede Sonnenseele umarmte eine Mondseele, und mit verschlungenen Armen, wie Blumen vom Stengel gelöst, stiegen sie mit jubelndem Gesang in die Höhe, hoch, hoch zu den weichen taubenfarbigen Wolken. Überall von dort oben blickten ihre rosigen Köpfe, ihre bebenden Flügel, ihre leuchtenden Gewänder, ihre Hände voll Rosen hervor.

Da warf sich Doda auf den Rasen, der in lange Ähren und Rispen geschossen war, und sie sah ihnen nach, den Entschwundenen, und grämte und fürchtete sich. Und um sie sammelten sich alle die Hündlein und bellten und winselten traurig nach oben und machten Luftsprünge nach ihnen und schnappten und jappten und leckten begierig Dodas Hände, als wollten sie sie trösten und sich mit ihr zusammen hinsetzen und trauern, daß sie nicht mitgenommen worden in die weichen taubenfarbenen Wolken, aus denen unaufhörlich jauchzende Lieder und silbernes Gelächter ertönte. Und unter den Liedern blühten die großen weißen Lilien auf und erfüllten die Insel mit ihrem starken schwülen Duft, und die Sonne brannte heiß, und die Erdbeeren im Grase und die Kirschen an den Bäumen färbten sich rot, und die blauen Pflaumen und die goldgelben Aprikosen bekamen purpurne Bäcklein, und überall in den Nestern piepsten die jungen Vögel.

Aber im grünen Haar des sanften Weidenbaumes stand ein einziges gelbes Blatt und sang:

„Sternensaat zu sammeln
Sind sie ausgeflogen;
O du schöner Bogen,
Du bist hoch gespannt!
Wenn die Wolken brechen,
Taumeln sie hernieder,
Nie auf Flügeln wieder
Flieh'n sie über Land!"

Da wurde die Hitze dumpfer und schwüler, und die Sonne verschwand hinter den Wolken, die sich schwarz und dunkelblau übereinander auftürmten und schwer und drohend über den Kronen der Bäume hingen. Und plötzlich begann aus den gelbgesäumten Gewitterwolken ein blauer zackiger Blitz nach dem anderen zu fliegen, und die Bäume neigten sich, und ein dröhnender Donner schmetterte dem anderen nach. Aber zwischen dem Blitzen und Donnern ertönte immer lauter, immer glühender, immer entzückter der selige Gesang der geflügelten Sonnen- und Mondseelen, die droben über den Wolken die Sternensaat sammelten. Da konnten sich die Bäume nicht mehr halten, sie fingen an zu rauschen, da schäumten die Wellen und tanzten im Meer, da nickten und klingelten die Blumen und Halme mit all ihren feinen Glocken und Glöcklein, da konnten die jungen Vöglein schon singen, und die reifen Früchte sprangen mit Fröhlichkeit von den Bäumen, und im Fallen öffneten sie sich, und ihre glänzenden Kerne streckten gleich Würzelein aus in den grünen Boden.

Und noch ein mächtiger Donnerschlag, dann war's vorüber. Groß und leuchtend trat wieder die Sonne hervor, und gleich nach ihr kam der Mond herauf, leuchtend blau wie eine zweite Sonne, und der Himmel wurde abendlich dunkel, und große Sterne kamen, und rund um die Insel flammte es durch die warme weiche Nacht wie ein unaufhörliches Wetterleuchten. Und wie eine bunte Flamingoschar kamen plötzlich die Entschwundenen zurückgeschwebt auf die duftende Insel. Immer noch hielten sie sich paarweise umschlungen, und ihr Gelächter tönte durch die Nacht. Aber es ward leiser und leiser, und allmählich war es nur noch ein leichtes Geraune, und nun sah Doda ihr heimliches Tun. Sie standen unter den fruchtschweren Bäumen, die Augen nach oben gerichtet, und der Mond spielte auf ihren süßen weißen verklärten Gesichtern. Sie hielten die Hände offen hinaus, als ob sie etwas auffangen wollten, und auf einmal sah Doda, wie die Sternensaat von oben in leuchtenden Körnchen herunter- und in die geöffneten Hände sank. Was werden sie tun mit der Sternensaat? dachte Doda und blickte voll Freude zu. Die Mondseelen hielten die blinkenden Körner mit ahnungsvollem Entzücken, die Sonnenseelen beugten sich darüber und küßten sie, und dann wählten sie den weichsten Rasen, das grünste Gras, und langsam, feierlich, Körnchen um Körnchen, streuten sie die Sternensaat hinein. Und dann fielen sie auf die Knie und küßten den Platz, wo die Saat aufsprießen sollte, und das gelbe Blatt am Weidenbaum sang:

„Wir säen Sternensaat
Ins Gras zu unsern Füßen,
Wir sehen sie nicht sprießen,
Die ferne Saat."

„Klingt das Lied des gelben Blattes traurig?" fragte Doda, und es war ihr, als möchte sie weinen.

Aber sie hatte nicht Zeit dazu, denn schon war es heller Tag wieder, und auf der Insel wimmelte es von den Heimgekehrten. Sie waren aber nicht mehr so fröhlich, ihr Aussehen war ernster, und all die bunten Schmetterlingsflügel und Regenbogenschwingen waren ihnen abgefallen und bedeckten den Rasen wie rotes und gelbes Herbstlaub. Und während Doda auf sie hinsah, bemerkte sie, daß auch die leuchtenden Kleider abgeblichen und fadenscheinig geworden, und daß sie Risse und Löcher bekommen hatten, und auch die roten Rosen und die weißen Lilien und die bunten Nelken waren verdorrt, und in der Weide und den anderen Bäumen standen auf einmal viele, viele gelbe Blätter. Nur spärlich und vereinzelt klang Gelächter und Gesang. Und selbst die Hündlein waren alt geworden, sprangen nicht mehr so ausgelassen um ihre Herren herum, sondern gingen ruhig und ein wenig müde hinter ihnen her. Sie selber aber, die Sonnenseelen und die Mondseelen, bekamen stille, ernste Gesichter, ihre Bewegungen wurden langsam, und größer als vorher schienen die Augen mit den fragenden Blicken.

Und die gelben Blätter fielen langsam zu Boden, bedeckten den grünen Rasen, bedeckten die Sternensaat. Und zwischen den gelben Blättern und den dürren Bäumen wandelten müde die Sonnenseelen, jedes allein, und weit von ihnen entfernt schlichen verblaßt und zitternd die schönen Mondseelen, und ihre langen Haare waren so weiß geworden wie ihre Kleider, die auch alle Farbe verloren hatten. Und zwischen all den alten müden greisenhaften Leutchen, die nicht mehr sangen und nicht mehr sprangen, kaum mehr sprachen, kaum mehr lachten, schleppten sich die alten Hündchen mit heraushängenden Zungen, mit nachgezogenem Schweif, aber immer noch die treuen Augen auf ihre Herren gerichtet, schwanzwedelnd und liebkosend, sobald eine Hand sie streichelte.

Da konnte Doda es nicht länger mehr ertragen, die stumme hoffnungslose Traurigkeit mit anzusehen. Ach, wenn doch fröhliche Kinder um die armen schönen Seelen her spielten! Wenn sie doch nur nicht alle, alle am gleichen Tage geboren wären! Was erst so lieblich war, nun ward es trostlos und trübe. Und durch die Luft flirrten weiße Schneesternchen, die sangen mit klagender Melodie:

„An einem Tag geboren,
An einem Tag verloren,
Wir Brüder und wir Schwestern,
Wie sind wir still und alt."

Und plötzlich bemerkte Doda, daß eine der Sonnenseelen auf der Stelle, wo sie stand,

Digitized by Google

wankte und zitterte und taumelnd ins Gras sank. Und der Rasen tat sich unter ihm auf, nur eine kleine Spalte breit, und verschlang den Gestorbenen, und frierend und fröstelnd, in ihre verblaßten Kleider gehüllt, warteten die anderen mit gesenkten Köpfen, daß auch sie an die Reihe kommen würden, in der stillen Erde zu verschwinden. Da fiel Doda auf die Knie und weinte laut. „So lange, lange bin ich fort von meinem lieben Vater," rief sie, „ach, vielleicht wankt auch er schon alt und greisengrau unter den dürren Bäumen, und kein Kind tröstet ihn, und nur sein treues Hündlein schleppt sich mühsam an seiner Seite hin! Ich will zurück! zurück zu meinem Vater! Lieber Wind, ich bin groß geworden, kannst du mich noch heben? komm und hebe mich! Liebe Wolke, ich bin kein kleines Kind mehr, kannst du mich noch tragen? komm und senke dich nieder! Lieber Mond, schicke du einen langen, langen Strahl und laß mich auf ihm entlang fahren, denn ich muß noch heute, noch heute bei meinem lieben Vater sein!"

Da kam der Wind und hob Doda auf; da kam die Wolke und senkte sich nieder; da schickte der Mond seinen langen, langen Strahl, und Doda fuhr auf ihm entlang, während hinter ihr eine der Seelen nach der anderen ins Grab sank und das Häuflein der müden Greise unterm dichten Schneegestöber zitterte. O, die traurige Greiseninsel unter dem kalten Schnee! So groß war Dodas Traurigkeit, daß sie noch einmal ihren Mondstrahl anhielt und den greisen Seelen das Trostlied des Weidenbaumes vorsang:

„Tausend Kindlein liegen
In den bunten Wiegen,
Was noch schläft, erwacht!
Habt nur acht!"

Aber die greisen Seelen hörten nicht auf sie, sie konnten nicht warten, sie konnten nicht achthaben, bis die tausend Kindlein im neuen Frühling aus ihren bunten Wiegen springen würden. Schläfrig surrten sie weiter des trüben Schlafgesanges letzte Worte:

„Wie sind wir still und alt!
Wie sind wir still und alt!"

und sanken in den Schnee.

Da weinte Doda von neuem und rief: „Schnell, schnell! ehe es zu spät ist! Noch heute, noch heute muß ich bei meinem Vater sein!"

Und schnell, unendlich schnell glitt der Mondstrahl über Meer und Land. Nun stand er schon über dem Hafen, wo all die hundert schwarzen Schiffe mit den schwarzen Segeln lagen. Nun stand er über der alten Kirche mit der silbernen Kuppel, die der Urgroßvater von König Okkos Urgroßvater erbaut hatte, nun über dem Königspark, wo der Moosrosenbusch stand, den Dodas Mutter, die schöne bleiche Königin, gepflegt hatte, ehe sie starb, und nun senkte sich der Strahl vor dem Tor des königlichen Schlosses, um das wie eine zehnfache Mauer die Bogenschützen im Schlafe lagen, die hölzernen Bogen neben sich und die Köcher mit den eisernen Pfeilen. Und atemlos von der Fahrt trat Doda in die Halle, da war alles schwarz ausgeschlagen, und die Wachen hatten ängstliche Gesichter und flüsterten miteinander. Und Doda trat zu einem der Wächter und fragte: „Warum ist alles schwarz ausgeschlagen? Warum haben die Wächter so ängstliche Gesichter und flüstern miteinander?" Da sagte der Wächter: „Seit König Okko seine Tochter verloren hat, ist Trauer im Lande. Und die Leute flüstern, daß wir noch andere Trauer bekommen werden, denn der König ist krank und wird vielleicht schon in dieser Nacht sterben." Und so verstört war der Wächter und waren die anderen alle im Schlosse, daß sie die Prinzessin ungehindert hineingehen ließen, bis sie im Schlafgemach des Königs stand. Da aber verwunderte sich zuerst der Leibarzt und sprach: „Wer ist das große, schöne, fremde Mädchen mit den Augen voll Tränen? Ihre Wangen sind weiß wie die Blüten am Moosrosenbusch im Garten, den König Okko über alles liebt. Warum kniet sie an König Okkos Lager?"

Doda aber hörte auf niemand anders, sie umschlang ihren Vater mit beiden Armen und küßte seinen grauen Bart und rief: „Wach' auf, lieber Vater, deine Tochter ist zurückgekommen und wird nimmermehr von dir gehen!" Da rauschte es an der Decke, daß alle ein Grausen überlief, denn in dem großen Spinngewebe, das dort hing, saß der Tod und wollte den König holen. Da flehte Doda: „Warte noch! warte! ich bin König

Okkos Kind, ich bringe den Trank der Hoffnung mit; er soll nicht sterben wie die auf der schaurigen Greiseninsel, ich selbst will mit dem Tode um König Okko kämpfen."

Da kämpfte die Hoffnung mit dem Tode, und der Tod kroch zurück in sein Spinnennetz, und alles Volk rief: „Heil dir, Doda! du bringst deinem Vater die Hoffnung, du bringst ihm das Leben." Und der Leibarzt sprach: „Siehe, der König schlägt schon die Augen auf. Steckt wieder weiße Segel auf die Schiffe, ihr Schiffer; schießt eure goldenen Pfeile ab, ihr Bogenschützen, der König wird gesund."

Und König Okko erwachte aus tiefem Schlaf, und als er die Augen aufschlug und das große, fremde, schöne Mädchen sah, das an seinem Halse hing, da erbebte sein Herz vor Glückseligkeit, und er rief: „Mein Kind! mein einziges liebes Kind ist zu mir zurückgekommen!"

Da floß der Trank der Hoffnung durch seine Glieder, und er stand auf von seinem Lager, ein gesunder und glücklicher Mann. Und alles Volk jubelte und rief Heil über den König und seine Tochter, die ihm die Hoffnung gebracht und damit den Tod verscheucht hatte. Und die Schiffer malten ihre Schiffe wieder weiß an wie zuvor und steckten schneeweiße Segel auf, und die Bogenschützen schossen aufs neue goldene Pfeile von silbernen Bogen alle zugleich, daß es aussah, als fliege ein einziger Pfeil.

Und der König fragte: „Wo warst du so lange, mein einziges Kind? Sieh', mein Bart ist grau geworden vor Kummer um dich, und die alte Margret, deine Amme, ist gestorben." Da weinte Doda um die alte Margret, die gestorben war wie die greisen Seelen auf der Insel, und sie erzählte dem König alles, was sie dort gesehen hatte.

Da sprach alles Volk: „Unseres Königs Kind ist auf der Insel des Lebens und Todes gewesen." Sprach der König: „Wahrlich, mein Kind, du hast vieles gesehen und bist klug geworden. Fortan sollst du neben mir auf dem Throne sitzen und sollst meine Ratgeberin sein." Und er sprach: „Heil mir, nun trägt mein Rosenbusch Rosen, nun ist meine Sternensaat herrlich aufgegangen!" Und er küßte Doda und demütigte seinen Stolz und sprach: „O, wie glücklich sind wir Menschen vor den zarten Sonnen- und Mondseelen, daß unsere Kinder zwischen uns aufwachsen, und daß sie uns trösten in unserem Alter." Und alles Volk sah, daß der König recht hatte, und es wurde allüberall eine heilige ewige Liebe zwischen Eltern und Kindern.

Santa Maria

Hinter dem Walde
Steigen die Sterne,
Sinken die Nebel
Still und gelassen,
Silbern ins Grau.

Dämmer und Düfte
Rühren sich reger,
Aber geruhig
Gleiten die Stunden
Über das Land.

So auch, Geliebte,
Gleite dein Leben:
Rege am Tage,
Still in den Nächten,
Heilig im Schlaf

J. J. Horschick

Digitized by Google

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

(Nachdruck ist untersagt.)

Ermanno Wolf-Ferrari: „Die neugierigen Frauen" — Musikalisches Hochland und Mittelland — Unterhaltungsmusik — Alte Kammermusik — Falsche Monumentalität und intime Kunst — Vier neue Komponisten

Endlich einmal ist wieder ein voller musikalischer Lustspielerfolg zu verzeichnen. Daß ein solcher neben der erfreulichen Tatsache an sich auch von großer grundsätzlicher Bedeutung ist, habe ich erst in der letzten Musikalischen Rundschau ausführlich begründet. Ja, diese grundsätzliche Bedeutung von des Deutsch-Italieners Ermanno Wolf-Ferrari „Neugierigen Frauen" ist nach meinem Gefühl viel größer als die in rein musikalischer und musikdramatischer Hinsicht. Dem Komponisten fehlt leider jede starke Eigenart; seine Erfindungsgabe an sich ist schwach. Der Stoff der Oper ist eigentlich eine Nichtigkeit; was für einen kleinen Akt ausreicht, ist auf drei ziemlich ausgedehnte Akte gedehnt. Daß das Werk trotzdem diesen starken Erfolg hatte — wobei, wie ausdrücklich bemerkt sei, außerkünstlerische Faktoren nicht beteiligt sind —, daß es allgemein von Publikum und Presse als wertvollste Gabe der letzten Jahre aufgenommen wurde, ist unter diesen Umständen um so lehrreicher. Worin beruht denn der große Zauber dieses Werkes? Die Antwort ist kurz: es hat Stil. Es ist wirklich ein musikalisches Lustspiel, einfach, heiter, witzig, mit köstlicher Kleinarbeit, hundert unterhaltsamen Einfällen, durchsichtiger Orchestration, meliodiösem Gesang. Es ist wieder einmal eine echte italienische opera buffa mit der ganzen Frohlaune dieser köstlichen Gattung. Allerdings auch mit sorgsamerer Ausarbeitung im Musikalischen. Da zeigt sich wohl der deutsche Einfluß. Mit diesem Stil, dem echtesten und tiefsten Vermächtnis Wagners, müßte Wolfs Werkchen auch für unsere deutschen Komponisten vorbildlich werden. Die Erkenntnis sollte sich Bahn brechen, daß die kleine Welt eines so harmlosen Stoffgebietes eine Kunst der kleinen Mittel erfordert.

Daß man mit diesen nur in wenigen Ausnahmefällen zu den höchsten Höhen der Kunst gelangen wird, ist sicher. Aber gegenüber der ungeheuren Welt Wagners, gegenüber andrerseits der stets steigenden Pflege Beethovens scheint es mir unbedingte Notwendigkeit zu sein, daß auch das Mittelland wieder angebaut werde. Sonst geraten wir immer mehr in jene ungesunde Gegensätzlichkeit, die auf einer Seite nur die verwegensten Höhen der Kunst kennt, auf der anderen Seite in die sumpfigsten Niederungen der Operette und Gesangsposse hineinführt. Wir dürfen uns darüber keiner Täuschung hingeben. Die seichte, schmutzige Operette wie die falsche, in ihren Mitteln gemeine Salonmusik sind weder durch das Musikdrama hohen Stils, noch durch die Urgewalt

Digitized by Google

der klassischen Klaviermusik eines Beethoven und Bach zu verdrängen. Das Mittelland künstlerischer Unterhaltung ist Lebensnotwendigkeit. Der Sumpf freilich nicht. Aber wenn wir nicht für das Mittelland sorgen, so werden alle jene Unzähligen in den sumpfigen Niederungen verbleiben, denen der Aufstieg in die Höhe nicht möglich ist. Fragte mich einer, was ich überhaupt für unser heutiges Musikleben, und zwar nicht bloß auf dramatischem Gebiete, für das notwendigste halte, ich würde ohne Bedenken zur Antwort geben: die **Pflege einer feinen Unterhaltungskunst**. Wir haben noch unendlich lange zu tun, bis wir uns die ganz Großen, die im vergangenen Jahrhundert der deutschen Musik in verschwenderischer Fülle erwachsen sind, zu eigen gemacht haben. Ewigkeitswerte in der Musik haben wir viele, schlimm bestellt ist es dagegen um jene Gegenwartswerte, die nur für ein Menschenalter, vielleicht nicht einmal dafür Gültigkeit besitzen, die aber diesem Menschenalter eine gute, reine und gesunde Nahrung bieten.

Marguerite Delcourt. (Klavizimbel.)

Das Hinauflenken zu den höchsten Höhen, das Sichemporringen zu den gewaltigsten Leistungen der Kunst ist Feiertagsgabe, und es wird eher ein Unglück, wenn wir zu oft diesen Höhenflug versuchen, als wenn es nur selten geschieht. Wenn uns aber die Kunst wirklich Lebensnotwendigkeit werden soll, was wir Deutsche doch gerade von der Musik zu allererst erwarten, dann müssen wir eine Musik besitzen, die uns auch den Werktag veredelt und verschönt, ohne uns seinen Pflichten und seiner notwendigen Beschränkung zu entziehen. Ich weiß wohl: wer so etwas sagt, gerät leicht in den Ruf des Kunstphilisters. Nun, ich kann ruhig von mir behaupten, daß ich es mir nie habe verdrießen lassen, in heiligem Bemühen um die Welt Beethovens, Bachs und Wagners zu ringen, aber ich vermag und will nicht meine Augen verschließen gegenüber den Forderungen des Tages. Denn ich halte es für notwendig, daß die Kunst nicht nur für sich dastehe, daß sie nicht nur der Festschmuck unseres Lebens sei, sondern daß sie mit unserer Gesamtkultur aufs innigste verwachsen und verbunden bleibe. So sicher uns für die Literatur eine stets das Leben der Alltagsgegenwart widerspiegelnde Kunst not tut, so gewiß wir für den Geschmack des Bürgerhauses einer nicht mit Ewigkeitsmaßstäben zu messenden bildenden Kunst bedürfen, so gewiß gilt das auch für die Musik.

Für unsere Komponisten wird eine solche Erkenntnis ebenso fruchtbringend sein wie für die Empfangenden; denn wir beobachten im gegenwärtigen Schaffen durchweg ein künstliches Emporschrauben der Arbeit. Daher haben wir das häufige Mißlingen, daher erhalten wir unter tausenden kaum ein Werk, das uns ungetrübte Freude bereitet. Nicht weil keine Fähigkeiten vorhanden sind, sondern weil diesen schönen Fähigkeiten gigantische Aufgaben zugemutet werden, weil keiner daran Genüge findet, in bescheidenem Maße zu bleiben, weil heute die für die Periode unserer musikalischen Klassiker so fruchtbare Erkenntnis verloren gegangen ist, daß auch in den kleinsten und

Digitized by Google

Henry Casadesus. (Viola d'amour.)

einfachsten Formen musikalischer Aussprache sich echte Kunst darbieten läßt; daß dagegen dieselben Kräfte, die hier zur Schöpfung des echten Kunstwerkes ausreichen, nur Ungenügendes schaffen können, wenn sie zu großen Formen gezwungen werden, die sie nicht auszufüllen vermögen.

Ich müßte fast alles gegenwärtige Schaffen, das uns im Konzertsaal begegnet, unter diese letzte Gattung rechnen. Was wird uns nicht alles an sinfonischen Dichtungen dargeboten! Die Orchestrierungskunst steht dabei zumeist auf bewundernswerter Höhe. Schon der Anfänger verfügt heute in der Regel über eine Technik, zu der sich die älteren Meister nur mühselig emporgearbeitet haben. Um so erschreckender wirkt die Armut der Gedanken, die, man kann nicht anders sagen, Kläglichkeit des verarbeiteten thematischen Materials. Immer und immer wieder stehen wir einem schreienden Mißverhältnis zwischen dem Inhalt und den zu seiner Aussprache aufgebotenen Ausdrucksmitteln gegenüber. Was für eine bescheidene Klaviersonate ausgereicht hätte, wird zur riesigen sinfonischen Dichtung ausgedehnt, zu den kleineren bescheidenen Formen, die im Gesamtwerk Bachs, Beethovens, Mozarts, Schuberts, Schumanns einen recht beträchtlichen Raum einnehmen, bekennt sich heute keiner mehr. Die einfachsten Gedichte werden als Lieder in orchestralem Sinne komponiert, falls der Komponist sie nicht gleich mit Orchesterbegleitung vorschreibt. Es ist ganz sicher, daß unsere Kunst nur genesen kann, wenn sie in ihren Ausdrucksmitteln sich vereinfacht, denn dann wird sie auch wieder zu einem schlichten Empfinden zurückkehren dürfen. Heute wird uns als schlichte Weise aufgeredet, wozu es bereits einer ganz raffinierten Technik bedarf. Soll dann wirklich einmal etwas ganz Einfaches, sagen wir einmal ein Lied „im Volkston", geschaffen werden, so versagen auch die Besten bereits im Gesamtton und bieten Läppisches; moderne Volkslieder sind entweder sentimentale Schmarren oder Couplets. Ich muß es mir für meinen nächsten Bericht versparen, für den eine größere Zahl neu angekündigter Werke mir zur Besprechung vorliegen wird, das hier allgemein Ausgedrückte für den Einzelfall zu beweisen. Heute will ich vor allem darauf hinweisen, daß diese Sehnsucht nach Einfachheit allmählich zu einer Macht

Mme. Casadesus. (Quinton.)

Marcel Casadesus. (Viola da Gamba.)

im musikalischen Leben heranwächst. Wir können diese einfache Kunst nicht entbehren, und wenn wir sie uns nicht selber schaffen können, so suchen wir sie in der Vergangenheit.

In diesem Winter haben Konzertveranstaltungen von alter Musik auf alten Instrumenten einen ungewöhnlich breiten Umfang angenommen. Von den zwei Veranstaltungen, auf die ich an dieser Stelle hinweisen muß, litt eine an dem unkünstlerischen Rahmen einer zu großen Öffentlichkeit. Es war das Konzert mit alter Klaviermusik, das Fräulein Wanda Landowska im großen Konzertsaal der Königlichen Hochschule veranstaltete. Sie spielte Zeitgenossen und sogenannte Vorläufer Joh. Seb. Bachs, vor allem den von seiner Zeit als groß empfundenen Couperin, auf dem Klavizimbel (Clavecin). Ich glaube, es ist die mit Recht berühmte Instrumentenfabrik der Brüder Mustel in Paris, von der diese Wiederbelebung verschollener alter Instrumente ausgeht. Ich sehe darin eine wirklich anmutige Unterhaltung, und es ist ganz sicher, daß das alte Klavizimbel wie das alte Clavichord — jenes mit seinen von Kielen angerissenen Saiten, etwas scharf und klirrend, aber auch in größeren Formen von rauschender Festlichkeit, dieses, bei dem die Saiten von kleinen Lederstückchen angerührt werden, weich und verträumt — auch heute noch künstlerisch wirken können. Aber diese Instrumente sind auch in der Hinsicht durchaus im Charakter ihrer Zeit, daß sie keine breite Öffentlichkeit vertragen. Wenn schon die festlichen Räume der Rokokoschlösser nur klein sind, so sind für sie diese Instrumente nur in Verbindung mit den ja ebenfalls in zahlreichen Abarten entwickelten Streichinstrumenten ausreichend; als Soloinstrumente können sie nur im kleinen Stübchen wirken. Wenn sie daher wie von Fräulein Landowska in einen großen Konzertsaal gezerrt werden, so muß das ganze Unternehmen versagen. Das sah die Pariser „Société de Concerts d'Instruments Anciens“ ein und lud deshalb zu ihren Vorträgen in den nicht zu großen und dabei in geschmackvollem Louis XVI.-Stil gehaltenen Gesellschaftsraum eines Hotels ein. Die Vereinigung besteht aus fünf auf ihren Instrumenten vortrefflich bewanderten Künstlern, die zum Clavecin das Quinton und die Viole d'amour.

Ed. Nanny. (Kontrabaß.)

Digitized by Google

zwei Armgeigen, die Viole de gambe (Kniegeige) und einen dreisaitigen Kontrabaß spielen, der eine Oktave höher steht als unsere Baßgeige. Der Zusammenklang der meist recht zart klingenden Instrumente wirkt vorzüglich, reicht allerdings nur für diese mehr spielerige Kunst völlig aus. Da aber kommen Wirkungen zustande, die mit den heute üblichen Instrumenten nicht zu erreichen wären. Historisch lehrreich ist jedenfalls, daß nur bei diesem innigen Zusammenklingen die Verbindung des Klaviers mit Saiteninstrumenten in der Kammermusik möglich war. Ich wurde den ganzen Abend den Eindruck nicht los, einer mit reichen Kostümen, Puder und Perücke geschmückt einhertänzelnden Gesellschaft, einer tänzelnden und espritvollen Konversation, in der man selbst die Bosheit noch zur anmutigen Form gestaltet, gegenüberzustehen. Völlig fehlt dieser nur auf äußere Lebensschönheit bedachten Gesellschaft der Ernst des Lebens und die Tiefe des Gefühls. Man amüsiert sich und denkt nicht an das Morgen. Dieses Morgen war die französische Revolution, und man begreift es, daß ein Beethoven schon als Künstler zum Anhänger dieser revolutionären Ideen werden mußte. Die Herrschaften, zwei Damen und drei Herren (s. die Bildnisse auf den Seiten 116, 117 u. 118), fanden mit ihren Darbietungen bei der fast ausschließlich aus Berufsmusikern bestehenden Gesellschaft lautesten Beifall, der der Vereinigung auch in der Öffentlichkeit treu blieb, vor der sie durch Yvette Guilberts „Pompadourlieder" (s. das untenstehende Bildnis) unterstützt wurde. Der Beifall war vollauf verdient. Wenn ich aber ringsum im Gespräch so begeisterte Bemerkungen über die gespielten Kompositionen von Bruni, Mouret, Ariosti u. a. hörte, so sehe ich doch immer wieder mit etwas Kopfschütteln die Jahreszahlen des Entstehens der betreffenden Werke an: 1740, 1759 — ja, da hatten wir Deutschen schon das ungeheure Schaffen Joh. Seb. Bachs. Was will dagegen diese kindliche Spielerei! Und wenn wir von den Riesenwerken Bachs absehen — hat nicht auch er uns eine Fülle köstlicher Kammermusikwerke hinterlassen, die keines größeren Rahmens bedürfen als diese so bewunderte Veranstaltung, die aber diesen Rahmen in ganz anderer Weise ausnutzen, nämlich zur tiefen, ins Innerste einkehrenden Intimität und nicht zur galanten, aber doch immerhin flachen Spielerei. Es wäre sehr schön, wenn diese französischen Konzerte zur Folge hätten, daß uns auch gelegentlich Bach auf den Instrumenten seiner Zeit vorgeführt würde. Ich meine nur ganz gelegentlich. Das — und darin beruht der große Unterschied —, was diese französischen Kleinkünstler zur Wirkung nötig haben, braucht der große Bach nicht, seine Kunst trägt Ewigkeitswerte in sich und steht unabhängig da von aller technischen Beihilfe.

Yvette Guilbert. (Chansons Pompadour.)

Wertvoller wäre freilich, wenn wir versuchten, das unserem heutigen Fühlen entsprechende Einfache in der Musik uns neu zu schaffen. Hat es die bildende Kunst ver-

Digitized by Google

mocht, sich von dem Wahn einer falschen Monumentalität zu befreien, hat sie eingesehen, daß das stille Wirken im kleinen intimen Rahmen ihrer ebenso würdig ist, ihr eine ebenso reiche Entwickelungsmöglichkeit bietet wie das Bemalen riesiger Wandflächen mit Fresken, das Steigern jeglicher architektonischer Aufgabe in die Riesenstilarten vergangener Zeit, so wird hoffentlich auch die Musik wieder zu der Erkenntnis gelangen, daß sie doch ebenso die Kunst der Intimität ist wie die Riesenkraft, die in Kirche, Opernhaus und im Konzertsaal durch ihre gewaltigsten Schöpfungen tausende Herzen in gleichem Takte schlagen machen kann. Vor allem wird das Sololied, das, dem ganzen Wesen der Lyrik entsprechend, sich doch im Grunde immer nur an wenige richten kann, sich wiederum mehr dem intimen Charakter zuwenden als jetzt, wo es im Banne einer mißverstandenen orchestralen Schreibweise immer wieder zum Konzertlied wird. Selbst Hugo Wolf, dessen sämtliche Lieder dem geistigen Gehalt nach eigentlich nur immer für den engsten Kreis bestimmt sind, hat sich durch diesen eigentümlichen Zug der modernen Musik zum Orchester verleiten lassen, manche seiner Lieder zu orchestrieren, wobei also schon die Ausführungsmöglichkeit der Gesänge von der Mitwirkung einer großen Öffentlichkeit abhängig gemacht wird. Hier herrscht doch sicher eine Überschätzung des Malerischen gegenüber der Zeichnung, in der ja für die Musik gleichzeitig ein groß Teil Architektur liegt.

Ludwig Hess.

Vielleicht auch liegen die Ursachen noch anderswo, nämlich auf dem *instrumentalen Ungenügen* unseres heutigen Klaviers. Es wird kein Vernünftiger die ungeheuren Vorteile, die das Hammerklavier gegenüber den früheren Formen des Klaviers gebracht hat, verkennen wollen. Aber es ist ganz sicher, daß dieses verbreitetste aller Instrumente für den Musiker immer mehr die Bedeutung eines Übersetzungsinstrumentes gewonnen hat. Selbst der genialste Klavierspieler der Gegenwart, d'Albert, hat bekannt, daß ihm das Klavier als Instrument an sich nicht wertvoll ist, sondern nur als Mittel, die größten Schöpfungen der Tonkunst auf ihm veranschaulichen zu können, und es scheint mir nicht verwunderlich, daß, nachdem die Orchestertechnik im Laufe der letzten Jahrzehnte diese nie geahnten Fortschritte gemacht hat, unsere Komponisten im Klavier immer mehr nur die Möglichkeit sehen, einen Klavierauszug aus einer innerlich geträumten Orchesterpartitur vermitteln zu können. Martin Plüddemann zum Beispiel hat das unter dem Einfluß der Tonwelt Wagners bei seinen Balladen deutlich ausgesprochen. Bei Hugo Wolfs Klavierbegleitungen spüren wir uns auf Schritt und Tritt versucht, an die verschiedenen Instrumente des Orchesters zu denken. Klavierbegleitungen in der Art, wie sie fast sämtliche Lieder Schuberts haben, denen gegenüber alle modernen Orchestrierungen (durch Mottl usw.) geradezu klanglos wirken, werden heute nicht mehr geschrieben. Von bedeutenden neueren Komponisten ist mir Klaviermusik, die so aus dem Klavier heraus und nur fürs Klavier geboren ist wie die Bachs, Schuberts, Schumanns, Mozarts, Chopins, nicht vor die Augen gekommen. Gewiß, man kann sich dafür auf das Beispiel der Sonaten Beethovens berufen, aber doch nur bis zu einer sehr naheliegenden Grenze, wobei obendrein zu bedenken wäre, daß für Beethoven, nachdem die Taubheit über ihn hereingebrochen war, alle Instrumente nur Übersetzungsmittel einer bloß

Digitized by Google

innerlich zu hörenden Welt geworden waren. Ich glaube nun — und die oben erwähnten Aufführungen auf alten Instrumenten haben mich darin bestärkt —, daß dieses Verhältnis wieder aufhören wird, wenn es gelingt, dem Klavier höhere Fähigkeiten rein instrumentaler Natur, also durch Hebung des Wohlklanges und der Fähigkeit, sich mit anderen Instrumenten oder mit der Singstimme völlig zu verbinden, wiederzugeben. Vielleicht stehen wir hier der Lösung näher, als man allgemein glaubt, vielleicht wird die bald erscheinende wissenschaftliche Darlegung von Dr. J. Moser über sein Klavier mit Doppelresonanzboden den allgemeinen Wetteifer der Klavierbauer so anstacheln, daß auch technisch vollauf gelöst wird, was hier geistig und wissenschaftlich erkannt ist. Auch darüber aber wird erst nach Erscheinen des Werkes in einer späteren Rundschau zu berichten sein.

Heute noch einige Worte über einige jüngere Komponisten, die in den ersten Monaten unserer Konzertzeit bedeutungsvoll hervorgetreten sind.

Daß der Tenorsänger Ludwig Heß nun unter den Komponisten erscheint, wird keinen überraschen, der das verdienstvolle Wirken dieses Künstlers verfolgt hat. Denn ein so mutiges und nie ermüdendes Einsetzen der vollen Kraft für neue Schöpfungen bringt ein Künstler, in dessen Natur das reproduktive Element überwiegt, nie zuwege. Einer richtigen Konzertsängernatur kommt es vor allem darauf an, anerkannte, in ihrer Schönheit längst erprobte Werke immer wieder neu erstehen zu lassen; diese Reproduktion möglichst schön und rein und edel zu gestalten, ist sein Ideal. Dagegen steht Heß seit etlichen Jahren immer vor der Bresche, wo es gilt, für einen noch unbekannten, fast möchte ich sagen für einen noch ringenden Komponisten einzutreten. Er nimmt so als Vorkämpfer der neuesten Gesangsmusik unter der Unzahl unserer Konzertsänger und -sängerinnen eine ganz einzigartige Stellung ein, und der Musikhistoriker wird schon deshalb einmal seinen Namen zu nennen haben. Diese stete Bereitwilligkeit, als erster die Reproduktion eines musikalischen Kunstwerkes zu gestalten, setzt eine durchaus schöpferische Veranlagung voraus, die Ludwig Heß in der letzten Zeit nun auch durch die Veröffentlichung eigener Werke öffentlich bekundet hat. In einem ihm allein gewidmeten Konzert wurden vierzehn seiner Lieder und drei Gesangsquartette mit Klavier aufgeführt. Der Eindruck war für den Menschen und den Künstler Heß sehr günstig, wenn auch nicht durchweg der Beweis erbracht wurde, daß die unzweifelhaft in hohem Maße vorhandene Schöpferkraft des Sängers so ausgesprochen musikalisch ist, daß sie immer ausreichte, sein großes Wollen in gleichwertige Tat umzusetzen. Wenn sonst Sänger Lieder schreiben, pflegen diese auf äußere Wirkung berechnet zu sein. Gegenüber diesem Mangel haben sie den Vorteil, daß sie echt sangbar sind und der Sangeslust entgegenkommen. Die Lieder von Ludwig Heß, die

übrigens in beträchtlicher Zahl bereits gedruckt vorliegen (Verlag von Lauterbach u. Kuhn, Leipzig), haben von solchen Sängerliedern nicht die Berechnung aufs Publikum, aber leider auch nicht die rechte Singfreudigkeit. Der Kunstverstand wirkt in ihnen zu stark. Man hat Heß gegenüber ständig das Gefühl einer ausgeprägten Kunstkultur. Das zeigt sich bereits in der Wahl der Texte, deren Art und Wert nicht in ihrer lyrischen Sangbarkeit, sondern im geistigen Gehalt oder in der Eigenart des formalen Ausdruckes liegt. Konrad Ferdinand Meyer, der ausgesprochene Kulturpoet, Friedrich Hebbel, der tiefe Seelengrübler, Gottfried Keller, der sorgsame Ziseleur feinster Kostbarkeiten, sind seine Lieblinge. Ihnen tritt er gegenüber, wie Hugo Wolf es Eichendorff, Mörike und Goethe gegenüber tat. Selbst wenn beide Komponisten ganz gleichartig wären, müßten Hugo Wolfs Lieder musikalischer sein, da sie Texte zu erschöpfen streben, die echt musikalisch sind. Heß verschärft aber noch den Unterschied, indem bei ihm der Gesamtinhalt des Gedichtes, in dem oft das Musikalische liegt, zurücktreten muß hinter

Hugo Kaun.

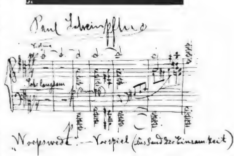
der Einzelheit. Er komponiert eigentlich nicht Gedichte sondern Verszeilen. Darin bietet er oft Wunderschönes, und wo das Gedicht selbst sehr geschlossen ist, kommt auch er zu geschlossenen Wirkungen. Der Chor „Nachtlied" ist dafür der beste Beweis. Aber zumeist löst er das Gedicht eher in seine Bestandteile auf, als daß er durch die Vertonung uns den Gefühlsuntergrund so nahe brächte, daß selbst das Widerstrebende zusammengeht. Man denke daran, wie Schubert aus den aphoristisch abgerissenen Strophen Mayrhofers Lieder zusammenschweißt. Ich wünschte dem hochgeschätzten Künstler, der so mutig für die abgelegensten Kunstäußerungen eintritt, einmal den Mut der Trivialität. Das heißt jener Unbekümmertheit um Originalität, die ihm selber so erscheinen mag. Denn er hat ja ein so starkes Stück unserer literarischen Kultur in sich aufgenommen, er empfindet so stark und so treu, daß er gar nicht trivial im gewöhnlichen Sinne werden kann. Aber auch so wünsche ich seinen Liedern bei gewiegten Musikern Eingang. Wir lernen daraus eine Persönlichkeit kennen, und das bleibt der höchste Gewinn. —

Wertvoll war auch ein Kompositionsabend von Eduard Behm. Allerdings ist seine Persönlichkeit nicht so scharf ausgesprochen und so eigenartig, daß es seinem Schaffen zugute kommt, wenn man zuviel auf einmal davon hört. Seine Werke sollten uns öfter einmal neben anderen begegnen. Dann würde man seiner zurückhaltenden, feinen Natur, in der sich hohe Schätzung der Form in architektonischer (an den Klassikern geschult) wie in malerischer (Wohllaut der Orchestrierung) Hinsicht mit modernem lyrischen Empfinden glücklich verbindet, doppelt froh werden. Behms Kompositionen fehlt am meisten die Energie der Kürze; sie würden durch Zusammendrängen alle gewinnen. Das „Violinkonzert", das Bernhard Dessau sehr gut spielte, verdient im Repertoire der Geiger, die „Drei Gesänge" mit Orchester, für die Lula Mysz-Gmeiner eintrat, in das guter Sängerinnen aufgenommen zu werden. Jedenfalls ist Behm ein sehr ernst strebender Künstler, der noch eine reiche Entwickelung verspricht, und der die ernste Beachtung aller ernsten Musikfreunde verdient.

Seit seiner Rückkehr aus Amerika, wo er lange Jahre als Musiklehrer gewirkt hatte, gewinnt Hugo Kaun (1867 in Berlin geboren) einen immer breiteren Raum auf den Programmen unserer Konzertgeber. Aus der ernsten Schule Fr. Kiels hervorgegangen,

Digitized by Google

weiß er mit dem Stil des strengen Satzes eine nur zuweilen etwas zu laute Betonung seiner nach Freiheit verlangenden Persönlichkeit zu verbinden. Das kommt vor allem den Außensätzen seiner zahlreichen Kammermusikwerke zustatten, deren drangvollem Ungestüm man sich nicht entziehen mag. Eine glückliche Hand verraten auch viele seiner Lieder, die auch der klangfreudigen Melodie ihr Recht lassen. Dagegen fehlte einem Prolog zu Hebbels „Maria Magdalena" außer jeder ersichtlichen Beziehung zu der genannten Dichtung die wirkliche tragische Größe der Linienführung. Die blühende Orchesterfarbe vermochte diesen Mangel nicht ganz zu verdecken. Wertvoller ist ein neues Klavierkonzert in Es-Moll, zumal in den beiden letzten Sätzen, die mit leidenschaftlichem Temperament hohen sinnlichen Klangreiz verbinden.

Die höchsten Erwartungen setze ich auf den jungen Bremer Komponisten Paul Scheinpflug. Er gehört nicht zu den vielen, denen das Komponieren leicht fällt, weil sie mit den bereits zum Klischee erstarrten Formeln eines um den gefälligen oder gelehrten Ausdruck nie verlegenen Musik-Feuilletonismus arbeiten. Nein, er schafft mit der ganzen Hingabe seiner Persönlichkeit und gibt nur Persönliches. Darum läßt er eher eine leere Stelle stehen, läßt in einem Gedicht, das ihn als Ganzes packt, einzelne Verszeilen, die ihm weniger sagen, lieber schattenhaft, als daß er sie künstlich mit klingenden Phrasen aufputzt. Das ist eine hocherfreuliche Ehrlichkeit, die allerdings zum künstlerischen Wert nur dadurch wird, daß sie neben sehr wertvollen künstlerischen Eigenschaften steht. Wenn Scheinpflug nichts zu besitzen vorgibt, was er nicht hat, so darf er sich das getrost erlauben, da er uns doch Ausgiebiges beschert. Die neueste Veröffentlichung von Scheinpflug trägt die Opuszahl 6. Außer diesem Werke liegen mir Opus 1, 2, 4 und 5 vor, zusammen siebzehn Lieder (Opus 1, 2, 6), ein Klavierquartett in E-Dur (Opus 4) und „Worpswede, Stimmungen aus Niedersachsen, gedichtet von Franz Diederich. Für mittlere Singstimme, Violine, Englisch Horn (oder Viola) und Klavier" (Opus 5). (Mit Ausnahme von Opus 4, das bei Ries u. Erler, Berlin, erschienen ist, sämtlich in Heinrichshofens Verlag, Magdeburg.) Die beiden Kammermusikwerke haben zuerst den Künstler weiteren Kreisen bekannt gemacht; sie zeigen auch die beiden Pole auf, zwischen denen sich bisher sein Schaf-

fen bewegt. Das Quartett trägt als Motto ein Gedicht Richard Dehmels: „Raum! Raum! brich Bahnen, wilde Brust! ... Das Leben ist des Lebens Lust! Hinein, hinein mit blinden Händen ..." Der Zyklus „Worpswede" hat ein Vorspiel: „Das Land der Einsamkeit", und einen Epilog: „Ich liebe dich, du braunes stilles Land! Um dich und deiner stillen Menschen willen lieb' ich dich." — Sehnsuchtsvolles Stürmen und Drängen einerseits, ein träumerisches Sichversenken in weiche, stille Stimmungen anderseits — so ist Scheinpflugs Musik. Ihren Höhepunkt erreicht sie, wo aus der innigen Hingabe an eine Naturstimmung die Sehnsucht seiner

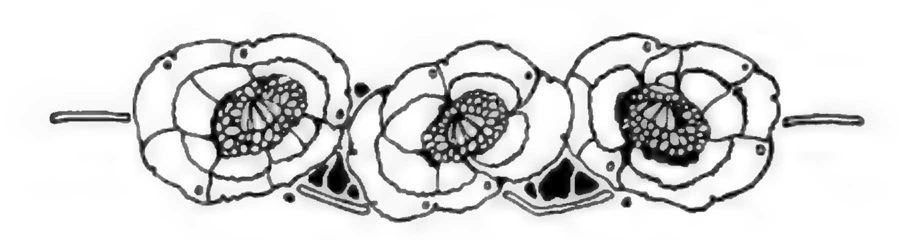
Digitized by Google

Seele erwacht und stürmisch um Erfüllung ringt. Da erhalten wir im schönsten Sinne eine seelische Entwickelung, ein Dichten in Tönen. Manche der Lieder Scheinpflugs bringen bereits diese Erfüllung.

Das Quartett hat am meisten von ungebärdigem Sturm und Drang; Worpswede ist am reinsten nur Stimmungskunst. Wie hoch diese reicht, zeigt am überzeugendsten das Vorspiel. Im Text verleitet die mit Bildern gesättigte Darstellung des Dichters auch den Musiker hier und da zu sehr zum Malen, wir erhalten mehr Schilderung der Stimmungsmomente als die ihr entwachsene Stimmung selber. Und gerade das wäre des Musikers eigenstes Gebiet. Daß Scheinpflug das fühlt, zeigt außer seiner Komposition auch die Wahl der Form. Diese Verbindung von Gesang mit mehreren Instrumenten ermöglicht immer wenigstens einem der mitwirkenden Faktoren, sich über die Schilderung zu erheben. Es wäre kleinlich, erst recht bei einem Werdenden, zu untersuchen, wo dieses herrliche Verhältnis ganz ausgenutzt ist. Mir ist es genug, daß ich die feste Überzeugung bekommen habe, daß Scheinpflug den Weg sicher finden wird, sobald ihm das Ziel klar bewußt werden wird.

Unter den Liedern, denen Texte von Dehmel (viermal), Bierbaum und Jakobowski (je zweimal), Fitger, Schönaich, Heine, Böie (je einmal) und Franz Evers (fünfmal) zugrunde liegen, ist keine Gabe, die bloß Füllsel wäre. Die Gedichte von Evers, die aus der Naturstimmung das persönliche Erlebnis entwickeln, stehen dem Komponisten am nächsten. Wie stark die innere Eigenart desselben ist, bezeugt „Frühling", das dritte der Lieder nach Evers. Da hat Scheinpflug deutlich das Waldvöglein aus Wagners „Siegfried" singen hören, und wir lauschen auch gleich als wie auf eine bekannte Weise; aber trotzdem ist's ein eigenes Lied, das ihm das Vöglein sang.

Ich freue mich von Herzen dieses Künstlers, weil er den Mut der Jugend hat. Gerade der Musik tut Jugend heute vor allem not, wo schon Konservatoristen an die reifsten Werke Richard Wagners anzuknüpfen für gut finden und den Tristanstil zum Ausgangspunkt nehmen.



Abendfeier

O habe Dank, daß du gekommen!
Wie war der Tag so schwül und schwer!
Nun kam mit dir auf leisen Sohlen
Ein friedemilder Abend her.

Nun wandeln wir auf Wiesenwegen
Den Grotten kühler Gärten zu
Und betten dort in Blumenbeeten
Der Glieder Müdigkeit zur Ruh

Und sehen über unsern Häuptern
Holdselig Stern an Stern erblühn
Und fühlen diese klare Stille
Durch unser beider Herzen ziehn.

Albert Sergel

Digitized by Google

Gotthard Kuehl: Dresden vom Frauenturm.

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart

von

Walther Gensel

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Erweiterungsbau des Wertheimschen Warenhauses in Berlin — Sonderausstellungen in Berlin: Gotthard Kuehl, Heinrich Zügel, Lesser Ury, Ernst Oppler — Ausstellungen in den Berliner Museen — Die Toten des letzten Vierteljahres: Adolph Menzel, Rudolf Siemering, Oswald Achenbach.

Mit einer so seltenen und überraschenden Einmütigkeit ist der Erweiterungsbau des Wertheimschen Warenhauses von Alfred Messel als eine Großtat der modernen Baukunst gefeiert worden, daß es wohl angemessen erscheint, dieses Werk an die Spitze unserer diesmaligen Betrachtungen zu stellen. Wenn unser Urteil etwas anders ausfällt, so wollen wir dadurch keineswegs die Verdienste des hochbegabten und phantasievollen Architekten schmälern und die Freude an seiner originellen und reizvollen Leistung trüben, sondern lediglich die Bewunderung auf das richtige Maß zurückführen. Nicht um ein in allen Punkten vorbildliches Werk handelt es sich bei dem Bau, sondern um den kühnen Versuch, eine fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietende Aufgabe zu lösen.

Es galt, von der nun schon fast ein Jahrzehnt alten Fassade nach der Leipziger Straße, dieser epochemachenden Leistung des neuen Warenhausstils, zu der stillen Architektur des Leipziger Platzes überzuleiten. Große Schaufenster mit einer gaffenden Volksmenge davor hätten die Harmonie dieses Platzes vollständig zerstört. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, dem Hause eine Bogen-

Digitized by Google

halle vorzulegen, die den Warenhausverkehr dem Blicke des vom Potsdamer Platze Herkommenden entzieht. Auch die Art, wie über dieser Bogenhalle denen der Längsfassade ähnliche, aber schlankere Pfeiler in geringen Abständen mit kleinen undurchsichtigen Fensterscheiben und etwas Maßwerk emporsteigen, erscheint als eine höchst reizvolle Lösung, obwohl der sich aufdrängende Vergleich mit kirchlichen Bauwerken (im Volksmunde spricht man von der „Warenkirche") nicht sehr angenehm empfunden wird. Allein die Verhältnisse dieser beiden Stockwerke untereinander und zu dem riesigen, mehr erdrückenden als abschließenden Schieferdach erscheinen nicht ganz geglückt. Das Januarheft der Zeitschrift „Kunst und Künstler" brachte eine Anzahl Skizzen Messels, die einen stetigen Fortschritt zeigen, vor denen man aber doch das Gefühl hat, daß eine noch weitere Verbesserung sehr wohl möglich war. Am bedenklichsten aber stimmt die Ausschmückung des Baues mit einer Fülle von Figuren, Reliefs, Säulchen und dergleichen. So anmutig diese Skulpturen, an denen unsere besten Bildhauer mitgearbeitet haben, im einzelnen sind, sie geben ebenso wie die hier und da bei den Pfeilern verwendeten Rustikablöcke dem Ganzen etwas Spieleriges.

Erscheint so das Äußere keineswegs als ein Fortschritt gegenüber der wahrhaft genialen Rückfassade an der Voßstraße, so verdient das Innere unsere vollste Bewunderung. Den Glanzpunkt bildet hier der neue Lichthof, ein siebenhundert Meter im Geviert fassender, vierundzwanzig Meter hoher Raum von geradezu feenhafter Pracht. In reichster Inkrustation und mit vergoldeten und versilberten Reliefs geschmückt, steigen die Marmorwände zur bronzenen Decke empor. Zwei mächtige Brücken, ebenfalls in getriebener Bronze, spannen sich unterhalb dieser über den Raum. Das Schönste aber ist nicht diese verschwenderische, vielleicht ein wenig allzu verschwenderische Pracht, sondern das sind die ungemein glücklichen Verhältnisse des Ganzen und die ewig wechselnden, immer reizvollen Durchblicke auf die umlaufenden Galerien und Treppen mit den hin und her wogenden geschäftigen Menschen. Es ist ein festliches, geradezu erhebendes Gefühl, das uns beim Betreten dieser Halle umfängt. Seltsam! Vor wenigen Jahren noch spottete man über die „Ramschbasare", und jetzt stehen wir staunend in diesem Palast, der wie ein Triumphgesang des Handelsstandes anmutet. Die Tat des Architekten ist sicher bewundernswert, nicht minder aber ist es die des Kaufmannes, dessen achtunggebietender Geschäftsgeist sich mit so viel Schönheitssinn gepaart hat.

* * *

Aus der kaum übersehbaren Fülle kleinerer Ausstellungen, die in Berlin veranstaltet wurden oder auf ihrer Rundreise durch die großen deutschen Kunststädte auch die Reichshauptstadt berührten, können wir nur die wichtigsten herausheben. Dem Schulteschen Kunstsalon, der im vorigen Jahre dem Geschmack seines vornehmen, aber in Kunstsachen nicht sehr aufgeklärten Besucherkreises zuweilen mehr als nötig Rechnung getragen oder sich in etwas unfruchtbaren Experimenten ergangen hatte, darf man diesmal mit vollem Rechte die erste Stelle einräumen. Auf eine etwas überflüssige französische Ausstellung, die fast nur Maler dritten und vierten Ranges brachte, folgte sehr bald eine deutsche Ausstellung, bei der man Gelegenheit hatte, zwei wichtige, ursprünglich eng nebeneinander schreitende, jetzt aber weit voneinander getrennte Künstlergruppen zu vergleichen, die um Leibl und die um Hans Thoma. Wer in der Kunst nicht nationale Tugenden und Untugenden oder sentimentale Anregungen, sondern vor allem Kunst sucht, konnte keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welcher von ihnen die Palme gebührt. Neben Leibls älteren Meisterwerken und dem letzten, kurz vor dem Tode (1900) gemalten Damenbildnis, das Auge und Hand des herrlichen Künstlers noch in voller Frische zeigt, neben den Werken Wilhelm Trübners und den prächtigen Stilleben Karl Schuchs hatte selbst Thoma einen schweren Stand, während Karl Haiders Figurenbilder sich daneben fast kindlich unbeholfen ausnahmen und die Werke der meisten Jüngeren kaum diskutierbar erschienen. Wilhelm Trübner kam dann noch einmal allein mit einer größeren Anzahl Werke, die aufs neue beweisen,

Digitized by Google

daß wir in ihm einen unserer allerersten Künstler zu sehen haben, daß sich aber bei den neueren Werken im Gegensatz zu den geradezu klassische Vornehmheit ausstrahlenden älteren die Virtuosität des Pinselstrichs gar zu aufdringlich geltend macht.

In der letzten Zeit haben sich nun im Schulteschen Oberlichtsaal zwei Maler abgelöst, deren Werke so recht geeignet sind, im Beschauer Gefühle der Lust und Freude hervorzurufen, Freude an der Natur, an Licht und Farbe und an dem prächtigen Handwerk des Malers — Gotthard Kuehl und Heinrich Zügel. Ihren „Abschriften der Natur" mangele die Poesie, hört man jetzt vielfach behaupten. Nun, die Hauptaufgabe des Malers besteht nicht darin, Poesie in die Natur hineinzulegen, sondern die, die in ihr steckt, herauszuziehen, zu verdeutlichen. Nicht die Malerei wirkt am poetischsten, die der Dichtkunst ins Handwerk pfuscht, sondern die, vor der man Gedichte machen möchte. Und das möchte man vor mehr als einem der Bilder dieser beiden Meister — freilich Gedichte etwa im Sinne Mörikes und nicht in dem unserer modernen Kaffeehausästheten.

Das Wertheimsche Warenhaus in Berlin vom Leipziger Platze gesehen.

Kuehl zeigte sich diesmal von seinen beiden Seiten auf die vorteilhafteste Weise, als Interieurmaler und als Landschafter. Der Zahl nach überwogen die Landschaften, die er meist seiner neuen Heimat Dresden entnimmt, während er bei den Darstellungen von Innenräumen gern nach Norddeutschland zurückkehrt. Bekannt sind seine Ansichten von der Augustusbrücke, die er, ähnlich den Zyklen der französischen Impressionisten, zu den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten gemalt hat, an einem hellen Wintermorgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen auf dem Schnee glitzern, bei Nacht, wenn der Schein der Laternen sich grell gegen das tiefe Blau des Flusses absetzt, bei strahlendem Sonnenschein und an regnerischen Tagen. Die Wirkung von Licht und Luft ist die Hauptsache, aber über der Freude am schönen Schein kommt das Gegenständliche nicht zu kurz. Neuer sind die halb aus der Vogelperspektive aufgenommenen Ansichten von Dresden, die zum Teil in den Besitz der Stadt gelangt sind. Da finden wir eine „Ansicht vom Kreuzturm" aus, wo sich vorn das schwarze Gitterwerk des Turmumganges scharf heraushebt und so zugleich als Repoussoir dient. Höchst pikant kommt zwischen seinen Stäben der sonnenbeschienene Altmarkt mit den bunten Flecken des Blumen- und Gemüsemarktes zum Vorschein, während oben darüber der Blick über das rotbraune Dächermeer nach der saftiggrünen Elblandschaft gleitet. Vielleicht noch schöner ist der Blick vom Frauenturm. Statt des eisernen Gitterwerkes haben wir hier ein Stück dicker Mauer als schwarze Masse vor uns; links liegt die Stadt mit ihren Türmen, in der Mitte der blaue Fluß mit seinen belebten Brücken, rechts die Gärten der Neustadt. Darüber aber erstreckt sich in schier unabsehbarer Ferne das Meißener

Digitized by Google

Land: Hügel und Ortschaften, Wiesen und Felder mit flüchtigem Pinsel kaum angedeutet, aber mit dem Blick eines Herrschers gemalt, der „mit vergnügten Sinnen“ auf das Seine herabschaut. Je länger man hinblickt, um so mehr kommt zum Vorschein, um so stärker wird der Eindruck von der Lieblichkeit und Wohlhabenheit dieses weiten Tales. Bei dem „Blick vom Schloßturm“ dient die Hofkirche, auf deren Dach man herabblickt, als den Blick führendes Element. Der Fluß erscheint hier in der Form eines Halbkreises, der die hellbeleuchtete Neustadt umrahmt. Im Hintergrunde haben sich düstere Regenwolken zusammengeballt. Auf zwei kleineren Bildern ist die Neustadt selbst, deren ältere Teile einen kleinstädtischen Charakter bewahrt haben, im hellen Sonnenschein im Sommer und Winter von der Elbseite her aufgenommen. Endlich sei noch ein ganz famoser Regeneffekt genannt, ein Stück Straße mit der Sophienkirche rechts und dem Südostflügel des Zwingers im Hintergrunde. Selten habe ich das fröstelnde Gefühl eines naßkalten Novembertages so vor einem Bilde empfunden, kaum jemals glitschiges Asphaltpflaster so überzeugend gemalt gesehen.

Gotthard Kuehl: Lachendes Mädchen am grünen Koffer.

Unter den Interieurs stehen die von der Dresdener Ausstellung her bekannten, für die Ravenésche Sammlung in Berlin angekauften „Chaisenträger“ in erster Linie. Das Gelb und Blau ihrer Uniformen gibt mit dem gelben Ofen und der gelben Tür einen nicht häufig verwandten Akkord von großer Kraft. Das zweite größere Bild, „Danziger Waisenmädchen“, ist in Grün und Weiß gehalten. Für seine Darstellungen von Kirchenräumen ist diesmal Kuehl nach dem katholischen Süddeutschland gegangen, wohl zum Teil wegen der reizenden Wirkung, die die weißen Kleider und Schleier der jungen Konfirmandinnen zwischen den lichten Pfeilern gewähren. Das matte Braun des geschnitzten Chorgestühls gibt einen trefflichen Kontrast dazu. Außerdem seien mehrere Dielen alter Bauernhäuser und eine Darstellung des Bremer Rathaussaales genannt. Von den kleineren Bildern möchte ich nur eins hervorheben: das „Lachende Mädchen“, eine frische, etwas derbe und nicht mehr ganz junge Dirne, welche, die prallen nackten Arme über der leuchtend gelben Bluse verschränkt, sich in fröhlicher Behäbigkeit über einen grünen, schwarz beschlagenen Koffer lehnt. Hinter ihr sieht man einen Tisch mit Krug und Leuchter, einen Spiegel und allerlei Toilettengegenstände. Der Saft und die Kraft, an denen wir uns vor allen Bildern des niederdeutschen Künstlers erfreuen, scheinen hier auf dem kleinen Raume aufs stärkste verdichtet.

Kraftvolle Lebensfreude ist es auch, die uns aus den Bildern Heinrich Zügels entgegenlacht. Das war eine wundervolle Ausstellung, zu der man jeden Morgen auf ein Viertelstündchen hätte gehen mögen, um sich Luft fürs Tagewerk zu holen, zumal bei dem trüben Regenhimmel, der über der Hauptstadt hing. Was für eine Freude muß es sein, so malen, so mit ein paar treffsicheren Pinselstrichen Licht und Leben herzaubern zu können! Zügel ist unstreitig der größte lebende Tiermaler, der erste

Digitized by Google

Heinrich Zügel: Luhetal.

große deutsche seit Albert Brendel, der seinerseits unter der Ägide Millets und Troyons sein Talent entfaltet hatte. Freilich, die Freunde der Ausstellung „Sport und Jagd“, die seine Werke jetzt bei Schulte abgelöst hat, oder, um eine Stufe höher zu gehen, die Verehrer der Rosa Bonheur werden an seinen Bildern wenig Freude haben. Das Tier an sich ist ihm ziemlich gleichgültig, ihm kommt es nicht darauf an, seine seelischen Eigenschaften zu ergründen. Allerdings sind ja auch die Tiere, die er mit Vorliebe malt, das Rind und das Schaf, nicht so „edel“ wie das Pferd und der Hund. Die Farben seines Felles reizen ihn, die Linien, die es als Einzelwesen oder als Herde in der Landschaft bildet, seine Bewegungen und vor allem das muntere Spiel, das die Sonnenflecke und Reflexe aufführen. Beim ersten Anblick geradezu verblüfft von der überzeugenden Wahrheit der Gesamterscheinung, ist man erstaunt, beim Nähertreten nur eine formlose Masse dicker Pinselstriche zu finden. Auf einigen Bildern, wie bei den sich suhlenden Schweinen, erkennt man sogar aus der Entfernung keine eigentliche Form. Die dicken Tiere, der moorige Waldgrund und die Baumstämme werden dem Beschauer gewissermaßen nur suggeriert, aber diese Suggestion hat etwas eigentümlich Anregendes. Und dann die Farbenpracht, die gerade aus diesen Bildern strahlt! Wir können dabei ruhig zugestehen, daß diese „amorphische“ Kunst sich dem Kunstgewerbe nähert und daß die Malerei im Grunde andere Aufgaben hat. Dafür sind es ja auch nur Ausnahmen im Werke unseres Meisters. Übrigens kann man das Fortschreiten zu einer immer breiteren und abgekürzteren Malweise bei ihm deutlich verfolgen, bis zu einem gewissen Grade selbst in dieser Ausstellung, deren ältestes Bild wohl das große „Halt, wenn die Schranke geschlossen ist!“ von 1897 ist. Das ist ein ganz wundervolles Werk, das seitdem an Frische und unmittelbarer Wirkung nicht im mindesten verloren hat. Man gewahrt nur den Dampf des vorübereilenden Zuges, der wohl unmittelbar hinter dem Beschauer gedacht ist. Vorn steht der Schäferhund mit hängender Zunge, ganz von Erregung durchzittert, eins der prachtvollsten Hundebilder, die je gemalt worden sind, neben ihm der braune Leithammel, dahinter in blöder Erwartung die Herde.

Rinder und Schafe sind, wie schon gesagt, Zügels Lieblingsobjekte. Die ersteren malt

Digitized by Google

Lesser Ury: Interieur.

Und was für Landschaften versteht er zu malen, wie die Stimmungen der Tages- und Jahreszeiten uns mitzuteilen! Da finden wir ein großes Bild „Morgen“, bei dem die Heidschnuckenherde geradeswegs auf den Beschauer zukommt. Aus dem tauigen Boden steigen Dünste auf, in denen die ersten Sonnenstrahlen spielen. Wo diese das weiße Fell der prächtigen Tiere treffen, erscheint es ganz vergoldet, während die Schattenpartien völlig blau wirken. Aufs glücklichste vermählt sich mit diesen Tönen das ernste Braunrot der Heide. Dahinter aber dehnt sich in Dunst und Sonne gebadet die weite Ebene, die ganz in der Ferne duftige Höhenzüge begrenzen. Kleinere Gegenstücke zu diesem herrlichen Gemälde bilden zwei Abendbilder aus der Lüneburger Heide, das eine eine meisterliche, kühn und breit in wenigen Stunden hingesetzte Studie eines Sommerabends, wo die letzten Sonnenstrahlen die ruhende Herde und die Landschaft in glühendes Gold tauchen, das andere ein wundervolles Bild der sich herabsenkenden Dämmerung mit der heimziehenden Herde. Das größte Bild der Ausstellung stellt den Augenblick dar, wo der Schäfer im Begriff ist, der nachdrängenden, dicht aneinander geschmiegten Herde den Stall zu öffnen. Zwischen den hellen Stämmen der Bäume, deren schon ganz im Schatten liegende tiefgrüne Kronen sich über dem Stall zusammenschließen, öffnet sich ein Ausblick auf die dunkelblau erscheinende Ferne. Bei unserem „Luhetal“, das eine prachtvolle Studie zu dem großen Hamburger Bild ist, steht die Heide in voller Blüte. Ihr Violett, die grünen Büsche und die weiße Herde einen sich zu einem feinen, durch das kühle graue Tageslicht sehr gedämpften Akkord. Die Landschaft bildet ein mannigfach abgestuftes Meer von bläulichen, rötlichen und bräunlichen Tönen.

er meist nur zu zweien oder dreien, unter Bäumen oder in engem Landschaftsausschnitt. Zuweilen tritt ein Bauernjunge hinzu, so bei dem häufig wiederkehrenden Motiv der „Schwemme“, bei dem die Tiere sich bald widerspenstig vor dem Wasser sträuben — dieses Bild gaben die „Monatshefte“ im Märzheft als besonderen Farbendruck wieder —, bald behaglich darin herumpatschen. Die prachtvollen schwarzen, weißen und braunroten Farben sind in breiten Flächen nebeneinander gesetzt, aber dann in sich wieder durch mannigfache Reflexe belebt. Die Schafe, besonders die Heidschnucken, malt er lieber wie Millet und Brendel als Herde, als breite Masse, die in ihrem lebendigen Auf- und Abwogen dem Spiel des Lichtes reiche Abwechselung gewährt. Hauptsache ist ihm das völlige Aufgehen in der Landschaft.

Digitized by Google

Es ist nicht leicht, von Zügel eine Brücke zu finden zu Lesser Ury, der bei Keller u. Reiner eine große Anzahl seiner Gemälde und Studien vereinigt hatte, von dem Kenner zu dem Taster und Sucher, von dem Künstler, der hellen Auges und fröhlichen Sinnes in die Natur blickt, zu dem Träumer, der die Natur zur Genossin seiner Schmerzen und Sehnsucht machen möchte. Ury nimmt im Berliner Kunstleben eine so eigentümliche Stellung ein, daß es sich wohl verlohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. Er ist lange von dem Publikum und der Kritik in einer Weise mißachtet worden, die er nicht verdient hat; neuerdings aber haben ihn umgekehrt übelberatene Freunde so in den Himmel gehoben, daß der Widerspruch geradezu herausgefordert wird. Ich sehe dabei von seinen zionistischen oder, wie der Herausgeber des Buches „Jüdische Künstler" es nennt, „bewußt jüdischen" Tendenzen ab. Wüßte er diese mit künstlerischen Mitteln so stark auszudrücken, daß wir ganz in ihren Bann gerieten, so dürften wir sie nicht geringer achten als die Tendenzen anderer Künstler, die uns vielleicht sympathischer sind. Aber die Kluft zwischen Wollen und Können ist in ihnen zu groß. Noch geringer ist seine Gestaltungskraft bei den großen Bildern mit nackten Figuren, die zum Teil beinahe an die Karikatur streifen. Dagegen hat Ury auf zwei anderen Gebieten höchst Interessantes geschaffen, in seinen Interieurs und Landschaften. Ich persönlich möchte die Interieurs am höchsten stellen. Bereits Anfang der achtziger Jahre hat er hier eine Kraft der Farbe und der Lichtwirkung entfaltet, wie sie damals wenigstens in Berlin unerhört war. Wenn einmal Kunstgeschichte im rechten Sinne geschrieben werden wird, das heißt nicht als Würdigung der jeweiligen Oberströmungen, sondern als Geschichte der künstlerischen Ausdrucksformen in ihrer Entstehung und Entwickelung, dann wird Ury ein wichtiger Platz eingeräumt werden müssen. Wir bilden ein Interieur aus dem Jahre 1886 mit einer auf dem Sofa sitzenden jungen Frau ab, bei dem die Wiedergabe allerdings nur die Lichtführung und die Helligkeitswerte erkennen läßt, während man die schöne Wirkung der Goldrahmen auf der rötlich-braunen Tapete und des roten Tabletts auf der weißen Tischdecke nicht ahnen kann. Kurz vorher war der Künstler auch als einer der ersten neben Liebermann in die Freilichtbewegung eingetreten. Eine Gartenansicht mit Figuren, eine Landschaft aus Flandern und eine Kinderstube, die in ihren kreidigen Tönen an Bastien-Lepage und an frühe Bilder von Uhde und Liebermann gemahnen, veranschaulichten diese Phase in seinem Schaffen. Ein daneben hängendes viel späteres Interieur mit einem von hinten gesehenen, am Fenster stehenden jungen Mädchen zeigte die Wandlung, die er seitdem

Lesser Ury: Frühling. (Pastell.)

Digitized by Google

genommen hat. An die Stelle des kräftigen Pinselstriches ist die fein vertriebene Pastellmanier, an die Stelle der frischen und starken Töne sind tiefe, samtene, wie verträumte Farben getreten. Goldgelb ist der Sessel, tiefrot der Teppich, von dem sich die Gestalt in hellblauem Rock und dunkelblauer Taille abhebt. Diese flächige, in schönen weichen Akkorden schwelgende Malerei finden wir nun auch in den Landschaften, die den letzten zehn Jahren entstammen. Auch die Ölbilder unter ihnen scheinen sich der Pastellmanier anzuschmiegen. Die Motive sind der Natur entnommen, aber die Farben sind unwirklich, so wie man sie träumen mag, wie man sich sehnt, daß sie sein möchten, oder wie sie in der verschönernden Erinnerung nachklingen. Der robuste Maler von ehedem ist weiblich sensitiv geworden. Die Konturen zerflattern, das Laub der Bäume (s. die Abbildung „Frühling") ist nur wie ein Hauch über die Stämme und Zweige gelegt. Nicht alle diese Landschaften

Ernst Oppler: Selbstbildnis.

befriedigen, und vor allem ist es nicht gut, zu viel von ihnen auf einmal zu sehen. Zuweilen stört ein anilinartiges Ultramarin oder ein feine Sinne beleidigendes Orange, manchmal klingen auch die einzelnen Farben nicht rein zusammen. Aber den gewaltigen Nachklang eines leuchtenden Sonnenuntergangs über einer Hügelkette oder die Stimmung eines trüben Tages überm Fichtenwalde habe ich kaum je so eindrucksvoll gemalt gesehen. Solche Bilder möchte man in seinem Zimmer haben.

Wem Urys Bilder zu weich waren, der konnte an Walter Leistikow, der bei Cassirer eine große Anzahl Werke vereinigt hatte, das rechte Gegengewicht finden. Über Leistikow ist nichts Neues mehr zu sagen; zudem haben die „Monatshefte" ja erst vor kurzem (Aprilheft 1902) einen reich illustrierten Aufsatz über ihn veröffentlicht. Er hat früh seinen Weg gefunden und ihn unbeirrt eingehalten. Fiel einmal ein Werk schwächer aus, so wurde es bald darauf durch ein um so kraftvolleres ausgeglichen. Er ist der klassische Maler der märkischen Landschaft, wie Fontane ihr Schriftsteller ist, und es war ein hübscher Gedanke von Josef Ettlinger, sein Büchlein über diesen mit Landschaften Leistikows zu illustrieren. Doch hat Leistikow diesmal keineswegs nur märkische Seen und Kiefernwälder, sondern auch Bilder aus dem Thüringer Wald und aus Meran und Gastein ausgestellt. Gleichzeitig mit ihm war bei Cassirer ein sympathischer Hannoveraner Künstler erschienen, der nach langem Aufenthalt in dem Malerstädtchen Sluis an der holländisch-belgischen Grenze in Berlin festen Fuß zu fassen sucht, Ernst Oppler. Nach altem Muster würde man ihn als Porträt- und Genremaler bezeichnen, richtiger würde es sein, zu sagen, daß er ein Freund aparter, gedämpfter Farbenharmonien ist und Motive aufsucht, die ihm Anhalt dafür bieten. Bald sind es einfache Stilleben, bald altmodische vlämische Stuben

Digitized by Google

Adolph von Menzel.
1815 bis 1905.

Zu Gensel: Die bildenden Künste.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Adolph von Menzel,*geit. den 9. Februar 1905.
(Nach einer photographischen Aufnahme der Photo-Illustration Hans Franke u. Co., Berlin.)

mit einer lesenden jungen Dame oder einer fleißigen Wirtschafterin, dann wieder ein Hausflur mit alten Schränken, durch den man auf einen hell beleuchteten Garten sieht. Solche Durchblicke durch dämmerige auf sonnige Räume liebten ja schon die alten Holländer. Selbst wenn Oppler ein Bildnis malt, arrangiert er gern eine chinesische Vase, einen Blumenstrauß oder dergleichen daneben, um seine Kontraste zu gewinnen. Er hat Geschmack, und da dies in manchen Kreisen in Deutschland beinahe ein Verbrechen ist, so hat man ihm flugs Nachahmung Whistlers und der Schotten vorgeworfen. Ungestraft scheint man nämlich nur die französischen Impressionisten nachahmen zu dürfen. Oppler wird sich dadurch nicht beirren lassen. Wie er auf dem Bilde „Vorbereitungen“ Zitronen und eine Delfter Terrine mit einer dunkelblauen Decke oder bei der „Dämmerung“ eine blaue Vase mit einer grünen Decke zusammenstimmt, das ist so reizvoll, daß wir noch recht viele ähnliche Bilder unter seiner Hand hervorgehen sehen möchten. Wir bilden sein in weichen dunklen Tönen gehaltenes Selbstbildnis ab. Gerade in Berlin, wo sich nur wenige Künstler von der glatten akademischen Mache oder der brutal aufdringlichen Bravour Corinths und seiner Genossen freihalten, ist Oppler, der sich sicher noch weiter entwickeln wird, Erfolg zu wünschen. —

Im Anschluß an diese Ausstellungen in Berliner Kunstsalons möchte ich ein paar Ausstellungen in den Berliner Museen wenigstens kurz erwähnen. Aus den reichen Schätzen des Kupferstichkabinetts zusammengestellt, gibt die erste einen Überblick über die Entwickelung des Frauenbildnisses in den graphischen Künsten, Kupferstich, Holzschnitt und Steindruck. Den verschiedensten Betrachtungsarten zugänglich und Anregungen der mannigfaltigsten Art bietend, wird sie jedem Beschauer Interesse gewähren. Man kann in ihr die Entwickelung der graphischen Künste verfolgen, man kann Trachtenstudien betreiben, sehen, wie die Begriffe weiblicher Schönheit sich im Laufe der Zeit gewandelt haben, und selbst auf die Stellung der Frau in den verschiedenen Jahrhunderten Schlüsse ziehen. Den Höhepunkt bildet unstreitig und in jeder Beziehung das achtzehnte Jahrhundert. Niemals wurde die Frau mehr vergöttert, und niemals haben die Künstler ihre Reize so ins Licht zu stellen gewußt. Neben den sammetartig weichen englischen Schabkunstblättern nach Reynolds, Gainsborough und ihren Genossen stehen die graziösen Linienstiche der Franzosen, die aparte Punktiermanier und schließlich die Farbenstiche. Bis dahin kann man ein langsames Aufsteigen, von da an den Verfall deutlich verfolgen. Ein Florentiner Umrißstich des fünfzehnten Jahrhunderts eröffnet die Ausstellung, dem ein Stich des braven Israel von Meckenem von sich und seiner Frau Ida folgt. Auch das sechzehnte Jahrhundert ist im Gegensatz zu seinen charaktervollen Männerbildnissen noch arm an solchen von Frauen. Erst mit der Schule von Rubens

Rudolf Siemering, geſt. den 23. Januar 1905.
(Nach einer photographiſchen Aufnahme der Photo-Illuſtration Hans Franke u. Co., Berlin.)

guten Buchausſtattung Klarheit über manche noch ſchwebende Fragen zu bringen. Wie unſer ganzes modernes Kunſtgewerbe, ſo hatte auch die Buchausſtattung eine Periode der Kinderkrankheiten zu überſtehen. Man ſchmückte zu viel und nicht immer im rechten Einklang mit dem Texte. Ausnahmsweiſe mag es ja berechtigt ſein, den Schmuck zur Hauptſache zu erheben, wie es Morris und ſeine Freunde bei einigen Büchern getan haben, aber im allgemeinen iſt doch das Buch zum Leſen und nicht zum Anſehen da. Schnörkel, die eher vom Texte ablenken als ihn unterſtützen, ſind mehr als überflüſſig. Das Papier, die Schrift und die Geſtaltung der Seite ſind die Hauptſache, und die vielfachen Beſtrebungen auf dieſem Gebiete ſtanden denn auch in der Ausſtellung in der erſten Linie. Sie zeigte außerdem nachahmenswerte Beiſpiele, wie man auch eine Einladung, eine Anzeige und ſelbſt eine Rechnung künſtleriſch geſtalten kann. In der deutſchen Abteilung war Leipzig, in der ausländiſchen England, dann Amerika am beſten vertreten.

und van Dyck, der ſich dann die Franzoſen mit Claude Mellan an der Spitze anſchließen, erfolgt der Aufſchwung. Neben ihren Ölbilder reproduzierenden, trotzdem aber einen eigentümlichen graphiſchen Stil bewahrenden Arbeiten ſtehen die Originalradierungen Rembrandts. Im neunzehnten Jahrhundert bringt die lithographiſche Kreidezeichnung mit Krüger und Kriehuber als Originalzeichnern, dem Berliner Feckert u. a. als Dolmetſchern von Ölbildern noch einmal eigenartige Leiſtungen. Aber ſie wird erſtickt durch die überhandnehmende Photographie. Die wenigen Blätter aus den letzten Jahrzehnten ſind Ausnahmeerſcheinungen, zeigen aber, wie ſehr es zu bedauern wäre, wenn die graphiſchen Künſte das Bildnis ganz aufgeben wollten.

Das Kunſtgewerbemuſeum brachte uns zunächſt eine von Peter Jeſſen, dem Direktor ſeiner Bibliothek, mit größter Liebe und Sorgfalt zuſammengebrachte buchgewerbliche Ausſtellung, die geeignet ſchien, den bei uns immer zahlreicher werdenden Freunden einer

Jetzt hat uns das Kunſtgewerbemuſeum aus Anlaß der ſogenannten landwirtſchaftlichen Woche eine leider nur für eine kurze Friſt berechnete Ausſtellung „Die Kunſt auf dem Lande“ gebracht, der hoffentlich in abſehbarer Zeit eine noch länger vorbereitete und ausführlichere folgen wird. Handelt es ſich doch hier um eine Angelegenheit von allerhöchſter Wichtigkeit. Könnten wir doch ſagen, daß „Gefahr im Verzuge“ ſei! Es ſteht viel ſchlimmer: das meiſte iſt unwiderbringlich verloren, und es gilt nur noch die Trümmer zu retten und aus ihnen von neuem aufzubauen. Was die Bauernkunſt im neunzehnten Jahrhundert und bis vor gar nicht langer Zeit geleiſtet hat, das zeigen die in den prächtigſten Farbenharmonien gehaltenen Trachten der Vierlande, welche das Hamburger Muſeum geliehen hat, die frieſiſchen Schmuckſachen, die Photographien und Aquarelle nach Bauernhäuſern und Interieurs aus allen Teilen des Reiches. Eine

Digitized by Google

zweite Abteilung gibt uns Aufschluß über die Bestrebungen zur Wiedererweckung einer ländlichen Kunst, zunächst auf dem Gebiete des Wohnhauses, bei dem es sich nicht um Kopien, sondern um Anpassung der Schönheiten der alten Bauten an die modernen Bedürfnisse der Hygiene und Feuersicherheit handelt. Die Ausstellung zeigt, daß man in allen Gegenden Deutschlands rege ist und auch schon manches Nachahmenswerte geschaffen hat.

* * *

Diese Seiten waren gerade geschrieben, als die Kunde vom Ableben Adolph Menzels eintraf. Was mit ihm dahingegangen ist, kann nicht mit einigen Worten gesagt werden.* Als Fünfzehnjähriger begann er zu lithographieren, als beinahe Neunzigjähriger führte er noch den Bleistift. Dreiviertel Jahrhundert lang hat er so der Berliner Kunst angehört, und den größten Teil davon maler und als Schilderer des gegenwärtigen Lebens, als Maler der ernsten Arbeit wie der frohen Feste, als Landschafter und Interieurmaler. Pinsel und Bleistift, Feder und Radiernadel, Kohle und lithographische Kreide führte er mit derselben Sicherheit. Und auf jedem dieser Gebiete hat er nicht nur selbst Hervorragendes geleistet, sondern auch die fruchtbarsten Anregungen gegeben. Der Zukunft bleibt das Urteil vorbehalten, inwieweit er auf allen diesen Gebieten selbständiger Erfinder gewesen ist oder das vorvorhandene Gold nur ausgemünzt hat; denn noch immer wird sein ungeheures Schaffen nicht völlig überschaut, geschweige denn in allen seinen Wechselbeziehungen zur ausländischen und zur einheimischen Kunst erkannt. So viel aber ist sicher, daß er Entwickelungsreihen vorweggenommen und Probleme des Lichtes und der Farbe gelöst hat, die eine aktuelle Bedeutung erst viel später erhielten. Mit Recht sieht man in ihm den Vorläufer

Oswald Achenbach, gest. den 2. Februar 1905.

ist er ihr bedeutendster Meister gewesen. Auf allen Gebieten war er tätig, als Historien- vieler ganz moderner Bestrebungen. Trotzdem ist es falsch, sich darüber zu wundern, daß er der eigentlich modernen Kunst feindlich gegenüberstand. Er, der das schärfste Auge für jede Einzelheit, jede kleine Zu-

* Wir verweisen auf die eingehende Würdigung, die Max Osborn im Oktober- und Dezemberheft 1899 dem Meister hat zuteil werden lassen.

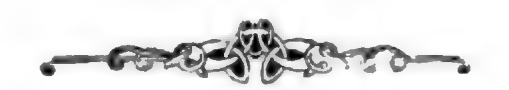
Digitized by Google

fälligkeit besaß, haßte das Unvollendete an ihr und die Wichtigkeit, die ihm als nebensächlich erscheinenden Dingen beigemessen wurde. Licht- und Farbenstudien, die dort Selbstzweck waren, besaßen für ihn nur Bedeutung als vorbereitende Mittel für die Darstellung lebender und bewegter Menschen. Noch vor wenigen Wochen belauschte ich eine charakteristische Äußerung von ihm vor einigen Worpsweder Landschaften. „Worpswede, was ist das?" Ein Dorf in der Nähe von Bremen. „Gibt es dort Menschen?" Jawohl, einige hundert. „Ich sehe ja aber hier keinen einzigen." Der Künstler wollte eben nur die Landschaftsstimmung festhalten. „Hm ... die eigentliche Aufgabe der Kunst ist die Darstellung des Menschen." Und er hat den Menschen gemalt in allen Lebenslagen, mit seinen Freuden und Leiden, seinen Tugenden und Fehlern, oft bewundernd, ebensooft verspottend, immer aber mit unbestechlicher Naturtreue. So ist der kulturgeschichtliche Wert seiner Bilder ebenso groß wie ihr künstlerischer. Menzel hat in seinem Leben und noch nach seinem Tode Auszeichnungen erhalten, wie sie noch keinem preußischen Künstler zuteil geworden waren. Sie werden allerdings wohl in erster Linie dem Verherrlicher der Hohenzollern gegolten haben. Charakteristisch für die Verschiebung der Werte in unserer Zeit aber ist es, daß man es als etwas Besonderes, Unerhörtes empfand, einen Künstler den Generalen und Staatsmännern gleichgeachtet zu sehen. Sogar der Adel ist ihm verliehen worden. Wie aber die Werke, in denen er fortleben wird, schlicht Adolph Menzel gezeichnet sind, so wird auch die Geschichte das Wörtchen „von" wieder fortnehmen, wie sie es bei Goethe und Schiller getan hat.

Auch bei den anderen Verlusten, die der Tod in den letzten Wochen der deutschen Künstlerschaft zugefügt hat, vermag uns zu trösten, daß es sich um Männer handelt, die ein reich ausgefülltes Leben hinter sich hatten. Rudolf Siemerings Name ist mit dem Aufschwung unzertrennlich verbunden, den die deutsche Monumentalplastik durch die großen Ereignisse von 1870/71 erfuhr. Mit dem Sockelfries für die in der Via triumphalis errichtete Statue der Germania, die ihre neugewonnenen Kinder Elsaß und Lothringen ans Herz drückt, errang er seinen ersten großen Erfolg, das Siegesdenkmal, das auf dem Leipziger Rathausplatz eine so vortreffliche Wirkung ausübt, ist sein volkstümlichstes Werk geblieben. Zu seinen bedeutendsten Schöpfungen gehören außerdem die Statue Friedrichs II. in Marienburg, das Washingtondenkmal in Philadelphia und das Standbild des Augenarztes Graefe in Berlin. Er war nicht eine von den starken Individualitäten, die die Kunst um neue Ausdrucksformen bereichern, aber seine Werke zeichnen sich durch einen feinen Sinn für rhythmische Gliederung und durch sorgfältigste Durchbildung aus.

Um Oswald Achenbachs Werke recht zu verstehen, muß man sich in die Renaissancebegeisterung der sechziger und siebziger Jahre zurückversetzen. Wie man italienische Renaissancebauten aufführte und sich mit kunstgewerblichen Erzeugnissen in diesem Stil umgab, so verlangte man nach farbentrunkenen Bildern, die einem ein dazu passendes Stück italienischen Himmels und italienischen Sonnenscheins ins Zimmer zauberten. Es ist das etwas zurechtgemachte, ein wenig oberflächliche Italien der Künstlerfeste, das uns aus seinen Bildern entgegenleuchtet, zumal aus den späteren, die er geradezu fabrikmäßig in unübersehbarer Fülle schuf. Gehen wir aber in seinem Werke weiter zurück, so erkennen wir, daß er sich einst ernsthaft um die Natur bemüht hat, daß er einer der ersten gewesen ist, die nicht nur das Italien der klassisch schönen Linien, sondern das wirkliche Italien in seinen Luft- und Farbenstimmungen zu schildern gesucht haben. Allzu große Leichtigkeit des Schaffens, das war das Danaergeschenk, das die Natur ihm in die Wiege gelegt hatte.

Von zwei kürzlich verstorbenen ausländischen Bildhauern, dem Belgier Julian Dillens und dem Franzosen Barrias, soll in der nächsten Rundschau noch die Rede sein.



Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

(Nachdruck ist untersagt.)

Otto Erich Hartleben † — Zwei Ehedramen: „Nebeneinander", Schauspiel von Georg Hirschfeld; „Schuffelchen", Tragikomödie von Georg Reicke — „Die Brüder von St. Bernhard", Schauspiel von Anton Ohorn — Der „Sommernachtstraum" im „Neuen Theater" zu Berlin

Eben erst über die Schwelle der Vierzig getreten, immer noch mehr von den Schwingen der Hoffnung umrauscht als vom Kranze der Erfüllung gekrönt, ist Otto Erich Hartleben in Charons Nachen gestiegen. Der Abschied von dieser Welt ist ihm gewiß nicht leicht geworden, so oft ihn auch die letzten Jahre an das Ende gemahnt hatten. Er liebte das Leben mit einer Inbrunst, wie sie unter dem modernen, sonst so gern mit seiner Müdigkeit prahlenden Dichtergeschlecht nur selten zu finden, und tiefer als irgendeinem anderen lachten ihm bis zuletzt die Freuden und Genüsse dieser Erde. Im „Lande der Torheit" ist er gestorben, „durch Stolz und Scheu getrennt von Freunden und Verwandten", die sich so heiß und, ach! so vergebens um die Wohlgesittetheit seines Lebenslaufes gemüht hatten; und der Maientraum von Frascati, der ihn einst im eitlen Genuß des „eigenen spielenden Übermuts" umschmeichelte:

Ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
Die weich und still in ruhender Güte sich nach mir
Hersehnen aus der Ferne — deine Hände, die
Allein die Wirrnis dumpfen Wollens je gebannt —,
Und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
Im Tode diese Hände stummen Trost verleihn —

er hat sich nicht erfüllt. Auch der, den er sich zum liebsten Geistesgenossen seiner letzten Jahre erkoren hatte, wenn nicht gerade herzhaftere Freuden ihn lockten, auch sein Freund und Meister Angelus Silesius mit seiner Beschwörung „Mensch, werde wesentlich; denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg — das Wesen, das besteht!" war ihm ein schlechter Mahner. Mehr als an irgendeinem anderen ist der „Zufall" und der „falsche Schein" an Hartlebens dichterischer Erscheinung haften geblieben, und eine launische Fügung wollte es, daß just das letzte Jahr, das zu erleben ihm noch beschieden, mit der Studentenkomödie „Im grünen Baum zur Nachtigall" ein Stück an die Öffentlichkeit brachte, das seinem Nachruhm so wenig förderlich sein konnte, wie es ein zutreffendes Bild von seinem Wesen und Schaffen gab.

Nur zu leicht haben wir uns daran gewöhnt, in Hartleben den „ewigen Studenten" zu sehen, einen noch nicht ganz voll erwachsenen Menschen, der gegenüber den natürlichen Schranken dieser Welt gern die Ungebundenheit seiner Jugend ausspielt, wenn's geht, auf alle bürgerliche Moral und Konvention ein lustiges Liedel pfeift und mit freier Burschenüberlegenheit den zahmen Philister höhnt. Diese Vorstellung ist gewiß nicht unberechtigt, aber sie faßt nicht den ganzen Hartleben. Auch in ihm wohnten zwei Seelen: neben der, die sich in derber Liebeslust mit klammernden Organen an die Welt hielt, die andere, die sich zu den Gefilden hoher Ahnen sehnte. Der ersten danken wir die übermütig-losen Komödien „Angele", „Die Erziehung zur Ehe", „Die sittliche Forderung" und „Lore", die Dramatisierung der köstlich unsentimentalen „Geschichte vom abgerissenen Knopfe", sowie das Abenteuer des „Gastfreien Pastors"; die zweite lebte mit Goethe und Angelus Silesius „halkyonische Tage", da „Menschen auf der Erde dastehn mit frischem Trost und stolzerer Gebärde". Er selbst hat einmal zu Florenz, im jungen toskanischen Frühling, dies Doppelwesen in sich erkannt und es in Verse geformt, deren doppelte Reimpaare nicht ohne tiefere Bedeutung sind:

Das Erste sei, daß man der Welt sich freue,
Sich vor den andern froh genießen lerne —
In stiller Nähe, wie in bunter Ferne
Das Alte frisch genieße wie das Neue.

Digitized by Google

Doch schaff dir auch ein Herz voll stolzer Treue,
Eins in sich selbst und seinem tiefsten Kerne!
Der Freie traut durch Wolken seinem Sterne —
Das Brandmal aller Sklaven ist die Reue.

Zu einer sich erschöpfenden dichterischen Offenbarung freilich hat es dies „Herz voll stolzer

Otto Erich Hartleben.
(Nach einer Aufnahme des Ateliers Elvira in München.)

Treue" nicht gebracht. Auch das Ernstere, das Otto Erich Hartleben uns hinterlassen, bleibt in Halbheit und Verworrenheit befangen. Da ist die Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch", die dicht neben einem feinen und tiefen Lebenshumor den Geist gröbster und oberflächlichster Possenreißerei Platz nehmen läßt; da ist der „Abschied vom Regiment", dies Momentbild aus einer Soldatenehe, über das launisch der Vorhang fällt, als eben die Konflikte anfangen, ihre Klingen zu kreuzen; da ist die Offiziersstragödie „Rosenmontag", Hartlebens bekanntestes Werk und zugleich das bedeutsamste für unsere dramatische Stoffgeschichte, ein wichtiger Vorposten für Beyerleins „Zapfenstreich". Aber trotz des umständlichen militärischen Apparates, der da aufgeboten wird, wie unmilitärisch bleibt doch auch dies Stück im Grunde, wie lose wurzelt es mit seinem gefühlseligen Konflikt in den Lebensbedingungen und der Empfindungssphäre des deutschen Offizieres!

Hat man schon hier das peinliche Gefühl, den Verfasser habe zu diesem Stoffe mehr das fesselnde und damals, vor fünf Jahren auf der deutschen Bühne noch neue Milieu, das bunte Drum und Dran gezogen, so läßt sich dieser Verdacht noch weniger bei dem Studentenstück „Im grünen Baum zur Nachtigall" unterdrücken. Es wird erzählt, Hartleben selbst habe im Selbstspott geäußert, diese Komödie sei so dumm, daß sie eine Million einbringen müsse; er scheint also gar kein Hehl daraus gemacht zu haben, daß es ihn nach den Lorbeeren von „Alt-Heidelberg" gelüstete. Aber bei dieser Rechnung hatte er leider eins außer acht gelassen, was Meyer-Förster besaß, als er sein von allen höheren Ansprüchen unbelastetes Stück schrieb: die Naivität, die Übereinstimmung zwischen Mitteln und Zweck, zwischen Wollen und Vollbringen. Diese glückliche Naturmitgift hatte sich Hartleben längst verscherzt, wenn er sie überhaupt je besessen. Er tauchte keineswegs aus naiver, herzhafter Freude am studentischen Leben und Treiben in diesen studentischen Stoff, ihm galt es weit eher, dem akademischen „Duellaberglauben" unserer honorigen Gesellschaft einen Hieb zu versetzen. Wenn er dann zum Schluß in Gestalt der besorgten Schwester-Braut, die infolge eines Mißverständnisses um ein Haar den Bruder oder den Bräutigam, vielleicht auch beide verloren hätte, nach alter Lustspielschablone eine gütige Fee herbeiruft, um durch sie schnell alles zum besten zu kehren, so müßte der Theaterphilister, auf den er da spekuliert, denn doch noch um ein gut Teil dümmer sein, als der Verfasser sich träumen läßt, wenn er an diesem Mischmasch von Satire und Sentimentalität, von unreifer Bierseligkeit und Tanzstundenromantik Gefallen finden sollte. Und was das schlimmste: in den ganzen drei Akten ist auch nicht die kleinste Stelle zu entdecken, wo der Dichter — was sage ich! wo auch nur der Poet Hartleben zu Wort käme. Vergebens späht man nach einer Szene, einem Satze, einem Wort, aus dem etwas von dichterischer Seele, Ergriffenheit, Überzeugung oder männlicher Entschlossenheit der Gedanken klänge — das Ganze ist nur ein Maskenscherz, ein Redoutenulk, eine burschikose Biermimik. Ewig schade, daß dies der letzte Gruß, mit dem Hartleben von uns schied!

Will man dem Dramatiker ein liebevolleres Andenken bewahren, so muß man seinen Blick schon zurücklenken auf die früheren Stücke, auf die heiter-humoristischen Philisterkomödien, die kecke Dinge so graziös und witzig zu sagen wissen, wie es selten einem Deutschen gegeben war, und auf jenes Vorfrühlingsdrama aus dem Anfang der neunziger Jahre, mit dem Hartleben die Bühne betrat, auf seine „Hanna Jagert". Da erglühte auch er trotz aller Satire, die er dreingab, für die Selbstbefreiung einer Frauenseele aus den Fesseln der wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Verhältnisse, in die hinein sie ge-

Digitized by Google

boren, und für ihre Wiedergeburt zum freien, starken Menschentum. Auch hier stoßen wir auf manche Sorglosigkeit und Flüchtigkeit in der Motivierung und auf manche Inkonsequenz des Denkens, aber vor den jugendlichen Hoffnungen und Verheißungen, die aus diesem im Ideenleben seiner Zeit wurzelnden Stück emporwuchsen, stand doch damals auch die ältere Generation — ich denke vornehmlich an Spielhagens Kritik — mit einem gemessenen Respekt. Die Hoffnungen haben getrogen. Zumal in der Frau sah Hartleben in seinem späteren Schaffen fast nur noch das animalische Geschöpf, das „Mädel“, das dem Mann ein bald süßer, bald verhängnisvoller Zeitvertreib ist, oder das ihn, den plumpen Bären, an der Nase herumführt und tanzen läßt.

Der sich so selbst verneinte und ironisierte, baute sich wenigstens in seinen Versen ein kleines bescheidenes Heiligtum, in das er sein besseres Selbst flüchten konnte. Seine lyrische Begabung war nicht stark, sein Instrument hatte nur wenige Saiten. Aber diese Saiten gaben von Jahr zu Jahr einen reineren Klang, und in den letzten Sammlungen, in den „Reifen Früchten“ (München, Albert Langen, 1903) und in dem „Halkyonier“, einem Buch Schlußreime, das sich mit seines geliebten Angelus „Heiligenkappe beiter geschmückt“ (Berlin, S. Fischer, 1905), offenbart sich uns, wenn auch noch in spröder Knospe verschlossen, am meisten von Hartlebens wahrem Wesen. Hier schämt sich der Dichter nicht seiner zärtlichen Andacht vor aller Schönheit der Natur und aller Güte der Schöpfung, hier beugt er in Resignation sein Haupt vor einer höheren Macht, schaut, Tränen der Wehmut im Auge, auf die Trümmer seines Glückes, sinnt fernen Tagen reiner Jugendfreuden nach und fühlt sich, „rein im reinen Augenblick“, eins mit Gott und der Welt, wenn er erzählt vom „heilig stummen Tun der ausgeruhten Seele“. In solchem Schutze „wetterstillen Glücks der Halkyonier“, zur Winterbrütezeit, wo nach der Sage der Alten Äolus seinem Kinde die sonndurchhellte Ruhe heiterer Tage gönnt, hat er sich selbst die Grabschrift geschrieben, einen ahnungsvollen frommen Reisesegen für die letzte Fahrt:

Die Stürme sind vorbei —
Du kannst die Welt nun schaun
Mit stillgewordenem Schmerz
Und lächelndem Vertraun.
Der Vorhang rauscht beiseit',
Hell aus der Tiefe steigen
Die Harfentöne auf —
Und schon beginnt der Reigen.

* * *

In den Aphorismen der Ebner-Eschenbach, dieser heiteren Weltbibel mildverklärter Menschlichkeit, findet sich unter hundert anderen nicht minder weisheitsvollen der Spruch: „Ob zwei Leute gutgetan haben, einander zu heiraten, kann man bei ihrer silbernen Hochzeit noch nicht wissen.“ Er könnte auch als Motto über Georg Hirschfelds jüngstem Schauspiel „Nebeneinander“ stehen (Buchausgabe bei S. Fischer,

Georg Hirschfeld

Berlin), so gut paßt er auf das Schicksal des Ehepaares Hellwig, dessen Katastrophe uns das Drama vorführt. Fünfundzwanzig Jahre lang ist das Hellwigsche Haus allen, die je einmal in seine Sphäre traten, als ein Paradies ebelichen Glückes erschienen. Der Herr des Hauses, der Leiter der Berliner Filiale einer großen rheinischen Fabrik, ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, wird von seiner Verwandtschaft als freigebiger Wohltäter verehrt, in der Gesellschaft als ein immer heiterer, liebenswürdiger Mensch gefeiert und von all seinen Bekannten als zärtlicher, mustergültiger Ehegatte gepriesen. Wie könnte es auch anders sein an der Seite einer Frau, die so hell und daseinsfroh ins Leben hinausblickt, wie seine Marianne, einer Königin der Gesellschaft, aber auch einer immer frischen, immer duftigen Blume des Hauses. Sie fühlt auch am Vorabend ihrer silbernen Hochzeit noch so gar kein Talent zum Altwerden in sich, daß sie der italienischen Reise, die ihr der zärtliche Gemahl versprochen hat, mit genau derselben Freude und Spannung entgegensieht wie einst ihrer Hochzeitsreise, die sie in dieselben Gegenden

Digitized by Google

führte; sie flirtet ein wenig mit diesem und jenem jungen Burschen, der die Annehmlichkeiten des immer gastfreundlichen Hauses genießt, aber ihr Herz gehört ungeteilt ihrem Manne, der ihr den Lebensweg so sanft und eben gemacht hat. Wie ein bunter Falter ist sie durch das Leben gegaukelt, Sorgen haben ihren strahlenden Scheitel, der noch kein einziges graues Haar kennt, nie berührt oder sind von der Hand ihres zärtlichen Gatten alsbald beiseite geräumt worden. Nur ein einziges Wölkchen hat, solange sie denken kann, den Himmel ihres Glückes ein wenig verdüstert: die Trennung von ihrem einzigen Kinde, ihrem Sohne Theo, der vor Jahren, von Künstlersehnsucht getrieben, das Vaterhaus verlassen hat, und der seitdem an der Seite einer jungen dänischen Geigerin seinen eigenen Pfad geht, ohne von seinen reichen Eltern jemals auch nur eine Unterstützung anzunehmen. Nun aber, am Vorabend ihrer silbernen Hochzeit, soll auch dieser kleine Kummer — mehr war es eigentlich für die Lebensfrohe nicht — für immer von ihr genommen werden. Ihr Mann hat eingewilligt, daß Theo zu dem Feste zurückkehren darf und zwar mit seiner Gefährtin, die ja nun bald auch vor Gott und dem Gesetz seine rechtmäßige Frau sein wird. Das junge Paar kommt, und was bisher von allen nur die alte schlichte Großmutter sah, das durchschaut jetzt auch der Sohn auf den ersten Blick: hinter des Vaters jovialer Laune, die wie ein Wall seine wahre Seele umgibt, verbirgt sich innere Unrast und Haltlosigkeit, der zur Schau getragene Reichtum des Hellwigschen Hauses ist nur eine Maske, und die Ehe der Eltern ruht nicht auf jener einander stützenden und tragenden Seelengemeinschaft, wie er selbst, der Künstler mit der Künstlerin, trotz aller Armut sie mit Anna Wergeland gefunden hat. Er hat recht gesehen. Des Vaters Finanzen sind zerrüttet; am Tage der silbernen Hochzeit stürzt alles zusammen. Dem Sohne gegenüber, der doch jahrelang von ihm getrennt war, findet Hellwig den Mut, sich zu offenbaren; vor seiner Frau dagegen sucht er den Zusammenbruch aufs ängstlichste zu verbergen, weiß er doch, daß für sie, die Glanz- und Glückgewohnte, der Umschwung der Verhältnisse, der Verzicht auf den Lebensgenuß das schwerste, was ihr das Schicksal auferlegen könnte, und war es doch immer gerade die ungetrübte Heiterkeit, um derentwillen er seine Marianne so liebte, daß er sie sich ohne diesen leuchtenden Schmuck gar nicht vorzustellen vermag. „Es gibt nichts Widerwärtigeres für mich," sagt Hellwig einmal zu seiner besorgten alten Mutter, „als einen Mann, der mit jeder Sorge zu seiner Frau läuft. Meine Frau, siehst du — das ist das Höchste in meinem Leben! Da will ich klare Luft und Licht zu jeder Zeit! Wenn ich da auch noch Wolken finde — ne, da leb' ich lieber gar nicht!" So haben diese Ehegatten wohl ihre Freuden, nie aber ihre Leiden geteilt, nur nebeneinander haben sie — wie jetzt auch Hellwig einsieht — gelebt, nicht mit- und füreinander. Er hat sich immer nur geschmückt mit seiner Frau — sie war eine Rast auf seinem Wege, nie eine Gefährtin.

Etwas spät, erst im letzten der drei Akte, schält sich aus der allzu liebevollen Schilderung des Milieus und der häuslichen Verhältnisse dies eigentliche Thema des Hirschfeldschen Dramas heraus. Die Frage, die sich jetzt erhebt, ist die: Wie wird die materielle Katastrophe auf diese Ehe wirken, wie wird Marianne sich ihr gegenüber verhalten? Denn das Versprechen, sich der Mutter zu entdecken, hat Theo dem Vater endlich doch abgerungen. Ein Dramatiker der alten Schule, sagen wir einmal einer aus der Richtung L'Arronges und Philippis, würde es sich wahrscheinlich leicht gemacht haben: in der Frau hätte sich plötzlich eine Wandlung vollzogen, aus der Knospe spielerischer Heiterkeit wäre über Nacht die Blüte des Ernstes, der Entschlossenheit, der Energie und der seelischen Stärke erblüht. Mochte dann das äußere Glück getrost dahinsinken, aus seinen Trümmern wäre desto fester und stolzer das innere emporgestiegen, der im Feuer der Not geläuterte Bund der Herzen und der Seelen, und unter dem Silberkranz hätten sich zwei Hände gefunden, die den unverbrüchlichen Schwur treuer Kameradschaft tauschten für alle Fährnisse der Zukunft. Einem jüngeren Dramatiker, der mit seiner Zeit gegangen ist, und der von der modernen Psychologie gelernt hat, ist dieser bequeme Weg verschlossen. Er weiß, daß auch die Bühne die langsame Entwickelung des Lebens zu respektieren hat, und daß man vom Rosenstrauch keine Äpfel pflücken kann. So läßt denn auch Georg Hirschfeld, der nicht umsonst in Ibsens und Hauptmanns Schule gesessen hat, Marianne das verzogene und verzärtelte Frauchen bleiben, das sie von jeher war, und ihren Mann, kaum daß er sieht, wie sein schüchterner Versuch, sie vorzubereiten, die Geliebte aus allen Angeln ihres Wesens hebt, von seinen vergeblichen Versuchen abstehen. Schnell noch erfindet er eine neue holde Lüge, ihren Himmel blau zu erhalten; dann stiehlt er sich still und einsam aus dem Leben, noch im Tode besorgt, daß er ihren schönheitsseligen Augen nicht wehe tue.

Wir wollen mit dieser tragischen Wendung nicht rechten. Wohl aber bleibt es im Interesse der inneren Dramatik des Stückes zu bedauern, daß der Dichter das fruchtbare Motiv, das „Nebeneinander" der Eltern dem „Mit- und Füreinander" der Kinder, der Ehe Theos und Annas, gegenüberzustellen, nicht ausgeschöpft hat. Der Sohn kehrt nach langen Jahren der Abwesenheit heim und erkennt das Kranke und Trügerische in der Ehe der Eltern. Er vermag seinen Vater zum Geständnis seiner Sorgen und ermutigt ihn, Verständnis und Hilfe bei seiner Frau zu suchen. Damit aber ist seine Macht und die Aufgabe, die ihm der Dichter gönnt, auch erschöpft. Den Vater „zu einem neuen Leben emporzureißen", wie er verspricht, findet er keine Möglichkeit mehr. Ist unser Interesse und unsere Hoffnung auf diesen jungen mutigen Lebenskämpfer einmal bis

Digitized by Google

zu diesem Grade genährt worden, so enttäuscht es uns, wenn zu Schluß mit dem Abschiedsgruß des Vaters an den Sohn: „Gib deinen Reichtum deiner Mutter — die verdient ihn mehr als ich“ ein Wechsel auf die Zukunft gezogen wird, dessen Frist wir nicht kennen, und von dessen Wert wir nicht überzeugt sind. „Wo soll ich hin?“ fragt die an der Leiche ihres Mannes hilflos zusammengebrochene Marianne. „Zu mir! Ich hab' dich lieb,“ antwortet der Sohn. Ein schönes und freies Wort auf den Lippen dessen, der doch eben seinen Vater an der Oberflächlichkeit dieser Frau zugrunde gehen sah, bezeichnend zugleich für den feinen geistigen Hauch des Verstehens und Vergebens, der durch Hirschfelds Drama weht. Aber, fragen wir uns, wird dieser Sohn für seine Mutter wirklich ein Arzt und Erzieher werden können, der ihr zum „Wesentlichen“, zur Innerlichkeit und zur Wahrheit verhilft, mit einem Wort sie „zu einem neuen Leben emporreißt“? Wir glauben im Drama und also auch von einer Person im Drama nur, was wir sehen und miterleben. Theodor Hellwig aber hat den Beweis seiner sittlichen Helferkraft nicht erbracht, er hat nur davon gesprochen. So scheiden wir von dem Drama, das so vielversprechende Ansätze zeigt, ohne einen sicheren Ausblick auf die Zukunft und sehen den fesselnden Konflikt zwischen der alten Generation, die sich ihr Leben durch schwächliche Maskierung ihres wahren Seins zerstört, und der Jugend, die den Mut hat, nicht mehr und nichts anderes vor der Welt zu scheinen, als sie in Wahrheit ist, an einem Punkte abgebrochen, wo der wichtigste Knoten gerade erst anfängt sich zu schürzen. —

Wenn wir Georg Hirschfelds Marianne Hellwig um zwanzig Jahre jünger sein lassen und ihr einen tüchtigen Schuß leichten Künstler- und ererbten Zigeunerblutes in die Adern leiten, so haben wir ungefähr das „Schusselchen“, das junge leichtlebige Frauchen des Landgerichtsrats Hessen, das der neuen Tragikomödie Georg Reickes den Namen gibt (Buchausgabe bei Schuster u. Loeffler, Berlin). Reicke, der Berliner Bürgermeister, ist ja in der Literatur längst kein Neuling mehr. Er hat eine Anzahl Romane geschrieben, die durch ihre liebevolle Art, Welt und Menschen zu betrachten, durch ihre lyrischen Naturstimmungen und ihren feinen, leisen Humor beträchtlich über den Durchschnitt unserer Unterhaltungsliteratur hinausragen, und auch auf dem Theater sind ihm bereits ein paar hübsche Erfolge erblüht, wenn sich auch in all diesen Versuchen die Gabe idyllischer Kleinmalerei stärker erwies als die Kraft, tiefere Lebenskonflikte mit stählerner Energie zum erlösenden oder tragischen Ziele zu führen. Auch für sein jüngstes Drama hat der Verfasser aus seiner ostpreußischen Heimat reichlich viel weiche Farben gewonnen, um uns die Sphäre zu schildern, in die das Leben — aus wenig holder Laune, wie's scheint — das Schusselchen verpflanzt hat. Statt eines genialen, gleich ihr leichtherzigen und frohlebigen Künstlers hat das Schicksal dem Töchterchen des verarmten und seitdem der Flasche zugetanen polnischen Landwirts einen korrekten Beamten zum Manne gegeben, der seine Frau zwar herzlich liebt, für den guten Kern ihres kindlich-spielerischen Wesens aber wenig Verständnis hat. Sonst hätte er wissen müssen, daß das eifersüchtige Närrchen nichts mehr kränken könnte, als wenn er seine Mutter, eine in allen wirtschaftlichen Dingen musterhafte Frau, herbeirief, damit sie sich der vernachlässigten Häuslichkeit und der unbewachten Kinder annehme. Denn im Grunde kämpft Christine selbst längst den Kampf der Mutter und Gattin wider die ungebundene Künstlernatur, und es bedürfte nur der rechten verständnisvollen Liebe und Nachhilfe einer gütigen Hand, um sie in diesem Kampfe zum Siege zu führen. Daran aber läßt es ihr Herr Gemahl gerade fehlen. Anstatt die guten Keime in ihr zu pflegen, spielt er den pedantischen Erzieher, wie denn überhaupt ein gutes Stück vom Philister in ihm steckt, so wohlgefällig er sich selbst einen „modernen Menschen“ nennt, der weiß, daß man „andere gewähren lassen müsse“. In der Tat meint er mit den „anderen“ eigentlich nur sich selbst, wenigstens macht er sich wenig Skrupel daraus, als verheirateter Mann die alten zärtlichen Beziehungen zu einer Sängerin wieder aufzunehmen, als diese eines Tages in die Stadt zurückkehrt. Eins kommt zum anderen: die kränkende Zurücksetzung der Hausfrau und Mutter zu der Beleidigung des liebenden Weibes, die Wurzellosigkeit in ihrem eigenen Heim zu dem Bewußtsein, in ihrem besten Wollen und Fühlen verkannt zu werden, und alles dies wirkt zusammen, um das gänzlich verstörte und verschüchterte Schusselchen in einem kritischen Augenblick seelischer Verwirrung in die zärtlich geöffneten Arme eines Jugendfreundes zu jagen, der es nie hat verwinden können, daß sie ihm den kühleren Nebenbuhler vorzog. Kaum gekostet, ist dieser Rausch, der mit Christines Seele ja nicht das geringste zu schaffen hat, auch schon wieder verflogen. Schusselchen hätte es leicht gehabt, ihrem Manne, der wohl von ihren Beziehungen zu dem jungen Hausfreund erfährt, aber sicher zu sein glaubt, daß „Ernstliches“ nicht vorgefallen, ihre Untreue zu verbergen und darüber hinwegzugleiten. Daß sie es nicht tut, daß ihr Gewissen sie treibt, erst zu ihrem Vater, dann, nach schmerzlichem Kampf, mit dem Geständnis ihrer Schuld auch zu ihrem Mann zu flüchten, zeugt für den tüchtigen Charakterkern, der in diesem „Irrwisch“ steckt.

Was aber nun? Richtet sich in dem Hirschfeldschen Stück die entscheidende Frage nach der Dauerbarkeit der Ehe an die Frau, so stellt Reicke umgekehrt sie dem Mann. Wird der Landgerichtsrat nun mit Hebbel antworten: darüber kann kein Mann hinweg, oder wird er, eingedenk seiner eigenen Schuld, eingedenk all dessen, was seine überlegene Stärke und Lebenserfahrung an dem unberatenen Geschöpfchen versäumt und gesündigt hat, eingedenk nicht zuletzt seiner „modernen“ Auffassung von der Freiheit des In-

Digitized by Google

dividuums, den Fehltritt zu vergeben und zu verschmerzen wissen? Wie bei Hirschfeld, so erhebt sich auch bei Reicke dieser innere Konflikt in der Seele des Mannes viel zu spät, um noch eine erschöpfende Behandlung erfahren zu können. Vielleicht auch reichte die psychologische Gestaltungskraft des Dramatikers nicht aus, um uns diesen Widerstreit des beleidigten Mannesstolzes und der überlegenen Güte des Stärkeren miterleben zu lassen. Genug, die Entscheidung erfolgt allzu schnell in einer einzigen kurzen Szene. Noch dazu unter moralisch-sententiöser Beihilfe des verkommenen, plötzlich aber merkwürdig lebensweise gewordenen alten Vaters, der nur zu ermahnen braucht: „Die Welt wird nicht mehr mit kalten Tugendbegriffen regiert wie ehedem — besser als Liebe ist Güte," um den Gatten sofort zum gläubigen und eifrigen Jünger dieses Evangeliums der alles verzeihenden Güte gemacht zu haben. Ja, der Mann verzeiht nicht nur, indem er zugleich seine eigene Schuld beichtet, er erbittet es sich von der Frau sogar als „Opfer", bei ihm und bei den Kindern auszuharren und es von neuem mit dem „Gutsein" zu versuchen.

Soviel Reickes sorgliche Motivierungskunst und psychologische Charakterisierung getan hat, die Wandlungen, die in Christine vor sich gehen, glaubhaft zu machen, so sehr er recht haben mag mit seiner hier in die Praxis übertragenen Theorie von den aus gut und böse gemischten Charakteren — sowohl vor Christines Untreue wie vor ihrem Bekenntnismut stehen wir mit verschlossenen Sinnen. Uns von der Wahrheit dieser Szenen zu überzeugen, bedurfte es einer weit eingehenderen und langsameren Entwickelung, als das Drama sie sich gestatten darf. Dem Novellisten Reicke wäre das sicherlich weit besser gelungen als dem Dramatiker. Noch weniger will uns die seelische Größe einleuchten, zu der der bis dahin als rechter Durchschnittsmensch gezeichnete Gatte plötzlich emporschnellt. Freilich liegt anderseits in der tragikomischen Verkettung von Trivialem und Heroischem der eigentümliche Reiz des Stückes. Reicke hat einmal an Karl Hauptmann, Gerharts weicherem, aber auch philosophischerem Bruder, die Kunst gerühmt, „das Tägliche zum Gegensatz des Alltäglichen hinaufzuheben." Etwas Ähnliches hat ihm offenbar in dieser „Tragikomödie" des Alltags vorgeschwebt. Auch er wollte zeigen, wie eng beieinander im Leben Schuld und Unschuld, Leichtsinn und Gewissensernst, Kleinheit und Größe, Alltägliches und Schicksalgewaltiges wohnen, und wenn er auch nicht die Kraft eines Ibsen gezeigt hat, den Zusammenprall oder die gärende Mischung dieser Elemente zu einem dramatischen Lebensgebilde zu verdichten, so wollen wir ihm doch dankbar sein, daß er sich durch die Herkömmlichkeit der Theaterwirkungen nichts von der andächtigen Lebensbeobachtung und -nachzeichnung abseilschen ließ, die das beste Teil seiner poetischen Begabung ist.

Die Aufführung des Reickischen Stückes am „Deutschen Theater" brachte dieser Bühne den ersten Erfolg von einigermaßen literarischer Prägung, seit sie unter der neuen Leitung Paul Lindaus steht. Daran hatte auch die Darstellung ein gut Teil Verdienst. Adolf Klein zeigte in der schwierigen und wenig dankbaren Rolle des etwas philiströsen Beamten und betrogenen Gatten, daß sein Können noch keineswegs auf die getragene Milde und elegische Weisheit alter Graubärte beschränkt ist, und in der Darstellerin der Titelrolle, Fräulein Marietta Olly, lernte Berlin eine Schauspielerin kennen, in der sich mit einem äußerst beweglichen und lebhaften Temperament eine ungewöhnliche seelische Innerlichkeit und Schmiegsamkeit vereinigt.

* *
*

In ein ganz anderes, für die deutsche Bühne noch ungewohntes Milieu führt uns das Drama, das kurz zuvor in demselben Hause mit gutem Erfolge aufgeführt wurde: Anton Ohorns fünfaktiges Schauspiel „Die Brüder von St. Bernhard" (Buchausgabe im Verlage „Vita", Berlin). Wie schon der Titel verrät, haben wir es hier mit einem Drama aus dem Klosterleben zu tun, und wer Ohorns Lebensgang kennt, wer weiß, daß er, Böhme von Geburt, 1865 als Neunzehnjähriger, weniger aus eigener Neigung als dem Wunsche der Eltern und dem Drange der Verhältnisse folgend, in das Prämonstratenser-Chorherrenstift Tepl eintrat und die Würde des Priesters trug, bis er infolge der Proklamation der päpstlichen Unfehlbarkeit 1870 dem Kloster Valet sagte, der wird in diesem Stück von vornherein ein religiöses Gewissensdrama erwarten. In der Tat gibt uns Ohorn in den fünf Akten die Geschichte seines Lebens oder besser seiner entscheidenden Lebenswende. In dem jungen Frater Paulus, dem Helden des Dramas, zeichnet er sich offenbar selbst. Auch Nebenumstände wie der, daß Paulus nicht aus freier Neigung, sondern nach dem Willen seiner bigotten Eltern ins Kloster getreten ist, stimmen mit der Wirklichkeit überein. In einem Punkte aber ist die Dichtung von dem Leben abgewichen: nicht das Unfehlbarkeitsdogma oder sonst ein bestimmter, gleichgewichtiger Eingriff in die Gewissensfreiheit des einzelnen treibt den Novizen endlich aus dem Kloster, sondern die allgemeine geistige Unfreiheit, die in den Klostermauern herrscht, und die ihm z. B. die Lektüre der Klassiker verbietet, sowie die damit Hand in Hand gehende Unduldsamkeit, Engherzigkeit und versteckte Eigennützigkeit einzelner Genossen. So sorgsam Ohorn hier zu zeichnen und zu motivieren gesucht, so sehr sich sein Gerechtigkeitsgefühl bemüht hat, uns das Klosterleben auch nach seinen edleren Elementen zu zeichnen, für den schweren Gewissenskonflikt, den sein Apostat durchzukämpfen hat, und für den großen Entschluß, kraft dessen er unmittelbar vor dem Profeß, der Ablegung der bindenden Priestergelübde, das geistliche Gewand abtut, reicht dies alles auch in seiner Häufung nicht aus. Das Drama verlangt nun einmal greifbarere, unmittelbarer und tiefer einschneidende Motive

Digitized by Google

als die verbotene Klassikerlektüre und den Selbstmord eines von Klosterintrigen aus Brot und Stellung gejagten Försters, dessen Schicksal mit der eigentlichen Handlung nur ganz lose verknüpft ist, und für den wir uns deshalb auch nicht sonderlich zu erregen vermögen. Ich weiß nicht, ob den schon vor mehr denn dreißig Jahren zum Protestantismus übergetretenen Verfasser andere Gründe als die des Taktes und der Pietät gegen eine früher verehrte Gemeinschaft dazu vermocht haben, auf die dramatische Verwertung des Unfehlbarkeitsdogmas zu verzichten; Anzengruber hat, wie bekannt, kein Bedenken getragen, es in seinen „Kreuzelschreibern“ noch dazu in komischem Lichte zu verwenden. Jedenfalls hat der Verfasser der „Brüder von St. Bernhard“ einen starken dramatischen Hebel aus der Hand gegeben, als er auf die unmittelbare Verwendung des größten und folgenschwersten Erlebnisses seiner Jugendjahre verzichtete. Nichtsdestoweniger bleiben die persönlichen Gefühls- und Erlebnismomente, die das Drama, insbesondere die Seele und Sprache des jungen Helden speisen, nicht ohne tiefgehende Wirkung. Der Zuhörer fühlt, daß hier das Herz eines Mannes schlägt, der am eigenen Leibe all das durchgekämpft hat, was diesem Frater Paulus das Gewissen aufwühlt, und was ihn endlich, als er nur erst seine geliebte Schwester vor dem Schleier der Nonne gesichert weiß, den sie nach dem überfrommen Willen der Mutter nehmen sollte, ungeachtet der bösen Nachrede, ungeachtet der Tränen und Flüche der Eltern, zum Bruch mit dem geistlichen Leben treibt. Unsere moderne Bühne ist so arm an derartigen Erlebnisdramen seelischer Konflikte, daß das Ohornsche Stück schon deshalb, will mir scheinen, eine wärmere Aufnahme verdient hätte, als ihm die Kritik — nicht das Publikum, das weit freudiger mitging — bereiten zu müssen meinte. In Norddeutschland, wo die „Brüder von St. Bernhard“ zuerst am „Deutschen Theater“ in Berlin aufgeführt wurden, übte auf die Zuschauer schon das sehr eingehend und lebendig gezeichnete Klostermilieu einen eigenen Reiz aus. Dazu kam, daß sowohl Adolf Klein als greiser, mildgütiger Pater Fridolin wie auch Otto Sommerstorff als freiheitlich gesinnter Mönch äußerst sympathische Rollen hatten, die ihres Eindrucks auf das große Theaterpublikum nie verfehlen werden.

Anton Ohorn

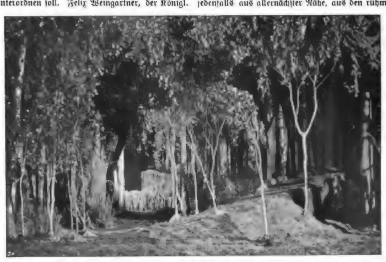
Ohorns Klosterdrama ist mancherlei Mißdeutungen ausgesetzt gewesen, über die sich wohl noch ein Wort zu sagen verlohnt. Wie schon so oft, hat auch hier wieder die Theaterzensur die Absichten des Verfassers verfälscht. Während sie noch dem „Deutschen Volkstheater“ in Wien, welches das Stück zur Uraufführung erworben hatte, allerhand Schwierigkeiten machte, konnte es nicht fehlen, daß über den Inhalt mancherlei Einzelheiten, natürlich entstellt, in die Öffentlichkeit sickerten. Die „Brüder von St. Bernhard“, hieß es, seien ein Tendenzstück, in dem gegen die Klöster und für die Los-von-Rom-Bewegung agitiert werde. Nichts hat dem Verfasser ferner gelegen, und wenn tatsächlich etwas Ähnliches die Wirkung sein sollte, so ist er ebensowenig dafür verantwortlich zu machen wie etwa Luther für den Dreißigjährigen Krieg. Ausdrücklich hat Ohorn denn auch erklärt, daß er an keine politische oder religiöse Tendenz gedacht habe, daß sein Stück sich weder gegen Rom, noch gegen das Klosterleben an sich, noch gegen die katholische Kirche wende, daß er nur Menschen im Mönchskleide auf die Bühne gestellt habe, und zwar genau so, wie er sie aus jahrelangem unmittelbarem Verkehr kennen gelernt habe. Wenn hier überhaupt von einer „Tendenz“ die Rede sein könne, so sei es allein die „wichtige Lehre: Zwingt eure Kinder nicht zum Dienst der Kirche oder gar des Klosters, wenn sie nicht selbst eine ausgesprochene Neigung dafür empfinden.“

* *

Die Leser unserer „Dramatischen Rundschau“ sind über die wichtigen Reformen unterrichtet, denen man in Berlin und anderswo die dekora-

Digitized by Google

tive Ausstattung alter und neuer Bühnenwerke unterzieht. Wenn man sich zur Kennzeichnung dieser Bemühungen des althergebrachten Wortes „Ausstattung" bedient, so versündigt man sich damit genau genommen schon gegen den Geist und die wahre Absicht dieser modernen Bestrebungen. Jedenfalls stimmen alle wahrhaft künstlerisch denkenden Theaterleitungen darin überein, daß das dekorative Element kein eigenes, besonderes Schaustück für die Sinne des Publikums darbieten, daß es nicht neben oder gar vor der dargestellten Bühnendichtung sich breit machen, sondern daß es als dienendes Glied sich ihr unterordnen soll. Felix Weingartner, der Königl. dieser Pracht gegen die eben gekennzeichneten künstlerischen Grundsätze der Inszenierung gröblich verstoßen. Dem ist aber nicht so. Vielmehr ist schwerlich eine „Ausstattung" jemals so durchaus im Geiste des dramatischen Kunstwerks gewesen wie diese, so „amerikanisch" es auch klingen mag, wenn man hört, die Direktion habe die mächtige durchsichtige Glasplatte, die den im Mondlicht glitzernden Waldweiher vorzustellen hat, von weither beziehen müssen, und so horrend die Summen auch sein mögen, die für dieses eine Stück aufgewendet werden mußten. Das meiste für die Dekoration konnte das Theater jedenfalls aus allernächster Nähe, aus den rühm-



Walddekoration aus dem „Sommernachtstraum". Nach der Aufführung im „Neuen Theater" zu Berlin.

Hofkapellmeister, hat, auf eine der jetzt so beliebten Rundfragen hin, diese Auffassung und Würdigung des dekorativen Elementes einmal klar und scharf formuliert. „Seine Hauptaufgabe," sagt er, „ist nicht etwa absolut naturgetreu oder streng historisch treu zu sein, sondern diejenige Stimmung zu erzeugen, die das Publikum empfänglich macht, seine Genußfähigkeit erhöht und es ihm ermöglicht, sich dem Eindruck des Kunstwerks ohne äußerliche Störungen hinzugeben. Zu solchen äußerlichen Störungen rechne ich die übertriebene Ausstattung. Übertrieben ist sie, sobald sie, anstatt dem Kunstwerk zu dienen, Selbstzweck wird und dadurch mit dem Stil des Kunstwerkes nicht mehr harmoniert. Dieser muß stets die Hauptsache bleiben und alles übrige ihm untergeordnet sein." — Wenn nun seit Monaten schon immer wieder, weit über Berlins Weichbild hinaus, von der „märchenhaften Ausstattung" des Shakespearischen „Sommernachtstraumes" im Berliner „Neuen Theater" gesprochen wird, so mag das leicht den Anschein erwecken, als werde mit lichst bekannten Kostüm- und Dekorationswerkstätten der Königl. Hoflieferanten Hugo Baruch u. Co. in Berlin beziehen, die die Herstellung plastischer Bühnenbilder und damit harmonierender Malereien längst zu ihrer Spezialität gemacht haben. Freilich bedurfte es, dies tote Material zu einem lebendigen künstlerischen Gesamtbilde voller Stil und Stimmung zu verweben, immer noch einer so genialen Regiekunst, wie sie heute in Berlin nur Max Reinhardt, der Leiter des „Neuen Theaters", sein eigen nennt.

Man vernimmt wohl manchmal gegenüber der sorgsamen Ausstattung, die Shakespearischen Stücken heutzutage zuteil wird, den Einwand, dies sei wenig im Sinne des Dichters, die elisabethanische Bühne habe sich statt der plastischen und malerischen Dekorationen mit Zetteln begnügt, auf denen kurz und bündig zu lesen stand: „Wald", „Wirtsstube", „Straße" usw. Diese kulturgeschichtliche Weisheit mag für die Shakespearischen Historien ein ganz nützliches Memento sein, für die phantastischen Märchenstücke, wie das „Wintermärchen", „Cymbelin",

Digitized by Google

Tilla Durieux als Oberon im „Sommernachtstraum".

„Sturm" und den „Sommernachtstraum", kann sie uns wenig frommen. Dies sind dichterisch geschaute Phantasiebilder, träumerisch verklärte Nachbilder des wirklichen Lebens, die jedes Zeitalter, will es sie immer frisch und ewig lebendig sich erhalten, stets aufs neue sich gleichsam erst erschaffen muß. Versunken und vergessen ist der festliche, wahrscheinlich höfische Anlaß, der einst den „Sommernachtstraum" hervorgezaubert hat, versunken und vergessen, oder höchstens noch ein Erisapfel im Streit der Philologen das Liebespaar, dem zu Ehren diese „Gelegenheitsdichtung" vor drei Jahrhunderten geschrieben wurde — unveraltet, unverwelkt aber blühen noch heute die Märchengebilde aus Wald und Wiese, Busch und Strauch, die „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend", aus dem „luft'gen Nichts" erschaut hat.

Was dem „Sommernachtstraum" seine Einzigkeit und seine Unsterblichkeit gibt, das ist der innige Bruderbund, den der Dichter hier mit der Natur geschlossen hat, seiner heiligen Mutter und Meisterin, ist das elementare Band, das ihn mit Baum und Blume, mit Moos und Gras, mit Mondesglanz und Bronnengeriesel verknüpft. Der Feen- und Elfenreigen, der sich durch die Handlung schlingt, ist nichts weniger als dekoratives Beiwerk: er ist das schlagende Herz, die belebende Seele des Ganzen. Das andere, des Theseus Hochzeit mit Hippolyta, die Liebeshändel zwischen Lysander und Hermia, Demetrius und Helena setzen diese Geisterwelt nur in Tätigkeit, sind nur der gefällige Vorwand, sie ihrer alltäglichen Bande zu entfesseln.

Das hatte die Regie des „Neuen Theaters" richtig erkannt und deshalb die größte Liebe und Sorgfalt darauf verwendet, dies Märchenspiel der entketteten Natur sich frei und ungebunden, gleichsam in sich selber selig entfalten zu lassen.

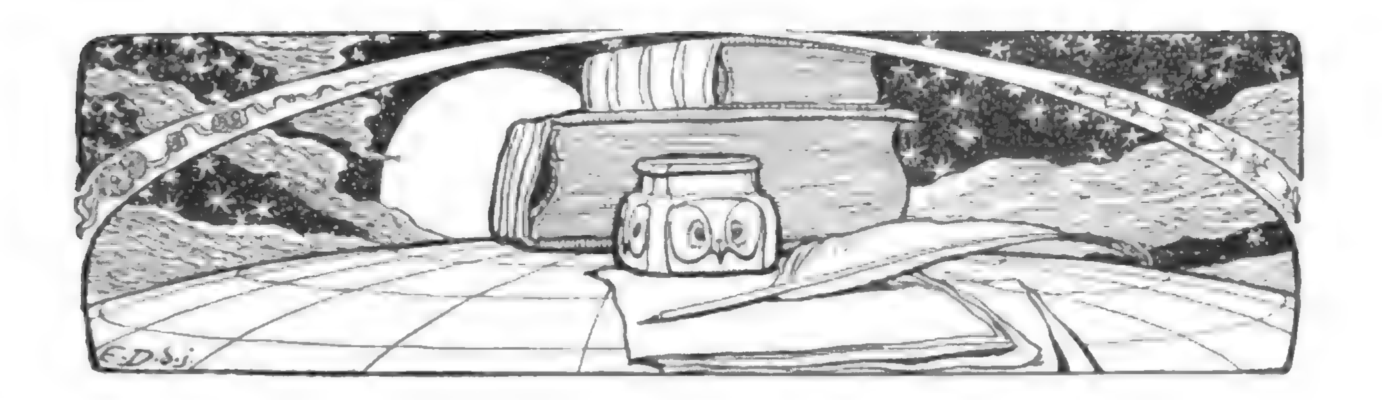
Es bleibt immer gefährlich, Aufführungen ein und desselben Stückes an verschiedenen Bühnen, noch zumal wenn sie durch Raum und Zeit weit getrennt sind, miteinander zu vergleichen; hier aber darf man getrost einmal behaupten: nirgends noch wurde dieses glückselige Sichausleben und -weben der Natur, das ein künstlerischer Selbstzweck ist und sein darf, auch nur annähernd so erreicht wie im „Neuen Theater". Anderswo triumphierte der Maschinen- oder der Ballettmeister — Theodor Fontane z. B. hat sehr herb über die äußerlichen Ballettkünste der Sommernachtstraum-Aufführung des Berliner Kgl. Schauspielhauses abgesprochen —, im „Neuen Theater" lenkte eine ebenso geistreiche wie feinfühlige, mit einem Wort eine dichterische Regie die unsichtbaren Fäden, die am Ende doch das scheinbar so regel- und zügellose Durcheinander all der kleinen Wichtelmännchen und Elfenfräulein zur tönenden Sinfonie verschlingen müssen. Es hätte des Waldmeisterduftes von der Bühne her wahrhaftig nicht erst bedurft, um uns fühlen zu lassen, daß wir zur Maienzeit in der mondbeglänzten Zaubernacht des nordischen Waldes sind, daß Jasmin, Gaisblatt und Hagedorn blühen, und daß hinter jedem Stamm, hinter jedem Strauch und jedem Quellenrand die Alben, Gnomen und Kobolde hervorlugen.

Pyramus (Georg Engels) und Thisbe (Viktor Arnold) im Rüpelspiel des „Sommernachtstraumes". (In der Mitte „Die Wand".)

Digitized by Google

Dieser schöpferischen Stimmungskunst der Regie, die die Dichtung in ihre „seelische Heimat" zurückführte, hatte sich die Ausstattung wunderbar schmiegsam angepaßt. Nicht genug vermöchte man zu rühmen von den nächtlich verschleierten, nach Skizzen Karl Walsers geschaffenen Waldbildern (Abbild. S. 144); von dem Mondglitzern auf Teich und Rasen, Schilf und Zweig; von dem Rauschen und Raunen der Blätter; von dem Zirpen, Knispern und Wispern der spukhaft hin und her gleitenden Waldgeisterchen; von den ins Waldesdickicht sich verlierenden Zickzackwegen, auf denen neckische Gestalten mit wehenden farbigen Schleiern dahinschweben und verschwinden, verschwinden bis hinauf ins rauschende Sternenmeer; von den gaukelnden Glühwürmchen und Irrlichtern, die zwischen Kräutern und Halmen miteinander Verstecken spielen; von den rhythmisch abgetönten Lichtwirkungen, die der Mond und die Wolken und das bewegte Blätterdach in melodischem Verein hervorbringen. Auch die Drehbühne — von allen Berliner literarischen Theatern hat allein das „Neue" sich diese Münchener Errungenschaft angeeignet — wurde bereits in den Dienst dieser stimmungsvollen Phantastik gestellt: plötzlich beginnt der ganze Wald sich zu drehen, mit ihm Titania und ihr Gefolge, uns kommt das aber gar nicht mehr „wunderbar" vor, so sehr sind wir im Banne des Märchens, so sehr haben Dichterträume und die Zauberkraft einer ihnen andächtig nachgehenden Regie dies Märchen „wahr" gemacht. Hinfort wird, hoffe ich, auch unsere Oper einsehen, welche künstlerischen Hilfen ihr das Prinzip praktikabler Bäume an Stelle der bloß gemalten Versatzstücke zu leisten vermag. Ein Musikkenner hat bereits darauf hingewiesen, wieviel z. B. „Figaros Hochzeit" aus diesem plastischen Verfahren gewinnen könnte, „von diesem Gewirr von Stämmen und Buschwerk, bald geradliniger und in der Art Stucks, bald schmiegsamer und lustiger, in Vogelerscher Manier, raffiniert nicht bloß in den Durchblicken, sondern auch im Terrain". Oberon und seine geflügelte Schar, ein Hauch von Blütenwesen, bald vom gelben Licht gestreift, bald in Duft und Gaze sich weiß verwebend (Abbild. S. 145), läßt uns mit Bedauern an die „armen Blumenmädchen des guten ‚Parsifal'" denken. Auch die wahrhaft königlichen Palastbilder seien nicht vergessen, namentlich das letzte nicht, das eine amphitheatralisch aufsteigende Halle zeigt, in der dann vor den ringsum malerisch gelagerten Zuschauern das „greiflich dumme Spiel", das Rüpelspiel von Pyramus und Thisbe, in Szene geht, von Georg Engels, Viktor Arnold u. a. mit überwältigender Komik dargestellt (Abbild. S. 145). Da sehen wir zunächst eine dunkle Bühne, bis Fackelträger sich aus dem fernen, weiten Hintergrunde lösen und alles, Tore, Säulen, Wände, Estraden und den dunklen Sommerhimmel, in purpurnes Licht tauchen, der dann zuletzt sich wieder in Dämmer dämpft, um Oberon und Titania, dem Elfenvolk und seinem Meister Puck, den Gertrud Eysoldt, kühn dem Herkommen widersprechend, aber durchaus im Sinne Shakespeares, recht als einen bockbeinigen, derben nordischen Waldschratt gibt (s. vorstehende Abbild.), die Stätte zum geisterhaften Finale zu bereiten. Lange werden alle diese Bilder im entzückten Gedächtnis haften, phantastisch werden sie sich schließlich zusammenweben zu einem erdentrückten, romantischen Gesamtbild echter germanischer Traum-, Wunder- und Märchenstimmung.

Gertrud Eysoldt als Puck im „Sommernachtstraum".



Literarische Rundschau

Mit Blitzlicht und Büchse durch Äquatorial-Ostafrika

Mit dem verdienten Leiter des Berliner Zoologischen Gartens, Professor Heck, ging ich einmal an einem frostklaren Wintermorgen durch die zu so früher Stunde noch besucherleeren Gehege, die die fremdländischen Wildarten beherbergen. Dankbar denke ich an diese peripatetische Unterrichtsstunde zurück, die so reich war an allerlei intimen Aufschlüssen über Herkunft, Erwerbung und Lebensweise der exotischen Pfleglinge, besonders lebhaft steht mir aber noch heute eine Bemerkung meines liebenswürdigen Führers im Gedächtnis, schon weil sie mich damals mehr überraschte und offen gesagt mehr ärgerte als erfreute. Der eigentliche Zweck unserer Besprechung hatte uns ins Antilopenhaus geführt, und als wir hier die verschiedenen Gnus, das „Wildebeest" Südafrikas, näher ins Auge faßten und musterten, entrang sich dem Herzen des Direktors, das alle seine Schutzbefohlenen mit so warmer und selbstloser Liebe umfaßt, der Seufzer: „Ja, und wie wenig ist heute noch übrig von diesen Prachtkerlen! Die verd... Boeren haben sie zu Tausenden weggeschossen, nicht um ihres Leibes Notdurft dadurch zu stillen, sondern um aus den Fellen — Säcke zu nähen. Hoffentlich wird der Krieg diesem unsinnigen Verwüstungswerk nun bald ein Ende machen!" Deutschlands Boerenbegeisterung stand damals auf ihrem Gipfel, und abgesehen davon: ich konnte mich damals auch nur schwer in die Seele eines Mannes versetzen, der so — zärtlich, möchte ich fast sagen, um das Wohl und Wehe einer südafrikanischen Antilopenart besorgt war. Heute verstehe ich dies Gefühl vollständig, und diese Ausbildung teilnehmender Liebe auch für das exotische Tierleben eines fernen, fremden Erdteils ist das Verdienst eines Buches, das schon in seinem Titel zu erkennen gibt, daß hier mehr der Heger als der Jäger und Erleger, der Tier- und Naturfreund mehr die Feder geführt hat als der ehrgeizige Erbeuter neuer, unerhörter Jagdtrophäen. Denn nicht von ungefähr ist in C. G. Schillings' Buch „Mit Blitzlicht und Büchse" (Leipzig, R. Voigtländers Verlag; geh. Mk. 12,50, geb. in Ganzleinen 14 Mk.) dem friedlichen photographischen Apparat der Vorrang vor dem mörderischen Schießgewehr eingeräumt, wie denn auch der Untertitel dieser Veröffentlichung nicht sowohl staunen- und schauererregende Abenteuer verheißt als vielmehr „Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika".

Von den dreihundertzwei urkundgetreu in Autotypie wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfassers, die dem sechstehalbhundert Seiten umfassenden Bande eingefügt sind, gebührt es sich zuerst zu sprechen. Professor Heck hat die Schillingsschen Tierbilder als „Naturukunden" bezeichnet. Nicht ohne guten Grund, denn keine einzige dieser Aufnahmen ist durch Retusche irgendwie verändert oder „verbessert" worden, vielmehr sind alle genau so zum Druck gebracht, wie sie die Originalnegative ergaben. Doch halt! eine Ausnahme ist zu verzeichnen; aber die Geschichte dieser einzigen Ausnahme charakterisiert Schillings' photographische Gewissenhaftigkeit. Die Aufnahme zweier einen Stier überfallenden Löwen war beim Kopierprozeß im afrikanischen Lager beschädigt worden. Schillings übergab sie einem Freunde mit dem Auftrage, die wertvolle Platte vielleicht doch noch durch Retusche zu retten. Es gelang, und als ihm dann nach einem halben Jahre im fernen Lande der Telegraph das lakonische Wort „Gerettet" zutrug, da war die Freude nicht gering. „Wer meine damalige Freude begreifen will," versichert uns der Verfasser treuherzig, „der muß es versuchen, in der Wildnis nachts Löwen zu photographieren!" Ich fürchte, zu dieser Zumutung werden sich nur wenige verstehen, und wer von unseren verwegensten Amateuren etwa dennoch Lust dazu spüren sollte, der lese doch lieber zuvor die Schillingsschen Aufzeichnungen; er wird sich dann bewußt werden, daß dieses nächtliche Pho-

Digitized by Google

Einen Augenblick verhoffte der Wasserbock — ein weibliches Stück —, nur so Gelegenheit zu einer blitzschnell ausgeführten Aufnahme aus nächster Entfernung bietend.
(Aus: Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.)

Blitzpulvers mischen, und wenn diese Arbeit endlich gelungen, es mit neuer Lebensgefahr aus dem Dornenversteck heraus dem Raubtier auf wenige Meter ins Gesicht aufflammen lassen. Schillings ist der erste von den deutschen, der erste von den Forschern der ganzen Welt, der das in weiterem Umfange gewagt und vermocht hat.

Dem Gelehrten und Forscher wird heutzutage nur zu leicht nachgesagt, er zeige sich neidisch auf die Errungenschaften, die ein anderer zu verzeichnen hat. Aber nun lese man einmal die begeisterten Worte, mit denen Leute wie Heck, Bölsche, Matschie, Lampert Schillings' Forschungsergebnisse und Tierbeobachtungen begrüßt haben! Wir müßten uns klar bleiben, erinnert Bölsche, daß wir dem Tierleben gegenüber auf der Wende eines Planeten stehen. Eine neue Erde ersteht vor uns, eine alte versinkt. Diesen alten Planeten zu studieren, zu sehen, ist bloß noch ein paar Generationen vergönnt. Was wir noch einheimsen, bleibt; der Rest ist Schweigen. Wäre es möglich, diesen Gedanken an die rechte Stelle zu bringen, so müßten Millionen flüssig gemacht werden für diese Stunde von Torschluß in der Zoologie, sie müßte alle Vorschüsse für diesen Moment bekommen, die denkbar sind. So Bölsche, bei dem von jeher neben dem exakten Naturforscher gern der phantasievolle Dichter das Wort geführt hat. Aber auch nüchternere Gelehrte, wie Professor Paul Matschie, der Verwalter der Säugetiersammlung des Berliner Museums, der, wie sich von selbst versteht, Tierbilder berufsmäßig sehr scharf beurteilt, bekennt freudigen Herzens, daß der Anblick der Schillingsschen Aufnahmen ihn tief bewegt habe. Was dort geboten werde, eröffne neue hoffnungsvolle Aussichten auf eine vollständige Umwandlung zoologischer Beobachtungsweisen. „Wir sind nicht mehr dem Zufall preisgegeben, wenn wir in das Leben und Treiben der Tierwelt eindringen wollen — es ist ein großartiger Erfolg, der zu ungeahnten Einblicken in das Tierleben führen wird und führen muß, wenn man auf diesem neu gebahnten Wege fortschreiten will." Nicht bloß die Naturkunde, auch die Kunst wird ihren Nutzen aus diesen Aufnahmen ziehen, mehr und in erhöhtem Sinne noch, als sie ihn z. B. aus Häckels berühmten „Kunstformen der Natur" zu gewinnen wußte.

Der Verfasser ist weder Gelehrter noch Schriftsteller von Beruf — er ist mehr, er ist eine

tographieren des „Wüstenkönigs" ein ander Ding ist als das Knipsen bei einer Wachtparade oder einem Automobilrennen.

Die Schilderung all der Schwierigkeiten und Fährnisse, die der Photograph Schillings zu bestehen oder aus dem Wege zu räumen hatte, bevor er „zum Schuß kam", wird den Laien an dem Buche immer zuerst und am meisten anziehen. Der Forschungsreisende hat sein Werk nur mit großen Opfern an Vermögen und in fortwährendem Ringen mit der Malaria, dieser furchtbaren Geißel der Tropen, durchführen können; mehr aber noch werden dem Durchschnittsleser die genialen Mittel und Wege imponieren, die Schillings einschlug, um den Löwen, den Leoparden, das Nashorn, das Zebra und all die anderen scheuen oder gefährlichen Tiere der Wildnis auf seine Platten zu bannen. Denn nicht das gefangene, gefesselte oder sonstwie beengte Tier wollte dieser einzigartige Lichtbildner abkonterfeien — das hätte er ja allenfalls auch in den „reichassortierten" Sammlungen unserer zoologischen Gärten haben können —, sondern in voller ungehinderter Freiheit ihrer natürlichen Heimat und Umgebung, ihrer Lebensweise und ihrer Lebensbedingungen sollten seine Aufnahmen die Tiere zeigen. Wer es einmal versucht hat, bei uns zu Hause, sei es ein äsendes Reh oder einen gravitätischen Meister Langbein beim Fröschesuchen zu photographieren, schon der wird ein Lied davon singen können, wie schwer das ist, wenn die Entfernung nicht allzu groß genommen wird. Nun erst in Afrika, in seinen weiten öden Steppen, in seinen fieberhauchenden Sümpfen und Wäldern auf nächtlichem Wechsel die wilden Bestien! Da gibt es kein „Bitte, recht freundlich!", da heißt es, unter jedesmaliger Lebensgefahr große Mengen

Digitized by Google

männliche Persönlichkeit von außergewöhnlich starkem und eigenartigem Gepräge. Ein Sohn des im Rheinland heute noch wohlbekannten und allverehrten Begründers des Jagdschutzvereins der Rheinprovinz, ein Bruder des bekannten Komponisten Max Schillings, ist er in idyllischer liebe gesellte sich früh eine ausgesprochene Neigung für Sport und Jagd. Schon der Jüngling war in manchem Rennen, manchem Distanzritt siegreich und fast bei jedem Treiben Jagdkönig. Aber schließlich: die Krönung der Persönlichkeit kam doch auch hier von dem Herzen, von der

Zebrastute mit Fohlen an der Tränke zur Nachtzeit.
(Aus: Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.)

Abgeschlossenheit von der großen, bunten Welt auf dem Weiherhof in der Nähe von Gürzenich bei Düren groß geworden, inmitten eines uralten Parkes, den eine reiche Tierwelt belebte. An ihr lernte sich der Knabe schon in die Gewohnheiten und seelischen Eigenheiten der Fauna ein; namentlich alles Geflügel auf See und Teich war ihm von Kindesbeinen an vertraut. Zu dieser Natur- Seele des Menschen. Die Eigenschaften des scharfsinnigen, guten Naturjägers, dem „kein Tierlaut und keine Tierspur entgeht, und dem keine körperliche Anstrengung zu groß ist“, verbanden sich mit der gesteigerten Aufnahmefähigkeit und dem tiefen Empfindungsleben des hochgebildeten und hochmodernen Menschen im guten Sinne. So allein — mag der Gedanke nun

aus ihm selbst erwachsen, mag er ihm von anderen eingepflanzt worden sein — konnte Schillings, der unerschrockene Jäger, Sportsmann und Reisende, es als seine Lebensaufgabe ergreifen, sich der Großtierwelt Afrikas auf friedliche Weise zu bemächtigen, die Fauna der fremden Wildnis in ihrem freiesten Lebens- und Wesensausdruck der Mit- und Nachwelt vor Augen zu stellen. Die Schillingsschen Geweihausstellungen erregten seinerzeit in der deutschen Reichshauptstadt ungeheures Aufsehen, dennoch muß man sagen: den Schritt, all sein Mühen und Forschen, Jagen und Erbeuten für die gebildete Laienwelt wirklich lebendig und fruchtbar zu machen, tat er erst, als er den Lichtbilder-Apparat spielen ließ und Tausenden von Zuschauern unter Begleitung des erläuternden Wortes all die Aufnahmen vor Augen führte, die seine Camera im „dunkelsten" Weltteil eingeheimst hatte. Das Schönste daraus grüßt nun im Rahmen seines Buches ein noch größeres, aber sicher nicht minder begeistertes Publikum.

An anderer, zuständigerer Stelle mag der wissenschaftliche, insbesondere also der biologische Wert des Buches festgestellt werden; hier sei zum Schluß nur noch auf dessen allgemeine Bedeutung für die gebildete Laienwelt aller Berufs- und Interessenkreise hingewiesen. Wer so viel und so außerordentliches erlebt hat wie Schillings, und wer so mit ganzer Seele bei seinem Werk war, der kann gar nicht schlecht schreiben. Das Wort „Le stile c'est l'homme" (der Stil ist der Mensch) gilt in besonderem Grade noch von dem Tatmenschen. Große Erlebnisse und starke Lebensenergie schaffen sich jederzeit ihre eigene Sprache und Ausdrucksweise. Man soll solche Menschen um Gottes und der Barmherzigkeit willen nicht unter die Schere des schöngeistigen Literatenstils nehmen. Als mich einmal ein tapferer Teilnehmer an unserem letzten Kriege ersuchte, ihm bei der Stilisierung seiner Erlebnisse zur Hand zu gehen, lehnte ich das ebenso höflich wie energisch ab: „Schreiben Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist, frisch drauflos, aber auch mit Einsetzung des ganzen Menschen, und nicht Sie werden von den Schriftstellern, wir Schriftsteller werden von Ihnen zu lernen haben!" Dies scheint auch Schillings gewußt und beherzigt zu haben. Seine Darstellungsweise ist frei von aller Prätension und Mache; die Sache allein führt die Zügel, aber willig gehorcht das Wort einem Manne, der sich in all seinem Vorhaben und Beginnen so durchzusetzen versteht wie dieser friedliche Bezwinger der Wildnis. So wird sein Buch dem für Natur und Wirklichkeit ganz im allgemein interessierten Leser am Ende nicht weniger geben als dem Sportfreunde, dem Jäger, dem Soldaten, dem Kolonialfreund und dem Amateurphotographen, dem reifen Alter nicht weniger als der für mannhafte Kraft und kühnen Unternehmungsgeist begeisterten Jugend.

Von den Abbildungen des Buches bringen wir zwei Proben, absichtlich eine kleinere und eine größere Aufnahme. Möglich oder vielmehr wahrscheinlich, daß zumal die kleinere auf den ersten Blick enttäuscht; wir sind ja heute so verwöhnt durch scharfe und klare, durch „künstlerische" Bilder, auch wo es sich nur um Autotypien nach photographischen Aufnahmen handelt. Den Ehrgeiz, in jenem Sinne künstlerisch zu wirken, verschmähen Schillings' Bilder mit Absicht. „Natur(urkunden" hat sie Heck ja genannt, und, wie gleichfalls schon gesagt, die Bilder sind ohne Retusche wiedergegeben. Ohne jedes Dazwischentreten von Menschenhand soll der Leser eben sehen, wie die Natur sich durch die Linse auf der Glasplatte abgezeichnet hat. Es wäre ja wohl ein leichtes gewesen, von tüchtigen Zeichnern oder von Malern, die mit der afrikanischen Natur und Tierwelt einigermaßen vertraut, unter Benutzung der Schillingsschen Bilder sehr wirkungsvolle und immer noch richtige Abbildungen herstellen zu lassen. Aber damit wäre dem Werke, wie auch die Verlagshandlung hervorhebt, die Eigenart genommen worden, durch die es sich vor allen anderen Reisewerken auszeichnet. l.

Der Roman einer Kindheit

In unserer modernen Romanliteratur macht sich einmal wieder eine stark subjektive Strömung geltend. Der Zeitroman ist fast ganz ausgestorben, der soziale und der Generationsroman findet nur dann und wann einmal einen vereinzelten Vertreter. Desto üppiger blüht der biographisch-individualistische Roman, in dem der Verfasser ein Stück seines eigenen persönlichen Lebens vor uns entrollt, sei es direkt in der Ichform, sei es unter der Maske irgendeiner erfundenen Gestalt, eines „Helden". So wird jeder Leser auf den ersten Blick die autobiographischen Elemente erkannt haben, die in Frenssens „Jörn Uhl", in Georg von Omptedas „Sylvester von Geyer", in Wilhelm von Polenzens „Thekla Lüdekind", in Felix Hollaenders „Weg des Thomas Truck", in Stillgebauers „Götz Krafft" oder in Hermann Hesses „Peter Camenzind" verarbeitet sind, von anderen zahlreichen Beispielen zu schweigen. Nun läßt sich gewiß auch in dieser Einkleidung sehr viel Tendenziöses oder gar Agitatorisches niederlegen, und in einigen von den oben erwähnten Büchern, zumal in der „Thekla Lüdekind" und dem „Thomas Truck", ist die politisch-soziale oder die kulturgeschichtliche Note stark betont; aber weitaus das meiste, jedenfalls das erfolgreichste von diesen Entwickelungsromanen trägt doch den Stempel idyllisch-konservativer Ruhe und Behaglichkeit. Nicht umsonst findet man neuerdings als die

Digitized by Google

Ahnen und Meister unserer Romanschriftsteller immer wieder Goethe, Gottfried Keller und Wilhelm Raabe angerufen; nicht von ungefähr hat selbst ein so vollkommen und ausschließlich subjektives Bekenntnisbuch wie Frau von Heykings „Briefe, die ihn nicht erreichten“ den gewaltigen Erfolg gehabt.

Neuerdings hat sich in die lange Reihe derer, die uns während der letzten Jahre mit biographischen Romanbüchern beschenkt haben, auch der Hamburger **Otto Ernst** (Otto Ernst Schmidt) gestellt. Man muß die Doppelnatur dieses Schriftstellers kennen, um dadurch nicht überrascht zu sein. Neben dem Dramatiker Otto Ernst, dem Verfasser der „Jugend von heute“, des „Flachsmann“ und der „Gerechtigkeit“, entwickelte sich, weit weniger beachtet, deshalb aber nur um so mutiger und ungestörter, der Novellist, der Plauderer und Lyriker Otto Ernst. Eine eigenwüchsige und außergewöhnliche Begabung war freilich auch bei diesem bisher nicht zu erkennen, aber jeder, der sich von der rechthaberischen, aufgeregten Manier des Dramatikers, in der zugleich so viel Unkultiviertes steckt, verstimmt abwandte, fand bei dem Erzähler und Lyriker Ernst manches, was von feineren Gefühlen, zarteren Stimmungen und hier und da sogar von einem glücklichen, mild und weich getönten Humor sprach. Das neue Buch, das uns der Verfasser nunmehr geschenkt hat: „**Asmus Sempers Jugendland**“ (Leipzig, L. Staackmann; geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50), liegt so ganz auf dem Wege des Novellisten Ernst, daß alle die, denen die „Kartäusergeschichten“, das „Frohe Farbenspiel“ und die Plaudereien „Vom geruhigen Leben“ entgangen sind, im literarischen Charakterbild des Dichters zunächst gar keine Anknüpfungspunkte für diesen „Roman einer Kindheit“ finden werden. Bald aber entwickelt das Buch aus sich heraus so viel Wärme und beseelte Innigkeit, daß es auch ohne diese Stütze sich ins Herz des Lesers schleichen wird.

Auch hier also bewährt sich einmal wieder das Erlebnis, sobald es nur wirklich in der Seele des Menschen Wurzel geschlagen hat, als helfender Segen des Dichters. Kein Zweifel, Otto Ernst erzählt die Geschichte seiner eigenen Kinderjahre; Asmus Semper, der junge Held seines Romans, ist er selbst. Mit der Bezeichnung „Roman“ freilich dürfen wir es nicht allzu genau nehmen. Eine starke Handlung oder gar aufregende Verwickelungen würde man in dem Buche vergebens suchen. Nur mit der einfachen Erzählung eines Kindheits- und Jugendlebens aus ärmlichstem Hause haben wir es zu tun, aber der es uns erzählt, weiß auch in der scheinbar ganz losen und zufälligen Aneinanderreihung der kleinen Ereignisse seine dichterisch ordnende Hand und doch auch wohl seine verknüpfende, belebende und verklärende Phantasie walten zu lassen. Denn nirgends bleibt Ernsts Darstellung am äußerlichen, bloß wirklichen und tatsächlichen kleben — überall behält er die innere, die seelische Entwickelung Asmus Sempers im Auge, und wenn da von Jahr zu Jahr mehr der Humor sein zartes Gespinst webt, so ist dieses goldene Netz keineswegs äußerlich nur so darübergebreitet, sondern aus dem Kern der Dinge selbst herausgesponnen. Freilich — dann und wann erhebt doch auch wieder der alte unruhige Poltergeist seinen Kopf. Da setzt es freigeistig-demokratische Hiebe auf den Religionsunterricht der Jugend, und manch scheeler Blick fällt auf diese und jene staatliche Einrichtung, die, weil sie dem erwachsenen Otto Ernst nicht gefällt, auch seinem jugendlichen Urbilde Asmus Semper schon vor vierzig Jahren nicht gefallen darf. Doch man kommt über solche Fußangeln und Wolfsgruben schnell genug hinweg, um sich immer von neuem wieder von Herzen an dem feinsinnigen Verständnis zu erfreuen, das Otto Ernst der Kinderseele entgegenbringt, und mit dem er auch ihre geheimsten und merkwürdigsten Regungen liebevoll zu deuten weiß.

Der Stoff bringt es mit sich, daß in Asmus Sempers Jugendland das Kleine und Idyllische mehr Wert und Bedeutung hat als das Große und Weite, Starke und Leidenschaftliche. Man darf wohl auch billig zweifeln, ob es dem Verfasser gegeben wäre, welt- und zeiterschütternde Ereignisse für sich selbst, nicht nur als fernes Echo, zu schildern oder auch nur individuell geprägte Gestalten voll und rund, in saftiger Lebensfülle, etwa wie es Fontane und Raabe können, vor uns lebendig werden zu lassen. Diese Mängel jedoch brauchen uns den Genuß der Dichtung nicht zu schmälern. Seien wir vielmehr froh, daß in diesem Garten desto reicher und bunter die still duftenden Blumen des Gemütes und all die feinen Heilkräuter blühen, die zur Klasse „Lebenshumor“ gehören, holde Pflanzen, die von ihrem Wert nichts verlieren, ob nun der Tau der Wehmut auf ihnen liegt oder der Sonnenglanz des Frohsinns. Doch auch — es handelt sich nun einmal um das Buch eines „Schulmeisters“, der diesen seinen Beruf nie verleugnet hat — die **pädagogische** Bedeutung des Buches wollen wir endlich nicht unterschätzen. Wie einst der vielgelesene „Freund Hein“ von Emil Strauß, so wird auch Otto Ernsts „Jugendland“ zwischen seinen Zeilen Vätern und Müttern vieles zu sagen haben, was dickleibige erzieherische Werke bei weitem nicht so eindringlich vermöchten. Kein Haus, in dem Kinder aufwachsen, sollte sich deshalb dies trotz alles Ernstes seelenheitere Buch entgehen lassen, am wenigsten die norddeutschen Familien; denn gleich seinem Herrn und Schöpfer ist, wie sich wohl von selbst versteht, auch Asmus Semper nicht fern von der „Waterkant“ groß geworden, dort, wo die große Industrie- und Handelsstadt mit dem niederdeutschen Bauerntume sich die Hand reicht, wo moderner und altväterischer Geist so eng und oft so hart aufeinander stoßen. F. D.

Digitized by Google

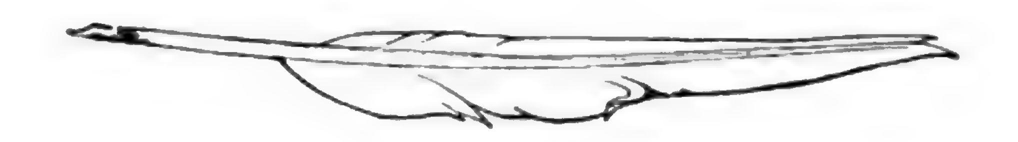
Literarische Notizen

Am 2. April dieses Jahres sollte von Rechts wegen in allen Kinderstuben germanischer Länder ein fröhliches Dank- und Erinnerungsfest begangen werden: die Jahrhundertfeier von Hans Christian Andersens Geburt, der, soviel Schönes er im Roman, in der Novelle, in der Reiseschilderung und im musikalischen Drama geschaffen hat, ins Reich der Unsterblichkeit doch nur als Märchendichter gelangen wird. Man hat mancherlei gegen Andersens Märchen als Kinderlektüre eingewendet: sie seien zu tiefsinnig, zu phantastisch, einige auch zu lehrhaft, und ihren vollen Gehalt könnten doch eigentlich nur die Erwachsenen ausschöpfen. Darin liegt ein Körnchen Wahrheit und ein Scheffel Ungerechtigkeit. Gewiß gibt es in den Andersenschen Märchen manches, was seinen tieferen Sinn, seine philosophische Lebensweisheit nur einem reifen Geiste erschließt, der schon mit eigenen Füßen durch Glück und Leid des Daseins gegangen — man denke nur an die wunderbare Geschichte von den beiden Porzellanfiguren, der Schäferin und dem Schornsteinfeger —, doch Andersen wäre kein Dichter im wahren Sinne des Wortes, wenn seine Geschichten nicht getrost auf den symbolischen Sinn verzichten dürften, ohne deshalb von ihrer eingeborenen Poesie wesentliches zu verlieren.

Nein, nichts ist falscher als die Behauptung, dem dänischen Märchenerzähler fehle die rechte Kindlichkeit. Wie er selbst in seinem persönlichen Sichhaben und -gebaren zeitlebens ein Kind geblieben ist, wie er nie gelernt hat, der Welt die Zähne zu zeigen, wie er auch im Glanze seines Ruhmes immer noch nach Milde, Güte und Zärtlichkeit geizte, so hat sich auch seine Dichtung eigentlich nie von dem Busen der Natur entwöhnt, und wenn jemand auf den Titel eines wahrhaft naiven Poeten Anspruch erheben darf, so ist es Andersen. Er ging von Musäus aus und fand in seiner heimischen Volksdichtung nicht den frisch und klar sprudelnden Bronnen, den bei uns den Brüdern Grimm die Viehmännin, die hessische Bauersfrau mit dem goldtreuen Gedächtnis, erschloß; aber wer hat sich dann aus eigenem auf den schwankenden, schwindelnden Traumgespinsten der Märchenwelt so sicher zu bewegen gelernt wie er?

Ich denke dabei nicht sowohl an den echt kindlichen Vortrag, um den er sich sichtlich erst heiß bemühen mußte, ehe er so einfältig schlichte Kindersätze bilden konnte wie den: „Es kam ein Soldat auf der Landstraße hermarschiert — eins zwei, eins zwei," als vielmehr an seine ganz der des Kindes gleichgeartete Phantasie, die alles verlebendigt, was das Auge sieht, das Ohr hört und die Hand fühlt, die alles, was da kreucht und fleucht, wie Brüderchen und Schwesterchen ans klopfende Herz zieht. Andersen ist, selber allzu empfindlich, in dieser allbereiten Zärtlichkeit manchmal wohl etwas zu weit, bis nahe an die Grenzen der Weichlichkeit gegangen und süßlich und kleinlich geworden, wo er nur gütig sein wollte — auch dafür fehlte ihm Grimms sichere Helferin und Stütze, die unverzärtelte Volkspoesie —, wer aber möchte dem kleinen Mädchen in der Kinderstube die hätschelnde Zärtlichkeit mißgönnen, die es an seinen Puppenbalg verschwendet, wer den Knabentränen wehren, wenn sie in Strömen um ein verendetes Kaninchen oder um einen blessierten Zinnsoldaten fließen? Noch jeder, der sich mit liebevoller Zuneigung dem Kleinen und Armen im Geiste, dem Unscheinbaren, gemeiniglich Übersehenen und Verachteten hingegeben, hat sich den Vorwurf der „Andacht zum Unbedeutenden" zugezogen: Andersen wegen seiner Liebe zu den Schwachen und Hilflosen im Tier- und Pflanzenreich und all den noch Ärmeren im weiten Kreise des Unbeseelten, denen die Natur weder Blick noch Stimme gab.

Mit dem Maßstabe moderner Realistik darf man den Andersenschen Gestalten freilich nicht nahen; „er stellt nicht das Tier im Menschen, sondern den Menschen im Tier dar," sagt sein dänischer Landsmann Georg Brandes, und Zola würde an dieser „bête humaine" wenig Freude gefunden haben. Wie denn Andersens Märchen überhaupt nur von dem germanischen Geschmack, der im Reiche der Poesie nicht dem Verstande, sondern der Phantasie die höchste Krone gönnt, recht gewürdigt werden kann. Der Franzose findet sie, durch seinen ebenen, wasserklaren Lafontaine verwöhnt, wohl gar „un peu trop enfantin", was so viel heißen will als „zu phantastisch" und vielleicht auch „zu gefühlvoll". Denn das Herz thront bei Andersen über allen anderen Mächten, und Hartherzigkeit und Roheit verdammt er in den tiefsten Pfuhl der Hölle. Solange wir die ersten zarten Keime einer jungen Menschenseele lieber den weichen Fingern einer Frau als den starken Händen des Mannes anvertrauen, wird auch Andersen seine Stätte in der deutschen Kinderstube behaupten.



Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Friedrich Schiller. Nach dem Gemälde von Anton Graff. (1786.)
(Original im Körnermuseum zu Dresden.)

Zu Harnack: Schiller in drei Jahrhunderten. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Mai 1905

XCVIII. Band
Heft 584

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Zum Bilde Gottes schuf er ihn

Eine Lebensgeschichte

von

Marie Diers

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Michael war damals, als seine Frau starb, in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Er hatte ein mittelgutes Einkommen und in seinem beschränkten Kreise einen gesicherten Ruf. Er hatte ein gut eingerichtetes Hauswesen, ein paar Dienstboten und ein eigenes Fuhrwerk. Es konnte ihm materiell keine schwere Sache sein, seine drei kleinen Kinder aufzuziehen.

Aber wie betäubt, aus aller Fassung geworfen, stand er vor diesem jähen Schluß.

Voll Wucht und Schrecken empfand er, was er an Hanna versäumt hatte — tausendfaches! Nein: alles! Ihr Leben, ihre Entwickelung, ihre ganze Gestaltung hatte einstmals in seinen Händen gelegen. Er hätte aus dieser weichen Seele, die sich ihm unterworfen hatte, ein feines Gebilde formen können, zur Freude der Gegenwart, zur reichen Quelle der Zukunft, denn in ihr konnte gesegnet werden das kommende Geschlecht!

Er hatte, ein Forscher und Eroberer, kühn und königsgleich in seinem freien Herrschertum, ein unbebautes Land gewonnen — aber er hatte die eigene erste Aussaat in Torheit und Schuld selber zertreten, er hatte es verwüsten und zerfallen lassen.

Wer war jetzt noch dies junge Menschenkind, das man ihm begraben hatte? Was hatte er noch mit ihr gemein —? Einen blinden Führer hattest du dir gesucht, mein armes schwaches Kind! Er war ein schlechter Meister für dich. Du warst ein Spiel von jedem Druck seiner Launen.

Geliebt und sehr geehrt — Hohes von dir gewollt und erwartet — das war der Anfang. Viel zu Hohes, viel zu Weites! Er hat nie die Werte zu messen verstanden, er hat nie sich zu bescheiden verstanden, sein wildes Wünschen nie vergessen. Immer er selbst und er zuerst und er allein! Du solltest das sein, was er wollte. Aber es zu werden, dazu reichte er dir nicht die Hand!

Und solchem blinden, tollen Führer hast du, Kind, gläubig dich anvertraut!

Du standest und sahst ihn aus süßen, leeren Kinderaugen an: Michael, ich bin ja ärmer, als du denkst! Aber dies hat er nie verstanden, der Unwissende. Er bäumte auf, er schlug dich und sich, weil du arm warst, und er hätte dich doch kleiden und nähren sollen. Dann wärst du schon reich geworden, meine kleine Hanna.

Wer kann denn sagen, was alles in dir schlummernd lag und durch eine starke und gütige Hand dem Lichte, dem Leben hätte geschenkt werden können! Du selber konntest nichts wecken und emporbringen. Dein Man-

Digitized by Google

gel war deine hilflose abhängige Schwäche. Aber du hattest ja einen starken Mann, der dir helfen konnte.

Wer kann es sagen, was in dir verloren ging, weil keine Weisheit und Barmherzigkeit dich leitete? Vielleicht viel — vielleicht auch nur wenig. Heute kommt diese Frage zu spät, wie manche anderen Fragen.

Leer war die Hülle, die man von dir begrub, du mein armes Weib.

Und mit leerem, hoffnungslosem Herzen sehe ich dir nach. Was hast du mir zurückgelassen, das auch nur einer Stunde Erinnerung wert wäre —?

Was hast du mir zurückgelassen?

Drei Kinder — deine eigene Zukunft und Ewigkeit. Deine Fortsetzung, Hanna.

Du bist nicht tot. Aber das, was schön und verheißend an dir war, deine eindrucksfähige, junge Seele, die habe ich verhungern lassen, und diese drei haben kein reiches Erbe zu gewinnen.

Was sind sie eigentlich? Liebe ich sie denn? Noch nie dachte ich darüber nach. Es waren ja deine Kinder. Ich brauchte sie nicht. Ich hatte ja — mich selbst, dies herrliche Gemisch aus Tier und Geist, dies interessante Gebilde, dem nichts gleichkam, das seinen Weg und Willen haben mußte. Das füllte meine Zeit übergenug.

Kinder — kommt doch einmal heran Jetzt bin ich ja wohl für euch so etwas wie verantwortlich.

Ihr seid Hannas Fortsetzung, ihr Fleisch und Blut. Etwas ist ja auch von mir darin — wunderliche Mischung!

Und du, blaurotes Würmchen da im Wagen, was hast du mir mitzuteilen? Du armes, kleines, überflüssiges Produkt einer überflüssigen Laune! Dich soll ich lieben? Du sollst mich lieben?

Wie ist das Leben wirr, und all sein Sinn ist Unsinn.

Ihr Kinder — wie werden wir denn fertig werden miteinander? Ich weiß es nicht.

— — — — — — — — — — — —

Michael hatte in dem Buche seiner Tage zurückgeblättert und hatte wenig schöne, reine Stellen darin gefunden.

Er dünkte sich selber verächtlich in seiner Unzulänglichkeit, in seiner ewig irrenden und schwankenden Veränderlichkeit.

Hatte er nicht bald hierhin gegriffen und bald dorthin? Bald träge sich gezeigt, bald übereifrig? Bald zu kalt, bald zu heiß? Wer war er denn? Welches war der feste Punkt seines Wesens, auf den er die Hand legen konnte: dies bin ich — so ist mein Wesen?

Wie ein bunter Tanz schien ihm die Vergangenheit. Laune — Laune.

Wo steckst du, Gesetz meiner Persönlichkeit, nach dem alles so werden mußte, wie es wurde?

Wo sind meine Grenzen, und wo ist der starke Kern?

Das halbe Leben ist vorüber, und der, den ein paar Leute unter dem Namen Michael Laurentius kennen, der steht und sucht — nach sich selbst. Der möchte wissen, ob er ein Jemand ist, ein Geschlossener, ein Unvergänglicher oder nur ein vorüberwehendes Spiel der Lüfte.

Und dieser heimatlose Fremdling im eigenen Lande, der wurde von Natur und Verhältnissen zum zweitenmal, nein zum dritten- und viertenmal der unerfahrenen, hilflosen Jugend zum Leiter gesetzt.

Die mutterlosen Knäbchen kamen zu ihm gelaufen. „Papa, wo ist Mutti?" klagte der zartweiße blonde kleine Richard.

„Fort. Ich weiß nicht wohin —" sagte der zerwühlte Mensch.

Leben — bin ich denn so ganz dein Sklave? Ist das Bewußtsein meiner kühnen Jugend, dein Herr zu sein, nur eine bunte Phantasie gewesen, eine brutale optische Täuschung über groß und klein, über ich und du?

Ihr armen dummen Kinder, lauft in eure Hinterstube. Euer Fräulein kann euch gerade so gut helfen wie ich. Was wollt ihr alle meine nichtsnutzigen, planlosen Zirkelwege mitmachen? Euer Fräulein weiß gewiß besser Bescheid, wie man ein ruhiger selbstsicherer Bürger, wie man ein vernünftiger Lebensdiener wird statt eines rebellischen Sklaven. — —

An schönen, sonnigen Tagen aber nahm er doch hin und wieder seine beiden Jungen im Wagen mit. Es war ihm das eine Art körperlichen Zwanges — oder vielleicht auch Bedürfnisses (das wußte er nicht), dem er sich halb unwillig fügte. Die beiden kleinen

Digitized by Google

Schächer, die seit langem schon ein recht trübseliges Dasein geführt hatten, waren glückselig. Der Vater war ihnen immer nur eine fremde, ungeheure Respektsperson gewesen, nun mischte sich noch der helle Stolz in die Kinderfreude des Ausfahrendürfens. Mit förmlich vor Triumph taumeligen Augen sah dann Walter vom Kutscherbock auf die Leute in den Straßen und auf den Wegen herab.

Dies machte sich ganz wie von selbst und fiel dem Doktor gar nicht auf: Wer immer gleich auf den Bock kletterte, mit dem Kutscher vertraulich wurde, auf glatten Wegen die Zügel führte und sich dabei vor Hochmut und Selbstzufriedenheit nicht zu lassen wußte, das war Walter.

Wer ohne den leisesten Versuch, auch jemals gleicher Rechte gewürdigt zu werden, stets zu dem Papa einkletterte, sein schlankes, schmales Körperchen dicht an den herandrängte, mit der Zeit am liebsten das hellblonde Köpfchen an den väterlichen Arm lehnte und mit traumblauen seligen Äuglein um sich sah, ohne doch Menschen und Gegend viel Aufmerksamkeit zu schenken, das war Richard.

Andere Leute machten den Doktor darauf aufmerksam. „Der Walter, das wird mal ein strammer Bursch. Aber der kleine Richard, der muß ja unendlich an Ihnen hängen."

„Ja, ja," sagte Michael Laurentius. Es machte ihm keinen großen Eindruck. Der kleine Rick war ein anschmiegendes zartes Kerlchen, zart bis zur Nervosität. Immer kroch er schutzsuchend an ihn heran, es fiel ihm jetzt selber auf.

Hanna, dein Kind —

Das nächste Mal versuchte er es mit einer Änderung. „Walter, du kommst jetzt einmal zu mir herein. Rick soll auch einmal vorn sitzen."

Walter gehorchte ohne Widerrede. Er war sonst kein fügsamer Junge und bei den Dienstboten mit Recht unbeliebt, aber vor dem Vater hatte er einen heiligen Respekt. Sein rundes Gesichtchen unter der Pelzmütze veränderte sich in keiner Miene, obwohl er eine schreckliche Enttäuschung empfand. Gerade auf diese Tour hatte er sich so gefreut! es ging fast die ganze Zeit über auf einsamem Landweg, da ließ ihn August immer fahren.

Rick aber zog ein bitterliches Mäulchen. „Nicht auf den Bock, Papa! Bei dir!" flehte er in seinen weichsten Tönchen.

Der Doktor fand, daß vorläufig ein „Vater" so ungefähr einen Unteroffizier bedeute. Was gesagt war, das blieb gesagt. Auf Mäulchen wurde nicht reagiert. „Hopp, allons, vorwärts!" kommandierte er barsch. „Kein unnützes Gerede!" Das Hausmädchen hob so flink, wie sie konnte, den armen Jungen auf den Bock, der Kutscher stopfte ihm eilig eine Decke um die Beinchen, und los ging's, daß die Funken flogen.

Es war Februar, rings lag die Welt in Schnee und Sonne, eine leichte schimmernde Decke war auf allen Feldern, nur die Landstraße war zerfahren und schmutzig. Als man draußen war und die Stadt in Rücken hatte, kam ein scharfer Nordost über die Ebene daher.

Walter saß neben dem Vater, stramm und stumm wie ein gut gedrillter Soldat. Auf ein paar hingeworfene Bemerkungen antwortete er so prompt und sachlich, wie es von solchem sechsjährigen Peter kaum zu verlangen ist. Michael mußte beinahe lächeln. Altkluger Bengel, aber niedlich!

Er hatte so ein bißchen von Stolz auf seinen Sohn.

Mit der Zeit aber fühlte er es wie eine kalte, leere Stelle am linken Arm. Ganz unbewußt erst fehlte es ihm, daß niemand da herankroch. Dann mußte er darüber lachen.

Vertriebenes Bübchen, was machst du denn da vorn?

Ganz krumm und unendlich verlassen hockte das arme Äffchen da oben auf dem hohen Bock. Eine Rückenlehne hatte es nicht, und sich an den Kutscher zu schmiegen, empfand es auch wohl kein Verlangen. Kläglicher konnte nichts auf Erden aussehen als Doktors kleiner Rick auf Vaters Kutschbock.

Michael fühlte ein menschliches Rühren, er faßte einen milden Vorsatz für die Rückfahrt. Vorläufig rief er nur in knappem Ton: „Richard! Gerade sitzen!"

Ein Ruck fuhr durch das schmale Körperchen, und August, wie in stummem Protest gegen seinen Herrn, stopfte ihm noch einmal die Decke fester und sah ihn von der

Digitized by Google

Seite an mit Augen, die ganz rund vor Mitleid in dem dämlichen Gesicht standen.

Auf der Rückfahrt, als der alte Zustand zu jedes einzelnen Befriedigung wiederhergestellt war und Michael auch wieder seine vermißte warme Stelle am Ärmel fühlte, sah er auf sein blondes Jungchen nieder und streichelte ihm den kleinen Kopf.

Mein kleiner Sohn — dachte er — du wirst deinen Vater wohl noch regieren wollen? Nein, Rick, das geht aber nicht. Ich werde dich doch noch öfter auf den kalten Kutschbock setzen müssen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Um das Allerkleinste mußte Michael sich auch notgedrungen kümmern. Die Amme war eine aufgeregte, zänkische Person, die das Kind mit ihrer Milch verdarb. Es hatte mittlerweile sein erstes halbes Jahr überschritten und konnte entwöhnt werden. Da gab es unruhige Nächte. Die Dienstmädchen bewährten sich als Wärterinnen nur sehr wenig, und das Fräulein gar verstand nichts von solchen Wickelkindern. Ehe eine Kinderfrau besorgt war, mußte der Vater die verzweifelte kleine Dora selber des Nachts zu sich nehmen.

Allenthalben blühte ihm Teilnahme entgegen. „Der arme Doktor! Sich mit dem schreienden Kind zu quälen. Und der ganze Haushalt! Er muß wieder heiraten."

Trotz der drei Kinder rissen sich die Mamas in aller Stille und Verbissenheit um ihn. Alle lebten ihm plötzlich zum Wohlgefallen. Grauhaarige Damen kamen ihm ins Haus, ihre Hilfe bei der Pflege des kleinen Dorchens anzubieten.

Er blieb ziemlich unempfänglich dabei. Das eine Mal erstaunte ihn diese Dienstfertigkeit, ein anderes Mal ahnte er ihre Gründe, dann wieder merkte er sie überhaupt nicht. Er hatte jetzt den Kopf voll von anderen Dingen.

An seinen alten Kneipsitzungen hatte er völlig den Geschmack verloren. Dadurch machte er sich nicht angenehm bei seinen früheren Freunden. Man begriff ihn auch nicht mehr. Nun, da er niemandem mehr damit einen Gefallen erweisen konnte und auch niemand zu seiner Unterhaltung hatte, saß er die Winterabende, falls seine Patienten ihn in Ruhe ließen, in seinem leeren Hause.

Das Fräulein wurde von vielen jungen Damen ob des Vorsprungs, den sie durch ihre Stellung bei ihm hatte, beneidet. Dazu lag aber kein Grund vor. Die Träume dieses Fräuleins verstiegen sich nicht so hoch, sie hatte vielmehr ein leises Grauen vor den Ungemütlichkeiten ihres Brotherrn, er war zudem gar nicht ihr „Geschmack", und sie fühlte sich am wohlsten, wenn er außer Hause war.

Es ging Michael, diesem unruhigen Kopf, in diesem Winter und Frühling ganz wunderlich. Auf seinen langen öden Fahrten freute er sich, nach Hause zu kommen, und das nicht nur um seine Studentenpfeife, um Wein und Zeitung. Ihm wurde das alte graue Haus der Witwe Magnus am verfallenen Torbogen langsam lieb.

Manchmal, wenn er sich geeilt hatte mit der Rückkehr und fand dann seine Jungen doch schon schlafend, fühlte er eine ärgerliche Enttäuschung. Er hatte es gern, wenn sie bei seinem Abendessen um ihn herum waren und ihn beim Lesen der Zeitung zehnmal störten. Jetzt mußte er sich zusammennehmen, um nicht unwirsch gegen das Fräulein zu werden, denn im Grunde hatte sie ja recht getan, und er durfte sie in ihren Pflichten nicht verwirren. Aber es war schändlich schwer, sich nicht ein bißchen gehen lassen zu dürfen.

Rick hatte manchmal unter den langen blonden Wimpern Tränenspuren und kummerrote Wänglein. Er mochte nicht zu Bett, ehe Papa nicht zurück war. Papa war sein Erstes und Letztes, sein Höchstes und Liebstes.

Solche Kinderliebe soll auch keinen Eindruck machen! Nie war Michael mehr von Wachs und schwächer gegenüber seinem eigenen kleinen Sohn, wenn er so stand und auf das schlafende Jungchen mit seinen nassen Wimpern niedersah.

Aber er stemmte sich immer wieder dagegen an. Wenn das Fräulein ihm kleine Züge von Ricks Liebe erzählen wollte, schnitt er ihr das Wort ab. Hundertmal strich er das Händchen von seinem Arme, schickte Rick an sein Spielzeug, auch der schreckliche Kutscherbock trat wieder in Kraft, hundertmal verhielt er sich selber die flüchtige kleine Liebkosung, nach der ihn selbst verlangte, und die das Kind so glücklich machte.

Digitized by Google

Denn er war klug und noch kein weicher Narr. Er sagte sich vor: Dies Liebesbedürfnis bei Rick ist nicht gesund, es ist nervös, abnorm. Ich darf ihm nicht nachgeben. Der Junge muß lernen, stramm zu stehen und nicht ewig nach Zärtlichkeitsbrocken zu haschen.

So klug und konsequent war er schon. Aber daß in dem ewigen Kleinkampf mit Rick für ihn kein Mißton und Unglück, sondern etwas Süßes steckte, wie er es noch nie gekannt hatte, das konnte er nicht ändern. Und er wußte: so gewiß die Sonne, die heute untergeht, morgen wieder heraufkommt, so gewiß wird das hundertmal fortgeschobene Händchen wieder angekrochen kommen, das verjagte Köpfchen sich wieder an den Arm lehnen und das liebe Stimmchen plaudern und fragen, und wenn es hundertmal keine Antwort erhält!

Mache mir's doch mal einer nach und bleibe ein kalter Stein, wenn solch Kind um deine Liebe kämpft.

Hanna, ist dies dein Vermächtnis? Soll es eine Mahnung sein an versäumte Ehrenschuld?

Aber der Junge sah Hanna nicht ähnlich. Das war zu seinem Glück, denn ein Vermächtnis wollte dieser Mann nicht.

Neu war die Zeit, neu soll das Leben sein.

Es ist besser und für frischen Mut lohnender, auf neuem Boden unter anderer Sonne seine Aussaat und Arbeit zu beginnen als wieder aus alten Keimen eine alte Saat aufwachsen zu sehen und im Neuen das ewig Alte grauend zu ahnen.

* *
*

Es war eine possierliche kleine Wirtschaft und in manchen Dingen so verschroben wie möglich. Ein jahriges Dienstmädchen besorgte die Wirtschaft. Im Garten verkam das Obst, weil niemand etwas vom Einmachen verstand. Es war ein Jammer und für keine richtige Hausfrau zu ertragen. Wieder verschwanden grauhaarige Damen im Innern des Doktorhauses, um ihre Hilfe anzubieten. Sie blitzten aber damit ab. Der Doktor hatte kein Verständnis dafür, daß in diesem Jahr alle die herrlichen Gelees, die Zuckerfrüchte, die Marmeladen, die Rumtöpfe nicht ins Dasein treten sollten. Diese liebreichen Damen wurden ihm überhaupt schon reichlich zum Überdruß.

„Lauft in den Garten und eßt das Obst auf," sagte er zu seinen Jungen.

„Es ist sehr viel, Herr Doktor," flüsterte das Fräulein.

„So mögen sie sich den Magen daran verderben. Ich will von dem Zeug nichts mehr hören."

Um das Essen aufzubessern, war manchmal ein Donnergewitter des Doktors nötig, dann ging es wieder eine Weile. Aber das Wirtschaftsgeld verschwand wie ein Samenkorn in steinigem Boden und trug nur karge Frucht.

„Er muß heiraten, es ist ja gar nicht mehr anzusehen!"

„Ein Mann in seinen Jahren! Und der große Haushalt!"

„Jemand muß es ihm mal nahe bringen. Sagen Sie es ihm, Frau Amtsrichter."

Frau Amtsrichter war Frau Norbert. Dieselbe, die ewig kränkelte, und die ihr Mann zu Hause ließ, wenn er ausging und seine Geige mitnahm. Diese alten Geschichten waren schon längst vergessen, auch von Michael.

Frau Norbert hatte den Vorteil, daß sie keine Töchter hatte, also unverfänglich war und außerdem Michael als ihren Arzt ziemlich häufig sah.

Frau Norbert übernahm es auch, schon aus Eitelkeit, weil ihr alle diese Macht zutrauten. Sie phantasierte sich, kraft ihrer treuen Patientenschaft, in eine Sonderstellung zu dem Doktor Laurentius hinein und arbeitete mehrere Tage an einem wohlgefeilten, trefflich abgetönten Konzept für ihre Rede. Aber als er vor ihr saß und sie ihn ganz für sich allein hatte, fehlte ihr plötzlich der Mut. Sie machte ein paar verunglückte Ansätze, wurde rot und bekam Herzklopfen und wußte nun, daß sie in diesem Zustand unbrauchbar für ihre Mission sein würde.

„Es ist ein ungemütlicher Mensch, und was geht's mich schließlich auch an," entschuldigte sie sich verdrießlich vor den anderen.

Am Ende war es wieder Doktor Josen, der ihm zu Leibe ging. Der wurde weder

Digitized by Google

durch Herzklopfen noch durch Rotwerden am Sprechen gehindert und sagte ihm frischweg so ziemlich alles ins Gesicht, was sonst hinter seinem Rücken gesagt wurde.

„Also kurz und gut: die Geschichte geht hier nicht länger so, lieber Freund. Das Trauerjahr ist nächstens herum, was wollen wir sentimental sein! Schon der Kinder wegen, Laurentius! Machen Sie doch mal Ihre Augen auf, Sie wissen wohl gar nicht, wieviel Häuser Ihnen offen stehen. Ich wage zu sagen, sogar Häuser, an die Sie nicht denken. Gehen Sie doch einmal den Spuren der jungen Anita nach. Man kann ja nicht wissen. Vor zwei Jahren soll doch wohl so was im Werden gewesen sein."

„Sie sind auch solche verdammte Kaffeeschwester," sagte Michael lachend. Sie nahmen einander nichts mehr übel, aber es hatte auch nicht viel zu bedeuten, wenn sie sich gegenseitig Wahrheiten sagten. Jeder tat schließlich doch, was er wollte und was ihm lag.

Ein paar kurze stille Abendstunden sann Michael doch dem Anitagedanken nach. Warum eigentlich nicht? Einst hätte es mir doch sehr schön gedünkt, und es waren wohl nicht meine schlechtesten Gefühle, die bei ihrer Berührung klangen.

Aber etwas lebte in ihm, das reckte und streckte sich und seufzte verdrießlich. Ach, laß mich nur schon in Ruh. Bist du solch junger Abenteurer noch?

Da leuchtete Michael dem verdrießlichen Geist ins Gesicht. Oho, du bist wohl gar meine gute Freundin, die liebe Eitelkeit? Denkst noch an alte Streiche, die du bekommen hast, und kränkelst an den Narben? Graut's dir vor neuen Schmerzen, Fräulein? Gerade daraufhin müßten wir es eigentlich doch noch einmal wagen.

Nein, nein, der Geist hielt stand, er ließ sich nicht niederspotten. Es war doch nicht die Eitelkeit oder nicht sie allein. Etwas viel Tieferes, Intimeres. Es sah aus allen dunklen Ecken seiner abendlichen Stube, es tönte durch die halboffene Tür aus den leisen Atemzügen seiner schlafenden Jungen, es wehte aus den Blättern des Buches, das er las — es umgab ihn hier, jetzt und am Tage, daheim und draußen — es war der Geist seines Hauses. Dieses Hauses, wie es jetzt war, und wie er es liebhatte und es behalten wollte.

Gegen das Neue, das kommen wollte, wehrte sich dieser Geist und trotzte auf.

Was Schäden, was Mängel! Michael sah sie nicht und fühlte sie nicht. Es war eine Sehnsucht in ihm, die wollte nicht Ruhe, die wollte Leben und Kampf. Aber ihre Wege waren nicht die, auf denen jene ferne Traumgestalt zog.

Als der Geist seines Hauses siegte, da ward vielleicht dein Leben zum zweitenmal entschieden, Anita von Below. Aber wer konnte es wissen? Wer kannte dich?

— — — — — — — — — — — — — —

Die Mamas mußten sich mit der Zeit beruhigen und zusehen, ihre Töchter anderweitig unterzubringen. Nur die, denen dies nicht gelang, ließen ihre stillen Hoffnungen nicht sinken und schauten noch immer verlangend nach dem Doktorhaus am verfallenen Stadttorbogen. Aber Jahr rann um Jahr, die häusliche Wirtschaft holperte mangelhaft weiter, das Fräulein, dessen Geschmack nie der Doktor gewesen war, verlobte sich mit einem netten patenten Buchhalter und zog triumphierend davon. Michael Laurentius mußte sich nach einem neuen Fräulein umsehen und zwar nach einer geprüften Lehrerin, denn seine Jungens waren zum Elementarunterricht reif, und in Wittenow gab es keine höhere Schule. Diese Fräuleinsuche hatte ihre Schwierigkeiten, aus Schicklichkeitsgründen, aber auch das stärkte seinen Verstand nicht so weit, um sich eine Frau zu nehmen. Um diese Hoffnung sah es trostlos aus.

Allerhand andere neue Ereignisse traten ein. Die Witwe Magnus fühlte sich kränklich und alt werden, sie wollte ihr Haus gern lossein, und der Doktor kaufte es um ein billiges. Er ließ Handwerker kommen und alles um und um kehren, so daß man wieder eine Zeitlang den Atem anhielt und dachte: Das bedeutet etwas! Er hat Absichten.

Aber er hatte gar keine.

Doch sein Haus hatte er sich jetzt sehr gemütlich hergerichtet. Man sah, er hatte Blick für die kleinen Schönheiten des Lebens. Die oberen Räume bewohnte jetzt das neue Fräulein mit ihren Zöglingen und die Kinderfrau

Digitized by Google

mit dem reizenden Dorchen. Aber die breite massive Treppe wurde viel benutzt, denn der Doktor verlangte beständig die Kinder um sich her.

Er war kein Narr mit ihnen, aber auch kein Schulmeister. Er verfolgte überhaupt durchaus keine großen und edlen Absichten mit dieser Einrichtung, er tat es nur sich selbst zu Gefallen. Wenn er von diesen ewigen, einsamen, langweiligen Landfahrten zurückkam, auf denen er las oder sich seine Fälle im Kopf herumgehen ließ, wollte er frisches junges Leben um sich her haben. So recht ursprüngliches, unverstelltes, nicht wie das, was bei etwaigen Diners oder Abendgesellschaften von seinen Tischdamen ausging.

Dabei gefielen ihm alle seine drei Kinder eigentlich gar nicht, und je größer sie wurden, um so weniger. Walter war unbegabt, ja geradezu dumm im Lernen, aber das hätte er noch gelten lassen. Was man so braucht, um in Amt und Brot zu kommen, das lernt solch Junge noch allemal, wenn man nur ein bißchen mit Stock und Zuckerbrot nachhilft. Darin war der Doktor begnadet kaltblütig. Zwar hatte er auch nicht selber die Stunden zu geben und an diesem Dickschädel herumzubohren. Die arme Gouvernante tat ihm rechtschaffen leid, und er sagte es ihr auch. „Donner, Fräulein, ich führe aus der Haut solchem Schafskopf gegenüber!“

„O, Herr Doktor, so schlimm ist's gar nicht!“ Das neue Fräulein hatte eine sehr liebliche Art, zu erröten. Sie hatte ihm gegenüber etwas bewußt Demütiges, trotz ihrer klugen schönen Augen.

Walters Dummheit war aber das geringste — der Bengel war verlogen dazu. Überhaupt ein unerfreuliches Kind. Dreist und eingebildet, ungutmütig und unverträglich, herrschsüchtig und dabei niederträchtig feige dem Vater und sonstigen Machtpersonen gegenüber. Man hätte geradezu einen Preis aussetzen können, um an Walter Laurentius eine wirklich schöne Eigenschaft zu entdecken.

Sein Äußeres zwar war nicht zu tadeln. Er war für sein Alter groß und gut gewachsen, hatte ein hübsches Gesicht und leichtgewelltes braunes Haar, dazu eine famose Art, den Kopf zu tragen.

Das trug ihm bei den Wittenower Damen durchgehends eine Würdigung ein. Es kam freilich nie zu seines Vaters Ohren, wie der Junge hier am Ort mit leiblichen und geistigen Süßigkeiten verfüttert wurde. Er war von der Sorte, die sich immer zur Geltung bringt und sich auch im Leben zu behaupten weiß.

Michael prügelte seinen Jungen reichlich. Nicht weil er in ehrlichen Stunden eine große Umwandlung und Besserung davon erhoffte, aber weil es ihm Bedürfnis war. Diesen Jungen mußte man prügeln, schon um seiner feigen Augen willen. Und vielleicht waren diese harten Schläge, die Walter bekam, noch das Beste in seinem Leben. Sie glichen so manches Praliné aus.

Wer war da, die Seele dieses schlecht veranlagten Jungen aus ihrer Tiefe zu heben und an ihr zu formen, mit fester Hand, mit gütiger Hand, mit unendlicher Geduld und unendlichem Verständnis?

Eine Mutter hätte es gekonnt, aber die war nicht da. Und jene, die hätte da sein können, die wäre die Allerschlechteste am Werk gewesen. Denn ihrer waren ja die niederen Triebe des Sohnes.

Fräulein Guste Röwer, die Erzieherin, hätte wohl gern das Beste getan. Aber, obwohl sie schon über die Mitte der zwanzig war, war sie unerfahren und selbst noch nicht ganz erzogen. Ein bißchen theoretisch in allem, gut von Verstand, überbildet nach einseitigen Prinzipien. Ihre Instinkte waren durchaus unsicher.

Was sollte sie, dies Kind in allen Lebensfragen, solch einer verschobenen Seele gegenüber?

Lust und ungestörte Freude an den anderen beiden Kindern hatte der Doktor auch nicht. Richard war elend nervös. Er war unendlich viel begabter als Walter, aber doch konnte er eigentlich auf keinem Felde irgend etwas leisten. Er hatte etwas Impulsives, leicht Begeistertes, das rührte und erfreute, aber das niemals erfüllte, was es versprach.

Fräulein Röwer mußte sich zusammennehmen, um nicht selbst bei diesem Knaben nervös zu werden.

Nur eines hatte er, das fest in ihm stand, eines, das allen Stürmen trotzte, eines, das sich gleichblieb durch alle Jahre, an all den beständig und hastig wechselnden Bildern

vorbei, das ihn zu gleicher Zeit stärkte und verweichlichte, vorwärts trieb und festhielt, ihn innerlich zerriß und ihm doch seinen einzigen wirklichen Halt gab: die abgöttische Liebe zu seinem Vater.

Sie war im Grunde auch ein Symptom der Nervosität, eine Art erregten Eigensinns, mit dem sich seine Gefühle in diesen einen Gegenstand festbissen. Sie machte ihn nur immer noch nervöser, feinfühliger, ließ ihn auf das kleinste Wetterzeichen im Gesicht des Vaters merken, gleichsam in elektrischer Berührung seine Stimmungen ihm abfühlen.

Michael wußte dies alles ganz genau, zu Zeiten. In solchen Zeiten kämpfte er wie mit Fußtritten und Faustschlägen gegen die Liebe seines kleinen Sohnes. Er zerschmetterte das Kind förmlich, machte es krank mit seiner Härte und Kälte, so körperlich krank, daß es bedrohliche Fieberanfälle bekam, ohne doch den Vater, der gerade seinen harten Kopf hatte, damit zu rühren.

Aber der kleine schwache Rick mit seinem Körperchen, das ein Windzug umblasen konnte, war in diesem einen Willen und Gefühl, in dem sich seine ganze Lebenskraft konzentrierte, zäher als der starke, herrische, klarköpfige Mensch, des Bübchens Vater. Er bezwang ihn einfach.

Er wußte schließlich auch schon Bescheid, der feine kleine Geist: Es hat sich noch allemal ausgestürmt bei Papa, es wird schon wieder besser!

Michael war im Grunde gar kein Tier- und Menschenbändiger, dazu fehlte ihm schon die Geduld. Die großen Erzieher in der Welt sind aus anderem Holz. Er riß wohl einmal an seinen Mitmenschen herum, aber zuletzt ließ er sie doch wieder laufen und war froh, wenn er seinen eigenen Weg finden konnte.

Mit Rick nun gar — es war die alte Geschichte. Michaels schwächster Punkt, trotz allem gegenteiligen Getöse, war nun einmal sein Herz. Vor Jahren schon, im Wagen über Land, hatte er die leere kalte Stelle an seinem Ärmel nicht leiden können. Vor solchem kleinen Virtuosen im Lieben, wie Rick war, wurde er im tiefsten Grunde hilflos. Ja, und noch viel mehr: abhängig.

Wenn Rick krank war und zu Bette lag, was häufig vorkam, wie er ihm dann fehlte! Am Mittagstisch, abends, im Wagen, sogar in den Sprechstunden, in denen er sonst die Kinder nebenan wußte. Er gab nach Tische einfach seinen bequemen Armstuhl auf und setzte sich auf die Bettkante zu dem Jungen, oder er ließ ihn in sein Zimmer aufs Sofa legen: so war beiden geholfen.

Er nannte ihn meist mit drolligen kleinen Schimpfnamen, in denen doch eine Fülle der Zärtlichkeit steckte, von der er selbst nicht einmal wußte. Nie fiel es ihm ein, Walter oder die kleine Dora mit solchen Schimpfnamen zu bedenken. Die waren da und sollten auch da sein, aber Rick regierte.

Zwar hätte das niemand laut sagen dürfen.

Manchmal packte ihn die Angst um Ricks zarten Körper. Was sollte solch unglaubliches Grashälmchen einmal im rauhen Leben anfangen? Der junge bewegliche Geist stand ganz unter der Tyrannei der schwachen Organe. Das ganze Kind war Hilflosigkeit, Haltlosigkeit, und da halfen auch keine Fußtritte. Das wußte Michael aus Erfahrung.

Er kaufte eine ziemlich hohe Extrarente für den Jungen. Es war ihm ein lieber Gedanke, zu wissen, daß er sich für seinen albernen kleinen Schlingel einige Einschränkungen auferlegen müsse. Er stellte sich selber wie ein Kind dabei an. Als erstes ließ er eine neue Livree, die sein Kutscher nötig brauchte und die schon ausgesucht war, wieder abbestellen. „Zieh deinen alten Rock nur ruhig noch wieder an, August,“ sagte er mit innerlichem Vergnügen. „Wir haben's nicht dazu, wie Kommerzienrats 'rumzufahren.“

Das kleine Dorchen mit den langen blonden Haaren war auch das Entzücken der ganzen Stadt. Wo sie sich auf der Straße sehen ließ mit ihrer auf sie eitlen Kinderfrau, ging ein Geküsse und Getätschele an, ein Schmeicheln und Tändeln um ihre Gunst. Michael hatte es überhaupt darin wunderlich getroffen, und es ging mit verwünschten Dingen zu: alle seine drei Kinder waren auffallend hübsch und zum Verziehen von „Tanten“ wie gemacht.

Wenn sich die einfältigen Leute bei ihm weich betten wollten, rückten sie ihm mit solchen Eröffnungen zu Leibe. „Ihre drei Schönheiten, Herr Doktor!“ „Wie Sie zu beneiden sind um Ihre schönen Kinder!“ Es war zu albern.

Digitized by Google

Mit der Zeit wurde Walter Lateiner und mußte aufs Gymnasium. Michael gab ihn aus dem Hause. Aber nun sah er es kommen, daß er auch Richard weggeben müsse.

Er schlug sich elend mit diesem Gedanken herum, war bald ein feiler Lügensophist, bald ein Wahrheitsfanatiker. Im ersten Zustand lag alles wie gewünscht, Richard war zu schwächlich, um fortgegeben zu werden, der neue junge Pastor im Ort war ein tüchtiger Schulmann und konnte ihn gut bis Tertia, wenn nicht noch höher bringen — also warum nicht?

Im zweiten Zustand klappte alles, aber für Michael sehr zur Unzeit. Richard mußte endlich aus den väterlichen Flügeln hervor, sonst wurde er im Leben kein Mann. Die Kost in Walters Pensionat war gut und vernünftig, und der einheitliche Schulzwang konnte für den kleinen flatternden Geist nur zum guten sein.

Hat mich denn der Junge schon selber weichlich gemacht? dachte Michael.

Also der zweite Standpunkt siegte. Es war vorauszusehen. Leute wie Michael lassen immer den Kopf über das Herz siegen, und zumal, wenn sie ein tête carrée haben, kommt das Herz allemal zu kurz.

Nach Jahresfrist wurde Rick abgeschoben. Das war fürchterlich.

Michael half sich, indem er Ricks Jammer als Krankheit behandelte, aber er selber wurde ganz elend davon und konnte acht Tage lang nichts essen.

Er richtete es so ein, daß er auf seinen Krankenbesuchen war, während er Richard mit seinem Wagen fortschickte. Nur zwei Stunden weit und immer Chaussee. Lächerlich, solch ein Aufhebens davon zu machen.

Als er zurückkam, sah ihm Fräulein Röwer gleich am Gesicht an, daß er nichts von der Abfahrt und Abschiedsszene hören wollte. Darum hütete sie ihre Zunge.

Das leere Haus war ihm greulich. Überall, wo er ging und stand, fehlte ihm sein treuer kleiner Bube.

Herrgott, wie kann man so zum Narren werden, sich so regieren lassen von solchem unvernünftigen Wirrkopf!

Jetzt werden natürlich schlechte Nachrichten kommen. Sicher, möglichst schlechte. Richard lebt sich nicht ein. Er lernt nicht. Er will nicht lernen. Er ißt nicht. Er weint. Er wird krank. Es geht ihm schlechter, und wenn er nicht nach Hause kommt, wird er womöglich sterben.

Michael sah schon förmlich die Briefe vor sich mit solchem Inhalt.

Meinetwegen, dann stirbt er eben. Einmal muß er sich ja doch von mir trennen. Entweder er stirbt, oder er hält's aus.

Er hält's aus, das heißt, er entwöhnt sich.

Michael, was bist du denn selbst mit einem Male für ein Kind? Soll er sich denn nicht entwöhnen? Was zuckt und rebelliert denn da in dir?

Ja — so sieht die Unlogik des Herzens aus!

Unlogisch war dieser Mensch über alle Maßen. Er hätte es ganz anders anfangen müssen, Richard auf die eigenen Füße zu stellen. Aber er tat nur den einen wilden, grausamen Schnitt, und dann ließ er die Dinge laufen, wie sie wollten.

Er ließ auch den Jungen sich in seinen Brieschen ausweinen. Dann saß er und hielt die Läppchen in Händen, gar kein Arzt, gar kein Erzieher, nur ein beglückter, entzückter Vater.

Was dies aber auch für Briefe waren! Ein ganzes Herz, ein ganzes junges Leben steckte darin. Sie waren einfach, ohne jede Künstelei oder Phrase, spontan, aber künstlerisch in ihrer Ausdrucksfähigkeit. Wo hat sonst ein neunjähriger Junge die Möglichkeit, sich in Schriftzügen, in ganz einfachen kleinen Sätzchen so rückhaltlos verständlich zu machen!

Er wird schon werden! sagte sich der Vater. In dem steckt mehr als ein haltloser Schwächling. Eine seltene Kraft und Konzentriertheit steckt in ihm — vielleicht Genialität. Wenn sich sein erstes leidenschaftliches Empfinden auf mich bezieht, soll mich's schrecken? Ich werde es ja doch bald genug abgeben müssen!

Als die ersten Ferien, die großen Sommerferien nahten, hatte er selber seine Sinne kaum mehr beisammen. Er konnte sich nicht erinnern, daß er sich als Knabe so sehr darauf gefreut hatte. An dem Tage schickte er seinen Wagen, die Söhne zu holen, und nahm selbst mit einer klapprigen Mietskutsche vorlieb. Fräulein Röwer brachte ihm noch

Digitized by Google

seinen Instrumentenkasten in den Wagen nach.

„Wenn Sie zurückkommen, ist Leben im Hause," sagte sie. Und mutig, nach einem kleinen Zögern, fügte sie hinzu: „Nehmen Sie's heute nur nicht so genau, Herr Doktor, daß Sie bald zurück sind."

„Ja, ja!" sagte er lachend, in leuchtender Laune. Ihre Worte taten ihm ordentlich wohl. „Also, Monsieur da vorne, Sie haben's gehört! Doppeltes Tempo heute für die alten Gäule!"

Fräulein Guste Röwer sah ihm nach, dann ging sie mit pochendem Herzen ins Haus zurück. Er ist ja ein goldener Mensch, dachte sie.

Sie dachte es nicht zum erstenmal, aber er wußte nichts davon.

Als er zurückkam, waren die Pferde naß vor Schweiß. Das Räderrollen hatte die lange stille Straße heraufgetönt, vor seiner Haustür, im Lindenschatten, da stand ein ganzer Haufen Menschen, wahrscheinlich auch alle Dienstboten mit dabei. Es war lustig anzuschauen.

Da löste sich eine schlanke Knabengestalt, da flog sie dem Wagen entgegen, aufs Trittbrett herauf, dem Vater auf die Knie, mit beiden Armen um seinen Hals.

„Papa —!"

Der Junge schluchzte, der Doktor lachte. Er ließ die Bürde an seinem Hals hängen, als er ausstieg.

„Dummer Strick, was ist denn nun dabei! Das bißchen Trennung, wie kann man sich nur so haben! Laß mich los, geh' deiner Wege. Na, Walter, komm du her, wie steht's denn mit dir?"

* *
*

Die ganzen herrlichen Sommerwochen entlang, in Sonne und Regen, ließ der Doktor seinen kleinen Rick neben sich mitfahren. Walter konnte dann auch anstandshalber mit auf den Bock, aber um Rick handelte es sich ja doch nur. Es waren seltsame Wochen, Wochen voll gedrängter Schönheit und leiser Wehmut, diese Wochen, die zwischen der Trennung zuvor und der Trennung nachher lagen.

Das frühreife, feinnervige Kind lebte sich in den Vater ein, wie es sonst nur der Freund, das liebende Weib vermag. Michael überließ sich auch diesem Wohlgefühl einer solchen Hingabe, er kämpfte gar nicht mit seinem Jungen.

Meinetwegen! dachte er. Es sind ja nur vier Wochen. Ein wonniges Behagen lag in diesem „Meinetwegen".

Aus der Schule brachten die beiden Söhne ihm keine Lorbeeren mit. Walter war in seiner Quinta der Drittletzte, und seine Versetzung stand stark in Frage. Richard hatte einen Brief zu übergeben, in dem eine Anerkennnung seiner Fähigkeiten, aber eine um so bitterere Klage über Zerstreutheit, Unordnung, Teilnahmslosigkeit stand.

Aber die Jungens hatten Glück: ihre schlimmen Nachrichten trafen den Vater in der günstigsten Verfassung an. Er war nicht aufgelegt zum Strafen, nicht einmal ärgern konnte er sich. Er schnauzte ehrenhalber die Sünder ein bißchen an, aber selbst der dumme Walter merkte, daß dies nicht sehr ernst gemeint war, und daß es diesmal ohne Schmerzen abging.

Am Abend vor der Abreise passierte Michael etwas Wunderliches. Sein kleiner Sohn sah ihn schon eine lange Weile ernsthaft forschend aus seinen dunkelgrauen Augen an, auf lustige Bemerkungen hörte er nicht, er hatte etwas schmerzlich Erregtes.

„Was hast denn mal wieder, Stoffel?" fragte der Vater in möglichst spöttischem Ton. Nur jetzt keine Abschiedsheulerei wieder in Szene setzen.

Nein, das war's auch nicht. Der Junge kroch an ihn heran, wie er immer tat, und sah ihm unverwandt ins Gesicht.

„Papa — Papa, du magst doch — du magst doch Fräulein nicht leiden?"

„Welches Fräulein? Fräulein Röwer? Warum soll ich die nicht leiden mögen?"

„Nein, Papa! Nein, Papa! Du sollst nicht. Schick sie fort. Sie hat's auf dich angelegt. Sie umschleicht dich immer —"

„Was schwatzest du nur, Rick! Sie umschleicht mich?"

„Ja — mit den Augen und immer. Auch so. Du sollst sie nicht liebhaben! Nein, nein!"

Er umklammerte ihn plötzlich. „Schick sie fort, Papa. Du sollst sie nicht liebhaben, aber sie will's. Sie umschleicht dich!"

Digitized by Google

„Rick, du hast wieder mal deinen verrückten Anfall. Du träumst am hellen Tage. Sei nicht blödsinnig, Junge. Ich wundere mich nur, was du dir noch für Ideen ausdenken wirst. Mache mich, bitte, am letzten Abend nicht noch böse!"

Er war so ärgerlich und abgestoßen, daß Rick es wie einen kalten Strom fühlte. Er wurde sehr blaß und ließ sofort von ihm ab. Mit keinem Wort erwähnte er das Schreckliche mehr, nur abends im Bett küßte er leise des Vaters Hand.

Dem wurde sofort das ganze Herz umgekehrt. Wie blaß da sein Jungchen lag und sich mit seinen albernen Grübeleien quälte. Er setzte sich auf den Bettrand und faßte ihn in das weiche Blondhaar.

„Du wirst deinem Vater doch nichts Schlimmes zutrauen?" fragte er weich.

„Nein!!" Es klang wie ein Erlösungsschrei. Im Nu saß der Junge aufrecht, durch das Nachthemdchen, das auf der Brust offenstand, schimmerte der weiße junge Körper. „Nie, Papa! Du bist der höchste König, du bist — beinahe wie der liebe Gott —"

„Geht's nicht noch höher, du Hanswurst?" sagte Michael lachend.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage, als das Haus wieder leer war, dachte Michael: Ist denn das wahr? Oder bildet sich der Junge nur Torheiten ein?

Er sah ein paarmal scharf zu seinem Fräulein hinüber. Ja, es war wohl wahr, es war sogar ziemlich deutlich. — Komisch, daß so ein Knirps das eher merkt als ich! dachte er.

Michael schüttelte das leise Unbehagen von sich ab. Es ist schließlich natürlich! Was soll solch Mädel mit Temperament auch anfangen, wenn es jahrelang mit einem Manne zusammengesperrt ist und noch nie von den bittersüßen Äpfeln gegessen hat. Armes, junges Ding! wirfst deine schönsten Jahre an solchen Stoffel hin!

Dann ging er wieder seiner Wege und verlor die Geschichte aus den Gedanken.

Aber sie tauchte wieder auf. Es kamen ein paar Wochen, in denen weniger zu tun war und er sich viel im Hause herumtrieb. Da merkte er ihre Sorgfalt und Bemühtheit, geschäftig und übereifrig in aller Stille, zudringlich in aller Demut, auf Schritt und Tritt. Es kamen die herbstlichen Tage, er hatte mehr zu tun und kam oft erst spät nach Hause. Da merkte er sie auch, wie sie seiner gewartet hatte, wie sie ihn umdiente, und ihr geräuschloses Walten dünkte ihm plötzlich laut und lästig und fiel ihm auf die Nerven.

Was fiel der Person ein? Die ungebetene Liebe eines Frauenzimmers ist lächerlich und dreist.

Gut, sie kann zu Neujahr gehen.

Es war zu Ende des Septembers, ein nasser, stürmischer Tag. Er war nach Hause gekommen und saß unter der Lampe am Eßtisch. Sein ganzer innerer Mensch war müde und mürrisch. Seit die Jungen nicht mehr daheim waren, gefiel es ihm hier nicht mehr, und er fing leise seine alten Kneipgewohnheiten wieder an. Dora, das herzlose Kätzchen, das jedem das gleiche süße Lächeln zeigte, war ihm kein Ersatz für seinen Rick.

An solchen Abenden war er sehr bereit, sein ganzes Leben für verfehlt anzusehen. Wann hatte er es denn auch je geführt? Was hielt ihn hier in dem grauen Hause am Rinnstein, gegenüber dem Schuhmachermeister Hümpel?

Eine große Mission etwa? die Überzeugung seiner Unersetzlichkeit?

Ach Narr, wo steckt denn das alles? Ein bißchen liebe Gewohnheit, ein bißchen Faulheit, das wird's wohl sein. Michael Laurentius — ein Höhenmensch bist du nicht. Und daß du dir zuzeiten einbildest, es zu sein und es auch wohl ganz gerne sein möchtest — das ist ebenfalls noch das Tragische in deinem Wesen.

So war er gerade in der richtigen Laune, als Fräulein Röwer mit der Teekanne hereinkam. Was hatte sie ewig diese Dienste zu verrichten? wofür bezahlte er das Hausmädchen? Eine gesittete Gouvernante zieht sich abends auf ihr Zimmer zurück, wenn keine Frau im Hause ist.

Er warf ihr ziemlich rüde seine Frage wegen der Teekanne an den Kopf.

Sie blieb stehen, ehe sie den Tisch erreicht hatte, ganz blaß vor Schreck.

„Aber es war doch immer so, Herr Doktor."

Digitized by Google

Der einfältige kleine Einwand stimmte ihn milder. Freilich, es war seit Jahren so, nur hatte er es nie beachtet. Was konnte sie dafür, daß ihm mit einemmal die Augen aufgingen?

Aber gleichviel, sie war durch und durch ein unsicherer Mensch, sie hatte keine Instinkte, die sie schützten. Wer denn sollte sie schützen, er etwa? Dazu hatte er weder Zeit noch Lust.

Weg mit solcher überflüssigen Bürde!

„Fräulein Röwer, wie lange sind Sie eigentlich in meinem Hause?"

„Ostern werden es drei Jahre."

„So lange schon! Und — verzeihen Sie mir die Frage: wie alt sind Sie jetzt?"

Sie war nun an den Tisch herangetreten und hatte das Kännchen abgesetzt. Es mußte für sie plötzlich im Raume liegen wie Gewitterluft, ihre Hand zitterte. Mit wankender Stimme erwiderte sie ihm: „Neunundzwanzig, Herr Doktor."

„Sie haben doch noch Verwandte, Eltern?"

Dies Verhör war fürchterlich. Als sie in sein Haus trat, hatte er sie auch nach ihren Verhältnissen gefragt, aber natürlich dies alles längst vergessen. Das war's ja auch nicht, aber seine Art war so unheimlich und beängstigend.

„Ja, ich habe noch Eltern. Mein Vater ist emeritierter Pastor. Ich habe eine Stiefmutter und fünf Stiefgeschwister."

„So. Ich danke Ihnen. Ja, Sie erzählten mir wohl schon."

Der kleine Bericht rührte ihn etwas, es klang viel verschwiegenes Weh daraus. Und hier, bei ihm, hatte das arme Geschöpf sich so glücklich gefühlt, in aller Stille, ohne daß jemand einen Finger darum gerührt hätte, nur von ihren süßen Einbildungen.

Ja, wie lange dachte denn dies närrische Ding von dieser luftigen Kost zu leben? Wie weit gingen überhaupt ihre Einbildungen und Gefühle?

Es war ein lustiges Zucken durch ihn gefahren. Gut denn, du possierliche Suse, wenn du so willst, wenn du dich mir in den Weg stellst, dann müßte ich ja kein Mann sein. Meinetwegen, los denn mit der Tanzerei! Wenn du dir dabei ein paar Rippen brichst, ich kann nichts dafür.

Sie hatte ihm nun, alter Gewohnheit treu, den Tee eingeschenkt. Obwohl sie sich zusammennahm, zitterten ihre Hände doch noch, und er meinte, unter ihrem hübschen Bluschen förmlich ihr Herz klopfen zu sehen.

An solche Mädchenangst wollen freilich die meisten Männer nicht glauben.

Aber Doktor Laurentius fühlte doch plötzlich großmütiger. So lächerlich heilig kam ihm die alberne, kleine, nutzlose Schwärmerei vor. Es wäre wirklich schon beinahe bubenhaft gewesen, dies gott- und menschenverlassene, dies von sich selbst verlassene junge Ding für ein paar müßige, spielerische Stunden auszunutzen.

Ahnte dies Mädchen denn überhaupt, wie sie sich preisgab — und was die Männer unter solchem Preisgeben verstehen?

Es war, als wage sie heute gar nicht, sich zu ihm zu setzen. Endlich nach hilflosem Schwanken tat sie es doch.

Hm — spekulierst du aber vielleicht doch darauf, hier Doktorsfrau zu werden? dachte Michael.

Wer kennt denn auch solch ein Mädel? Ich habe mir ja auch um eure Sorte nie Mühe gegeben.

Ja, lieber Doktor, wann hättest du dir je Mühe um Leute gegeben, die dich nicht ganz nahe angingen? Nun sitze eben und beiße an diesen Nüssen!

Statt dessen wurde er wieder ganz ungefüge und unzart.

„Möchten Sie nicht einmal in andere Verhältnisse?" fragte er. „Wie kann man ohne Not seine schönsten Jahre in Wittenow versitzen?"

Ihr wurden die Augen vor Erstarren groß. Was wollte er nur?

„Es gefällt mir gut hier —" sagte sie stotternd und dann, als sie sein kühles, spöttisches Gesicht sah, mit tiefem Erröten: „Es ist doch auch Not — Ich muß doch verdienen — wo sollte ich denn —?"

Ach! dachte Michael. Es ist ja die höchste Zeit, daß du aus dem Hause kommst. Wie kann man als Weib so fassungslos sein und dabei in solche Art von Stellung gehen. Verdammt dämliche Eltern mußt du zu Hause haben.

„Sie wissen aber doch wohl, Fräulein Röwer," sagte er in geschäftsmäßig kaltem

Digitized by Google

Ton, „daß es für eine junge Dame eine mißliche Lage ist, in einem Hause wie diesem Ihren Beruf auszuüben. Glauben Sie denn gar nicht, daß Ihr Ruf darunter leiden könnte?"

„O —" sagte sie mit plötzlichem Lächeln, das ihr sehr gut stand, weil es natürlich und lieb in seiner Unschuld war — „wenn es nur darum ist —"

Ihre Augen vollendeten den Satz: Wenn Sie nur zufrieden mit mir sind, was schert's mich, wie die Leute reden!

In diesem Moment hatte sie eine Schönheit des Ausdrucks, die ihn beinahe verblüffte.

So etwas lebte nun jahrelang neben ihm, und er hatte es nicht achtgehabt!

„Sie wissen wohl gar nicht, Fräulein, daß mein Ruf in solcher Beziehung nicht der beste ist?" sagte er roh. „Es soll Ehemänner geben, die Anstand nehmen, mich zu ihren Frauen zu lassen. Aber hieran sind nur die Weiber selber schuld. Was mich anbetrifft, glauben Sie mir, so bin ich ein ganz kalter Mensch."

Er wußte, daß er sie mit allen diesen greulichen Sätzen wie mit lauter Steinen warf. — Wie sie es wohl aushält! dachte er in gemeiner Neugier.

Aber ihre Schönheit wich nicht. Sie wurde zwar rot, aber ihr klares, unschuldiges Lächeln blieb. „Was geht mich denn das alles an!" sagte sie.

Ja, es ging sie nichts an. Diese unbeholfene, neunundzwanzigjährige Seele war so rein wie ein Rosenblatt. Daß ihr lieber Doktor viel verehrt wurde, und daß sich die Weiblichkeit gern über ihn unterhielt und sich in verstiegenen Vorstellungen erging, störte sie gar nicht. Wie es war, so war es eben. Sie hatte wohl ein begeistertes Verständnis für das Edelblütige, Starke und Großzügige in ihm, aber sie besaß auch das goldene Vorrecht wunschloser Herzen, alle und seien es die gröbsten Unebenheiten an ihm mitzulieben.

Hiermit bezwang sie ihn.

Der Abend wurde wunderschön. Zum erstenmal in all den Jahren sprach er mit ihr, und es ging in die Weite und in die Tiefe.

Sie war aufmerksam und klug. Der Abend verging ihnen unter den Händen.

Als sie sich trennten, reichten sie sich die Hand, und zwischen Lachen und Ernst sahen sie einander ins Gesicht. Seine Augen sagten ihr: Du bist schön und klug, und ich habe durch dich einen köstlichen Abend gehabt.

Als sie nach oben ging, dachte sie: Ob ich wohl viel schlafen werde in dieser seligen Nacht?

Auch Michael schlief nicht.

Der Herbstwind war heftiger geworden. Er toste ums Haus, die Läden klapperten, der Wetterhahn kreischte. Regen schlug an die Scheiben.

Mit Guste Röwers Gegenwart war auch ihr Zauber dahin. Wohl mochte sie ein gutes und kluges Mädchen sein und als Hausgenossin lieb und wert. Aber Michaels eigensinniges Herz blieb kühl und spottete seiner Versuche, es mobil zu machen.

Zum Liebhaben war für ihn das arme Mädel nicht.

Vielleicht konnte es noch einmal werden, wenn solche Abende öfter kämen.

Aber was ist das für eine Sache, eine Liebe auf Abzahlung nehmen! Willst du etwa jeden Tag sitzen und warten: Kommt's jetzt? Ist's jetzt schon weiter? Das hat den Tod in sich, ehe es noch anfängt. Und das arme kleine Fräulein geht auch darüber in Stücke.

Diese Nacht war schlimm für Doktor Laurentius. Er hätte gern das Mädchen im Hause behalten, dies stets ihm bereit stehende Wesen. Wollte er sprechen oder schweigen, so wollte sie dies auch, und durch ihre stillen Dienste war er verwöhnt. Sie war nicht leer wie Hanna, große Ansätze hatte er gestern gesehen, und es wäre lohnend, sie zu erziehen.

Jawohl, für ihn! Aber sie?

Schon gestern hatte er das leise Aufwachen in ihr gespürt. Ein paar Eingriffe mehr, und ihre Seele warf die Hülle scheuer Schwärmerei ab und stand in ihrer Liebe da. Was dann!?

Ach ja, es ist ein unruhvolles Ding um die menschlichen Beziehungen!

Am andern Morgen war er ernst. Ihr leise jubelnder Gruß glitt von ihm ab wie eine leuchtende Welle vom kalten Stein. Er fühlte an sich selbst das Beben, das durch ihr Wesen lief.

Digitized by Google

Draußen stürmte es fort, in den Rinnsteinen floß das braune Wasser wie kleine Gießbäche. Michael war in Joppe und hohen Stiefeln. Sie machte eine Bemerkung über das Wetter, die sich aber nur auf ihn und seine Fahrten bezog.

Jetzt los! dachte er. Die Sache ist überreif.

„Ich habe viel über unser gestriges Gespräch nachgedacht," hob er an, da tauchte ein schönes seliges Lächeln aus ihren verwirrten Mienen auf. Es wollte ihn gefangen nehmen, aber er verstockte sich.

„Natürlich an das erste, über Ihr Fortgehen," sagte er schroff. „Ich möchte, daß Sie mir erlaubten, Ihnen eine andere Stellung zu vermitteln."

„Mir —? Eine andere —? Aber — — ich weiß ja gar nicht — — zu wann denn?"

„Wann möchten Sie?" fragte er eiskalt weiter.

Ihre Augen, ihre großen, großen Augen schrien ihn an: Aber niemals! Solange ich lebe, nicht. Mich fortjagen, geht denn das überhaupt?

Er ließ ihre Augen sich ruhig ausschreien, sein Blick wurde mitleidig und sanft. Da kam auch in ihr Gesicht langsam eine gefaßte Stille. Ach, die Hoffnung hat ja tausend Arme.

„Wann es gut ist —" sagte sie endlich leise, aber nicht zerschlagen. „Vielleicht am besten — gleich."

„Ich werde also sehen, Fräulein," entgegnete er ihr.

Sie denkt sich ja jetzt ganz etwas anderes, dachte er im Laufe des Tages, daß ich sie mir wiederhole, aber nicht als Doras Gouvernante. So weit hat dieser eine Abend sie gebracht!

Je nun, es schlägt nicht in das Ressort des Mannes, die Frau in solchen Dingen zu belehren. Das muß sie selber tropfenweise begreifen. Arme Seele! aber es geht nicht anders.

Nicht in seinen Patientenkreis, sondern durch Vermittelungen sehr weit fort brachte er sie. Auf irgendein Gut, wo gerade wegen Krankheit eine neue Erzieherin gesucht wurde. Ob sie es da gut bekam oder nicht, konnte er nicht wissen.

Ihre Tränen flossen nun doch, als er ihr dies Schicksal mitteilte. Er hatte seit jenem Tage kaum ein überflüssiges Wort mit ihr geredet. Mochte sie es auffassen, wie sie wollte. Schließlich mußte er sich auch ein wenig vor sich selber schützen, er fühlte jetzt doch nach langer Vakanz eine leise Neigung zum Verlieben in sich, und damit war weder ihr noch ihm genützt. Zur Spielerei war dies Mädchen zu schade.

Daß sie so bitterlich und haltlos vor ihm weinte, das erste Mal, daß er sie in Tränen sah, machte noch nicht den tiefsten Eindruck auf ihn. An Frauentränen war er in seinem Beruf gewöhnt und leidlich dagegen abgestumpft. Aber daß die Sache nun unwiderruflich vorbei war, das tat ihm doch grimmig leid.

Er ließ sie stehen und ging davon.

Im Flur lief ihm das kleine Dorchen mit ihren hellblauen Seitenschleifchen im langen welligblonden Haar in den Weg. Er nahm sie mit in seine Stube und setzte sie sich aufs Knie.

„Was sagst du nun, Dora, dein Fräulein geht fort!"

„Ach!" Die Äuglein wurden ganz rund. „Und nun krieg' ich eine Neue, Papa? Wie sieht denn die aus?"

Frauenzimmer! dachte er zornig und ließ sie vom Knie herunter. Euch soll man nur mal aufs Herz abklopfen! „Eine Neue!" Jawohl, das ist euch die Hauptsache. Vielleicht hat die Röwer doch mehr Gefühl als sonst die Weiber alle —

Es ist ja auch noch nichts verloren. Ein Wort von mir, und sie bleibt hier.

Als was?

Nein, nein, laß sie nur gehen. Es ist ja doch alles Luftspiegelei. Noch ein paar armselige Jährchen weiter, und die grauen Haare sind da. Was will man da noch für Harfentöne vom Leben erwarten!

— — — — — — — — — — — — —

In diesem Winter, der auf die Trennung von seiner Hausgenossin folgte, machte Michael sich viel mit den Fragen zu schaffen, die, seit Menschen denken können, Menschenherz und Menschenkopf bewegt haben.

Wo komme ich her, und wo gehe ich hin? Wer ist Ich? Was ist die Welt? Was ist Gott?

Wo ist die Ursache von allem, das daist? Und wer erklärt den Ursprung des Bösen

Digitized by Google

in der Welt, des Widersinns im Gottes-erkennen, das Unlogische, den Verfall?

Man muß ein wenig einsam sein und allerlei Kleinkram hinter sich und unter sich haben, ehe man von solchen Fragen geschüttelt wird. Der laute Tag und der bunte Tag versperrt den Ausblick nach da draußen. Nach dem für Menschenklugheit ewigem Draußen.

War die kluge und verbildete Röwer mit ihrem einzigen Abendgespräch die Ursache — oder war Michaels unruhiges Weben und Treiben jetzt an dem Punkte angelangt, an dem wir alle einmal anlangen, die einen früher, die anderen später? Da wir staunen und fragen und die Augen aufreißen und uns verwirren und verstricken und wieder von vorn anfangen und schließlich auseinanderlaufen, die einen in alte wohlumhegte Gärten hinein, die anderen in Wildnis und Kämpfe oder auf eisige Höhen oder ins schwarze Wasser —?

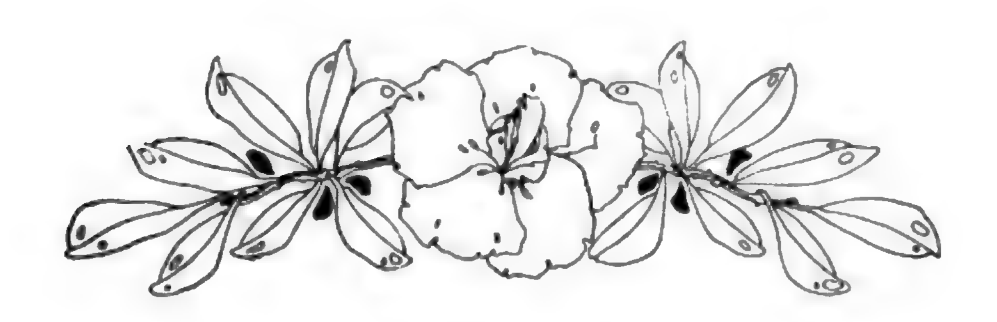
Wer kann hier die Hand auf Anfang und Ende legen.

Michael wühlte in Büchern diesen ganzen Winter. Er war zugleich ein Schüler und ein Verächter, ein Träumer und ein Verstandessklave. Er litt als ein armer Mensch unter der Qual des zwingenden Wissens. Aber als Gottes Freund stieg er in reichen Stunden auf der Menschheit Berge.

Ja, auf der Menschheit nur!

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben — —

(Fortsetzung folgt.)



Freie Höhe

Entbehrung hast du stolz um mich gelitten:
Du bist mit mir den steilen Weg gegangen,
Auf den statt Rosen Dornen niederhangen,
Und hast die freie Höhe mit erstritten.

Nun dehnt sich unsern Blicken das Gelände
Bis zu des Meeres schimmerndem Gewühle:
In des erreichten höchsten Glücks Gefühle
Begegnen fest und stumm sich unsre Hände.

Des Augenblicks unendliche Bewegung,
Vereinigt mit dem Graun bezwungner Fernen,
Entrückt uns völliger dem Weltgetriebe:

Ich richte mich in heiligster Erregung
Empor zum hohen Himmel unsrer Liebe
Und kränze dich mit allen seinen Sternen.

Walther Schottelius

*

Digitized by Google

Schiller in drei Jahrhunderten

Eine Festbetrachtung zum hundertsten Todestage des Dichters

von

Otto Harnack

(Nachdruck ist untersagt.)

Große Männer können als Fremde in ihrer Zeit dastehen; als Individualitäten, die keine Beziehung zur umgebenden Welt haben, oder als Leuchten, die zu einer noch fernen Zukunft hinweisen; sie können aber auch als Verkörperer und Vollender ihrer Zeit auftreten und deren Kräfte und Bestrebungen zu persönlicher Einheit konzentrieren. Von solcher Art war Schillers Verhältnis zu seiner Zeit; er war der Dichter, der Mann des achtzehnten Jahrhunderts, das der Menschheit so Großes erarbeitet hat. Das schließt natürlich nicht aus, daß er auch über seine Zeit hinausgewachsen ist; aber er wurzelt in ihrem Boden fest, so eigenartig auch seine Persönlichkeit sich darstellt, so eigenkräftig sein Streben sich entfaltet.

Wir nennen heute das achtzehnte Jahrhundert gern das Jahrhundert der „Aufklärung"; und ein geringschätziger Ton klingt dabei leise mit. Der entschiedene Intellektualist findet, daß in der Tat die aufklärenden Bemühungen nur wenig dauernde Frucht gebracht hätten, der Skeptiker bezweifelt, daß die Aufklärung dem Menschen wirkliches Glück gewähren könne. Kurz die augenblickliche Stimmung ist dem achtzehnten Jahrhundert und seinen Errungenschaften wenig günstig.

Wer sich aber gewöhnt hat, historisch zu prüfen und zu urteilen, der wird aus der Vergleichung der Zustände zu Beginn und zu Ende jenes Säkulums einen erhebenden Eindruck davon gewinnen, was es getan hat, um die Menschheit von den Mächten düstern Aberglaubens und wüster Selbstzerstörung zu befreien. Aber nicht Aufklärung über diese oder jene einzelnen Tatsachen, Befreiung von diesen oder jenen Irrtümern war die Losung, sondern Herstellung des Glaubens an die Menschheit, ihre Bestimmung, ihren Fortschritt zur Verwirklichung dieser Bestimmung. Der Kampf für diesen Glauben war wesentlicher als der Kampf gegen irgendwelchen Aberglauben. In der Reihe dieser ehrenvollen Kämpfer gebührt Schiller eine der ersten Stellen.

Dem jugendlichen Schiller ist eine schwärmerische Philosophie des Menschheitsadels, der Menschheitsveredelung eigen. Wohl ist das edle Bild des Menschen oft verdeckt.

Digitized by Google

verunreint vom Staub des Lebens, aber der liebevollen Betrachtung erschließt es sich doch leicht; nicht schwere Arbeit ist vonnöten, um es zu enthüllen und zu würdigen, nur Wahrhaftigkeit, Unbefangenheit des Blickes und des Verständnisses! In der „Theosophie des Julius" hat uns Schiller selbst ein Resümee dieses naiven, reinsten Menschheitsglaubens gegeben: „Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle streben nach dem Zustand der höchsten, freien Äußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Tätigkeit auszudehnen, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, das sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. ... In den Augenblicken, wo wir sie uns denken, sind wir Eigentümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit." — Ist dem wirklich so — nun was bedarf es anders mehr als das Denken des Menschen aufzuklären, ihm zu zeigen, wo er das Schöne, Wahre, Vortreffliche finden kann. Das ist die eigentümliche, ursprüngliche Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts, die freilich sich schon ziemlich überlebt hatte, als der jugendliche Schiller enthusiastisch jene „Theosophie" schrieb.

Und auch Schiller konnte gegenüber den harten Tatsachen des Lebens nicht an jenem Optimismus der Aufklärung festhalten. Mit rührender Wahrheit und Einfachheit hat er das in dem Gedicht „Licht und Wärme" ausgesprochen:

Der beſſ're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen ...

Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren ...

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

Daß die Erkenntnis den Menschen nur zu oft von der Höhe idealer Glückseligkeit hinabziehen müsse, daß dagegen der Wille die entscheidende Kraft sei, die ihn auf dieser Höhe erhalte, diese Überzeugung ist das Bekenntnis Schillers in seiner späteren Zeit. Wiederum aber zeigt sich auch hier der unzerstörbare idealistische Optimismus, indem nun dem Willen die absolute Kraft beigelegt wird, jene Aufgabe zu erfüllen. Ist er nur ungeschwächt, ungehemmt, ganz seinem eigenen Wesen und seiner eigenen Betätigung überlassen, so leistet er das Höchste. Daher auch die Verehrung der uneingeschränkten Freiheit, der zweiten Göttin des achtzehnten Jahrhunderts, an der auch der reife Schiller festhielt, obgleich sie für ihn eine andere Bedeutung gewonnen hat als für den jugendlichen Stürmer und Dränger. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, Und wär' er in Ketten geboren!" verkündet er jetzt. In der Jugend hätte er so nicht die äußere Freiheit für nichtig erklärt, da sah er in „Ketten" das schlimmste Hindernis der Freiheit, im Zwang des Gesetzes schon die Stickluft, in der sie hinsiechen mußte — und ingrimmig ließ er seinen Karl Moor ausrufen: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gemacht; aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus." Der gereifte Mann lernte das Gesetz achten; aber nur in der Freiwilligkeit der Anerkennung, nur in der freigewählten Übernahme der Verpflichtungen fand er die Würde der Persönlichkeit gewahrt und zugleich den sittlichen Wert der Gesetzeserfüllung verbürgt.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ewige Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Dieser Wille ist natürlich nicht gleichbedeutend mit einem bloßen Triebe, einem Drang der Natur; er ist durch den Intellekt hindurchgegangen; er hat sich von ihm das Ziel der Erhebung zeigen lassen; er hat mit bewußter Klarheit das sittliche Gesetz anerkannt und sich ihm untergeordnet.

Hier spricht sich ein Gegensatz des gereiften Schiller aus zu einer Bewegung, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunders entstanden

Digitized by Google

war, und die auch Schiller in seiner Jugend in ihren Bann gezogen hatte: die Naturvergötterung, das Naturevangelium, wie man sie auch genannt hat. Rousseau, der geniale Feind selbstgefälliger Überkultur, hatte dem Jahrhundert, das Goethe das „selbstkluge“ genannt hat, eine ganz neue Lehre gegeben, als er die ganze Tiefe der unverbildeten reinen Natur ihm aufschloß und als beschämendes Muster vorhielt. In den „Räubern“ hat auch der Karlsschüler Schiller, angewidert von der Dressur, in der er aufwachsen mußte, die Natur als reinen Grund alles Menschentums gepriesen — aber so wenig das Zeitalter bei dieser Naturverehrung verharrte, so wenig war es Schiller möglich, dem ausgeprägten Repräsentanten seiner Zeit. Schon in den „Räubern“ übt er eine, freilich als solche wohl nicht beabsichtigte, grausame Kritik an dem Naturglauben, indem er die auf dem Boden ausschließlicher Anerkennung der Natur erwachsene Weltanschauung eines Franz Moor zu krassem Materialismus und sittlichem Nihilismus sich entwickeln läßt. Einer späteren Zeit war es vorbehalten, Naturerkenntnis zur Grundlage einer wirkich lebensfähigen Weltanschauung ausbilden zu wollen. Das achtzehnte Jahrhundert lebte zu sehr in rein geistiger Sphäre, um das zu unternehmen; und nach dem kurzen enthusiastischen Naturtraum Rousseaus kehrte es reuig zur „Aufklärung“ zurück. Aber doch bereichert durch neue Erfahrungen und skeptisch gemacht gegen den absoluten Wert seiner früheren Errungenschaften. Als neue Stufe der Erkenntnis entwickelt sich der Kritizismus Kants, der teils aus der Prüfung der eigenen Erkenntnisquellen, teils aus dem Bewußtsein der Bedingungen und Grenzen des Naturerkennens entspringt.

Schiller hat in Kant einen mächtigen Halt zur definitiven Ausbildung seiner Weltanschauung gewonnen, hat sich aber doch auch selbständig ihm gegenübergestellt. Die Autonomie des sittlichen Willens, zugleich aber seine innere Gebundenheit an das Sittengesetz, fand sich bei Kant mit einer Entschiedenheit und Sicherheit ausgesprochen wie nie zuvor; der Wille war unabhängig gemacht von dem vorgezeichneten Wege, den der Verstand sich zu weisen unterfing; hier gab es keine Regeln, die aus Betrachtung der Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit abgeleitet werden konnten; es gab nur die innere Stimme, die den Weg mit elementarer Gewalt anbefahl und die höchste Kraftäußerung aufrief, um ihm zu folgen. Aber indem Kant die Tatsache, daß dieses innere Gebot, dieser „kategorische Imperativ“ den eigenen Naturbedingungen widerstreiten könnte, allzu gewaltsam betonte, ja zur Regel erhob, geriet er in Widerstreit mit Schillers künstlerischem Genius, der nicht in beständigem innerem Zwiespalt ein wertvolles Ziel erkennen konnte, der nach innerer Einheit, nach Harmonie der Persönlichkeit zu streben sich gedrungen fühlte. Schiller stellte demgegenüber die ideale Forderung, daß die Persönlichkeit sich ganz von dem sittlichen Gebot erfüllen lasse, mit ihm eins werde und in der Erfüllung des Gewissensgebotes auch die höchste eigene Befriedigung finde, daß durch diese Harmonie der sittliche Mensch zugleich auch als der schöne Mensch sich darstelle.

Hiermit war das sittliche Ideal in enge Beziehung gesetzt mit einem anderen Ideal der Zeit, dem der Schönheit, die im Sinne der Klassizität seit Winckelmann als edle Einfalt und stille Größe aufgefaßt wurde. Der sittliche Mensch erschien nun zugleich als das höchste Kunstwerk, frei nach dem eigenen sittlichen Triebe ausgebildet und doch zugleich seiner Bestimmung nach in dem Ganzen der Menschheit harmonisch eingeordnet. Über die Sehweite der Aufklärung weit hinaus erhob sich diese geistige Schöpfung, in der sich die intellektuellen, die ethischen, die ästhetischen Kräfte der Zeit zur vollen Einheit verschmolzen. —

Schiller hat nach manch schwerem Kampf und hartem Widerstand sich zu Ende seines Lebens der reinsten und höchsten Anerkennung der Zeitgenossen erfreut. Seit er 1799 mit dem „Wallenstein“ die Reihe der großen Dramen begonnen hatte, die mit „Wilhelm Tell“ abschließt, war er der gefeiertste Dichter der Nation; selbst Goethe trat damals neben ihm in den Hintergrund. Alle Kraft, die das achtzehnte Jahrhundert entbunden hatte, fand die Mitwelt verkörpert in Schiller. Versuche, ihn herabzusetzen, die von der jung aufstrebenden Richtung der Romantiker ausgingen, übten zunächst keine Wirkung.

Digitized by Google

Schillers Tod ward als nationale Trauer empfunden, aber zugleich als ein Wendepunkt der Geistesgeschichte. Gerade die tiefsten Geister haben das am deutlichsten erkannt. Wilhelm von Humboldt sah in Schillers Tode selber diesen Wendepunkt; Goethe, mit wohl richtigerem Blick, pries Schiller glücklich, daß er die neue Zeit nicht mehr zu erleben brauche — eine Zeit, die auch ihn zu einer ganz neuen Stellungnahme, zu neuen Problemen genötigt hätte.

Schiller hatte zum stürmischen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Freunden die Verse zugerufen:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Aber das „neue Jahrhundert" übernahm diesen Wahlspruch nicht. Gewaltige Strömungen rissen den einzelnen immer mächtiger mit sich fort und drängten „ruhige Bildung" mehr und mehr zurück.

Zunächst freilich konnte es scheinen, als ob ein gesteigertes, bis ins Krankhafte getriebenes Innenleben die Signatur der neuen Zeit sein sollte. Die Romantik wollte in mystischer Erfassung des Begriffes der Genialität das Individuum von jedem Verhältnis zur umgebenden Welt, von jedem Bewußtsein bestimmter Aufgaben und Pflichten lösen; sie wollte insbesondere den Künstler, den Dichter zum souveränen Herrn der Kunst und Poesie und kraft seiner Begabung zum frei phantastisch schaltenden „ironischen" Herrn der Welt machen. Ihr erschien Schiller als eine der Genialität bare unglückliche Dichterfigur; sein ethischer Ernst war ihr Philistrosität, seine philosophische Gedankenrichtung — prosaische Verstandesdürre, sein idealistischer Kunststil — phantasielose Rhetorik. Einen Dichter und Kunstrichter, der „getrocknet aufgegangen ist", nannte ihn Friedrich Schlegel. Derartige Ungeheuerlichkeiten konnten freilich keine weitere Verbreitung finden; aber das zugrunde liegende Gesamturteil gewann eine gewaltige Bedeutung. Denn die romantische Kritik und Literaturbetrachtung errang zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Sieg; sie wurde die gültige Richtschnur für die Masse der Gebildeten in Deutschland, sie wurde „modern", und Schiller wurde überraschend schnell unmodern. Nicht das Urteil Goethes über Schiller wurde maßgebend, sondern das Ludwig Tiecks. Zwar konnte die große Popularität der Schillerschen Dramen nicht erschüttert werden, aber sie wurde nicht als Zeichen höchsten Wertes, sondern eher als Zeichen einer gewissen Mittelmäßigkeit betrachtet; turmhoch wurde Shakespeares Drama über das Schillersche gestellt. Und auch Schillers Balladendichtung, ja selbst seine philosophische Lyrik wurde von einem gewissen Standpunkt lächelnder Überlegenheit als Dichtung, die nur der Jugend genügen könne, beurteilt.

Schiller. Nach einer dem Dichter Andersen gewidmeten Zeichnung von Joseph Stieler.
(Hier zum erstenmal veröffentlicht.)

Günstiger für die dauernde Wirkung Schillers schien zuerst eine andere Bewegung zu sein, die sich der Zeit bemächtigt

Digitized by Google

hatte, die nationale. Der gewaltige Druck, den die drohende französische Weltherrschaft in Europa ausübte, erzeugte bekanntlich überall, und nicht zum wenigsten in Deutschland, eine heftige Reaktion des Nationalgefühls. An Stelle des Kosmopolitismus, des allgemeinen Menschheitsideals, dem das achtzehnte Jahrhundert mit aller Lebenskraft gedient hatte, trat die bewußt sich beschränkende Volks- und Heimatliebe. Merkwürdigerweise hatte Schiller gleichsam prophetisch in seinem letzten vollendeten Drama dies Gefühl verherrlicht; in „Wilhelm Tell“ wird das Vaterland im Gegensatz zur fremden Welt als höchstes Gut gepriesen. Und diese patriotische Mahnung hat sicherlich ihr Teil zum gewaltigen Aufschwung deutscher Volkskraft in den Befreiungskriegen beigetragen. Konnte Schiller aber etwa deshalb dauernd und wesentlich als „patriotischer Dichter“ verehrt werden? Es war unmöglich. Zu sehr überwog in der ganzen Persönlichkeit des Mannes der Sinn für das Allgemeine; die volle Kraft seines Idealismus war immer nur entfesselt worden, wenn das einzelne hinter ihm blieb und er in die Höhen unbegrenzten Fernblickes aufsteigen konnte.

Daher schienen die allgemeinen politischen Ideale, die sich nach dem Abblühen und Hinwelken der Romantik der deutschen Nation bemächtigten, eher geeignet, sich in Schiller verkörpert zu sehen. Der Liberalismus, der im zweiten Drittel des Jahrhunderts die Herrschaft in der deutschen Intelligenz gewann, rühmte gern Schiller als den Dichter der „Freiheit“ im Gegensatz zu dem reaktionärer Gesinnungen verdächtigen Goethe. Aber mit Unrecht! Goethe hat nicht ohne Grund gesagt, Schiller sei mehr Aristokrat gewesen als er selber. Die Freiheit, die Schiller pries, war keine, die durch Verfassungen und Parlamente verwirklicht werden konnte; sie war eine Seelen- und Geistesverfassung, die nur der einzelne, die tatsächlich sich nur wenige im harten Lebenskampf erringen konnten. Lag hier also eine Verkennung von Schillers Wesen, eine oberflächliche Beurteilung seines Lebensideals vor, so hat doch diese Verherrlichung den Kern der Jubiläumsfeier von 1859 gebildet, in der sich eine wirklich imposante Kundgebung des freiheitdürstenden Volkes für den Freiheitsdichter vollzog.

Sehr bald nach dieser Feier aber kam die entschiedene Abkehr von Schiller immer mehr zur Geltung; das letzte Drittel des Jahrhunderts läßt Schiller immer tiefer im Urteil der „Gebildeten“ sinken. Gerade die Verwirklichung langerstrebter politischer Ziele führte zur Gleichgültigkeit, ja zur Geringschätzung gegen den, den man früher als Vorkämpfer gepriesen hatte, dessen Idealismus aber für das gesättigte Gefühl derer, die jetzt sich der „Realpolitik“ rühmten, ein überwundener Standpunkt schien. Aber noch in ganz anderem Sinne wurde die realistische Richtung der Zeit verhängnisvoll für die Beurteilung Schillers. In der Weltanschauung der Zeit gewann eine auf einseitiger Verwertung großartiger naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse ruhende materialistische Philosophie das Übergewicht; im tatsächlichen Laufe des täglichen Lebens und in den Anforderungen des Kulturfortschrittes wurde die technische Beherrschung der Natur und die Sicherung der materiellen Wohlfahrt und Machtstellung von immer größerer Bedeutung; da glaubte man in dem „Idealisten“ Schiller nicht mehr einen Dichter für gereifte Männer anerkennen zu dürfen.

Doch das nicht allein. Auch in der Poesie, besonders in der dramatischen, machte sich seit den achtziger Jahren die entschieden naturalistische Richtung geltend, die in ihrer Art gewiß berechtigt war, die aber meinte, ihre Berechtigung durch leidenschaftliche oder höhnische Verunglimpfung Schillers erweisen zu müssen. Schließlich gelangte man zu der Lächerlichkeit, zwar die Sturm- und Drangtragödien des jugendlichen Dichters anzuerkennen, aber in seinem ganzen gewaltigen Ringen nach einem höheren Kunststil, in den großartigen Resultaten dieser Lebensarbeit nur einen traurigen Irrweg und eine Verkümmerung verheißungsvoller Triebe zu erblicken. Dabei blieb von dem Ruhme Schillers freilich nicht mehr übrig als von dem eines Alpenführers übrigbleiben würde, dem man nachsagte, daß er zwar ein trefflicher Führer in der Ebene sei, leider aber eine verkehrte Neigung bekunde, auf die Berge steigen zu wollen.

Digitized by Google

Friedrich Schiller. Nach dem Gemälde von Gerhard v. Kügelgen.
(Original im Besitze des Herrn Prof. Dr. H. Vaihinger in Halle a. d. S.)

Zu Harnack: Friedrich Schiller.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das zwanzigste Jahrhundert hat mit einem Wiederaufleuchten von Schillers Gestirn begonnen. Das Interesse für volkstümliche Kunst, für die Bedeutung künstlerischer Erziehung des Volkes hat uns wieder die Augen geöffnet für die mächtige Wirkung, die Schillers Dramen auf die Massen zu üben imstande sind. Aber auch im engeren Kreise: Übersättigung an naturalistischer Kunst, Enttäuschung durch materialistische Lebensauffassung ist überall zu verspüren, und der Drang nach der Schwungkraft idealen Bestrebens, der sich nach den verschiedensten Seiten hin richtet, ist auch einer neuen Schätzung Schillers zugute gekommen. Und von der Gedächtnisfeier des Todestages, die wir jetzt nach Ablauf eines Jahrhunderts begehen, erhoffen wir eine neue Ära lebendiger Wirkung des großen Dichters.

Aber wie ist das möglich? in welchem Sinne kann es überhaupt gedacht werden? Können die hundert Jahre, die vorbeigerollt sind, zurückgebracht werden? Können die Umwälzungen, die sie im Denken und Fühlen unserer Kulturwelt hervorgebracht haben, ausgelöscht werden? Können wir Schiller in ebenderselben Art aufnehmen und uns zueignen wie die Bürger des achtzehnten Jahrhunderts? Wäre das überhaupt zu wünschen? Sicherlich nicht. „Es

Schiller-Plakette. Im Auftrage des „Schillerverbandes deutscher Frauen“ ausgeführt von Professor Karl Seffner (Leipzig).

gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte," hat Goethe gesagt; „es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet." So ergreifend uns auch die Begeisterung ist, mit der Deutschland um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zumal dem Dramatiker Schiller huldigte, von dem es erreicht sah und ausgesprochen hörte, was es in heißem geistigem und künstlerischem Ringen seit langem ersehnt hatte; nachahmen, wiedererzeugen können wir diese Form der Begeisterung nicht. Andere Aufgaben harren unser, andere Ziele winken uns.

Lebendig werden aber kann und soll uns Schiller in höherem Sinne; indem wir ihn nicht mehr als Mann unserer Zeit beanspruchen oder als Vorkämpfer bestimmter einzelner Ziele oder Lehren betrachten, indem wir ihn auch nicht mehr im Rahmen seiner Zeit betrachten (was den Gelehrten überlassen bleiben mag), sondern indem wir ehrfurchtsvoll ihn als Persönlichkeit jenen Großen beigesellen, die erhaben über die wechselnden Bedingungen und Aufgaben der Zeit als Marksteine dessen, was das Menschentum in seinen höchsten Äußerungen hervorzubringen fähig ist, sich ewiges Leben errungen haben! Welcher Philosoph, der sich in den Tiefsinn der Dialoge Platos versenkt, wird ihren Wert davon abhängig machen wollen, welchen unmittelbaren Nutzen die Philosophie der Gegenwart aus ihnen ziehen kann? Und wer, der sich in die „Göttliche Komödie" vertieft, wird fragen, wie Dante etwa vor dem Richterstuhl der heutigen literarischen Kritik bestehen würde? Und dagegen: welcher Franzose, der in Corneille und Racine die vollendetsten Tragiker verehrt, wird verlangen, daß das heutige Drama sich nach dem Muster der beiden Großen richten müsse?

Den großen europäischen Kulturvölkern stehen ihre klassischen Dichter zeitlich meistens schon so fern, daß sie zu ihnen ein festes objektives Verhältnis gewonnen haben. Es fällt ihnen nicht ein, Shakespeare oder Calderon, Ariost oder Molière von ihrer Höhe herabstoßen zu wollen. Uns Deutschen stehen unsere Klassiker noch näher. Das hatte einerseits ein wärmeres persönliches Verhältnis zur Folge, anderseits aber auch eine Fülle parteiischer Bekrittelungen und Verzerrungen, unter denen Schiller gerade am meisten zu leiden hatte. Er war nicht so, wie man sein mußte, um den Menschen der letzten Jahrzehnte zu gefallen; das verzieh man ihm nicht. Nun erhebt sich vor uns seine ideale Gestalt zu neuer Würde; stolz schweift sein Auge über alle, die mit engem Sinn ihn meinten verkleinern zu können, und indem sein Blick nicht zornig sich zu ihnen hinabwendet, sondern frei in die Ferne hinausschaut, die sein Geist durchdringt, wendet er auch unser Auge in die Richtung dieser Höhe. Wir schauen hinauf, nicht um belehrt, sondern um erhoben zu werden.

Digitized by Google

Abb. 1. Jakob Friedrich Abel, 1751 bis 1829.

Abb. 2. Albrecht Friedrich Lempp, 1763 bis 1819.

Abb. 3. Johann Heinrich von Dannecker, 1758 bis 1841.

Das
Stammbuch des Karlsschülers Jakob Rieter

Ein Beitrag zur Schillerfeier

von

Louis Bobé (Kopenhagen)

(Nachdruck ist untersagt.)

Auch die Bücher haben ihre Schicksale. Dieser alte, sinnige Spruch bewährt sich wieder an dem kürzlich aus Privatbesitz in die Königl. Bibliothek zu Kopenhagen gelangten Stammbüchlein eines ungekannten, verschollenen Karlsschülers, Jakob Rieter aus Winterthur.

Über Rieters Lebensschicksale fließen die Nachrichten sehr spärlich. Er gehört einer weitverzweigten, angesehenen Schweizer Familie an. Seine Eltern waren Jonas Rieter und Susanne Huber, auch war er sicher ein naher Anverwandter des Landschaftsmalers Heinrich Rieter. In den Jahren 1780 bis 1781 hat er die Zuchtschule des schwäbischen Geistes besucht und war dann 1782 in Paris und 1787 in Darmstadt als Kupferstecher und Porträtmaler tätig. In den letzten Jahren des Jahrhunderts kam er nach Kopenhagen, wo sein berühmter Landsmann, der Elfenbeinschnitzer Lorenz Spengler, lebte, und gab hier eine Sammlung dänischer Nationaltrachten, zweiundsiebzig in Kupfer gestochene und illuminierte Blätter, heraus. Ebenso zeichnete und stach er eine Reihe Porträts der dänischen Seeoffiziere, die sich in der Schlacht auf der Reede am 2. April 1801 auszeichneten. Sein Name verschwindet 1807 aus den Wohnungsanzeigern Kopenhagens. Ob er um diese Zeit verstorben oder den Wohnort gewechselt hat, kann nicht ermittelt werden. Die frühere Besitzerin des Buches meint, Rieter sei im Hause ihres längst dahingeschiedenen Pflegevaters, bei dem er zur Miete wohnte, vor siebzig Jahren oder mehr gestorben.

Das Stammbuch Rieters enthält gegen fünfzig, von ihm selbst während seines Aufenthaltes auf der Akademie sehr sorgfältig und sauber ausgeführte gemalte Silhouetten von Karlsschülern, auch sonst viele Schattenrisse von Stuttgarter Beamten und Bürgern, sowie von deren Kindern aus den Jahren 1780 bis 1781.

Mit Schiller scheint er nicht persönlich bekannt gewesen zu sein, wohl finden sich aber im Stammbuche Silhouetten von verschiedenen Personen, die dem Dichter während seines Aufenthaltes auf der Karlsschule nahe gestanden haben.

Digitized by Google

Als bescheidene Gedächtnisspende aus dem nordischen Lande, der Heimat jener beiden edlen und hochsinnigen Gönner Schillers, des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann, mögen die hier in Betracht kommenden Schattenrisse einen Platz finden.

Abb. 4. Viktor Peter v. Heideloff, 1757 bis 1816.

Wir beginnen, wie billig, mit Schillers Lehrer Jakob Friedrich Abel (Abbild. 1), der seit 1772 Professor der Philosophie auf der Solitüde und an der Militärakademie war, wohl der hervorragendste und beliebteste Lehrer an der Karlsschule, ein Mann im Besitze großer Beredsamkeit, eine anima candida, eine „Nathanaelsseele". Schiller schloß sich ihm innig an, und in späteren Jahren entwickelte sich zwischen beiden sogar ein Freundschaftsverhältnis. Abel, der Verfasser eines vormals sehr geschätzten Lehrbuches der Physiologie, hat bekanntlich wertvolle Aufzeichnungen über seine Beziehungen zu Schiller hinterlassen. Er starb am 7. Juli 1829 als Prälat und Generalsuperintendent zu Öhringen.

Unter den Mitschülern übte besonders Albrecht Friedrich Lempp (Abbild. 2) einen erheblichen und nachhaltigen Einfluß auf Schiller aus. Lempp kam am 4. April 1778 auf die Akademie. Schiller spricht von dem Freunde mit wahrer Empfindung und Verehrung. Unter „Raphael", wie Schiller den Empfänger der „Briefe Julius'" nennt, ist ohne Zweifel Lempp zu verstehen. In der letzten Nacht vor der Flucht vermachte Schiller sozusagen Scharffenstein diesen ihm noch unbekannten Freund. Als Lempp 1784 mit dem Titel eines herzoglichen Regierungssekretärs nach London reiste, schrieb er aus Köln an Schiller, seine Freundschaft sei ihm „das höchste Kleinod auf der ganzen Welt".

Abb. 5. Philipp Friedrich Hetsch, 1758 bis 1838.

Durch einen Brief von Lempp, der inzwischen zum Oberamtmann in Kirchheim befördert worden war, wurde Schiller noch 1802 an den Jugendfreund erinnert. Das Schreiben enthält zugleich eine von Verständnis zeugende Würdigung der dichterischen Tätigkeit Schillers: „Ich wollte dir sagen, daß ich dich noch zärtlich liebe, daß ich mich an deinen Schriften erhole, und daß ich mich freue, Wahrheiten, die mir nahe liegen, so schön für die Empfindung dargestellt zu sehen, daß ich mit dir zu sympathisieren hoffe, weil ich in den Ideen, die du dargelegt, auch die meinigen finde." — Lempp starb 1819 als Geheimrat in Stuttgart.

Johann Heinrich von Dannecker (Abbild. 3), der Schöpfer der herrlichen Büste in der Bibliothek in Weimar, die durch Tausende von Nachbildungen nicht nur über ganz Deutschland, sondern so weit die deutsche Zunge klingt bekannt ist, kam als der Sohn eines herzoglich württembergischen Stallknechtes April 1771 auf die Karlsschule — gleichzeitig mit Schiller — und verließ sie 1780 mit dem Titel und Gehalt eines Hofbildhauers. Auch er gehörte zu dem engeren Kreise, dessen Mittelpunkt Schiller war. Heideloffs bekanntes Bild, das die Vorlesung der „Räuber" im Bopserwalde, auf der Höhe über Stuttgart darstellt, zeigt unter den Zuhörern auch ihn. Heimgekehrt von einem mehrjährigen Aufenthalt in Paris und Rom, wurde er Professor an der Karlsakademie und Direktor der Kunstschule. Als Schiller vom Herbst 1793 bis in den Frühling 1794 seine schwäbische Heimat und Stuttgart besuchte, gehörten Dannecker und der ihn hier umgebende Künstlerkreis zu seinem liebsten Umgange. „Er ist ein wahres Kunstgenie, ich lerne viel von ihm," schreibt Schiller über ihn an Körner. Infolge jener Gespräche wurde das Interesse des

Abb. 6. Ludwig Albrecht Schubart, 1765 bis 1811.

Digitized by Google

Dichters für die bildende Kunst wachgerufen und die Modellierung der Büste begonnen.* Im Oktober dankt Schiller Dannecker für die glücklich angekommene Büste. „Ganze Stunden," heißt es da, „könnte ich davorstehen und würde immer neue Schönheiten an der Arbeit entdecken. Wer sie noch gesehen, der bekennt, daß ihm noch nichts so Ausgeführtes, so Vollendetes von Skulptur vorgekommen ist ... Ich umarme dich tausendmal, lieber Freund, und versichere dir, daß kein Tag von nun an vergehen wird, wo ich mich deiner Liebe und deiner Kunst nicht mit herzlicher Freude und Bewunderung erinnern werde." 1806 wurde die Marmorbüste dann in Lebensgröße ausgeführt, nach dem schönen Wort Danneckers: „Ich will Schiller lebendig machen, aber der kann nicht anders lebendig sein als kolossal." Dannecker, der auch 1797 zu Goethe in Beziehung trat, starb erst 1841, hochbetagt und hochgeehrt, in seinen letzten Lebensjahren aber nur noch eine Art Traumdasein führend.

Abb. 7. Johann Simon Kerner, 1755 bis 1830.

Auch Viktor Peter v. Heideloff (Abbild. 4), geboren 1757, gehörte zu dem Freundeskreise Schillers auf der Karlsschule (1771 bis 1780); dann zunächst Hoftheatermaler in seiner Vaterstadt Stuttgart, weilte er 1782 bis 1787 in Paris und Italien; seit 1790 war er Professor an der Karlsschule. Heideloffs Stift hat jene schon erwähnte Skizze entworfen, welche die Szene darstellt, wie Schiller, angeblich 1778, auf einem Spaziergange nach dem Stuttgart nahegelegenen Bopserwäldchen, unter einer Föhre seinen andächtig oder begeistert lauschenden Kameraden die „Räuber" vorträgt. Heideloffs Sohn Karl hat später (1856) aus jener Skizze ein Aquarellbild geschaffen, welches, oft reproduziert, wohl allgemein bekannt ist.

* Vergl. darüber den Aufsatz „Danneckers Schillerbüsten" von Rudolf Krauß, „Monatshefte", Juli 1902.

Philipp Friedrich Hetsch (Abbild. 5), Sohn eines Hofmusikus, kam 1773 auf die Karlsschule, wo er zu Schillers näherem Umgang gehörte. „Er verrät Witz, Dienstfertigkeit, aber ziemlich Eigenliebe, liebt die Reinlichkeit, aber nicht so viel Beschäftigung," heißt es in Schillers Charakteristik seines Mitschülers Hetsch, der wiederum von jenem aussagt, er sei „gutherzig, lustig und dichte gern". Seit 1793 Professor an der Karlsschule, hielt Hetsch sich wiederholt und lange in Rom auf. Die Sujets seiner Gemälde sind vorzugsweise antiken Sagen und Geschichten entlehnt. Von größerem Wert sind seine Porträts meist fürstlicher Personen. Er wurde 1798 Galeriedirektor in Stuttgart und starb erst in der Neujahrsnacht auf 1839.

Abb. 8. Christian Jakob Schlotterbeck, 1757 bis 1811.

Auch Ludwig Albrecht Schubart (Abbild. 6), sechs Jahre jünger als Schiller, darf zu dessen Vertrauten gerechnet werden. Nach der Gefangensetzung seines Vaters, des Dichters Christian Schubart, den Schiller im Kerker auf dem Hohenasperg (1777) besuchte, kam er in die Karlsschule, erwarb eine umfassende, vielseitige Bildung und ward 1788 Legationssekretär des preußischen Gesandten beim fränkischen Kreise in Nürnberg. Wenige Jahre später gab er den Gedanken an eine amtliche Tätigkeit auf und widmete sich die übrige Zeit seines Lebens in Stuttgart ausschließlich schriftstellerischem Wirken. Er veröffentlichte zahlreiche Poesien, Erzäh-

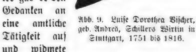


Abb. 9. Luise Dorothea Vischer, geb. Andreä, Schillers Wirtin in Stuttgart, 1751 bis 1816.

Digitized by Google

lungen, biographische und journalistische Arbeiten ohne bleibenden Wert. Geistes- und gesinnungsverwandt mit seinem unglücklichen Vater, erwarb er sich durch die liebevolle Pflege seines Andenkens und durch die Herausgabe seiner Biographie schätzenswerte Verdienste. Er starb 1811 in Stuttgart.

Abb. 10. Johann Bernh. v. Braun, Luise Vischers Liebhaber und Entführer.

Johann Simon Kerner (Abbild. 7), geboren 1755, der Sohn eines Gärtners aus Kirchheim, tat sich als Lehrer der Botanik und als vorzüglicher Pflanzenmaler hervor. 1796 erschien sein Prachtwerk Hortus semper virens. Während seines Zusammenseins mit Schiller auf der Akademie fand er Gelegenheit, in seiner schriftlichen Charakteristik dessen „sehr witzige Einfälle" hervorzuheben.

Auf dem obengedachten Bilde Heideloffs erblicken wir auch den Karlsschüler Christian Jakob Schlotterbeck (Abbild. 8) hinter Schiller, dessen Vortrag andächtig lauschend, an eine Fichte gelehnt. Schlotterbeck war im späteren Leben als Kupferstecher, in seinen letzten Lebensjahren als — Schloßkastellan in seiner Vaterstadt Böblingen tätig.

Ein besonderes Interesse knüpft sich an die Silhouette, welche uns das edle, scharfgeschnittene, aber allerdings etwas großlinige Profil der aus Schillers Leben wohlbekannten Frau Luise Vischer (Abbild. 9) vergegenwärtigt.

Die 1751 geborene Luise Dorothea Andreä heiratete zwanzigjährig den Hauptmann Vischer in Stuttgart, dem sie sechs Kinder gebar. Nach dem Tode ihres Gatten (1779) hatte sie Pensionäre im Hause, unter diesen auch den jungen Regimentsmedikus Schiller, der von Februar 1781 bis zu seiner Flucht (September 1782) bei ihr wohnte. Frau Vischer ist höchst verschieden beurteilt worden: bald wird sie als niedlich und klein, bald als gutmütig, anziehend und pikant, ja sogar als geistreich bezeichnet — von einem sehr abfälligen und zweifelsohne gehässigen Urteil, das sie eine „wahre Mumie" nennt, ganz zu geschweigen.

Die erotischen Erstlingsgefühle eines Jünglings fallen oft auf eine Frau in der Vollreife des Lebens und der Liebe. Schiller kam unter ihren Bann, und zweifelsohne ist sie das Vorbild seiner sinnlich glühenden Lauraoden. Nach seiner Abreise teilte er im Januar 1783 Frau von Wolzogen mit, er habe der Frau Vischer einen etwas übereilten Brief geschrieben, der so beschaffen sei, daß ihn niemand zu Gesicht bekommen dürfe. Sie zeigte ihn aber dennoch einem Offizier. „Wie muß ich mich doch so oft an meinen liebsten Personen betrügen," klagt da der Dichter. Noch im Herbst desselben Jahres äußerte sich seine Schwester Christophine, wie folgt, an den noch immer Grollenden: „Es ist doch ein gutes Weib, sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie dir doch viel Freundschaft erwiesen." Über die Natur des Verhältnisses zwischen Frau Vischer und Schiller haben einige Biographen des Dichters ungenießbare und unerquickliche Debatten geführt. Wir wissen nur, daß ihr Ruf, solange der Dichter in ihrem Hause weilte, unbescholten war.

Nach Schillers Fortgang allerdings lernte Luise Vischer den Karlsschüler Johann Bernhard v. Braun (Abbild. 10), den Sohn eines Reichshofrates aus Wien, kennen, trat mit ihm in näheren Verkehr und ließ sich von ihm entführen. In Tuttlingen ward sie von ihren Verwandten aufgefangen und gebar im August 1785 ein Kind in Lustnau, als dessen Vater Braun namhaft gemacht wird. Frau Vischer starb 1816 in Tübingen.

Abb. 11. Die Schauspielerin Madame Gauß.

Wir schließen unsere Erinnerungen und Mitteilungen aus den Kreisen des Karlsschülers Schiller mit einem Schattenrisse, der uns in anmutiger Weise die Züge der Madame Gauß (Abbild. 11) vorführt, der ersten Liebhaberin an der „Deutschen Bühne" in Stuttgart zu Schillers Zeit.

Digitized by Google

Professor Theodor Hagen in seinem Atelier in der Kunstschule zu Weimar.

Theodor Hagen

der Senior der Weimarer Künstler

Von

Otto Eggeling

(Nachdruck ist untersagt.)

Von den Gletschern und Schroffen der Alpen stürzt sich der Rhein in die deutsche Ebene, fließt vorüber an alten Städten und Städtlein, an Weinbergen und Ruinen. Aus lauschigen Nebentälern kommen kleine Flüsse, kommen her unter Brückenbogen aus der Römerzeit, spiegeln seltsame Kirchen und Bergschlösser, mehren die gewaltigen Fluten, bis die Wogen, von den Bergen des Südens erzählend, in die niederländischen Ebenen hinauslockend, das Ufer von Düsseldorf bespülen. Diese Stadt hat freien Zutritt, keine Festungswerke, die einengten, keine Kirchen und Bischofspaläste, die übermächtig ihr einen Charakter aufprägten. Der deutsche Osten und fränkische Westen, der weltumspannende Handel Englands und die Farbenkunst der Niederländer mögen ihren Einfluß geltend machen. Hier haben einst kleine fürstliche Haushalte jene Bilder von Rubens, Rembrandt, Hals, Wynants, jene feierlichen Gemälde Grünwalds, van der Weydens, des Meisters vom Marienleben und vom Marientode, zusammengebracht, die heute der Stolz Münchens sind. Die Malerschule aber blieb am Rhein und stand auf der Höhe ihres Ruhmes, als Theodor Hagen, ein Düsseldorfer Kind (geb. 24. Mai 1842), im Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sie bezog.

Die Akademie von Düsseldorf hat an erster Stelle die Fortschritte der deutschen Malerei im neunzehnten Jahrhundert geleitet. An ihre Spitze wurde Cornelius aus Rom berufen und zeichnete hier jene mächtigen Ge-

Digitized by Google

stalten, durch die der Ernst griechischer Mythologie und christlicher Glaubenslehre anschaulich gemacht wurden. Schadow und Bendemann, seine Nachfolger, lehrten, zuerst müßte aus Geschichte oder Dichtung ein erschütternder Moment gesucht und ihm dann durch Gestalten und Farbenharmonien ein würdiger Ausdruck gefunden werden. Ein Geschlecht junger Maler voll feierlicher Würde ging aus ihrem Unterricht hervor. Diese Jünglinge versenkten sich in die Größe ihrer Gegenstände und erfüllten Kirchen und Klosterhallen Englands, Frankreichs, Deutschlands mit ihren Werken. Aber die zu hoch gespannten Flügel erlahmten, die Füße suchten wieder den Boden der Wirklichkeit. Der feine Sohn, der Jüngere, der Neffe, malte Familienszenen, Vautier fand seine heitere Bauernkunst, Knaus brachte das eindringende Studium von Erwachsenen und Kindern, brachte seinen vornehmen, auch in Paris bewunderten Geschmack, und Genremaler in großer Zahl arbeiteten für eine gern lachende Menge. Nur die Landschafter scher Vergangenheit" anmutig wie Freytag mit der Feder. Unbekümmerter um Staffage, mehr klassisch wie romantisch geneigt, hatte Schirmer in Düsseldorf junge Landschafter so gebildet, daß ihnen die Augen für die Stürme und Unwetter erschlossen waren. Böcklin hatte bei Schirmer gelernt, war dann gegangen, um in Paris, in den Alpen, am Mittelmeer anderen Unterricht zu empfangen. Aber einer war geblieben, ein Schüler, der den Meister, ja alle früheren Düsseldorfer an Erfolg weit übertraf, eine königliche Gestalt zu seiner Zeit, Andreas Achenbach.

In den Tagen der Renaissance, des Barock, ja des Rokoko waren Könige und Fürsten die Gönner, Auftraggeber, Erhalter der Maler. Ohne die Mediceer kein Rafael, ohne den stolzen Rovere kein Michelangelo. Rigaud, Watteau, Boucher konnten nur mit Hilfe des französischen Hofes von seiner Pracht erzählen. Wohl erhielten die Künstler damals große Aufträge; aber sie waren auch sehr abhängig. Unsere Wangen

Theodor Hagen: Dorfstraße in Ober-Weimar.

blieben auf einen höheren Ton gestimmt. Lessing malte seine Ritterburgen über sonnigen Landschaften, Klöster im Gebirgstal, vor Gnadenbildern betende Ritter. Dieser Künstler erzählte mit dem Pinsel „Aus deut-

erröten noch heute, wenn wir die Bettelbriefe eines Tizian an spanische Könige und italienische Tyrannen lesen. Aber im neunzehnten Jahrhundert trat an die Stelle fürstlicher Gönner das begüterte bürgerliche

Digitized by Google

Theodor Hagen: Berka an der Ilm.

Publikum, und wer das Glück hat, dem Geschmack der Fabrikanten, Gutsherren, Stadtverwaltungen genugzutun, der mag reicher und unabhängiger dastehen, als es seinen großen Vorgängern im fünfzehnten und siebzehnten Jahrhundert zuteil ward. Andreas Achenbach war angetan, sich von den Lebenswogen seiner Tage in die Höhe heben zu lassen. Er verstand vieles zu sehen und eine große Anzahl der Dinge in eine Einheit zusammenzuzwingen. Er schritt über seine Zeitgenossen weit genug vor, um wohlgefällige Aufmerksamkeit zu erregen, ging aber nicht so weit, daß er die an das Alte Gewöhnten verletzt hätte. Seine Mühlen im Wiesental und am rauschenden Bergstrom, seine gestaltenreichen Marktbilder, seine sich majestätisch ballenden Wolken und übermächtig brausenden Wogen gefielen immer und wanderten in die Museen, in fürstliche Schlösser und in die Villen der Bankiers, mochten diese reichen Heimstätten diesseit oder jenseit des Ozeans stehen. Er entschied, ein gefeierter Richter, mit seinem Urteil den Wert der neu in Düsseldorf geschaffenen Werke, und zu dem teuer verkaufenden Maler, zu dem bewunderten Meister stieg der junge Künstler die Treppenfluchten nur mit klopfendem Herzen empor, als gelte es, einem Könige zu huldigen.

Aber Andreas unterrichtete nicht, Lehrer an der Akademie war sein Bruder Oswald Achenbach, der ebenso erfolgreich, aber lieblicher malte und, zu heiterem Übermut geneigt, seine Schüler mit jener gutherzigen Überlegenheit führte, der die jungen Deutschen zu allen Zeiten gern gefolgt sind. Schnell lernte Theodor Hagen Studien entwerfen, ein Bild komponieren, sehr bald hatte er im Unterricht den Lehrer zu vertreten.

Daß Hagen als Lehrer ungewöhnlich erfolgreich wirkte, ist eine von allen Sachverständigen anerkannte Tatsache. Später weithin berühmt gewordene Meister (wir nennen nur Baron von Gleichen, Leo Graf von Kalckreuth, Schennis, Feddersen, Flickel, Peter Paul Müller) und eine ungezählte Schar fröhlich strebender Künstler sind von ihm angeregt worden. Selbst immer vorwärts strebend, gern anerkennend, wo er Tüchtigkeit fand, war Hagen ganz der Mann, junge Gemüter zu begeistern. Aber nicht von seiner Lehrtätigkeit wollen wir hier erzählen, sein künstlerisches Lebenswerk soll uns beschäftigen.

Und da kamen zuerst die Jahre des Wanderns, die beneidenswerten im Leben des Malers. Was kann schöner sein, als hinauszuziehen in die weite Welt mit schnellem Fuß, verpflichtet, tagsüber die Herrlichkeit der Landschaft in sich einzusaugen, berechtigt, im ländlichen Gasthaus am Abend des goldenen Mosels froh zu werden? Wie freundlich die einsamen Bauernhäuser Westfalens unter den alten Eichen, wie träumerisch die kleinen Städte im Lahn- und Moseltale und dann die Eifel! Wild romantisch ragen die Bergruinen auf den kleinen Höhen am Fluß, im Tal breiten sich die gelben Kornfelder, am Abhang Waldstücke, und auf den Wegen ziehen Fahnen schwenkende Prozessionen. Mit Gestalten und Farben füllt sich da in den Sommerferien der Geist, Skizzen werden gesammelt, Entwürfe für Bilder festgestellt, im Winter aber wird das Gemälde

vollendet. Wie man das Licht führen, den Hauptgegenstand durch Helle hervorheben und diesen Eindruck durch schwere Wolken darüber und schattige Täler darunter verstärken muß, das lernte Hagen in der Schule der Achenbachs, und die anmutige Romantik Lessings lockte ihn, ähnliches auch in seinen Bildern zu verkünden. In jugendlicher Begeisterung erzeugt, fanden diese Werke schnell Käufer. Ein Maler zu sein, das erschien Hagen und seinem Freundeskreis eine leicht erlangbare Ehre. Was konnten diese jungen Herren nicht? Auch Bilder an die Jury einreichen für die Ausstellung in Paris, auch erleben, daß Bilder angenommen wurden in Düsseldorf, ja auch in der Kapitale an der Seine, wenigstens das Bild von Theodor Hagen.

Und dann schien eine größere Aufgabe des Landschafters lösbar, dann wandten sich die durch Erfolg gehobenen Gedanken rheinaufwärts zu den Alpen. „Jedermann hat seinen Schiller", lautet ein bekanntes Wort. Man wird auch sagen dürfen: „Jeder Maler hat seine Alpen". Daß wir nur von einigen Vorgängern Hagens reden!

Hoch angesehen war damals der Direktor der Weimarischen Kunstschule, Stanislaus Graf von Kalckreuth. Er liebte es, jenen zauberhaften Eindruck wiederzugeben, der mitunter im Hochgebirge an uns herantritt, der wie ein überwältigend Neues auf uns wirkt. Er malte Gipfel, die, von der Sonne gleichsam durchglüht, sich über ein Wolkenmeer erheben, er malte weite weiße Schneefelder, die, von dunklen Felsschroffen oben und unten begrenzt, selbst aber durch volle Sonne verklärt, in geheimnisvollem Glanze erstrahlen, während ringsum die Schatten des Abends bereits die Herrschaft gewonnen haben. Und während dann der Punkt, auf dem das Auge ruhen sollte, in der Mitte und in der Tiefe lag, erschienen an beiden Seiten weniger bedeutsame Bergpartien, von denen wie von Kulissen der Hauptgegenstand zurückgeschoben ward.

Noch größer vielleicht war der Ruf, dessen sich Calame als Alpenmaler erfreute. Er brachte bis hinauf in die Eisfelder eine gewisse schönrednerische Lieblichkeit, empfand die Größe dieser Dinge, milderte sie aber. Seine Bilder paßten sehr gut in den Salon der Pariserin, wo gedämpfte Rede hin und her flattert und leises Lächeln auf den Lippen thront. Seine Berge gaben Frische, ohne daß Boulle- und Rokokomöbel neben ihnen schwächlich erschienen.

Von keinem seiner Vorgänger war Hagen abhängig. Er fand selbständig in den Alpen ein Neues. Hier zuerst sprach sich deutlicher der eine Grundzug seines Künstlertums aus, die Freude an der herben Kraft der Natur.

Auf Hagens Alpenbildern ist nichts Geschmücktes, nicht wie ein überirdisch Erhabenes leuchten die Berge. Mit festen, markigen Knochen ruhen sie auf dem Boden des Tales, und dieser selbst ist mit seinen Felsstücken, seinem „Auf" und „Nieder", seinem frischen Grün kraftvoll zu Gesicht gebracht. Dazu geht der Rhythmus des ganzen Aufbaues nicht mehr gleichmäßig von der tiefen Mitte an beiden Seiten nach vorn. Hier sind die Dinge freier bewegt, jedesmal wie es der Vorwurf zu erfordern schien, und die Vorwürfe selbst sind nicht mehr einander so gleich, daß man von dem Bilde dieses halben Jahres auf das des folgenden hätte schließen können. Der lachende Rat Oswald Achenbachs: „Die Bilder eines Malers müssen sich so ähnlich sehen, daß der Kunsthändler schon aus der Ferne sagen kann: Ah, da ist ein Achenbach oder ein Hagen, dann kauft der Kunsthändler leichter", dieser Rat ist weder vom Meister selbst, noch vom Schüler befolgt worden. Vielmehr läßt Hagen jetzt Berg- und Gletscherzüge, den einen hinter dem anderen parallel, durch das Bild ziehen, dann führt er ein Hochtal rechts in die Tiefe und zeigt einen gewaltigen Bergstock, der weit dahinter seine Spitzen erhebt, dann schildert er im Vordergrund eine heruntergebaute Bergwand, vor der ein mit Häusern geschmücktes Tal nach links in eine lichte Ebene ausläuft. Immer aber überkleidet er die Alpenwelt mit jenen Farben, an die wir uns so gern erinnern, und bringt uns dadurch das Gefühl, als hörten wir die Bäche an den Felsblöcken rauschen, als hingen die Tau- und Regentropfen an den Gräsern, ja er gibt uns den Eindruck, daß wir wieder die unvergeßliche Luft und den Duft der Bergwälder atmen. „Ein jeder hat seine Alpen"; aber die meisten Besucher werden sich doch mehr der allgemeinen

Digitized by Google

Frische, der belebenden Kraft jener Welt als einzelner märchenhafter Eindrücke oder besonders lieblicher großartiger Aussichten erinnern. Diese frischen Bilder Hagens mußten die älteren Meister aus ihren lang gewohnten Wegen aufschrecken. Sinnend standen sie vor den Werken eines neuen Geistes, und mancher suchte sich daraus anzueignen, ohne daß auf diesem Wege seine Bilder einheitlicher geworden wären. Jüngere Männer schlossen sich Hagen an. Kamecke lernte mannigfaltigere Vorwürfe wählen, freiere Rhythmen der Gestalten bilden, und es ist bekannt, daß dieser Maler langdauernde Erfolge errang, obgleich oder vielleicht weil er die überlieferte Farbenfolge — vorn braun, dann grün, dann blaugrün, dann im Hintergrunde violett — beibehielt. Hagens Alpenbilder selbst wurden von Fürsten und Bankiers gekauft und schmükken heute belgische und schottische Schlösser, Berliner und Wiener Villen, und sein „Blick auf die Gletscher des Monte Rosa" entzückte, als das Bild in Berlin ausgestellt war, so sehr, daß Hagen nach Weimar berufen ward. Man suchte für die vom Großherzog Karl Alexander gegründete Kunstschule eine vorwärtsstrebende Kraft und war überzeugt, sie hier gefunden zu haben. Zehn Jahre, nachdem der junge Künstler zuerst eine Akademie bezogen, wurde er 1871 als Professor an die Ufer der Ilm versetzt.

Theodor Hagen: Weg im Weimarer Park.

Ein angeregter Kreis mitstrebender Künstler empfing ihn hier. Lenbach und Liebermann, Arnold und Schennis, Baron von Gleichen und Leo Graf von Kalckreuth bemühten sich damals noch um die Anfänge jener ausgezeichneten Kunst, durch die ihre Namen später der Welt bekannt werden sollten. Eins vor allem war klar geworden: die rechte Farbe mußte gefunden werden, und Munkacsy gewann mit seinen tiefglühenden Asphaltfarben den Beifall dieser aufstrebenden Maler. Die Dresdener Bildergalerie bewahrt unter ihren besten modernen Gemälden eine von späteren tüchtigen Landschaftern als lehrreiches Vorbild bewunderte Tafel Hagens, ein großes Gemälde der kleinen Stadt Zons am Niederrhein. In dem Kabinett, wo der „Sommer" Makarts, Schafe Zügels, eine Kanallandschaft Leistikows die Höhe schöner Farbenglut darstellen, hängt Hagens Zons. Ein breiter Teich im Vordergrund, am Ufer rechts hohe kanadische Pappeln, links, etwas zurückstehend, Mauern, Türme, Häuser der alten, schlummernden Stadt. Feine Farben nebeneinander gesetzt, eine rot-, eine blau-, eine gelbgraue. Das Licht fällt von links her an die Wände der Bauten, malt die leichten Wolken des Him-

Digitized by Google

mels in weißem Glanz und läßt sie sich in der Wasserfläche spiegeln. In diesem Städtchen blühte einst reiches Leben. Jetzt ist es stiller geworden. Über die Mauern breitet sich ein weicher Hauch von leichtem Verfall. Schilfe wuchern im Wasser, ungepflegt stehen die Bäume: aber das Licht gießt eine frische Herrlichkeit über das Alternde und belebt es zu einem ergreifenden Bilde.

Es waren schöne Tage, als Hagen die niederrheinische Stadt malte. Damals gewann er eine ideale Frau, die, geneigt und geeignet, dem Gatten die Last des Haushaltes abzunehmen, doch immer bereit blieb, sich in seine Arbeiten und Hoffnungen hineinzufinden. Am Ausgang der Stadt, vor den sie umgebenden Höhenzügen und wogenden Feldern entstand ein Wohnhaus, und wie die Blumen im Garten erblühten um den Tisch her blonde deutsche Kinder. Nach Stanislaus Graf Kalckreuth wird Hagen zum Direktor der jungen Kunstschule erhoben, und wenn er dieses Amt auch wegen abweichender Ansicht in Verwaltungsmaßnahmen niederlegte, so blieb doch sein Verhältnis zu Karl Alexander stets ein freundliches. Die Lehrer an der Kunstschule aber wählten, auch als Graf Görtz-Schlitz das Direktorium übernommen hatte, immer wieder Hagen, wenn es galt, die Weimaraner bei Ausstellungen und in Angelegenheiten des deutschen Künstlervereins zu vertreten. Auch in Weimar behielt er seine anziehende Kraft als Lehrer, und wenn im Laufe der Jahre mancher Mitstrebende die Stadt an der Ilm verließ, so blieb doch von Gleichen, mit dem Hagen in Kunstansicht und Kunststreben so innig verbunden war, daß beide Männer Freunde wurden, von denen einer den anderen förderte und, wo es nötig war, mit voller Kraft verteidigte. Aus seiner neuen Heimat zog der junge Ehemann Jahr um Jahr in die altgeliebten Landschaften am Rhein und in die Alpen der Schweiz und Tirols. Bild um Bild entstand, besonders große Tafeln von den Städten an der Lahn. Diese grauen Mauern und roten Dächer, diese alten Kirchen und hochgiebligen Schlösser, die oben auf den Hügeln und an ihnen hinaufstanden, gaben stimmungsvolle Vorwürfe und wurden zu kraftvollen Bildern, wenn Hagen sie mit stürmenden Wolken überbaute und unten am Flußufer das Leben des Alltags durch waschende Frauen, badende Pferde und spielende Kinder sichtbar machte. Wieviel dieser Bilder, etwa das der Stadt Runkel, aus deutscher Vergangenheit, von deutscher Kunst und Lebensfreude erzählten, wie sie zu sinnendem Betrachten einluden, und wie stark die so wohlgeübte Faust des Malers geworden war!

Theodor Hagen: Blumenwiese im Lottentale.

Und doch: dieses und alle früheren Werke waren nur wie eine Vorübung; die eigentümliche Kunst Hagens sollte erst erworben werden. Durch zwei gewaltige Malerschulen lernte er die Goldmine finden, aus der er Schatz um Schatz hob, durch die Meister von Fontainebleau und durch die alten Niederländer.

In den mittleren Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts verließ eine Anzahl französischer Maler Paris, warf die Gewohnheiten der Schule von sich, verzichtete auf den Gedanken, als müsse ein geschichtlicher, mythologischer oder biblischer Inhalt,

Theodor Hagen: Blick aus dem Lottentale auf den Ettersberg.

als müßten antike Tempel oder italienische Berge jedes Landschaftsbild verschönern. Diese Künstler wohnten im Dorfe Barbizon und lebten im Walde Fontainebleau. Sie stellten ihre Staffeleien auf Waldwege, verfolgten die Spiegelbilder der Bäume und Schilfe auf stillen Teichen, studierten die auf- und untergehenden Sonnenlichter in grünen Wipfeln, ließen ihre Augen über Ebenen und Moore schweifen, freuten sich der Tiere und Menschen und malten, was sie sahen. Da feierte Millet wie der Sänger eines Heldenliedes die schwere und würdevolle Arbeit des Landmannes, als sänge er Oden, da schilderte Rousseau die efeuumschlungenen Baumriesen, deren Kraft unter der weichen Rinde her immer wieder diesen Rausch frischen Grüns hervortrieb. Wie ein lyrischer Dichter fand Corot in wenigen Stämmen und wenigen Wipfeln, in stets angewandten silbernen Lichttönen und tiefgrünen des Laubes immer neue und ergreifende Gruppen träumerischen Lebens, und was dem oberflächlichen Betrachter wie eine gestaltenarme Fläche erschien, das wurde unter Chintreuils Pinsel eine von blauem Himmel überspannte selige Welt voll Vogelsang und frisch grünenden Halmen, auf deren froh bewegtem Boden sich frohe Tierscharen tummelten. Doch wozu sie alle nennen, jetzt sind diese Künstler bekannt genug; aber lange dauerte es, ehe sie sich in Paris durchgesetzt hatten, und länger noch, ehe sie im Ausland wirksam wurden. In Deutschland gehörte Hagen zu den ersten Malern, die sich entschlossen: wir wollen die Landschaft malen, die wir kennen, wollen unsere Bilder malen vor der Natur. Nichts Fremdartiges, nur die Freude am Leben der Pflanzen, Tiere, Menschen, die Freude am Sonnenlicht und den Wogen des Wassers und der Erde soll sich auf unseren Tafeln ausdrücken.

Theodor Hagen: Fichtenwald bei Berka.

Und dann ging Hagen in die Niederlande und fand, daß die Maler von Fontainebleau klassischen Vorgängern gefolgt waren. Ruysdael hatte unter den mächtigen Eichen und den gespaltenen Birkenstämmen seiner Bilder gesessen, hatte mit scharfem Auge diese Erdschollen und den Tau

Theodor Hagen: Kiefern am Horn.

und Staub auf den Blättern gesehen. Hobbema erzählte, wie vor seinem Auge der Sonnenstrahl durch stille Alleen wandelte, auf roten Dächern und weißen Wänden friedlicher Mühlen ruhte. Welch eine träumerische Kraft auf diesen Wegen Wynants, wenn sie sich zwischen dem Sandhügel und dem Walde her in die Ferne verloren! Wie seine grüngraue Töne hatte Goyen gefunden, um Düne und Strand, Wasser und niederländische Städte zu schildern, um dann alle eigenen Farben der Dinge im Goldglanz des Abends untergehen zu lassen. Welch ein Leuchten der Sonne auf den Wiesen und Herden Cuyps und dann welch eine Farbenfeinheit und -macht auf den Landschaften des Jan van der Meer! Er besaß sie nicht nur, wie sein Delfter Landsmann Terborch, für Innenräume, er übte sie auch in Landschaftsbildern. Hier spielt die Sonne um die Blätter her, löst die Umrisse der Schatten auf, läßt jedes Haus, jede Mauer in besonderem Helligkeitsgrade erscheinen und gibt ein Ganzes von ebenso vollendet wohltuender als verständlicher Anmut. Von dem Bilde der Stadt Delft von van der Meer hat man gesagt, daß es der Vater aller modernen Landschaftsmalerei sei. Hagen hat, ein williger Schüler, vor dem alten Meister gestanden, von Gleichen hat damals das berühmte Bild kopiert. Als dann die Weimarer um die Mitte der achtziger Jahre heimgekehrt waren, da war ihnen das Ziel und waren ihnen die Mittel ihrer späteren Kunst klar, und Hagen ward der Maler der Landschaft seines Wohnortes.

Ein neuer Geist ist in die Welt gekommen. Unsere Geschichtschreiber berichten nicht mehr vorzugsweise von Heldentaten, Königsherrherrlichkeit und Geistesheroen, nein, wie die Bauern Nahrung erzeugen, der Handel die Güter und das Geld tauscht, die Gelehrten und Dichter arbeiten und singen, das fesselt einen Mommsen und Macaulay in erster Linie. Unsere Dramatiker beschränken sich nicht darauf, die Leidenschaften der Königinnen, die Eifersucht großer Generale, den Schwermut von Prinzen darzustellen; wir sitzen vor Bühnen, von denen der Todestraum eines kleinen Mägdleins aus der Arbeiterklasse, die Gesellschaft in einem Nachtasyl der Elenden, die Kämpfe einer Künstlerin gegen die bürgerlichen Vorurteile ihrer Familie geschildert werden. Unsere reisenden Forscher gehen in die Welt, nicht um in „Naturbildern" die Schönheit der Fremde zu schildern, sondern an den Küsten italienischer Inseln und in den Korallenwäldern von Ceylon suchen sie an den einfachsten Formen der Wassertiere das Geheimnis des

Werdens zu erforschen. Das Leben und seine Gesetze fesseln uns, und sie sind für das einfachste Wesen ebenso gültig wie für das mächtigste. Uns, die wir dem „Tage des Edeln“ entgegenziehen, dem Tage, da Mitgefühl den Ärmsten ebenso umfassen wird als den Geistvollsten, uns ruft Ruskin zu: „Ihr braucht nicht die Anden und nicht die Ufer des Amazonenstromes. Auch im Fluß eures Heimattales spiegeln sich von Farbenwundern umwobene Baumäste, und die Saaten vor euren Haustüren flüstern ebenso verständlich von Blühen und Wachsen wie die Lianengewinde und die Victoria regia der Urwälder.“ In der Tat, wenn die Berge der Alpen hochragend unser Herz erheben, die feinen weißen Wedel der Cirruswolken, die über den Morgenhimmel geweht sind, lassen unsere Augen noch weitere Räume durchwandeln, lassen zwischen sich und den Kumuluswolken Täler klaffen, neben denen die weitesten Abgründe der Alpen eng sind. Wenn es uns feierlich ums Herz wird, sobald wir unter den von Horaz und Goethe besungenen Orangen und Myrten Italiens wandeln, einen deutschen Frühling mit seinem zarten Grün, mit seinen schneeigen Blätterträumen haben sie nicht jenseit der Alpen. Gewiß, das Meer ist erhaben in seiner Ruhe und im Sturm; aber wenn der Wintertag uns die Flur weiß bekleidet, wenn er alle Töne dämpft, und wir treten in den mit Schnee und Eiskristallen bekleideten Wald und sehen die rosige Morgensonne in den ungezählten Diamanten um uns her Farbenspiele entzünden, was könnte erhabener sein? O, es ist schön, auf dem Moosgrunde unseres Fichtenwaldes zu liegen und durch die feinen Zweige hinauf zu träumen in die Unendlichkeit über uns und zu sehen, wie der Sonnenstrahl in kleinen regenbogenfarbigen Lanzen auseinanderbricht, und wir können das alle Tage haben, und Professor Hagen ist ein Prophet dieser neuen Freude, dieses neuen Geistes. Wie Leistikow die Schönheit der märkischen Seen und Kiefernwälder, von Gleichen die Lieblichkeit der fränkischen Auen, Olde die Sonnenglut auf holsteinischen Ähren- und Rapsfeldern, so lehrt Hagens Kunst den Reiz der Fluren und Wälder um Weimar.

Wo immer in der vertrauten Landschaft ein Vorwurf das künstlerische Gefühl unseres Meisters berührt, wo sich ihm der äußere Gegenstand mit einem Gedanken seines inneren Lebens verbindet, dahin stellt er seine Staffelei. Das helle Licht des Morgens aber und die glühenden Farben der untergehenden Sonne, die klare Luft des einen Tages, die nebelverhangene des anderen, der Blätterrausch des Sommers und die bronzenen, goldenen, roten Laubdächer des Herbstes, der flimmernd blaue und dann wieder der wolkenbedeckte Himmel sorgen für stets neue Vorwürfe. Diesen Künstler

Theodor Hagen: Birke, Fichten, Pappel am Horn.

lockt der stille Weg, der in sanftem Hügelland sich durch die Gräser windet; denn er erzählt, wie er Schwelle an Schwelle knüpfe. Auf dieser Tafel steigen die Häuser des

Digitized by Google

Dörfleins den Bergabhang hinauf. Sie scheinen wie aus der Erde gewachsen, mit Erdenmängeln behaftet, und waren doch mannigfaltigen Menschen, die einst, die heute darin wohnen, eine Heimat. Dann baut sich träumerisch das kleine Städtchen auf. Ruhige Arbeit, kleine Schicksale, kleines, aber tief genossenes Behagen in den Häusern um die Kirche her, um den Fluß her, der die Mühle treibt. Draußen im Sonnenschein glänzt die Wasserflut lebendiger, und reich gefärbte Büsche rahmen die Flußufer ein. Und dann fließt die Ilm durch den Park, in dessen Wegen man so gern die Gestalten Karl Augusts und Goethes glaubt wandeln zu sehen. „Rausche, Fluß, das Tal entlang ohne Rast und Ruh', rausch' und flüst're meinem Sang Melodien zu.“ Wie voll auf diesem Bilde die Baumwipfel über dem

Theodor Hagen: Birken im wilden Graben.

Wasserspiegel: nur wenig Strahlen lassen sie durch, damit die Wellen und die jungen, durch das Gebüsch huschenden Vogelscharen Schutz vor der Glut hätten. Wie lebhaft empfindet man das „Wenn du um die Frühlingspracht junger Knospen quillst“, namentlich wo uns dargestellt wird, wie „wachsendes Wetter“ ist, wie leis tauender Regen sich auf allen Blättern sammelt, an den Stämmen niedergleitet und alles Buschwerk mit weichen Nebeln füllt. Aber des Herbstes buntes Laubdach ist durchlässiger. Hier gleitet der Sonnenstrahl neugierig und übermütig durch all die Farbenpracht und verklärt die Flut mit Edelsteinglanz. Noch reicher dringt das Licht ein, sobald der klare Himmel durch entblätterte Äste gleitet und mit seinem lebendig zitternden Blau einen kräftigen Gegensatz zu dem orangefarbigen Teppich abgefallenen Laubes am Flußrand bildet. Wie zart sich auf den Wellen am dörflichen Waschplatz hier der gigantische Baum spiegelt, wie gut sich verfolgen läßt, daß Gestalt und Farben im Spiegelbild leise verändert sind! Aber rings um den Fluß und die Stadt her breitet sich die Flur. Da bauen sich die blaugrünen Heuhügel, und die roten Kopftücher und gelbbraunen Kleider der tüchtig schaffenden Dirnen geben daneben einen erfrischenden Ton. Hier glüht über braunem Boden und goldigen Halmen die untergehende Sonne und erzeugt ein farbensattes, warmes Bild; dort ist der Sommerabend herabgesunken, Resedagrün überzieht den Himmel, grünliche Schatten die Erde, und um die aufrecht ragenden Halme her hört man schon die Stimme der Wandelnden, noch ehe man ihre Gestalten erkannte. Dann ist der Herbst gekommen. Hoch erheben sich die Weizengarben, und das schweigende Feld ist doch beredt und erzählt von heißer Arbeit, die getan war, und frohem Feste, das bevorstand. Und endlich ist die Flur leer. Ein frischgrüner Wiesenstreif vorn im Bilde in der einen Ecke. Daneben aufgebrochen der Sturzacker, der große Schollen zeigt in

Digitized by Google

Theodor Hagen: Im Park von Weimar.

Zu Eggeling: Theodor Hagen.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

vielen Schattierungen des Violett. Dahinter ein Streifen gelber Stoppeln, darüber ein mit leichter weißer Wolke überzogener Himmel, ein Bild, auf dem sich alle Töne der weimarischen Herbstflur finden, und das von ganz entzückender Farbenschönheit ist. Aber nicht überall breitet sich der Boden so wagerecht. Hier wird uns ein Bachtal gezeigt. Um den prachtvollen Busch der großen Lattichblätter her wölben sich die Hügel mannigfaltig nach beiden Seiten. Erlen und Pflaumenbäume messen leicht die sich weitdehnende Ferne voll lachenden Friedens. Ein anderes Mal hat sich der Himmel schwer bewölkt, und dem Wettersturm, der von oben droht, scheint sich der Boden gigantisch entgegenzuwölben, Höhe hinter Höhe erhebend, sich in Tal um Tal hinabsenkend bis hinauf zum „hohen Ettersberge", wie Fräulein von Göchhausen sich auszudrücken liebte. Auch über den Feldern und Baumgruppen schwere Farben. Eine Zuflucht bei allem Unwetter ist der Wald. Schützend breitet sich der Moos- und Nadelteppich um die Fichtenstämme, die schlank in die Luft steigen und weiche Schatten über den Boden werfen. Wir folgen dem Spiel der Sonnenstrahlen durch die Nadelbüschel der Kiefern, um den glatten Stamm der Edeltanne. Wie der Strahl so viel Silber auszugießen scheint! Wie zart die vereinzelten Vogelstimmen in dem sommerlichen Wald hinzusterben scheinen! Bei Böcklin reitet das Schweigen aus der Tiefe der Fichtenstämme, Thoma läßt Ritter und Prinzessinnen im Waldtal erscheinen, Hagen liebt nicht deutende Gestalten. Aber die Tiefe des Waldes ist so stark durch immer weiter hintereinander tretende Baumstämme dargestellt, das Dunkel der Schatten nimmt bei jedem weiteren Eindringen Auge und Seele so sicher gefangen, daß wir nicht im Wald, auch nicht im Park, nicht auf den Flur- und nicht auf den Dorfbildern symbolischer

Theodor Hagen: Alte Kastanien an der Belvedere-Allee.

Gestalten bedürfen, um das Leben, das der Künstler in seiner Seele erfuhr, nachzuempfinden.

Auch von anderen hervorragenden deutschen Landschaftern unterscheidet sich der Weimarer Meister leicht erkennbar. Ein sehr glücklicher Künstler ist der Stuttgarter Reiniger. Er webt vor seine Flächen, seine Wasser und Bäume einen weichen grauen Schleier, der aus Sonnenlicht und Erdenstäubchen zu bestehen scheint, und durch die leise Undeutlichkeit, die auf diesem Wege den Umrissen verliehen wird, treten Wogen, Wipfel, Wolken uns erstaunlich lebhaft entgegen. Hagen verzichtet auf derartige Hilfsmittel. Er sucht seinen Gestalten ihre eigenen Farben zu leihen und verändert diese nur so weit, als es der Einfluß von Licht und Luft, von Abstand und Aufeinanderwirken hervorbringt. Das zu erreichen, verbannte er die düster glühenden Asphaltfarben, deren er sich früher bedient hatte.

Baum war einst Schüler Hagens, ging später zu den Neo-Impressionisten über und setzt seine Bilder jetzt aus nebeneinander ge-

Digitized by Google

stellten kleinen Punkten zusammen. Auch diese Technik durchgehend anzuwenden, verschmäht der Weimarer. Er bedient sich ihrer, wie auch van der Meer, bei besonderen Aufgaben, wenn es etwa gilt, smaragdgrüne, sonnendurchleuchtete Blätter neben silberweißen, über die der Strahl hinglitt, hervorzubringen, damit der Weg des Lichtes durch die Blättermassen sichtbar werde. Mit Flecken erzeugt er den reichfarbigen Teppich unter Herbstbäumen, der aus roten Blättern, grünem Gras und brauner Erde gewoben ist, mit Flecken das Zittern des blauen mit weißen und rötlichen Wölklein bestreuten Himmels; aber unbekümmert um eine Manier führt er den Pinsel, wie es der Gegenstand zu erfordern scheint, zieht seine wagerechte Striche auf den Wogen, breite senkrechte am Baumstamm.

Vielleicht daß die Worpsweder Landschafter am meisten Ähnlichkeit mit Hagen haben; aber Unterschiede bestehen auch hier. In einsame, mit besonders reichen Farben ausgestattete Landschaft versetzt, haben die jugendfrischen Meister des Moordorfes die eigenen Kräfte und den Ausdruck ihrer Landschaft stark gesteigert. Modersohn gibt uns über seinen rotbraunen Bodenwellen unter den herbstlich glühenden Baumwipfeln um die einsamen, strohgedeckten Häuser her lauschige Stätten, aus denen wir meinen, jeden Augenblick freundliche und bedrohliche Geister hervortreten zu sehen. Overbeck erhebt mit Vorliebe unsere Augen zu besonders klaren und an dem tiefleuchtenden Himmel besonders leuchtenden Wolkengebilden. Hans am Ende gießt einen blendenden Sonnenglanz über Grashalme und Fichtenbäume. Und die roten Blätter stellen mit den saftig grünen Moosgründen in den Wäldern Vinnens einen Teppich her, der mit den persischen an leuchtendem Glanze wetteifert. Einen Glanz wie auf den Landschaften der Worpsweder sahen wir sonst nur in Träumen. Den Ausdruck der Natur so zu steigern, liegt nicht im Wesen Hagens. Auch er dichtet, aber er empfängt den Schleier der Poesie aus der Hand der Wahrheit. Die herbe Naturschönheit sehen, sie darzustellen in ihrem eigenen Glanze, das ist seine Freude. Wohl haben ihn die Maler von Fontainebleau zuerst auf das ihm eigentümliche Feld gewiesen, wohl bewundert er ihre impressionistischen Nachfolger, vor allem den unermüdeten Sucher nach „Mehr Licht", nach reicherem Zauber der Luft, wohl bewundert er Monet. Aber so sehr er auch mit diesen Späteren die Freude an der Helle der wirklichen, sonnigen Welt teilt, es trennt ihn von den Franzosen der Abgrund, der zwischen Romanen und Germanen war, ist und bleiben wird. Es ist töricht, wenn wir uns über die romanischen Völker erheben, weil sie anders beanlagt sind als wir. Unaussprechlich vieles haben wir von ihnen in den Jahrhunderten gelernt, da wir uns neben ihnen entwickelten. Daß wir nur verstehen, worin sie ihre Eigenart haben! Mögen wir die Parlamentsberichte französischer Journale lesen, Predigten in Genf hören, Pariser Kleider betrachten oder Novellen von Dumas Sohn, von Merimée lesen, immer tritt uns die klare, feine Form bestechend entgegen. Den Deutschen liegt mehr der Inhalt als die Form, mehr der Kern als die Schale am Herzen. Sie haben eine tiefere Art und eine mannigfaltigere, in philosophischem Denken, in humorvoller Heiterkeit die Dinge zu erfassen und sich über sie zu stellen. Nein, diese weiche Schönheit, mit der Rousseau seine Waldriesen aufstreben läßt, das sanfte Abendlicht, in dem er sie eint, dieses vollkommen Geschmückte und doch Starke besitzt Hagen nicht. Mit solch leichter Anmut wie Monet Baumgruppen oder den reich gestalteten Münster von Rheims in durchsonnte Nebel zu hüllen, mit solch leichter Anmut auf fünf, auf zehn Tafeln dieselbe Seeküste in nacheinander eintretende Beleuchtungen einzutauchen, das vermöchte ein Deutscher schwerlich. Aber so sehr uns diese im blendenden Sonnenschein auf- und abtauchenden Gestalten ansprechen, so abgerundet wir Bilder Corots und Rousseaus finden mögen, würden sie uns immer genügen? Würde uns nicht zuletzt das Gefühl überkommen: Nun ist der Feste, der Süße genug? Dem deutschen Künstler ist die Natur kein Festgenosse, der ihn entzückt, ihm gilt sie als alltäglicher Begleiter, den er liebt. Der deutsche Maler mag nicht die weite Welt auflösen in Farbenflecke, gleichsam in einen Teppich von Farbenflecken, die von den Dingen ausgingen und sein Auge reiz-

Digitized by Google

ten, er will die Gegenstände selbst in ihrem Stoff und ihrer Gestalt, mit ihren Lichtern und Schatten.

Alle Kunst ist Übersetzung aus der Sprache der Natur in die Sprache empfindenden Menschengeistes. Keine Menschen, Tiere, Pflanzen können frei von uns erfunden werden. Die Teile müssen uns gegeben sein; sie zu neuen Gebilden zusammenzusetzen, darin allein besteht die Kraft der schöpferischen Phantasie. Es lebten Künstler — man darf nur an Böcklin denken —, die in starkem Gedächtnis festhielten, was sie draußen gesehen, und denen sich die Blumen und Angesichte, die Ansätze der Zweige und das Stehen der Wipfel gegen die Luft aus dem Erinnern darbot, so oft sie solcher Dinge bedurften, ihren künstlerischen Träumen Gestalt zu geben. Noch sicherer wird die Wahrheit finden und verwenden, wer seine Träume verwirklicht vor sich sieht und in Kunstsprache übersetzt, was ihm die Natur im Zusammenhang dargeboten hat. Getreu zu übersetzen, dazu war Hagen reich ausgerüstet.

So rücksichtsvoll, so zart der Mensch Hagen ist, dem Künstler Hagen eignet jener kraftvoll herbe Geist, der uns aus der Natur, aus der nordischen wenigstens anspricht, der immer wieder durch alles Weiche und Träumerische, durch alles Verfallen und Sterben siegreich hervorbricht. Und ein guter Übersetzer ist nur eine dem Original verwandte Seele. Dazu besitzt unser Meister jenes nervöse Zeichnen, das mit wenig Strichen vieles sagen kann. Die Unendlichkeit der Dinge, etwa der Zweige und Äste eines Baumes kann nie gegeben werden; aber ein glücklicher Zeichner gibt den Umrissen, die er erreichen kann, eine stets sich verändernde Linie und macht damit eine Unendlichkeit im kleinen anschaulich, die uns, wenn sie den Charakter eines Ästchens richtig traf, wenn sie eine Garbe im Garbenbündel glücklich verfolgte, das Fehlende willig ergänzen läßt. Hagen sieht die glatte Rinde der Buche, die tief eingeschnittene der Rüster, sieht den mächtigen Stamm der kanadischen Pappel, die weit ausladenden Zweige des Apfelbaumes und macht sie uns sichtbar. Wenige Punkte, und die Buchen- und Haselnußblätter sammeln sich zu Büschen; wenige Striche, und hohe dürre Gräser drängen sich vor und zwischen das Unterholz. Und vor Hagens Bildern sehen wir, daß er frei geworden ist von der überlieferten braunen Farbe, in der Schirmer und Kanoldt, Gurlitt und Kamecke und ungezählte andere Maler die Welt sahen und sie uns sehen machten. Unser Weimarer gibt die Farben an jedem Vorwurf neu, wie er sie draußen immer neu sieht. Er beobachtet, daß Schatten an den Rändern auf gelblichem Wege blau und in ihrer Mitte grau sind. Er entdeckt in dem Spiel der Sonnenstrahlen auf Blättermassen rote Punkte. Er sieht gelbe, braune, blaue, weiße, grüne Strichlein auf der Wasserfläche verschieden geordnet, wenn Licht oder Schatten darauf fällt. Und wie die Natur selbst macht er doch, daß diese reichen Farbenmengen einheitlich auf uns wirken.

Die Kunst ist der Pfadfinder für unser Wissen. „Durch das Morgentor des Schönen dringst du in der Erkenntnis Land.“ Hagen hatte nicht das Glück, für seine heimatliche, seine höchste Kunst den Beifall Karl Alexanders zu gewinnen. Zu sehr war der Großherzog, waren seine künstlerischen Ratgeber von der klassischen Landschaft Prellers beherrscht. Auch Bankiers und Kaufherren zeigten sich noch nicht einsichtsvoll genug. Aber die Museen kauften Tafeln dieser gesunden und starken Kunst. Nennt man die Namen der besten deutschen Maler, wird auch Hagens Namen genannt. Und wer so glücklich ist, Werke Hagens zu besitzen, wer sie immer wieder voll Freude betrachtet, der wandelt mit neuen Augen durch die Welt. Ein Sesam ist über ihn gesprochen. Er sieht Schönheit in Wellen des Bodens und im Spiel der mannigfach verästelten Zweige, an der lastenden Wolke und an des Stromes gleitender Flut. Er hat nicht mehr genug, an allerlei Zeichen zu erkennen, was dieses oder jenes sei, sondern entzückt taucht sein Auge in die tausendfarbigen Spiele zarter und leuchtender Farben, mit denen des Sonnenlichts gebrochene Strahlen die Dinge um uns her in unsagliche Herrlichkeit hüllen.

Digitized by Google

Unter der Tarnkappe

Ein schleswig-holsteinischer Roman

von

Wilhelm Jensen

II

(Nachdruck ist untersagt.)

Draußen hatte Gebert Norweg den ihm gedeuteten Weg eingeschlagen, der ihn ans Wasser hinunterführen sollte. Er war noch niemals im Hohenkamper Park gewesen. Auch den Seestrand kannte er nicht; die Entfernung dahin betrug zwar zu Fuß nur eine Stunde, aber sein tägliches Gehen erstreckte sich eigentlich kaum je weiter als auf den zweimaligen Schulweg nach Matthias Harms' Wohnung; die übrige Zeit verbrachte er in seiner Stube bei Büchern und Übungen. Sein Lehrer und Pastor Cordemann stimmten darin überein, das sei für ihn das wichtigste, damit er sich genügend auf sein theologisches Studium vorbereite. Auch die gelegentlichen Belehrungen des Justizrats waren meist nicht danach geartet, ihm in erfreulicher Weise Teilnahme einzuflößen. Alles um ihn und in ihm war immer gleich; es gab zwar Unangenehmes, hauptsächlich seine Nötigung, sich einmal in der Woche im Studierzimmer des Herrn Justizrats einzustellen, und wenn er dies wieder abgetan hatte, nahm er in gewisser Weise einen Gegensatz, ein angenehmes Gefühl mit sich auf die Straße hinaus, aber das Wort Freude paßte nicht darauf. Zwischen ihm und seinen Mitschülern bestand kein weiteres Verhältnis, als daß sie täglich gemeinsam in der Stube bei Matthias Harms zusammensaßen; natürlich wußte er, daß Freundschaft lateinisch amicitia hieß, doch das war eben nur ein Wort. Nach den Schulstunden bekümmerte er sich nicht um die anderen und sie sich nicht um ihn; so war es von jeher gewesen und geblieben. Auf ihrer Seite war es leicht begreiflich: sie nannten ihn unter sich den „Mausepeter", was ungefähr „Duckmäuser" bedeutete.

Noch etwas kam in Betracht. Er war ein Waisenkind, dessen Vater und Mutter früh weggestorben; aber es hatte bei ihm keiner Ablehnung von seiten seiner Schulkameraden bedurft, um ihn ihnen gegenüber das gleiche tun zu lassen. Sie waren anders als er, frischer, lebenslustiger, fraglos auch aufgeweckter, und fanden an anderen Dingen Vergnügen, die ihn nicht allein nicht anzogen, für die er eher Abneigung und Scheu hegte, namentlich vor dem Verkehr der Größeren mit den Schwestern ihrer Freunde oder sonstigen jungen Töchtern aus den besseren Familien. So schloß er sich aus eigenem Trieb von ihnen ab, ohne zu erkennen und zu empfinden, daß sie ihn von ihrem Treiben ausschlossen. Fast schien es, als ob er sich absichtlich in seine Gedanken- und Gefühlskreise einspinne; aber weder Regungen im Kopf noch im Herzen übten eine Wirkung auf ihn aus, auch keine der Phantasie; er war nicht verträumt wie da und dort junge Leute seines Alters, vielmehr nur verschlafen und apathisch.

So ging er nach der Weisung des Herrn Justizrats durch den Hohenkamper Park dahin. Ihm schien, die Bäume und sonstigen Gewächse darin habe er anderswo noch nicht so gesehen, sie hätten anderen Wuchs, Blätter und Blüten, doch ein Interesse an ihnen und Anreiz, sie zu betrachten, ward dadurch nicht in ihm wach. Sein Blick haftete nur ab und zu mechanisch darauf, weil in seinem

Ohr noch die letzten Worte des Arztes nachklangen, er solle die Augen nicht zu-, sondern aufmachen, denn man müsse immer die Gelegenheit nützen, sich die Dinge anzusehen, wenn sie einen auch nichts angingen.

Was ging ihn überhaupt an? Unwillkürlich knüpfte die Frage sich ihm daran.

Die beiden letzten Stunden waren ähnlich wie ein wirbelnder Windstoß über ihn weggefahren, nur ein kreisendes Schwindelgefühl in seinem Kopf verursachend. Jetzt erst, wo er sich allein befand, kam's ihm zu deutlichem Bewußtsein, daß die Mutter Schlerbaum plötzlich gestorben, und daß ihn das angehe. Nicht weil ihr Tod ihm innerlich weh tat und ihn traurig machte, dazu fand er keinen drängenden Beweggrund in sich, denn sie war wohl eine gutherzige alte Frau, doch ohne alle Bildung gewesen, nicht viel anders als die Nachbarsfrauen in den Häusern umher. Er konnte über nichts, was ihn und sein Lernen in der Schule betraf, mit ihr sprechen, aber so weit er zurückdachte und schon vorher, hatte sie immer für alles gesorgt, was er täglich brauchte; das tat sie jetzt nicht mehr, deshalb mußte er morgen zu der Witwe Engemann ins Haus, und das ging ihn an. Denn die war nicht gutherzig und jedenfalls nicht so bedacht darauf, daß er, ohne sich um etwas zu bekümmern, lernen und arbeiten konnte. So viel verstand er sich auf Gesichter, Augen und Stimmen von Menschen, das herauszufühlen, und deshalb war er gleich bei ihrem Anblick erschrocken. Aber gegen die andere Meinung und Entscheidung des Herrn Justizrats ließ sich nichts machen. Auch in Gedanken benannte er sich diesen nicht anders als „den Herrn Justizrat".

Der Tod der Mutter Schlerbaum war doch etwas Schlimmes für ihn — überhaupt der Tod, von dem er bisher nur gehört, den er heute zum erstenmal mit Augen gesehen hatte. Freilich mußten alle Menschen sterben, auch sein Vater und seine Mutter waren gestorben und schon, als sie noch viel jünger gewesen, so daß er keinerlei Erinnerung an sie besaß. Aus der Belehrung des Herrn Pastors wußte er auch, warum: weil der Tod durch den Sündenfall im Paradies in die Welt gekommen sei. Der Herr Justizrat meinte zwar wohl, es habe einen anderen Grund, in seinen medizinischen Büchern stehe davon nichts, und es gehe damit ebenso zu, wie wenn im Feld ein Stück Wild umfalle und nicht mehr aufstehe. Nach ihrem Sprechen waren überhaupt der Herr Pastor und der Herr Justizrat öfter nicht derselben Meinung; auch das kam Gebert heute zum erstenmal zum Bewußtsein, aber ging ihn ebenfalls nicht an.

Dagegen spann sich eine andere Verknüpfung in seinem Kopfe fort. Für das, was seine Mitschüler jeden Tag gebrauchten, sorgten ihre Mütter; alle hatten solche und fanden immer ihr Frühstück, Mittags- und Abendessen, zur Nacht ihr Bett hergerichtet. Es wäre besser für ihn, wenn er auch eine noch lebende Mutter, keine tote hätte; dann könnte er jetzt bei ihr im Hause sein und müßte nicht zu der Witwe Engemann. Eine Mutter, wie er sie gehabt, war freilich auch nur ein Wort, mit dem sich kein Begriff verbinden ließ.

Unvorgesehen, fast jählings nahm jetzt der Weg mit den hohen, schattenden Bäumen an den Seiten ein Ende, und dicht vor ihm blinkte der Strand, bis zu dem der Park hinreichte. Einige breite Buchenäste reckten sich noch über einen Gürtel von weißglimmerndem Sand und angeschwemmtem Tang vor, dahinter floß die See blau und uferlos mit dem Himmelsrand zusammen. Die abendlich werdenden Sonnenstrahlen fielen nur noch beinahe wagerecht-schräg über sie hin, hoben als hellere Flecke von ihr da und dort das Gefieder ruhig schwebender Möwen und weiter draußen ein paar schimmernde Segel ab, die nämlichen waren's, die sich auf der Anhöhe vor dem Nußkrug dem Blick gezeigt. Sie hielten noch ziemlich die gleichen Stellen inne, denn es ging kein Wind; die See lag kaum bewegt, nur kleine Wellen spielten mit leise rauschendem Ton an den von farbig glitzerndem Gestein und Muscheln umsäumten Uferrand. Doch machte der Anhauch des Wassers die Luft hier kühler als in den Parkwegen und rührte Gebert Norweg mit einem leichten Schauer an. Er trat so weit vor, daß die Wellchen ihm bis an den Fuß heranliefen. So also war der Seestrand, an den er noch nie gekommen.

Eine der Möwen zog über seinem Kopfe fort und stieß einen sonderbar verhallenden,

wie klagenden Ruf aus. Danach lag die Stille wieder ringsum, nur die Wellen kamen mit dem immer gleichen Laut heran, und wo sie die kleinen Kiesel überspülten, blinkten diese, wie von der Feuchtigkeit mit einem lichteren Kleid angetan, bunter auf.

Plötzlich einmal hatte er ein wunderliches Gefühl, als ob eine der murmelnden Wellen von rückwärts bis zu seinem Nacken heraufgekommen sei und ihm über den Rücken herunterriesele. Und damit zusammen floß etwas anderes oder davon Aufgewecktes, er sei doch schon einmal hier am Strande gewesen.

Nicht in Wirklichkeit, das wußte er, nur in einem von ihm vergessenen Traum, aber den brachte wohl das leise Wellenrauschen ihm gegenwärtig so zurück, daß er sich gleichsam zerteilte, zu etwas Doppeltem wurde. Er stand hier und sah sich doch auch ein paar Schritte weit fort als einen kleinen Knaben, der eilig auf der glatten Sandfläche umherlief, die Hand nach hellfarbigen Steinchen niederstreckte und mit ihnen auf ein dunkles Frauenkleid zusprang. Von dem streckte sich eine andere, größere, doch schmale und sehr weiße Hand nach der seinigen —

Da war das Traumbild verschwunden, nichts als Luft, Wasser und Sand wie vorher. Nicht länger als ein paar Augenblicke hatte es gedauert, Gebert kam ins Gedächtnis, daß der Herr Justizrat derartiges auf der Herfahrt Luftspiegelung, Fata Morgana genannt habe. Unweit von ihm schwebte die große Möwe jetzt wieder mit ihrem klagenden Ruflaut vorbei, und erschreckt drehte er den Kopf ihr zu. Im Ohr klang's ihm nach, als habe sie „Langeland“ gerufen ...

Woher kannte er denn den Namen der dänischen Insel, nur diesen, von den anderen keinen? Geographieunterricht kam in seiner Schule nicht vor, und er wußte sich's nicht zu sagen. Aber er mußte ihn einmal irgendwo gehört haben, denn sonst hätte er auf der Fahrt nicht fragen können, ob das am Horizont Langeland sei.

Schon ziemlich lange mochte er sich hier am Strande aufgehalten haben, die Sonne ging unter, und von Norden her rückte ein grauer Schatten über die See heran. Ihr Blau ward dunkler und die Luft noch kühler, wenigstens durchlief's ihn jetzt mit einem Frostschauer. Er wandte sich mit einer ruckhaften Bewegung um und ging in den Park zurück.

Hier geschah ihm etwas oder regte sich etwas in ihm, was er noch niemals kennen gelernt. Eine Tätigkeit der Phantasie war es, die doch unbewußt bis heute schlafumdämmert in seinem Inneren gelegen haben und eben zum erstenmal geweckt sein mußte. Denn sie suchte sich vorzustellen, ob das dunkle Frauenkleid in dem Traum nur eine Hand, nicht auch ein Gesicht über sich gehabt habe.

Unter den belaubten Bäumen des Parkweges war schon ein halbes Dämmerlicht, in dem Gebert Norweg plötzlich aus dem Bemühen seiner fremden Phantasieanwandlung auffuhr. Nahe vor ihm fragte eine Stimme: „Hat Er die Erlaubnis, hier zu gehen?“

Wie er die Lider jetzt hastig auftat, unterschied sein Blick zunächst nichts als ein dunkles, von einer sehr hohen, schlanken Gestalt getragenes Frauenkleid, über dem das Gesicht sich nur als ein undeutlicher heller Schimmer vom Hintergrund einer Buschwand abhob. Dann jedoch erkannte er die Züge des einzigen menschlichen Wesens, gegen das er einen Widerwillen in sich trug, der jungen Baronesse von Ratlow.

Der geringschätzig lachende Ausdruck ihrer Miene war ihm vom Umdrehen ihres Kopfes, wenn sie auf der Straße vorbeigefahren, bekannt, doch sprechen hörte er sie zum erstenmal. Es klang nicht scharf und mißtönig, nur auch mißachtlich, und was sie sagte, setzte ihn im ersten Augenblick in Verwirrung. Er wußte nichts darauf zu erwidern, aber eigentlich war's nicht das, was ihn lautlos bleiben ließ, sondern das beinahe völlige Zusammentreffen ihrer äußeren Erscheinung mit der, welche seine Vorstellung sich gerade vollständiger aus dem Traum heraufzuholen gesucht hatte. Auch die Hand hob sich in gleicher Weise schmal und sehr weiß von dem dunklen Tuchgewand ab und verdeutlichte ihm das flüchtig vor seinen Augen aufgetauchte Bild der anderen noch heller.

So sah er Gerda Ratlow stumm an, und sie fragte nochmals: „Hat Er keinen Mund zum Antworten?“

Nun kam ihm ein „Ja“ über die Lippen, in das sie einfiel: „Er mißt sich ein Recht zu, hier zu sein?“

Digitized by Google

Jetzt erst merkte er: sie redete ihn wie einen Kutscher oder Knecht an; das stachelte einen Trotz in ihm auf: „Ja, ich habe das Recht dazu.“

„Da werde ich einem Lakaien sagen, daß er Ihm zeigt, wo Er hingehört.“

Jählings wuchs es aus flutartig in ihm anschwellender Erbitterung empor, eine impulsive Fähigkeit und Kraft besinnungslosen Handelns, zu dem ihn niemand sonst als Gerda Ratlow aufzutreiben vermocht hätte. Bei ihrer Drohung schnellte er sich auf einen nahen Weidenbusch zu, hielt im Nu einen von diesem abgebrochenen starken Schoß in der Hand und brachte, im nächsten Atemzug zurückkehrend, hervor: „Rufen Sie Ihren Lakaien! Dann will ich ihm die Antwort geben, die Ihnen gehörte — oder will Ihr Gesicht selbst sie?“

Er hatte ihr den Weg vertreten und hob die Gerte über sich auf. Die junge Freiin war nicht furchtsam, doch aus seinen Augen flackerte ihr etwas Erschreckendes, ein Ausdruck von Haß entgegen, der keinen Zweifel ließ, wenn sie ihn noch weiter reize, werde seine Hand sich nicht vor der Ausführung ihrer drohenden Bewegung scheuen. So wich sie unwillkürlich einen Schritt zurück und versetzte jetzt, ihre Miene und Stimme zu äußerster Gleichgültigkeit verändernd: „Was gehen Sie mich an? Ich kenne Sie nicht, lassen Sie mich durch.“

Nun ließ er die Hand sinken, während ihm vom Mund flog: „Du bist also auch feige — geh' zu!“ Ein befriedigender Triumph, den er über sie davongetragen, klang daraus, und er bewegte sich, den Gang freilassend, zur Seite.

Doch sie machte keinen Gebrauch davon, das Blut schoß ihr zornrot ins Gesicht, und nochmals ihre Anrede an ihn vertauschend, stieß sie aus: „Feige? Vor dir? Einem solchen —“

Weiter indes gelangte sie nicht, denn eine andere Stimme fiel in die ihrige ein: „Was ist? Wer spricht hier denn so laut?“ Um eine Krümmung des Weges kamen der Schloßherr und Wichart Libertus gegangen, der nach Gebert suchte.

Leicht zusammenfahrend antwortete Gerda Ratlow mit gemachter Nachlässigkeit auf die Frage ihres Vaters: „Ich weiß nicht, wer. Der Mensch begegnete mir hier und wollte mich nicht durchlassen. Er muß verrückt sein.“

Ulrich Ratlow warf einen Blick auf Gebert Norweg und erwiderte beschwichtend: „Das ist wohl ein Mißverständnis gewesen, liebes Kind; der junge Mensch ist ein Schützling des Herrn Justizrats und mit ihm hierher gekommen wegen seiner Gesundheit, die frische Luft braucht.“

Der Arzt bejahte und setzte hinzu, es sei jetzt Zeit zur Rückfahrt, da die Dämmerung schon vorschreite. So begaben sich alle dem Schloß und dem wartenden Wagen zu, der nach Libertus' Verabschiedung alsbald davonrollte. Gerda Ratlow und Gebert Norweg hatten keinen Gruß miteinander getauscht, nur auf beiden Seiten hatte einmal ein Blick ihrer sich flüchtig streifenden Augen kundgetan, daß heute eine Todfeindschaft zwischen ihnen großgewachsen sei. Vater und Tochter blieben noch vor der Schloßtür stehen, und der Schloßherr fragte, verwundert ihr Gesicht anblickend: „Was war denn? Du siehst ja noch ganz erhitzt aus. Solche Torheiten mußt du nicht machen.“

„Aber ich weiß doch von dir — er hätte mich sonst vielleicht angeredet und wäre mit mir gegangen —, daß das meiner nicht würdig ist, und daß es schimpflich für mich wäre, wenn jemand —“

„Nun ja, liebes Kind, aber da es sich zufällig so machte, brauchtest du dich nicht zu ereifern. Ein Mißgriff war's vom Herrn Justizrat, wir wissen ja, Taktgefühl ist nicht seine starke Seite. Es wird nicht wieder vorkommen, und wenn's wäre, tust du besser, zu denken, er ist ein armseliger Mensch, der im Grunde nicht selbst dran Schuld trägt. Verächtliche Behandlung kann ihn nur stutzig machen und auf Gedanken bringen, die er zum Glück nicht hat, überhaupt außer dem Justizrat niemand, überflüssig war's allerdings, daß er grad' hierher in die Stadt gekommen ist.“

Damit begab sich Ulrich Ratlow durch die Tür ins Innere des Schlosses und trat lachend in das Gemach seiner Frau ein: „Das hatte ich dir auch schon gesagt und brauchte keine ärztliche Beglaubigung, gegen Sommersprossen gibt's kein Mittel. Wenn sie nicht stark sind, finde ich übrigens, stehen

Digitized by Google

sie gar nicht einmal schlecht zu Gesicht, und außerdem ist bei Gerda noch keine Spur davon. Ich erinnere mich nicht mehr, hattest du sie schon bei unserer Verlobung? Mir ist's wenigstens nicht aufgefallen — hast du vielleicht durch die Post eine Nachricht aus Kopenhagen bekommen, daß der Besuch in Holstein fest bestimmt ist, und deshalb zum Justizrat geschickt?"

Frau Dagmar hob ihren lichtblonden Kopf ein wenig gegen den Sprecher und erwiderte: „Man kann niemals sagen im voraus für gewiß, wenn es sig handelt um so etwas, aber es mogte wohl sein, daß mir hatte geßrieben jemand aus Kjobenhavn, er sehe es an für sehr wahrßeinlig."

„Ah, wirklich?" — In der Miene des Schloßherrn gab sich angeregtes Interesse kund — „Und schon bald? Dann hast du allerdings recht, daß wir unser Haus dafür in Bereitschaft halten müssen. Das ist hauptsächlich die Sache der Hausfrau, du weißt, ich bin stets mit dem d'accord, was du als passend und wünschenswert ansiehst. Frauen verstehen sich besser darauf — wenn auch einmal eine Täuschung unterlaufen kann — ich meine, daß dein Korrespondent in Kopenhagen sich mit der Wahrscheinlichkeit doch zu irren vermöchte." Sich vorbückend, küßte er seiner Frau galant die Fingerspitzen, äußerte noch: „Ich habe noch etwas mit dem Verwalter zu besprechen," und verließ das Zimmer.

Dagmar Ratlow hielt die Augen auf die sich hinter ihm schließende Tür gerichtet und sagte halblaut vor sich hin: „En Skuffelse"; eine dänische Übertragung des von ihm gesprochenen Wortes „eine Täuschung" war's, schloß auch die Bedeutung einer „Bereitelung" in sich. Flüchtig prägte sich ein eigentümlicher Zug um ihren Mund aus, der doch auf das Alter, in dem sie als Mutter einer erwachsenen Tochter stehen mußte, hinwies; sie erhob sich vom Sitz und trat vor einen von vergoldeten Amoretten umrahmten und getragenen Rokokospiegel. Darin betrachtete sie ihr Bild, das im einfallenden Zwielicht allerdings nicht mehr mit klarer Deutlichkeit hervortrat, doch keineswegs zu der gemurmelten Verurteilung: „En gamle Frue" berechtigte. Als sie sich dem Arzt gegenüber „eine alte Frau" benannt, war's wohl nicht ernstlich gemeint gewesen, aber jetzt ließ der Ton der Worte keinen Zweifel dran.

Freilich, als das Gesicht eines jungen Mädchens, einer nur um wenig älteren Schwester Gerdas konnte es gegenwärtig nicht recht mehr gelten; auch die Sommersprossen unter den Augenlidern und am Nasenrande traten bei der dämmernden Beleuchtung stärker als in der Tageshelle, wie kleine dunkle Schättchen hervor.

* * *

Durch die Ulmenallee hatte Wichart Libertus das leichte Fuhrwerk schnell fortrollen lassen, ohne ein Wort an seinen jungen Begleiter zu richten. Doch bei den Ebereschen-Redder mäßigte er den schlanken Trab der nach ihrer Futterkrippe heimtrachtenden Lise zum Schritt und drehte Gebert Norweg den Kopf mit ziemlich der nämlichen Frage zu, die Ulrich Ratlow um ein bißchen früher vor der Schloßtür an seine Tochter gestellt hatte: „Was hattest du mit der Eidergans? Mit der jungen, mein' ich, bei der du im Park standest. Sie sagte, du müßtest verrückt sein."

Gebert blieb noch einen Augenblick stumm, dann berichtete er, immer noch erregt, wie er der Baronesse von Ratlow auf dem Weg begegnet sei, und was sie zu ihm gesprochen habe. Davor hätte er Furcht gehabt und deshalb gebeten, hier warten zu dürfen, bis der Wagen zurückkomme. Doch nun wäre er zufrieden, daß er's nicht getan, sondern nach Hohenkamp mitgefahren und in den Park gegangen sei.

Mit einer ungewohnten Lebhaftigkeit sprach er's, die von seinem sonstigen verschlafenen Wesen abstach.

Der Arzt bemaß ihn kurz wie mit halb ungläubigem Blick und versetzte: „Woher kanntest du sie denn?"

Auch darüber gab er noch in gleicher Weise Auskunft, daß sie ihm mehrmals im Wagen vorbeigefahren sei und bei seinem Anblick jedesmal den Kopf umgedreht und spöttisch gelacht habe. Deshalb wäre sie ihm das Widerwärtigste auf der Welt, und er hätte schon öfter gewünscht, ihr einmal dafür etwas wieder antun zu können.

Digitized by Google

„Solchen Wunsch hast du in dir gehabt? Aus dir selbst heraus? Wie bist du dazu gekommen?“

„Ich hab's bis heute nicht gewußt — aber nun weiß ich's — daß ich sie hasse — keinen Menschen als sie —“

„Du? Du hast einen Haß gegen jemand? Dazu bist du fähig? Das ist ja merkwürdig.“

Gebert hatte vom letzten, was er im Park getan, geschwiegen, doch jetzt flog ihm aus seinem noch nachwogenden Gefühl der Befriedigung fast unbewußt auch dies heraus, daß er die Weidengerte abgerissen und Gerda Ratlow damit ins Gesicht geschlagen haben würde, wenn sie nicht feige gewesen und zurückgewichen wäre.

Wichart Libertus entgegnete nur trocken: „So? Feige, glaube ich, ist sie nicht, das liegt ihr nicht im Blut. Übrigens wäre dir das wohl schlecht bekommen; ihr hätt's sonst nicht geschadet. So war's klüger, daß du's gelassen hast; vielleicht kannst du's noch einmal nachholen. Jetzt kannst du wieder traben, Lise; mach' Beine!“

Das Pferd griff jetzt aufs neue aus, so daß bald die Weghälfte beim Nußkrug wieder erreicht war. Der lag schon ziemlich überdunkelt, Timm Ladengast hielt sich nicht mehr vor der Tür auf, sondern kam drinnen seiner wirtschaftlichen Verpflichtung nach, und Libertus war aus dem Gedächtnis entfallen, daß er dem Krüger auf der Rückfahrt eine Schillingseinnahme verheißen habe, denn er fuhr ohne Anhalt vorüber. Gebert Norweg dachte gleichfalls nicht daran; ihm erging's sonderbar, er sah den Krug unter den noch kahlen Bäumen liegen, doch wie etwas nicht vor einer Stunde, sondern schon vor Tagen, einer unbestimmten Zeit Gesehenes; er trug eine nebelhafte Empfindung in sich, als müsse sein Aufenthalt am Seestrand und im Hohenkamper Park so lange gedauert haben. Auch daß die Mutter Schlerbaum zu Hause nicht mehr auf ihn warte, hatte er vergessen; ward erst dran erinnert, wie der Wagen plötzlich anhielt und ihm eine Frage des Herrn Justizrats am Ohr vorbei klang: „Hat Sie die Gaststube hergerichtet, Stine?“

Die beim Rollen der Räder mit Licht aus der Haustür Getretene antwortete: „Ja, natürlich, wenn der Herr Stizrat etwas will, muß es ja so sein, und das Abendessen wartet auch schon 'ne Viertelstunde lang.“

„So bringe Sie Gebert in die Stube hinauf.“

Stine zündete in der Stube ein Talglicht in einem großen blankgeputzten Messingleuchter an, warf danach einen Blick auf Geberts Gesicht und sagte: „Na, du slöppst jowul meist all?“

Ihre Frage war nicht gerade unberechtigt, denn seine Augen sahen mit einem abwesenden Ausdruck vor sich hin. Nun klopfte sie einmal mit der Handfläche auf das Kopfkissen des frischbezogenen Bettes und murmelte oder brummte halblaut: „Vör een Nach weer dat ok nich nödig west; dat is so rein as en Pott, de noch nix afholen kann, up'n Platz ann' Böden to stelln, wa he tweiknaxt warrn mutt.“ Sich wieder umkehrend, fuhr sie laut fort: „Nu will ich dir was sagen, als wenn ich deine Mutter wär', denn du weißt ja von nix auf der Welt, grad' so wie der Herr Stizrat. Hier hast du's nicht notwendig, aber wo du morgen hinkommst, da schließt du abends, wenn du zu Bett gehst, deine Stubentür gut mit dem Schlüssel zu, denn in so einem Haus, ich meine, was ganz frei am Feld liegt, weiß einer nicht, was für'n nichtsnutziges Geschöpf auf den Gedanken kommen kann, bei der Nacht einzubrechen. Un nu kumm man gliks in de Etensstuv röwer, süns warrd de Melksupp heel as kole Schal.“

Stine ging, und der Zurückbleibende sah ihr verständnislos nach. Vor Einbrechern sollte er sich in acht nehmen? Das war ihm noch niemals in den Sinn gekommen; was sollten die denn bei ihm suchen? Ein nächtlicher Einbruch war das letzte, wovor er sich in seiner neuen Stube fürchtete. Überhaupt begriff er seit dem Vorgang im Hohenkamper Park nicht recht mehr, wovor er bei dem Anblick der Witwe Engemann Furcht bekommen habe. Er hatte dort gezeigt, zum erstenmal aus sich selbst erfahren, er könne sich wehren, und eine Weidengerte oder ähnliches war jedenfalls auch in dem Garten der anderen abzubrechen, wenn sie ihn wie Gerda Ratlow hochmütig mit Hohn und Verachtung behandeln wollte.

Digitized by Google

Wie er dann am Eßtisch saß und die abendübliche Milchsuppe verzehrte, tat er's mit einer ungewohnten, ihm auch von der nachmittägigen Ausfahrt eingebrachten Eßlust. Zu dieser trug wesentlich bei, daß ihm zum erstenmal, so lange sein Denken zurückging, das Zusammensein mit dem Herrn Justizrat nicht den Wunsch einflößte, es möchte baldmöglichst ein Ende nehmen. Das rührte offenbar davon her, daß jener sich über seinen laut herausgestürmten Widerwillen und Haß gegen Gerda Ratlow nicht in sonstiger Weise lustig gemacht hatte. Doch kam der Arzt mit keiner Äußerung darauf zurück, sprach überhaupt kaum etwas, sagte erst nach Beendigung der Mahlzeit: „Bist du satt? Dann geh' zu Bett. Morgen kannst du's wegen deines Umzuges noch nicht, aber übermorgen, habe ich dir geraten, mach' dich einmal bei Taganbruch auf den Bungsberg hinauf. Mich dünkt, die Wasserluft hat dir heute schon ein bißchen das Blut aufgefrischt, und Steigen ist noch besser dafür. Wenn du die Augen aufmachst, siehst du von oben weit herum, bis an die dänischen Inseln."

Er fügte noch ein paar Weisungen über den Weg hinzu und schloß: „Du mußt natürlich bei Leuten fragen. Vor Abend kannst du wieder hier sein. Im Krug von Möncheneversdorf bekommst du etwas zum Essen. Dazu brauchst du einige Schillinge von deinem Geld, das ich für dich verwalte. Für die Leibesgesundheit wird's am vorteilhaftesten ausgegeben."

Der Sprecher zog seinen gehäkelten Geldbeutel aus der Tasche, legte ein paar kleine Silberstücke hin und faßte nach dem Griff der Lampe. „Ich habe noch zu tun und gehe in meine Stube. Gute Nacht."

An einer im Zimmer stehenden Döbereinerschen Zündmaschine entflammte Gebert jetzt vermittels des aufglühenden Platinaschwammes einen Fidibus zum Anzünden seiner mitgebrachten Talgkerze, erwiderte mit nur halblaut und scheu vom Munde kommender Stimme: „Gute Nacht, Herr Justizrat!" und ging in seine Gaststube hinüber. Hier wollte er sich auskleiden, denn ein ungewohnt schweres Schlafbedürfnis erfaßte ihn. So legte er seinen Rock ab, gelangte indes nicht weiter, sondern setzte sich auf den Bettrand und sah vor sich hin auf den rotglühenden Lichtdocht. Dabei aber fielen ihm nach kurzem die Augen zu; seine Müdigkeit war zu stark. Er schlief sitzend ein, legte nur nach einem Weilchen unwillkürlich den Kopf aufs Kissen zurück und blieb so mit den Füßen auf dem Boden in verbogener, möglichst unbequemer Haltung liegen.

Jenseit des Flures hatte Wichart Libertus sich im Studierzimmer mit der kleinen Henkellampe an seinen Schreibtisch gesetzt, schrieb aber nicht, sondern hielt den kleinen Band Schillerscher Gedichte in der Hand, den die Frau Baronin ihm im Schloß bereitwillig zum Mitnehmen überlassen hatte. Eine noch zur Lebenszeit des Dichters erschienene Ausgabe war's, eigenartig eingebunden, augenscheinlich sorgfältig nach der Vorschrift eines Auftraggebers; da und dort befand sich im Inneren ein Bleistiftstrich am Titel oder Rande eines Gedichtes; erkennbar waren die tiefsinnigsten und schönsten so angezeichnet, stellenweise auch eine besonders poesiereiche Strophe hervorgehoben. Zuweilen durch einen Doppelstrich, dort blieben die Augen des Lesenden dauernd haften. Die „Ideale" zeigten solchen bei den Versen:

Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.
Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Hin und wieder bewegte der Arzt die Blätter, die leicht zwischen seinen Fingern beim Umschlagen knisterten und zitterten; ein paarmal tönte aus der Stubenecke ein Schlag der alten Kastenuhr. Auch „Das Geheimnis" war am Rand seiner ersten Strophen mit zwei Strichen bezeichnet:

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach;
Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.
Leis komm' ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt;
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Digitized by Google

Libertus hob nach dem Überlesen der Verse den Kopf, blickte wohl eine Minute lang reglos vor sich hin ins Leere. Dann machte seine Hand eine mechanische Bewegung, indem sie einen Schlüssel hervorzog und damit am Schreibtisch einen Behälter öffnete. In diesem tat sich durch Druck des Fingers noch ein Geheimfach auf, aus dem er einen in weißes Papier eingeschlagenen Gegenstand hervornahm. Wie seine Hand die Umhüllung davon ablöste, kam ein schwarz emaillierter, verhältnismäßig breiter, viereckiger Rahmen zum Vorschein, der ein länglich gerundetes, auf Porzellan gemaltes Porträt umschloß. Das Brustbild eines offenbar noch sehr jugendlichen Mädchen war's, das trotz der Kleinheit des Gesichtes außerordentlich klar und lebensvoll aussah. Es stammte sichtlich von der Hand eines Künstlers und ließ über seine der Wirklichkeit entsprechende Treue keinen Zweifel. Dem braun auf die blütenhelle Stirn nickenden Haar hatte der Maler einen goldigen Glanzschimmer verliehen, wie den veilchenblauen Augensternen eine Leuchtkraft; sie gehörten einem Antlitz an, in dem sich Liebreiz, Schönheit und Feinheit jedes Einzelzuges wie zu einer mädchenhaft verbildlichten Darstellung des ersten Frühlings verbanden. Das lebende Original mußte gleichfalls sehr schöne Hände besessen haben, denn der Künstler hatte sich nicht versagen können, eine, langbefingert, doch schmal und zartfarbig über den Rahmenrand bis zur Brust heraufzuheben; in natürlicher Bewegung: sie schien im Begriff, zu der leicht gebogenen Nase eine kleine duftige Blume emporzuheben.

Dies Bild rückte der Sitzende, sich vorbückend, in den Lichtwurf der Lampe und sah darauf hin. Doch ein Geräusch draußen auf dem Flur ließ es ihn plötzlich seitwärts auf den Tisch legen und rasch mit dem Papierblatt wieder bedecken. Gleichzeitig ward die Zimmertür geöffnet, und Gebert Norweg erschien auf der Schwelle. Der Arzt wandte den Kopf herum: „Du? Schläfst du noch nicht? Was willst du?"

Der Befragte stand ohne Rock in Hemdsärmeln, und in seinem Gesicht lag's wie ein nachtwandlerischer Ausdruck. Erkennbar mußte er geschlafen haben und wohl aus einem Traum aufgefahren sein, der ihm noch vor den weitgeöffneten Augen fortzudauern schien. Er setzte ein paar Schritte in die Stube vor und brachte halbverworren vom Mund: „Woher weiß ich den Namen?"

Nun fragte Libertus: „Gehst und sprichst du im Schlaf? Was für einen Namen?"

„Langeland — die Möwe war wieder da und rief ihn. Bin ich schon früher einmal am Strand bei Hohenkamp gewesen?"

„Das kann ich nicht wissen, ob du soweit aus der Stadt fortgekommen bist. Warum?"

„Nein — wie ich noch so —" — er deutete mit der Hand niedrig über den Fußboden — „es war etwas bei mir, ein dunkles Kleid und eine schmale weiße Hand — der gab ich Muscheln und Steine — auch jetzt eben wieder —"

Traumverschleiertes klang noch immer aus der Stimme des Sprechenden; sich abermals besinnend, hielt er kurz inne, ehe er hinzufügte: „War das meine Mutter?"

Der Arzt verneinte. „Mit deiner Mutter warst du gewiß nicht am Hohenkamper Strand, das hätte vor deiner Geburt sein müssen. Wenn dir aber eine Erinnerung daran wach geworden, ist's vielleicht an der See auf Langeland gewesen."

„Auf Langeland —?"

„Dort bist du auf die Welt gekommen und hast du zuerst mit ihr gelebt."

Gebert sah ihm groß ins Gesicht. In seinen Augen lag etwas Hilfloses, doch von anderer Art als sonst. Er wiederholte: „Auf Langeland — darum —" Danach stieß er plötzlich hervor: „Ist mein Vater auf Langeland gestorben?"

Libertus blieb einen Augenblick stumm, dann gab er Antwort: „Die Leute sagen, daß deine Mutter nicht verheiratet gewesen sei."

Einen Atemzug lang haftete nach den letzten Worten Geberts Blick starr, wie vergeblich nach etwas suchend, auf dem Gesicht des vor ihm Sitzenden, dann entfuhr seinem Mund ein bangschmerzlich herausbrechender Ruf: „Mich hat kein Mensch auf der Welt lieb — haben Sie mich doch lieb!" Und zugleich warf er sich, von einem willenlosen ekstatischen Trieb überwältigt, zu Boden nieder und drückte seine Stirn gegen die Knie des Arztes.

Im Zimmerwinkel tickte der Pendel der alten Kastenuhr ein dutzendmal hin und her,

Digitized by Google

während Wichart Libertus regungslosen Blicks über den braunen, haarverwirrten Scheitel des vor ihm Knieenden hinsah. Dann hob er sich mit einem Ruck vom Stuhl empor und sagte: „Dazu habe ich keinen Grund, Gebert Norweg. Du gehst mich nichts weiter an, als daß ich die Verpflichtung übernommen, für deinen Lebensbedarf und deine leibliche Gesundheit zu sorgen. Steh' auf."

Nun stand der junge Mensch wieder lang aufgerichtet da, verwirrt und erschrocken; in seinen Zügen war zu lesen, er wisse nicht, was plötzlich über ihn geraten sei, und was er sinnlos gesagt und getan habe. Der Arzt streckte jetzt mechanisch die Hand nach dem Bande Schillerscher Gedichte: „Da, nimm dies Buch mit dir; was drin steht, ist Deutsch, das wird zur Abwechselung von deinem Lateinischen und Griechischen nicht unnütz für dich sein. Du kannst es auf den Bungsberg mitnehmen und droben darin lesen. Jetzt geh' zu Bett."

Wortlos kam Gebert dem Geheiß nach, begab sich über den Flur in seine Stube zurück, wo das rotflackernde Licht noch brannte. Vor diesem ging sein Blick auf das kleine Buch nieder, das seine Hand hielt; er hatte schon vergessen, daß der Herr Justizrat es ihm gegeben und daß er es mit sich getragen habe. Unwillkürlich öffnete er den Deckel und sah auf ein leeres, dem Titel vorgeheftetes Blatt, an dessen rechtem Oberrand nur das geschriebene Wort „Elsa" stand. Doch Todesmüdigkeit zog ihm die Augenlider herunter; er hatte nur noch so viel Besinnung, diesmal seine Kleider abzulegen und die Kerze auszublasen, dann streckte er sich hin und fiel, vom schwelenden Dunst des Talglichtes umzogen, in Schlaf.

* *
*

Als Gebert Norweg am Morgen die Augen ins helle Tageslicht aufschlug, stand's ihm noch vor ihnen, daß in der Nacht eine dunkelgekleidete Gestalt an sein Bett herangetreten sei. Die hatte gesagt: „Ich bin ein Elf, der dich liebhat," und dazu mit weißer Hand einen Schatz für ihn neben sein Kopfende hingelegt; dann war sie weggeschwunden. Aber so deutlich sah er's noch, daß er mit erster Bewegung den Blick nach der Stelle drehen mußte, wohin die Hand sich ausgestreckt hatte.

Da lag dort, auf dem Nachttischchen am Bett, kein märchenhaft blinkender Schatz, sondern nur ein kleines Buch, von dem er zunächst nicht wußte, wie es dorthin geraten und was es sei. Dann indes kam ihm aufdämmernd in Erinnerung, er selbst habe es aus der Studierstube des Herrn Justizrats mit herübergebracht, und wie er unwillkürlich danach faßte und den Einbanddeckel aufschlug, erklärte sich auch das ihm noch verschwommen vorm Gesicht fortgaukelnde Täuschungsspiel. Auf dem ersten Blatt stand in kräftiger Handschrift das am Abend von ihm gelesene Wort „Elsa"; das war ihm in den Schlaf nachgefolgt, hatte sich zu einem Elfen verwandelt, so benannt und die anderen Worte daran geknüpft, die er auch dunkel, als von jemand gesprochen, im Ohre trug. Doch er befand sich noch unter dem Bann des Traumes, als ob dieser eine Wirklichkeit gewesen sei, daß ihn aus dem Buch ein Gefühl durchzog, er halte damit tatsächlich einen Schatz in der Hand, obwohl die Gedichte Schillers ihm nur dem Namen nach bekannt waren und ihn völlig gleichgültig ließen. Der Herr Pastor hatte wohl einmal geäußert, Schiller und Goethe seien allerdings in Deutschland angesehene Dichter, doch von zweifelhafter christlicher Glaubensgesinnung.

Das Buch in seine Brusttasche steckend, ging er zur Eßstube hinüber, wo Stine Berens ihm das Frühstück auftrug; er müsse allein dabei sein, denn der Herr Justizrat wäre schon zu einem Patienten weggerufen. Als Ersatz dafür aber leistete sie ihm Gesellschaft, setzte sich mit an den Tisch und fing an, von Frauenzimmern zu sprechen, vor denen junge Leute sich besonders in acht nehmen müßten. Die sähen zuweilen von außen ganz gut aus, daß einer es ihnen nicht vom Gesicht ablesen könnte, was für hinterhältisch verschlagene Geschöpfe sie wären und was sie mit lachendem Mundwerk, denn das hätten sie meistens parat, Bösartiges im Schilde führten, weil sie's immer heimtückisch auf irgendeinen abgesehen hätten. Die müsse ein junger Mensch, wenn er's gut mit sich meine und ein bißchen Verstand

Digitized by Google

im Kopf habe, nicht angucken und noch weniger mit der Hand anrühren, sondern ihnen zeigen, daß er wisse, was für abgefeimte Personen sie wären, sonst ließen sie nicht von ihrem abscheulichen Tun ab und kriegte er keine Ruhe vor ihnen. So vernünftig hatte Gebert Stine noch niemals sprechen hören, alles, was sie sagte, paßte ganz genau auf Gerda Ratlow, und er konnte sich den Mund nicht verschließen, kräftig zustimmend zu antworten: „Nein, mit der Hand nicht anrühren, aber, wenn's nicht anders geht, mit einer Weidenrute!" Das verstand Stine im ersten Augenblick nicht recht, doch lachte sie dann mit vollen Backen: „Jo, dat weer dat richtige, dat doh man! De Rod hett se wul as Deern nich nog kregen, de lehr se man kennen, wenn se di to neeg kümmt. Denn büst du jo up'n richtigen Weg un gah man to!"

Unterwegs fiel Gebert ein, so gering sich sein Besitz an Büchern und Kleidungsstücken auch belief, könne er sie doch nicht allein in die neue Wohnung hinübertragen, und es bedurfte einer für seine Gedankenunbeholfenheit nur auffällig kurzen Zeit, ihn auf die Auskunft geraten zu lassen, daß er vielleicht bei der, die für ihn an die Stelle der Witwe Schlerbaum treten sollte, eine Beihilfe erlangen könne. So ging er geradezu nach ihrem Hause und traf sie schon im Garten neben der anwesenden Besorgerin der gröberen Hausarbeiten, Meta Kienast, der Vertrade Engemann in einem geschmackvoll hübschen Morgenrock gerade eine Anweisung erteilte. Sie empfing den durch die Pforte Hereintretenden mit freundlichem Zuruf: „Kommen Sie schon? Das ist gut, es ist auch alles bereits in Ordnung." Nun kam ihm die Zunge bei der Antwort, er wisse nicht, wie er seine Bücher und sonstigen Dinge herüberschaffen solle, doch ein bißchen ins Stottern, aber mit hurtigem Verständnis fiel sie gleich ein: „Da nimm den Waschkorb, Meta, und geh' mit, es sind nur ein paar Schritte, und du hast ja die Arme dazu am Leib."

Meta machte sich denn auch sofort mit dem Waschkorb auf ihre elefantenartigen Füße und begleitete Gebert nach dem Hause in der Langen Twiete, wo die Mutter Schlerbaum schon eingesargt auf ihre Abholung nach Pastor Cordemanns Eingangsgarten zu den ewigen Paradiesesfreuden wartete. Doch ihr bisheriger junger Hausgenosse hatte sich mit dieser Tatsache bereits abgefunden, und seinen Kopf füllte gegenwärtig nur die Erkenntnis aus, daß er seine hiesige Angelegenheit möglichst schleunig erledigen müsse, um noch rechtzeitig zum Unterrichtsanfang bei Matthias Harms eintreffen zu können. So befliß er sich nur eilfertig des Nötigen, bei dem Meta Kienast ihm mit ihren breiten Handschaufeln ausgiebig Beistand leistete, indem sie Bücher und Hemden, Schuhzeug, Strümpfe und Schreibhefte wie Kohlköpfe und Rüben in den Korb zusammenwarf; und diesen miteinander an den Henkeln fassend, begaben beide sich nach wenigen Minuten zur „Villa" der Frau Leutnant zurück. Damit war aber auch die Zeit Geberts abgelaufen, hastig griff er nach einigen Büchern und verließ sogleich wieder das Haus, um seinen Schulweg einzuschlagen.

Als er am Mittag heimkehrte, lag ein freier Nachmittag und ebenso der nächste Tag vor ihm, denn es war Sonnabend, der seinen Gedanken Muße vergönnte, sich von lateinischen und griechischen Exerzitien ab- und seiner neuen häuslichen Veränderung zuzukehren. Ihm kam jetzt erst deutlich zur Vorstellung, daß er seit heute dort oben in der Giebelstube zu Hause sei, und das war eigentlich sehr merkwürdig, denn gestern um diese Zeit hatte er davon noch nicht die leiseste Ahnung gehabt; überraschend schnell konnte sich Wundersames im Leben zutragen. Doch im Grunde verwunderte es ihn nicht besonders, weil er ein Gefühl hatte, in ihm selbst sei seit gestern etwas Ähnliches, auch bis dahin nicht Gedachtes vorgegangen; schon darin gab sich's kund, daß ihm nicht aus dem Gedächtnis geraten, er müsse zunächst seine Sachen aus dem Korb nehmen und in Ordnung bringen. Wie er auf den Flur trat, kamen von dessen hinterem Ende zweien seiner Sinne Eindrücke entgegen, das Knistern eines Herdfeuers und ein Geruch von zubereiteten Speisen. Die kurze Treppe hinaufsteigend, trat er in seine Stube ein, sah indes vergeblich nach dem Korb, den er am Morgen auf den Fußboden niedergesetzt, umher. Statt dessen lag seine Wäsche nett zusammengefaltet in einer Kommode, die

Digitized by Google

Kleider hingen in einem Schrank, und die Bücher standen aneinander gereiht und zwar richtig, nicht auf den Kopf gestellt, wie Mutter Schlerbaum es stets getan, auf einem Wandbord. Das war auch etwas Wundersames, erinnerte an Märchen von hilfswilligen Feenhänden, sah aber ebenfalls denen Meta Kienasts durchaus nicht ähnlich.

Staub- und fleckenlos strahlte die Stube förmlich von Sauberkeit, obwohl auf alles das hellste Mittagslicht fiel, denn das Fenster befand sich nicht im Erdgeschoß wie in der Langen Twiete, und ihm lag keine alte graue Hausmauer nahe gegenüber, sondern weit offenes grünes Feld mit klarem Himmelsblau darüber. Zwischen Wohnungen war augenscheinlich ein Unterschied, der Gebert bisher unbekannt gewesen, oder auf den er nicht geachtet hatte; er trat an das offenstehende Fenster und blickte über die Saat- und Weidekoppeln mit ihren abgrenzenden Zaunknicken hinaus. Von ihnen her klang ein zusammenschwimmendes Lerchengetriller und in der Nähe aus einem blühenden Birnbaum des Gartens Finkenschlag; drüben gegen den Horizont stach an einer Stelle ein schmaler Streifen mit etwas anderem Blau als dem des Himmels ab, das konnte ein Stückchen Ostsee sein. Um es deutlicher zu sehen, hob er sich auf die Zehen, doch da klopfte es hinter ihm, die Tür ging auf, und die Stimme der Frau Leutnant sagte: „Die Suppe ist auf dem Tisch.“ Als er sich umwandte, setzte sie fragend hinzu: „Habe ich's mit Ihren Büchern und Sachen richtig gemacht, wie Sie's gewöhnt sind?“ Hastig, wenn auch ein bißchen unbeholfen, sagte er: „Ja ganz — ich habe — ich danke Ihnen, Frau Leutnant — und komme gleich.“

Sie ging, leicht eine Melodie vor sich hinträllernd und dadurch an die Lerchen draußen erinnernd, die Treppe hinunter; er blieb noch ein paar Augenblicke zurück, mit einer Bürste über seinen widerspenstigen Haarwirbel zu fahren; dann folgte er, mit seinem Verhalten zufrieden, daß er sich schicklich benommen, ihr gedankt und sie mit ihrem Titel angeredet habe, in das kleine Eßzimmer.

Der Mittagstisch war von stadtüblich einfachster Art, aber ob bei der Zubereitung der Gerichte mehr an Kochkunst aufgewendet worden, als Mutter Schlerbaum im Besitz gehabt, oder was sonst der Grund sein mochte, es schmeckte ihm anders und fraglos besser, wozu auch wohl das saubere weiße Leintuchgedeck mit dem sonstigen Drum und Dran beitrug. Offenbar achtete die junge Hausfrau darauf, daß alles um sie herum von tadelloser Reinlichkeit und nettem Aussehen sei, oder eigentlich machte es den Eindruck, sie habe gar nicht nötig, dafür zu sorgen, denn was mit ihr im Zusammenhang stehe, sei von selbst gewöhnt, sich nur in solchem Zustand benutzen zu lassen.

Ganz ungewohnt dagegen war's für Gebert, mit jemandem am Eßtisch zu sitzen, der nicht bloß stumm seine Portion an Fleisch und Gemüse herunterkaute, sondern daneben öfter den Mund auch noch zum Sprechen gebrauchte. Denn das tat Bertrade Engemann, richtete in zuvorkommender Weise und mit hübsch klingender Stimme allerhand anteilnehmende Fragen an ihren neuen Hausgenossen, erzählte auch dazwischen, daß sie ihn von Ansehen schon länger kenne, da sie ihm ab und zu auf seinem Schulweg in der Langen Twiete begegnet sei: „Aber mich haben Sie wohl nie bemerkt, denn Ihre Augen sahen immer nicht rechts und links und am wenigsten einem Menschen ins Gesicht, als ob Sie beständig nur furchtbar wichtige Gedanken im Kopf hätten.“ Dazu lachte sie fröhlich, und ihm stieg's etwas rot in die Schläfen, wie er antwortete: „Nein — bin ich Ihnen — ich kann mich wirklich nicht besinnen.“

Sie fiel ein: „Aber jetzt kennen Sie mich und wissen, wie ich aussehe. Ich denke, es gibt noch eine gute Freundschaft zwischen uns, denn wir sind ja höchstens ein paar Jahre auseinander, da kommt man bei täglichem Zusammensein bald auf einen freundlichen Fuß.“ Recht angesehen hatte er sie allerdings auch heute noch nicht, doch tat er's jetzt auf ihren Vorhalt und zwar mit einem Blick der Überraschung. Sie sah in der Tat noch sehr jugendlich aus, eigentlich ganz wie ein junges Mädchen, vielleicht um ein bißchen älter als Gerda Ratlow; sonst wußte er keinen Vergleich. Aber er fühlte, an Selbständigkeit und Sicherheit in allem, was sie sagte und tat, sei sie ihm um viel weiter voraus und überlegen, und er könne mancher-

Digitized by Google

lei von ihr lernen, was bei Mutter Schlerbaum nicht in Rede gekommen.

Sie waren mit dem ersten gemeinschaftlichen Mittagsessen fertig geworden, und seine Tischgenossin sagte jetzt aufstehend: „Kommen Sie auch etwas mit in den Garten, Herr Norweg? Ich habe darin zu tun, und der Herr Justizrat hält für gut, daß Sie möglichst viel in freier Luft sein sollen, so habe ich als Ihre Hausmutter die Pflicht, Sie dazu anzuhalten — Hausschwester klänge eigentlich wohl richtiger."

Gebert wußte in der Schnelligkeit keinen stichhaltigen Grund, die Aufforderung abzulehnen, sondern ging mechanisch hinter ihr drein in den Garten, durch dessen Pforte gerade Meta Kienast zum Aufwaschen des gebrauchten Mittagsgeschirrs hereintrat. Doch Bertrade Engemann rief ihr zu: „Du kannst mit dem Spülen noch warten und mir erst hier etwas helfen." Sie ging damit um, mehrere Pflanzen aus dem Gesträuchschatten auf ein Sonnenbeet zu versetzen, und sagte erläuternd: „Sonst kommen sie nicht zum Blühen; was keine Helligkeit und Wärme hat, verdirbt in den Knospen und fällt ab." Nach ihrer Anweisung grub Meta die schon hoch aufgeschossenen Blumenstauden mit den Erdballen aus; ergötzlich war's anzusehen, wie der Spaten, sobald sie den Fuß daraufstemmte, mit einem Ruck bis zum Rand in den Boden hinunterfuhr. Dann beteiligte auch die junge Witwe sich, wenngleich in behutsamer Weise, an der Umpflanzung, so daß vier Hände durch- und nebeneinander in geschäftiger Tätigkeit waren. Das nahm sich eigentümlich aus, und der dabei stehende Zuschauer blickte verwundert darauf nieder, besonders weil er eine solche Verschiedenartigkeit an sich gleicher menschlicher Gliedmaßen, wie die der ungeheuerlichen roten Pratzen Meta Kienasts und der anderen niedlichen, hellfarbigen Händchen, nicht auf der Erde für möglich gehalten hätte.

Der Buchfink wiederholte unaufhörlich seinen Schlag, in den Birnbaumblüten summten Hunderte von Bienen, Halme, Blätter und Knospen schienen einen Wettlauf anzustellen, wer am schnellsten vorankomme; überall machte sich ein eifriges Trachten und Treiben des Frühlings sichtbar und fühlbar.

Als Bertrade Engemann ihre Arbeit befriedigend zustande gebracht hatte, richtete sie sich vom Boden auf, spreizte die zehn Finger ihrer doch etwas erdegeschwärzten Hände einmal auseinander und sagte lachend: „Da tut Wasser und Seife not."

Sie verschwand ins Haus; Gebert blieb noch eine Weile allein stehen, dann ging er gleichfalls zurück und stieg die Treppe zu seiner Giebelstube hinan. Ihm war's ein bißchen sonderbar im Kopf, wie wenn die Dinge um ihn her sich leise auf und nieder bewegten; von der Frühlingsluft und seinem ungewohnten Aufenthalt im Freien mußte es herrühren. Sonst hatte er nach dem Essen in seiner dunklen Hinterstube in der Langen Twiete gesessen; eine Empfindung und ein Vergleich überkamen ihn, er sei ähnlich wie eben die Pflanzen aus dem Schatten hierher in Helligkeit und Wärme versetzt worden, die eine wohltuende Wirkung auf Leib und Seele ausübten. Allerdings stammte davon auch sein leichtes Schwindelgefühl her, aber das war nichts Unschönes und Unangenehmes, nur bisher Unbekanntes; er stand und hing einem sich ihm aufdrängenden Gedanken nach, daß er gestern dem Herrn Justizrat wohl ein Unrecht angetan habe. Der hatte doch mit seiner Unterbringung hier nicht feindselig gegen ihn gehandelt, sondern mit richtiger Einsicht Gutes im Sinne gehabt und ausgeführt. Denn die Befürchtungen, die der erste Anblick seiner neuen Hauswirtin in ihm wachgerufen, waren zweifellos nur aus völliger Verkennung und Unverstand hervorgegangen, seine Besorgnis, daß er es schlecht bei ihr haben und sie ihn mißächtlich nach der Art Gerda Ratlows behandeln werde, geradezu einfältig gewesen. Sie benahm sich im Gegenteil fürsorglicher und freundlicher als noch jemals ein Mensch gegen ihn; Furcht war gewiß das letzte, was ihr Wesen einflößen konnte.

Da ihm vorgeschrieben worden, morgen den Weg auf den Bungsberg zu machen, begab er sich jetzt an die Ausarbeitung seiner Schulaufgaben für den Montag und verbrachte damit eifrig den Nachmittag; alles ging ihm heute gut und auffällig leicht von der Hand. Er war erstaunt, wie die Frau Leutnant ihn schon zum Abendessen rief, doch leistete er gern Folge, da es ihm

Digitized by Google

als eine angenehme Erholung von der Arbeit vorstand, wieder mit ihr am Tisch zu sitzen und ihre Stimme über dies und das sprechen zu hören. Auch seine Zunge hatte sich bereits etwas gelenker als am Mittag gelockert; er erzählte, was der Herr Justizrat ihn morgen früh zu tun geheißen, und seine Zuhörerin versetzte teilnehmend: „So früh wollen Sie schon weg? O je, da schlafe ich noch und liege im siebenten Traum, Gott mag wissen, in welchem — aber da muß ich Ihnen ja heute abend etwas zurechtmachen, damit Sie unterwegs nicht verhungern."

Sie begab sich gleich daran, mit ihren hübschen Händen einige Butterschnitten zu streichen, danach die Brote mit Mettwurst und Holländerkäse zu belegen, so daß sie sich höchst appetitlich ausnahmen, packte sie geschickt in weißes Papier ein und sagte: „Dann ist's wohl am besten, daß Sie jetzt zu Bett gehen, sonst bleibt Ihnen nicht genug Zeit zum Ausruhen, die hat man in der Jugend nötig. Gute Nacht, lieber Gebert, schlafen Sie wohl und kommen Sie morgen gut wieder zurück!"

Mai war's und noch Tagesschein in Geberts Stube, so daß er keines Lichts bedurfte, um sich auszukleiden; der Zimmerraum kam ihm durchaus nicht fremd vor, eher vertraut, wie wenn er schon manchmal darin geschlafen habe. Zum erstenmal im Leben durchfloß ihn leiblich und gemütlich ein Wohlgefühl. Der Fink schwieg jetzt im Garten, doch statt dessen scholl aus einem anderen von weiter her der Gesang einer Drossel. Oder war's eine Nachtigall, das konnte er im Halbschlaf nicht mehr unterscheiden. Nur dann klang noch von seinem Munde ein Ton, der diesem ebenfalls bisher etwas ganz Unbekanntes gewesen, denn er mußte halblaut lachen. Aber seinem Gedächtnis wachte plötzlich auf, daß Stine Berens ihm auf die Seele gebunden hatte, abends die Stubentür fest zuzuschließen, damit kein Einbrecher zu ihm hereinkönne. Geschähe es nur! Dann wäre er imstande, die freundliche Beflissenheit der Frau Leutnant gegen ihn etwas zu vergelten, zu zeigen, daß er Mut und kräftige Arme zu ihrer Beschützung habe. Darüber schlief er ein.

* * *

Ein herrlicher Frühmorgen schüttete erstes Sonnengold über alles rundum. Geberts Brust trank die frische, noch kühle Luft wie mit einer Begierde ein, als er sich zum Bungsberg aufmachte. Zum erstenmal befand er sich auf einer derartigen Wanderung und setzte die Füße möglichst rasch vor, da ihm über der Entfernung nach seinem Ziel völliges Dunkel lag. Auch trieb ihn eine Unruhe, Sonntag war's, und nach dem Herkommen erwartete der Herr Pastor ihn heute bei sich zu einem belehrenden theologischen Gespräch. Doch mußte der Herr Justizrat sein Ausbleiben verantworten, da der ihm den Weg zur Vorschrift gemacht, und an einem Wochentage hätte er ja der Schule wegen nicht fortkönnen. Übrigens hatte auch die Frau Leutnant kein Bedenken dagegen gehabt, daß er den Kirchenbesuch heute einmal versäume.

Er sollte sich ja unterwegs öfter nach der Richtung erkundigen; so befragte er denn jetzt einen ihm begegnenden Bauern.

„Bungsbarg?" wiederholte der, „jo dat warrd wul do öwer Blekendörp gahn. Dohinto snitt de Fotstig en Stück af."

So schlug er den gewiesenen Fußsteig ein, der über Koppeln einem spitzigen Kirchturm von beträchtlicher Höhe entgegenführte und bei den ersten vermoosten Strohdachhäusern eines Dorfes ausmündete. Das mußte also den Namen Blekendorf tragen; der Turm sah danach aus, daß er schon lange so dagestanden habe, und die Kirchenmauer war aus großen Findlingssteinen aufgeschichtet. Die Straße teilte sich, so daß der Wanderer ungewiß stehen blieb, wohin er sich wenden solle. An einem Gartenrand der Kirche nah gegenüber schritt in einem schmalen Pappelgang ein ältlicher Mann in geistlichem Summar mit kleinen Bäffchen am Hals auf und nieder. Gebert stand einen Augenblick unschlüssig, dann trat er hinzu und zog seine Mütze vom Kopf, doch ohne zu sprechen; der Dorfpfarrer sah ihn überrascht an und fragte: „Wat büst du denn vör'n langen Laban un woto wüllt din pedes apostolorum?"

„Nach dem Bungsberg — aber ich weiß nicht, wo ich —"

Der Pastor fiel ein: „An'n Sünndagmorgen hört'st du inne Kark, awers wenn

du dat richti inne Post hest, kannst du din Gottsdeenst ok mal da baben afholen un brukst keen Papen dato. De Strat na Mönkneversdörp geiht hier likut; denn geh' Er nur in Gottsnamen weiter, Herr Urian, und mach' Er Seine Augen oben in der Gotteswelt auf! Un gröt mi de söben Karktörns vun Lübeck, ünner de heff ick uppe Scholbank seten, dat mi de Knaken in'n Kopp knackt hebbt."

Gebert dankte und schlug die gedeutete Richtung ein. Ein merkwürdiger Unterschied zwischen der plattdeutsch derb-jovialen Sprechart des Dorfgeistlichen und der sich stets nur in feinstem hochdeutschem Ausdruck bewegenden des Pastors Cordemann hatte ihn angerührt, und die Äußerungen hatten danach geklungen, daß sie vom Mund eines Anhängers der rationalistischen kirchlichen Richtung gekommen seien. Das letztere täuschte freilich so stark wie möglich, denn der Blekendorfer Pastor gehörte zu den allerstrengsten Orthodoxen im Lande, wie sich's von vornherein vom Sohn des „Wandsbecker Boten", des Dichters Matthias Claudius, erwarten ließ; nur hatte er vom Vater eine Doppelnatur geerbt, neben der starresten Bibelwortgläubigkeit auch für alle menschlichen Dinge und Gefühlstriebe außerhalb der Glaubenspflichten ein volles Verständnis, wie für ihre Auffassung einen eingeborenen Humor empfangen. Ernst Claudius der Jüngere hielt dem Wanderer kurz noch den Kopf nachgedreht und sagte vor sich hin: „Mi dücht, de Oogen vun den langen Bengel sind mi all vörkamen, de kiekt as een, de ut'n Slap upwaken will; dat bringt he baben up'n Barg in de Sünn vellich beter farrig as in de ole düstre Kabuf!"

Er war vorm Beginn seines Predigtamts noch etwas im Pappelgang des Pastoratsgartens auf und ab gegangen, nun fing die Turmglocke an zu läuten, und er schritt dem unansehnlich altersgebrechlichen Pfarrhause zu, um sich mit seiner Frau und den Töchtern, die vor der Tür schon auf ihn warteten, über die Straße zur kleinen, ziemlich dunklen Blekendorfer Kirche hinüberzubegeben.

Der weiter Wandernde empfand ein unbekanntes Wohlgefühl in sich, alles umher sah ihm so neu und andersartig als auf seinem Schulweg zwischen den Stadthäusern ins Gesicht, und die rasche Bewegung ermüdete ihn nicht, sondern es schien eher, als ob sie seine Glieder leichter mache. Auch Hunger machte solche Wanderung; er lehnte sich einmal an einen Knickwall, zog die ihm von der Frau Leutnant mitgegebenen Brotschnitten aus der Tasche und verzehrte sie mit Behagen. Sein Blick ging dabei umher; zufällig war's eine hübsche Stelle, an der er die Rast hielt. Ein kleines Wasser lief unweit vorbei, daran standen im Feuchtgrund gelbe, blaue und weiße Blumen von hell leuchtendem Farbenglanz und offenbar verschiedener Art. Wahrscheinlich hatten die auch verschiedene Namen, und ihr Anblick ließ plötzlich einen Wunsch in ihm rege werden; er hätte gern gewußt, was für Namen. Auch ein großer goldfarbiger Schmetterling kam durch die Luft herzu und taumelte ein paarmal über die Blumen hin; das war ebenfalls hübsch, und noch etwas verband sich damit. Denn von dem wußte er, ein Zitronenfalter sei's; gelegentlich war's ihm zu Gehör gekommen, und dies Benennenkönnen verursachte ihm gegenwärtig eine freudige Empfindung. Ja, dies Gefühl mußte das sein, was die Sprache mit dem Wort „Freude" meinte.

Sein Weg zog sich abwechselnd über Anhöhen und in Niederungen weiter, zwischen Feldschlägen und durch frischbelaubte Buchenholzungen; mit Türmen sah da und dort näher oder ferner ein namenloses Kirchdorf auf, auch adelige Gutsschlösser, mehr oder minder dem von Hohenkamp ähnelnd, blinkten weißschimmernd aus Vorhängen von Parkbäumen und -büschen herüber. Immer gerade gegen die Sonne auf ging's; wo jemand Gelegenheit bot, fragte er, ob der Weg der richtige sei, und empfing Bestätigung oder Weisung. Doch bedurfte es im Grunde für ihn dessen kaum mehr, da der aufgewölbte Rücken schon seit längerem unverkennbar als der höchste vor ihm lag, nur zuweilen von einem Waldstück verdeckt. Merkwürdig anregend war's, solch ein Ziel ins Auge zu fassen und durch eigene Überlegung sich klarzumachen, wie und von wo aus es am besten erreichbar sei.

Nicht lange, und er befand sich oben auf der höchsten Platte des Bungsbergs. Sie war eigentlich durchaus reizlos, ebenso vom

Digitized by Google

Ackerbau bewirtschaftet wie der ganze Rücken; nur die Zaunknicke fehlten, und der Ostwind blies dem Hinaufgelangten reger ins Gesicht. Davor schloß er zunächst die Augen, doch auch weil er nichts um sich wahrnahm. Er hatte wohl zu lange in die Sonne gesehen, und auch vor den zugedrückten Lidern dauerte ihm noch eine Weile das blendende Gefunkel von Goldkreisen fort.

Aber dann zerging's, so daß er die Augen auftat. Da lag, nah und weit, eine unermeßliche Welt um ihn herum.

Zuerst fast unauffaßbar und unbegreiflich, nur wie ein Traumbild. Als ob ein Traum ihn mit Flügeln ausgerüstet und als einen Vogel in die Luftleere zum Himmel hinaufgetragen habe.

Danach indes gewann er seine volle Sehkraft zum Unterscheiden und Erkennen der Einzelheiten, aus welchen sich das gewaltige Rundbild zusammensetzte. Hügelrücken und Niederungen, grüne Felderweiten und dunklere Waldeinschläge, vielfältig blickten dazwischen Stücke oder breite Flächen von kleineren und großen Landseen auf; überall entdeckte der Blick bei genauerem Hinschauen Kirchtürme von Dörfern, wohl auch von Städten, denn da und dort tauchten sie aus einer gleichfalls sichtbar werdenden größeren Menge von Häusern hervor. Um alles aber als ein ungeheurer blauer Rahmen schlang sich zu mehr als zwei Dritteilen von Nordwesten her über Osten hin bis zum Süden die Ostsee. Wenn die Augen sich von der Westseite abkehrten, erschien das wagrische Land wie eine Insel.

Etwas Wundergleiches lag darin, das unter sich und um sich zu sehen. Wer nicht hier oben stand, konnte sich keine Vorstellung davon machen. Das hatte offenbar der Blekendorfer Pastor mit dem Gottesdienst gemeint, den er auch hier oben abhalten könne, und wozu er keinen Pfaffen brauche. Wenn er's richtig in der Brust habe, hatte der Pastor zugesetzt.

Wie sich's mit dem letzten verhalte oder verhalten solle, wußte Gebert nicht, empfand nur, daß die Brust sich ihm so weit ausdehnte, wie sie's noch nie in seinem Leben getan. Bei der Erinnerung an das Wort Gottesdienst faltete er mechanisch-gewohnheitsmäßig die Hände, löste indes die Finger gleich wieder. Der Gott, zu dem er in der Kirche nach der Vorschrift sein Gebet verrichtete, war nicht hier; er hätte es an nichts wenden können als an etwas Wesenloses, zu dem er doch nicht beten konnte, einem unbekannt neuen, wunderbaren Gefühl in seinem eigenen Inneren.

Wie reglos still, ohne einen Laut die unermeßliche Runde dort unten zu seinen Füßen lag! Der einzige Ton kam von oben herunter, ein leiser Lerchengesang über ihm im Himmelsblau.

Auf einmal erschrak er fast, sein Blick fiel auf etwas, das er bisher noch nicht wahrgenommen. Am südlichen Himmelsrande reckte sich's gleich den ausgespreiteten Fingern einer grauen, riesenhaften Geisterhand in die Luft. Es berührte ihn, als komme ein Schauer davon her und überfließe ihm den Nacken.

Ein Tag mit überaus klarer Rundsicht war's, die bis an alles für Augen Erfaßbare hinreichte. Doch was ihm dort in weiter Ferne so überseltsam, auch wie ein Wunder vor dem Blick stehe, begriff seine Unkenntnis nicht, bis er halb unbewußt die Finger der Geisterhand zu zählen anfing. Nicht fünf waren's, sondern sieben —

Die Zahl löste wieder etwas in seinem Gedächtnis. Der Blekendorfer Pastor hatte gesagt, er solle die sieben Kirchtürme von Lübeck von ihm grüßen, unter denen er auf der Schulbank gesessen habe.

Das dort am Horizont war also die Stadt Lübeck oder vielmehr ihre Türme waren's, denn sonst ließ sich kein Anzeichen von ihr erkennen.

Wie mächtig mußten sie aufragen, um aus solcher Weite sichtbar zu werden. Noch schweigender als alles Übrige erschienen sie, und doch ging sicher lautes Leben unter ihnen durch die Straßen.

Hätte er Vogelflügel, sich hinüberschwingen und darauf niedersehen zu können!

Den Namen Lübeck hatte er ab und zu nennen hören, ohne sich etwas dabei vorzustellen. Aber aus dem Anblick der Türme ging ihm jählings auf, es müsse eine große, ganz andere Stadt sein als die, in der er lebte. Und zugleich noch eins: sie mußten schon lange so dagestanden haben, wohl schon seit Jahrhunderten. Wer während

Digitized by Google

dieser Zeit hier heraufgekommen, hatte sie immer so vor Augen gehabt wie er jetzt. Menschen, von denen nichts mehr auf der Erde vorhanden war, von denen niemand mehr wußte. Nur die Türme dort wußten noch von ihnen, hatten sie kommen und wegschwinden sehen, wieder andere, auf die wieder andere gefolgt. Die Menschen waren immer neu aufgewachsen, hatten eine Zeitlang gelebt, um dann begraben zu werden, aber die Türme waren so geblieben, wie alle sie gleicherweise mit ihren Augen gesehen hatten.

Zum erstenmal ward Gebert Norweg von diesen Gedanken angefaßt. Nicht nur im griechischen und römischen Altertum gab es eine Vergangenheit, auch hier war etwas vor ihm gewesen und redete von den schattenhaften Lübecker Türmen her mit einer geheimnisvollen Sprache. Eine Predigt, mit der sich keine eines Menschenmundes vergleichen ließ; bei dem, was sie lautlos verkündigte, nahm die drunten stumm ausgebreitete Welt ein seltsam sich veränderndes Gesicht an. Aber fremd, unheimlich überlaufend, nicht ertragbar war's, einen kreisenden Schwindel im Kopf erzeugend. Der junge Besucher der einsamen Berghöhe mußte die Augen von den Lübecker Türmen abkehren und sich nach Norden herumwenden. Da badete er den Blick in der blau unendlichen See und atmete tief auf.

Ein Weilchen stand er ausschauend, ohne sich zu regen, der Wind kam leis singend und strich ihm spielend das Haar um die unbedeckte Stirn. Dieser Fernblick wirkte beschwichtend, brachte den Schwindelanfall seines Kopfes zur Ruhe. Groß und friedlich lag die unabsehbare Meeresfläche da, doch das allein benannte nicht ihr Eigenstes. Er suchte noch nach einem Wort dafür und fand's und sprach es laut vor sich hinaus: „Feierlich." Das war's; ihn überkam's freudig, dies Wort gefunden zu haben.

Besaß auch der Wind eine Stimme? Wie am Ohr vorbeihallend, hörte er auf einmal: „Langeland."

Nein, offenbar kam's aus ihm selbst und aus begreiflichem Anlaß. Er kannte den Namen der dänischen Insel, und sein Blick war der Richtung zugewandt, wo sie liegen mußte. Irgendwo hatte er einmal gehört, daß er als kleines Kind mit seiner Mutter am Seestrande von Langeland gewesen sei.

Seine Augen suchten am Horizont, doch im Norden umwob diesen ein verschleiernder Duft und ließ nichts von den sonst oft sichtbaren dänischen Inseln gewahren. Allein die uferlose See, als seien jene, wem sie vor dem Blick auftauchten, keine Wirklichkeit, nur eine täuschende Fata Morgana.

Der ungewohnt weite Weg hatte ihn doch etwas müde gemacht, er setzte sich auf eine kleine, guten Sitz darbietende Grasböschung. War's ein Gottesdienst gewesen, den er hier oben gehalten? An Gott hatte er nicht gedacht, doch aus seinem Inneren antwortete etwas: Ja, einen, wie er noch niemals einen mit dem Gefühl begangen. Da fiel ihm ein, daß er gewissermaßen auch ein Gesangbuch bei sich trage, denn der Weisung des Herrn Justizrats nachkommend, hatte er den kleinen Band, den dieser ihm vorgestern gegeben, in der Tasche mitgenommen. Er zog ihn hervor und schlug die erste Seite auf.

Da stand wieder das geschriebene Wort „Elsa", das der nächtliche Traum ihm zu einem Elfen umgewandelt, der neben dem Bett an sein Kopfende einen Schatz für ihn hingelegt. Er konnte sich von der Vorstellung nicht freimachen, in dem Buch sei doch ein geheimer Schatz verborgen. Bekam es auch, wie vorhin der Wind, eine Stimme und sprach mit ihr? Nein, lautlos lag's auf seinen Knien, von dem Buch her war die Stimme nicht gekommen. Aber deutlich hatte er sie sprechen hören: „Die Leute sagen, daß deine Mutter nicht verheiratet gewesen ist."

Sein Kopf flog verwirrt herum; niemand stand hinter ihm, er saß allein auf der einsamen Höhe. Nur klang's in seinem Ohr jetzt nach, als habe die Stimme des Herrn Justizrats die sonderbaren Worte gesagt. Und plötzlich wußte er's, nicht jetzt und hier, an dem Abend, als er bei dem rotschwelenden Lichtdocht vom Bett aufgefahren und noch einmal zu jenem in die Studierstube hinübergegangen sei. Und daneben ward noch etwas völlig verschüttet Gewesenes in seinem Gedächtnis wach; er hatte sich vor dem am Schreibtisch Sitzenden auf die Knie hingeworfen und gerufen, kein Mensch auf der Welt habe ihn lieb, und der Herr Ju-

Digitized by Google

stizrat hatte darauf geantwortet, das zu tun, habe er keinen Grund.

Was wollte das sagen, seine Mutter sei nicht verheiratet gewesen? Er versuchte, darüber nachzudenken, aber dabei geriet er an den grauen Vorhang, hinter dem sich im Dämmerschein nichts erkennen ließ. Sein Denkvermögen fiel gelähmt davon ab, nur ein dunkles Empfinden blieb, der nicht durchdringliche Nebel halte etwas für sein Leben Bedeutsames verdeckt.

Stand in dem Buch etwas davon zu lesen? Weshalb hatte sonst die dunkelgekleidete Gestalt mit der schmalen weißen Hand es ihm in der Nacht ans Bett gelegt? Zwar nur im Traum —

Seine Augen hafteten noch auf dem Wort Elsa, und sonderbar rührte es ihn daraus an wie vorhin aus dem geisterhaften Anblick der Lübecker Türme, auch so leise überschauernd. Die bräunlich abgeblaßte Tinte sagte, es sei etwas vor ihm auf der Welt gewesen, etwas Unbekanntes, Vergangenes.

Da stutzten seine Augen einmal. War das nicht die Handschrift des Herrn Justizrats? Nein, das täuschte wohl, sie ähnelte seiner nur. Wozu hätte er das unverständliche Wort auf das Blatt hingeschrieben?

Gebert Norweg war des fruchtlosen Hin- und Herspringens der Gedanken in seinem Kopf müde, schlug den Band der Schillerschen Gedichte auf und begann darin zu lesen. Da und dort Bleistiftstriche am Rand einer Strophe. Sogar ein doppelter an mehreren Stellen, wie neben den Versen:

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Wer hatte diese Striche gemacht und zu welchem Zweck? Der Lesende blickte auf sie hin, aber auch über ihnen lag's wie mit einem Vorhang, hinter dem sie keine Antwort gaben. Nur der Wind summte durch die Mittagsstille um den Bungsberg.

* *
*

Drunten und drüben im Städtchen nahm der Sonntagnachmittag seinen altbräuchlichen Verlauf. In den Werkstätten ward nicht gearbeitet, und die kleinen Kaufläden waren zugeschlossen; wer ein festtägliches Kleidungsstück besaß, zog es an, darin gemächlich im Freien herumzuschlendern oder auf einer Bank vor der Tür zu sitzen, die einen mit der dampfenden Tonpfeife im Mund, die anderen mit klappernden Stricknadeln zwischen den Fingern. Nachbarsleute kamen vorbei und blieben eine Zeitlang zum „Klönen" stehen, übers Wetter, die Ernteaussichten, Fleisch- und Brotpreise, das Befinden von diesem und dem, über Gott und die Welt, die bis zu den letzten Häusern des Ortes reichte. Eigentlich war das Nichtstun etwas langweilig, und im Grunde wünschten die meisten, der Sonntagnachmittag wäre erst wieder vorbei; aber man hatte die Woche lang nach ihm als nach etwas Besonderem ausgesehen und mußte sich pflichtgemäß darüber freuen, daß er jetzt war und man ihn so angenehm untätig verbringen konnte.

Nur die Honoratioren würdigten ihn vollauf seiner Bedeutung entsprechend, die Damen am Versammlungs-Kaffeetisch des Hauses, welches „an der Reihe war"; sie strickten nicht, sondern stickten auf Stramin, bewunderten wechselseitig ihre Erzeugnisse, sprachen über die noch wundervollere Vormittagspredigt des Pastors Cordemann und den wirklich guten Geschmack der Witwe Engemann, deren Niederlassung in der Stadt einem Bedürfnis abgeholfen. Sie sollte für ihre Verhältnisse auch nicht von unfeinen Manieren sein, und es war schade, daß man sie nicht ab und zu, um einen nützlichen Rat von ihr zu bekommen, mit am Tisch haben konnte, aber dies war bei einem Frauenzimmer, das für Geld arbeitete, leider doch nicht möglich. Die Herren spielten in einer anderen Stube Whist und tranken roten Bordeaux dazu, der immer wieder Anlaß zur Bekundung der allseitigen Kennerschaft auf diesem Gebiete war. Aufs neue ward auch die Frage berührt, ob sich nicht statt der Whistpartie eine L'hombrepartie zustande bringen lasse, wie sie auf den Gütern und Höfen allein üblich war, doch man mußte davon Abstand nehmen, weil nur die Minderzahl sich in dem Spiel sicher genug fühlte. Dazwischen fiel hin und wieder ein Wort über eine vom Kieler Wochenblatt gebrachte Nachricht, daß maßgebende Kreise in Kopen-

Digitized by Google

hagen ernstlich mit der Absicht einer „Inkorporierung" Schleswig-Holsteins zu einem dänischen Gesamtstaat umgehen sollten. Aber das entstammte vermutlich nur der aufgeregten Phantasie der Kieler Advokaten und Professoren; der König hatte die selbständige Verfassung der Herzogtümer beschworen, man mußte solche Dinge mit ruhiger Vernunft beurteilen.

So ging der Sonntagnachmittag über dem Städtchen hin und, wie es in den Umständen lag, am stillsten dort, wo die Häuser an den offenen Feldrand stießen. Hier trillerten allein die Lerchen, schlugen die Finken und flöteten die Drosseln wie immer bei heiterem Wetter, allerdings nur nach dem Auffassungsvermögen gewöhnlicher Ohren, denn die feiner ausgebildeten Pastor Cordemanns vernahmen stets, daß sie sämtlich am Tage des Herrn mit noch gesteigerter Dankbarkeit ihrem Schöpfer Preis und Lob entgegenjubelten; das Gehörsorgan des Justizrats Libertus zählte dagegen auch zu jenen weniger mit Verständnis begabten, da er einmal auf diese Erläuterung des Herrn Pastors erwidert hatte, er habe bisher geglaubt, sie sängen, weil es Männchen seien, die sich dadurch bei ihren Weibchen in Gunst zu setzen suchten.

Welcher Meinung sich in dieser Hinsicht die Frau Leutnant Bertrade Engemann zuneigte, war ihrem Gesicht nicht abzulesen, doch jedenfalls betrachtete sie den Sonntag für Menschen und damit auch für sich als einen Tag, dem besondere Ehrung gebühre, denn sie hatte ein Kleid angezogen, welches zwar aus einfachem Stoff, doch so kleidsam angefertigt und von einer Farbe war, daß sie darin aus der Ferne zwischen den grünen Büschen ihres Gartens wie eine große Apfelbaumblüte erschien. So ging sie hin und her, hörte auf den Vogelgesang, stand ab und zu einmal ausblickend an der Pforte, trat dann wieder zurück und knipste, von ihrem Tätigkeitsdrang getrieben, hier und dort ein verdorrtes Zweiglein ab. Fast schien es, als warte sie vergeblich auf irgendein angenehmes Ereignis, etwa daß jemand komme, sie mit zu dem weiblichen Honoratiorenkaffee einzuladen; denn möglicherweise war sie noch zu jung und geistig unreif, um aus sich selbst zur Einsicht zu gelangen, ein Frauenzimmer, das vermittels der Geschicklichkeit seiner Nadel einen Teil seines Unterhaltes selbst verdiene, schließe sich damit naturgemäß von der gebildeten Gesellschaft aus.

Aber da war doch einmal unvermerkt jemand, freilich ganz anderer Art, als sie's vermutet, des Weges gekommen, hielt draußen vor der Gartenpforte an und schaute über diese mit einem ungewiß suchenden Blick herein. Ein blondbärtiger Mann ungefähr in der Mitte der Zwanziger mit sehr blauen Augen in einem treuherzig einnehmenden Gesicht war's, den die junge Bewohnerin der „Villa" erst einigermaßen verwundert ansah, ehe ihr die Frage vom Munde kam: „Suchen Sie vielleicht nach etwas, Herr — ich weiß nicht —?" Doch wie er nun zu schicklichem Gruß den Filzhut zog, dämmerte ihr augenscheinlich eine Erinnerung auf, die sie hinzusetzen ließ: „Doch — mir will's — sind Sie nicht Herr Wittkop, der mir in Altona den Rat gab, hierher —"

„Ja, der bin ich — mir kommt's so vor, als hätte ich Sie auch schon einmal gesehen, bei Damen hab' ich dafür kein gutes Gedächtnis und halte mich auch nie lange in ihrer Gesellschaft auf. Aber das ist ja richtig, erinnere ich mich jetzt, was Sie von Altona sagen — sind Sie das gewesen? Auf Ihren Namen kann ich mich nicht besinnen, mich dünkt's nur, dabei war etwas wie Frau Leutnant —" „Engemann," ergänzte sie, und er nickte dazu: „Ja, so war's wohl ungefähr. Und sind Sie wirklich hierher in die Stadt gezogen und wohnen hier?"

„Ja, schon seit Jahr und Tag und bin Ihnen dankbar für Ihren guten Rat. Aber wollen Sie nicht hereinkommen, Herr Wittkop?"

Ihre Hand klinkte mit einer höflich einladenden Bewegung die Pforte auf, doch der draußen Stehende versetzte: „Nein, danke — dazu hab' ich keine Zeit und bin ich auch gar nicht gekommen."

„Nein, das sind Sie ja natürlich nicht," erwiderte die junge Witwe mit einem verständnisvoll bestätigenden und zugleich hübschen Lächeln um die Oberlippe: „Ich dachte nur, weil Sie stehen geblieben sind und hereingesehen haben, daß Sie vielleicht etwas im Garten interessiert hätte."

„Ja, das hatte seinen Grund, man hat ja das ganze Jahr lang mit den Hofmädchen immerwährend seinen Verdruß und Not. Arbeiten wollen sie nicht und können's auch meistenteils nicht ordentlich; mit den Knechten geht's öfter, aber bei den Frauenspersonen fehlt jeden Augenblick was, das ist ja auch nicht anders bei ihnen möglich, sie taugen zu gar nichts. Da hab' ich neulich eine geschriebene Nachricht bekommen, ich weiß gar nicht von wem, hier sollte eine Person sein, der sähe man es gleich an, daß man bei ihr nicht schlecht ankäme und sie imstande wäre, was Vernünftiges fertig zu bringen. Na, da hab' ich mir gedacht, ich spanne am Sonntagnachmittag mal an und fahre her, um so ein Weltswunder selbst mit Augen zu besehen. In dieser Stadtgegend muß sie nach der Beschreibung zu Hause sein, aber in was für einem sie zu Hause ist, stand nicht angegeben und kann man ja keinem von außenher ansehen. Darum habe ich hier herum überall mal die Augen über die Gartentüren gehen lassen, aber nirgendwo was Gutes zu Gesicht bekommen."

„Wissen Sie ihren Namen denn nicht?"

„Nee, weiter nichts oder bloß, ich glaube, mit Vornamen soll sie Meta heißen."

Bertrade Engemann machte mit einer plötzlichen Bewegung die vorher höflich geöffnete Pforte halb wieder zu, und ihr Gesicht nahm einen ernst veränderten Ausdruck an, wie sie dazu antwortete: „Oh — ich hoffe nicht — dann bitte ich Sie doch lieber, nicht hereinzukommen, Herr Wittkop."

„Ja, warum soll ich's jetzt denn nicht?"

„Ich bin Ihnen gewiß zu Dank verpflichtet, Herr Wittkop, daß Ihr Rat mich veranlaßt hat, hierher zu ziehen, denn ich befinde mich hier sehr wohl, und es macht mir auch viel Freude, im Garten arbeiten zu können, das habe ich von Kind auf immer am liebsten getan. Aber zu weit darf man auch die Dankbarkeit nicht treiben, sondern jeder muß sich doch selbst der Nächste bleiben, und leider wird's mir eben klar, daß wahrscheinlich das tüchtige Mädchen, von dem Ihnen jemand geschrieben hat, keine andere ist als die Meta, welche ich für mich selbst im Hause und Garten nötig brauche und so gut angelehrt habe, daß ich sie mein lebelang zu behalten denke."

So ernsthaft umgewandelt nahm sich die bisher liebenswürdig heitere Miene der Sprecherin aus, daß Christoph Wittkop überrascht hervorbrachte: „Darum soll ich also nicht — sind Sie so eigennützig, Frau Leutnant? Das sollte man Ihnen gar nicht ansehen."

„Nein, bloß aufrichtig, Herr Wittkop. Denn Aufrichtigkeit, deucht mich, ist das Notwendigste zwischen Menschen, sonst wissen sie nicht, wie sie miteinander dran sind."

„Ja, das ist ja ganz richtig." Dem Antwortenden hatte die letzte Erläuterung merkbar einen gewissen Respekt eingeflößt, zumal da sie mit seiner eigenen Offenherzigkeit zusammenstimmte. Er setzte hinzu: „Nein, das wäre ja unrecht, Ihnen die Meta abspenstig zu machen, das will ich natürlich auch nicht. Bloß, weil ich einmal hier bin — etwas wirklich so Tüchtiges kriegt man ja nicht leicht zu Gesicht — ich meine, ist sie drinnen im Hause, daß ich sie wenigstens mal ansehen könnte?"

„Nein, am Sonntagnachmittag nicht, da kommt sie erst später."

Christoph Wittkop drückte eins seiner hellen Augen ein bißchen schalkhaft halb zu. „Ist das auch aufrichtig, Frau Leutnant?"

„Wenn Sie nicht glauben, daß ich die Wahrheit spreche, Herr Wittkop, so können Sie sich ja selbst überzeugen." Dabei öffnete ihre Hand die Pforte jetzt abermals: „Ich bitte."

Dem jungen Erbpächter blieb nach seinem unvorsichtigen Zweifel nichts anderes übrig, und hereintretend suchte er von ihm abzulenken: „Der Garten ist ja nur klein, aber wirklich sehr nett gehalten, und der Birnbaum trägt wohl zum Herbst gute Früchte."

„Ich bitte, Sie wollten sich unterrichten, ob das von Ihnen gesuchte Mädchen im Hause anwesend ist."

Das wollte er freilich wiederum gar nicht, aber konnte bei ihrem Daraufbestehen nun anständigerweise doch nicht anders, als ihr durch den Flur folgen und in die Stuben, deren Tür sie vor ihm öffnete, einen Blick hineinwerfen, wie wenn er nachsehe, ob jemand darin sei. Ganz blitzblank sauber und in hübschester Ordnung war's überall, als hätte die Bewohnerin heute den Besuch sämtlicher Honoratiorenfrauen der Stadt bei

Digitized by Google

sich erwartet; ein Zimmerchen, von dessen Wandseite eine Bettstatt hersah, strahlte förmlich Glanz aus, weil die Farbe des Bettüberzuges mit der des blühenden Birnbaums draußen wetteiferte. Auch die kleine Küche befand sich in musterhaft aufgeräumtem Zustand, so daß Christoph Wittkop unwillkürlich sagte: „Die Meta muß ja wirklich ein tüchtiges Geschöpf sein, daß sie alles so gut in Ordnung hält."

Frau Bertrades Miene ließ erkennen, ihr Unmut habe sich etwas abgedämpft, obwohl sie nur kurz zur Antwort gab: „Nein, in den Stuben lasse ich ihre Hand nichts anrühren, die besorge ich lieber selbst, dazu wäre sie mir doch nicht die richtige." Als beide an die Flurtreppe zurückkamen, erklärte sie mit wenigen knappen Worten: „Oben ist noch ein Giebelzimmer, in dem ein junger Mann wohnt, der im nächsten Jahr nach Kiel auf die Universität geht. Er hat keine Eltern, und ich habe ihn bei mir in Kost genommen, damit gut für ihn gesorgt wird. Augenblicklich ist er nicht zu Hause, weil Herr Justizrat Libertus ihm verordnet hat, er solle heute einmal sich recht auf einer Fußtour Bewegung machen. Ich weiß nicht, ob Sie sich auch in seiner Stube überzeugen wollen, Herr Wittkop?"

„Nein — das ist ganz überflüssig — gewiß nicht, Frau Leutnant. Es tut mir leid, daß ich Sie in Verdruß gesetzt habe, ein Landmann denkt ja nicht immer gleich genug dabei, wenn er etwas sagt. Aber in die anderen Stuben habe ich gern hineingeguckt, etwas so nett Ordentliches sieht man ja mit Vergnügen mal an. Der Herr Justizrat Libertus soll ein sehr guter Arzt sein, ich habe ihn gottlob noch nie nötig gehabt."

„Ich auch nicht und hoffe, ihn auch nie nötig zu haben."

„Nein — das kann auch wohl so sein, Sie sehen ja ganz gesund aus —"

Christoph Wittkop erwiderte es vermutlich in der Absicht, seine frühere Unbedachtsamkeit durch eine höfliche Zustimmung noch etwas weiter gutzumachen, aber zur Hälfte sprach er's nur in leere Luft, denn die Angeredete rief in die Mitte seiner Worte hinein plötzlich aus: „Da ist ja mein lieber Hausgenosse wieder!" und zugleich flog sie wie eine große hellgefiederte Taube oder Möwe vom Flur in den Garten hinaus, vor dessen Pforte gerade die Gestalt Gebert Norwegs auftauchte. Man sah ihm an, daß der Rückweg vom Bungsberg her ihn doch ziemlich ermüdet habe. Sein Gesicht war sonnengerötet-erhitzt, und Tropfen blinkten daran vorn unterm Haarrand, indes nur mehr für ein paar Augenblicke, denn bei ihrem Anblick zog seine Hauswirtin hurtig ihr feines weißes Batisttuch aus der Tasche, tupfte ihm damit rasch ein paarmal auf die Stirn und fragte dazu in besorgtem Ton: „Du hast dich doch nicht überanstrengt? Ich konnte ja leider den Weg nicht mit dir machen, um darauf achtzugeben. Geh' schnell hinauf und kleide dich um; ich will gleich Kaffee für dich herrichten, der hilft bei Erschöpfung am besten wieder auf."

Ihm tat's sehr wohl, so empfangen zu werden, mit einem unbekannten Gefühl rührte es ihn an, daß er aus der Fremde in eine Heimat zurückgelangt sei, und er stieg nach dem Geheiß die Treppe hinauf. Die junge Hausfrau wollte sich rasch zur Ausführung ihres Vorhabens in die Küche begeben, doch stutzte sie plötzlich, da ihr jemand auf dem Flur im Wege stand: „Ach, Sie sind's ja noch, Herr Wittkop, das hatte ich über Geberts Rückkunft ganz vergessen. Entschuldigen Sie, ich muß —"

Dabei fiel ihr indes etwas Verdrießliches ein, so daß sie's unwillkürlich laut vor sich hin sagte: „Es ist wirklich fatal, daß just Sonntagnachmittag sein muß und Meta nicht hier ist, um mir zur Hand zu gehen."

Im Anschluß daran kam ihr jedoch ein zweiter und diesmal ein erfreulicherer Einfall: „Aber vielleicht wären Sie so freundlich, mir ein bißchen zu helfen, Herr Wittkop, während ich den Kaffee herrichte. Das heißt, ich weiß nicht, ob Sie sich darauf verstehen, Feuer im Herd anzumachen?"

„Ich — Feuer anmachen?" wiederholte er mit einem etwas verblüfften Ausdruck.

„Können Sie's nicht? Nein, dann lassen Sie's lieber. Wenn ein Mann etwas ungeschickt anfaßt, geht nur Zeit verloren, und mir liegt daran, daß Gebert möglichst rasch ein warmes Getränk bekommt."

Sich nicht weiter um ihn bekümmernd, trat sie hurtig in die Küche, doch in Christoph Wittkops Gesicht hatte sich lesbar ein Ge-

Digitized by Google

danke ausgeprägt: Ich will einem hochnäsigen Frauenzimmer einmal zeigen, was ein Mann ganz anders als sie kann. Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, stand er im nächsten Augenblick am Herd, machte geschwind die roten Kohlen von der über ihnen zusammengepackten Asche frei, legte vorsichtig Holzspäne und dünne Scheite darauf, und nach kaum einer Minute knatterten die Flammen daran in die Höhe. Davon hatte Bertrade Engemann, die abgekehrt die Kaffeemühle und Tassen aus einem Schränkchen hervorgeholt, nichts bemerkt, drehte jetzt bei dem knisternden Geräusch den Kopf um und sagte überrascht: „Ist ein Mann doch zu etwas zu gebrauchen und brennt's schon? Das hätte ich nicht gedacht, da bekommt man ja wirklich Respekt vor den Männern."

Halb anerkennend und halb spöttisch klang's; sie schüttete Bohnen in die Mühle, setzte sich auf einen Stuhl am Herd und begann zu mahlen. Doch tat sie's mit sichtlicher Behutsamkeit, ihr hübsches Sonntagskleid nicht zu zerknittern, nahm das Gerät nur ganz leicht zwischen die Knie und streifte ebenso schonsam von der drehenden Hand den Ärmel gegen den Ellbogen zurück, daß der hübsch gerundete Unterarm, zur Hälfte sichtbar, bei der Bewegung fast noch weißer als der Kleidstoff schimmernd in die Runde ging. Der junge Erbpächter sah darauf hin und wußte nicht, was für ein Gesicht er machen sollte. Er kam sich jetzt lächerlich vor, daß er aus Ärger das Feuer angezündet hatte, war darüber erst recht verdrossen, und ihn trieb's, dies durch etwas auszulassen: „Den jungen Menschen, scheint es, haben Sie ja wohl sehr gern, Frau Leutnant."

„Ja, sehr gern, wir passen so gut zueinander, und eine Frau hat das Bedürfnis, recht für jemand, den sie gern hat, zu sorgen. Das ist wohl ein Glück, wie es nur selten einer zuteil wird; ich habe wenigstens sonst noch keinen Mann gesehen, bei dem mir ein solcher Wunsch hätte in den Sinn geraten können. Sie kommen mir eigentlich ohne Ausnahme abschreckend vor, eingebildet, unliebenswürdig, von unfeinem Benehmen — natürlich, Herr Wittkop, verzeihen Sie, daß Sie auch zu den Männern gehören, daran dachte ich selbstverständlich im Augenblick nicht."

„So, finden Sie die Männer alle so schauderhaft? Sie müssen es ja wissen, Frau Leutnant, Sie sind ja verheiratet gewesen, und es wundert einen bloß, warum Sie sich nicht besser vorgesehen haben, an einem Mann selbst solche schlechte Erfahrung zu machen."

Die junge Witwe sagte zunächst nur mit tiefbewegter Stimme vor sich hin: „Ach, mein armer seliger Mann," und in ihren aufgehobenen Augen stand nichts von einer Entrüstung des Unwillens, sondern allein ein stumm-schmerzlicher Ausdruck. Doch dieser wuchs zu einem feuchten Schimmer in den Lidwinkeln an und nötigte ihr sichtlich wider ihren Willen die laut hervorkommenden Worte ab: „Das war nicht schön von Ihnen, Herr Wittkop, mit dem Angedenken eines Verstorbenen Spott zu treiben, und hätte ich doch aus Ihrem Munde nicht erwartet. Mein armer Mann, wieviel habe ich in der kurzen Zeit um ihn und mit ihm gelitten; er war ja an unserem Hochzeitstage schon schwerkrank, und ich wußte, daß ich ihn nur zu Tode zu pflegen haben würde. Und da wecken Sie mir gefühllos in der Erinnerung auf, ich sei verheiratet gewesen und hätte selbst Erfahrung gemacht. Nein, für so herzlos hatte ich Sie doch nicht gehalten."

Die Sprecherin glitt sich einmal hastig mit der Hand über die Augen, doch zu spät, denn eine Träne fiel ihr schon von der Wimper herunter. Darauf sah der junge Hofbesitzer hin und stotterte: „Nein — das ist mir, weiß Gott, gar nicht eingefallen, zu spotten — davon wußte ich ja gar nichts, daß Sie's mit Ihrem Mann gleich von Anfang so traurig gehabt haben. Wenn man sich das ausdenkt, muß man ja — nein, für einen so schlechten Menschen müssen Sie mich nicht ansehen."

Das tat auch Frau Bertrade schon nicht mehr und bezeugte es durch den veränderten Blick, mit dem sie ihn jetzt nicht figürlich, sondern in Wirklichkeit ansah: „Es war töricht von mir, ich hätte mir's ja selbst sagen müssen, Sie wüßten von dem, was ich mit meinem guten Manne durchgemacht habe, nichts und könnten sich deshalb auch nichts dabei denken. Nur tut's doch weh, wenn ein anderer so über etwas spricht, wovon

Digitized by Google

er sich keine Vorstellung gemacht hat. Ich will aber auch nicht mehr daran denken — so, nun hat sie für diesmal genug fertig gebracht!"

„Wer — was fertig gebracht?"

„Die Mühle. Hören Sie, sie geht leer, was für heute nötig war, ist durchgemahlen. Man muß im richtigen Augenblick aufhören, sonst stumpfen sich die Zacken nur ohne Nutzen ab. Nun heißt's aber, so rasch als möglich — fängt das Wasser schon an zu kochen?"

Ihr Blick wandte sich dem Herdfeuer zu, und ein etwas geistesabwesender Christoph Wittkops tat das nämliche. Dazu brachte er hervor: „Das Wasser — ja, Wasser braucht man wohl auch zum Kaffee — das hätte ich — aber daran habe ich gar nicht gedacht —"

„Das ist doch keine Mannessache," fiel Bertrade, behend schon ein Kesselchen füllend, ein, „der hat an wichtigeres zu denken, und dafür sind Frauen doch wenigstens zu etwas auf der Welt nutz, wenn sie sonst in ihr ja auch keinen Zweck haben. Eben nur um solche Kleinigkeiten herzurichten —"

Merkwürdig war's, mit welcher Geschwindigkeit ihre Hände all diese Kleinigkeiten bewerkstelligten, die Tassen auf ein Tablett stellten, Rahm in ein Kännchen und Zucker in ein Schälchen füllten; wenn sie das eine erst anzufangen schien, hatte sie schon das andere vor, und so war sie über den Flur in eine Stube wegverschwunden und bereits wieder in der Küche, um ebenso hurtig noch weiter Erforderliches zu besorgen. Dem Zuschauenden ward's fast wirbelig vor den Augen, er wußte nicht, ob sie fort oder hinter ihm und plötzlich neben und vor ihm sei. Jetzt stand sie da, goß das kochende Wasser auf den gemahlenen Kaffee in die Kanne und war zugleich auch abermals draußen an der Treppe, um zweimal helltönig: „Gebert! Gebert!" zu rufen. Und wie im selben Augenblick sagte sie wieder in der Küche: „So, Herr Wittkop, dann bitte ich Sie, hereinzukommen."

„Ich? Wohin?"

„Ja, wollten Sie denn von dem Kaffee, den Sie gemacht haben, nicht trinken?"

Zugleich hörte er an einem leicht klirrenden Ton über den Flur her, daß sie schon wieder drüben in einer der kleinen Stuben mit den Tassen hantierte.

Sehr einladend stand hier der Tisch gedeckt, um ihn drei Stühle, auf denen um ein paar Minuten später drei Personen vor eingeschenkten, heiß dampfenden Tassen saßen, und so war an dem etwas langweilig gewordenen Sonntagnachmittag Bertrade Engemann unerwartet doch zu einer Kaffeegesellschaft, noch unerwarteter aber Christoph Wittkop zur Teilnahme daran gekommen. Nur um eine entsprechende Kaffeeunterhaltung wäre es ziemlich schlecht bestellt gewesen, wenn die junge Hausfrau sich ihrer nicht angenommen hätte. Dieser Pflicht einer Wirtin aber kam sie höflich beflissen nach, erzählte mit nettem Humor einige Dinge, die ihr gerade einfielen, geriet dazwischen flüchtig auf ein anderes, gewissermaßen philosophisches Gebiet und gab ihrer Meinung Ausdruck, wenn jemand einen guten Zweck im Auge habe, müsse er sich auch keine Mühe verdrießen lassen, alle Mittel, die ihm zu Gebot ständen, zur Erreichung dieses Zieles anzuwenden. Trotz ihrer artigen Bemühung ward's indes doch fühlbar, daß sie den Wunsch hegte, mit ihrem zurückgekehrten Hausgenossen unter vier Augen sein zu können, und nach einiger Zeit deutete auch eine an ihren Gast gerichtete Frage leicht darauf hin: „Wie weit ist's eigentlich bis zu Ihrem Hof? Ich habe den Namen, glaub' ich, in Altona gehört, aber weiß ihn nicht mehr."

Der Befragte antwortete: „Buchenhorst heißt's, es gehören auch noch viele alte Buchen dazu. Mit meinem Einspänner fahre ich's ganz gut in anderthalb Stunden."

„So lange?" Frau Bertrade drehte den Kopf einmal nach dem Fenster. „Da wird's wohl fast dunkel werden, bis Sie nach Hause kommen, und wann die Meta heute kommt, ist gar nicht zu wissen."

Christoph Wittkop konnte nicht wohl im ungewissen darüber bleiben, daß er hier überflüssig sei und fortgeschickt werde. Er schob seinen Stuhl zurück und versetzte: „Ja, es wird wohl Zeit für mich — entschuldigen Sie, wenn ich gestört habe, Frau Leutnant — das war ja auch gar nicht meine Absicht. Ich bedanke mich für den Kaffee und will jetzt gehen."

Er blieb indes noch unschlüssig stehen, als ob er halb auf etwas warte, etwa daß sie ihm zum Weggang die Hand geben oder sagen werde, wenn er wieder zur Stadt und hier vorbei komme, sehe er vielleicht wieder in den Garten hinein. Doch Bertrade Engemann tat nichts von beidem, sondern entgegnete nur, merklich über sein Aufstehen erfreut: „Da wünsche ich Ihnen, daß Sie gut nach Hause kommen, Herr Wittkop."

So verabschiedete er sich jetzt mit einer etwas ungelenken Verbeugung und ging. Ihm war's kraus im Kopf; er hatte ja gar nicht in den Garten und ins Haus hineinwollen, sich dagegen gewehrt und schließlich doch müssen, wider seinen Willen von etwas dazu gezwungen. Wovon, wußte er sich nicht klarzumachen, bis ihm in Erinnerung kam, seine eigene Ungeschicklichkeit sei's gewesen. Die hatte die Frau Leutnant benutzt, sich daran zu belustigen, ihn Feuer anmachen zu lassen und danach wie einen dummen Jungen wegzuschicken, weil sie mit dem langen jungen Menschen allein sein wollte. Das war ja eine ganz hochfahrige Frau! Der geschäh's im Grunde recht, wenn er ihr die Meta doch abspenstig machte, denn die mußte wirklich eine tüchtige Person sein. Mißvergnügt ging er nach der „Stadt Hamburg", seinen eingestellten Wagen anspannen zu lassen.

Im Hause hinter ihm aber sagte Frau Bertrade: „Gottlob, daß der Besuch fort ist, es traf sich zu ungeschickt, daß er gerade bei deiner Rückkehr hier sein mußte, lieber Gebert, ich hatte mich so darauf gefreut, gleich zu erfahren, wie es dir ergangen ist —"

Doch beim letzten Wort stockte sie, blickte dem Angeredeten ungewiß ins Gesicht und fügte dann nach: „Mein Gott, ich glaube, in der Freude, als ich Sie wiedersah, habe ich mich versprochen und ‚du' zu Ihnen gesagt. Entschuldigen Sie, Herr Norweg, daß es mir so über die Zunge gekommen ist, als hätte sie's für ganz natürlich gehalten."

Zugleich ein bißchen befangen und doch schnell antwortend, fiel er ein: „Mir klingt's auch so — ich habe es gar nicht bemerkt — es freute mich sehr, daß Sie's sagten — bitte, tun Sie es doch weiter, Frau Leutnant —"

„Ja, natürlicher ist's eigentlich auch, wenn zwei so zusammen wie Bruder und Schwester im Hause leben und fast von gleichem Alter sind. Und hat man sich einmal damit versprochen, passiert's einem doch leicht immer wieder. Wenn's dir recht und so lieber ist, Gebert, aber natürlich mußt du's ebenso, mir klang's eben schon ganz drollig, wie du ‚Sie' und ‚Frau Leutnant' sagtest. Der Weg, scheint's, hat dir gutgetan, mich dünkt, du hast schon eine kräftigere Gesichtsfarbe mitgebracht, das steht dir gut. Nun wollen wir einen recht gemütlichen Abend miteinander zubringen, und du mußt mir erzählen, was du unterwegs gesehen hast."

In der Tat ward es der gemütlichste Abend, den Gebert Norweg noch je verbracht, der erste in seinem Leben, der dies Beiwort verdiente. Er fühlte sich in eine Heimat zurückgekommen, und auch ihm kam das „du" geläufig vom Munde; nur die Anrede mit ihrem Vornamen brachte er nicht recht heraus und bat einmal, daß er „Schwester Bertrade" sagen dürfe. Dazu lachte sie fröhlich, war voll heiterer Scherzlust, aber doch auch sorglich für ihn bedacht, denn zur rechten Zeit mahnte sie: „Nun mußt du nach deiner ungewohnten Anstrengung schlafen, Gebert. Tu's recht gut und träume von dem, was dir heute das Liebste gewesen ist!" Dabei gab sie ihm schwesterlich-freundlich die Hand, und er stieg mit Augen, in denen trotz ihrer Müdigkeit der Glanz einer ihn neuartig erfüllenden heimatlichen Empfindung schimmerte, die Treppe nach seiner Stube hinan.

* * *

Nicht nur der Gesichtsfarbe Gebert Norwegs war's anzusehen, daß die taglange Wanderung in Sonne und Wind ihm zuträglich gewesen, auch in seinem Wesen machte sich bemerkbar, er sei anders vom Bungsberg zurückgekommen, als er davongegangen. Etwas Lebendigeres lag am nächsten Morgen in seinen Zügen, und auch seine Augen ließen erkennen, sie nähmen die Dinge auf der Straße um ihn herum gewahr. Doch schien's zugleich, wie wenn dazwischen vor ihnen sich manchmal auch nicht sichtbare, nur von Vorstellungen gestaltete

Digitized by Google

Bilder hin und her bewegten. Das kam begreiflicherweise seiner Aufmerksamkeit während der Unterrichtsstunden nicht zustatten, so daß er sich mehrmals eine unbekannte Ermahnung von Matthias Harms und schließlich sogar eine Warnung vor der schädlichsten Widersacherin des Menschen, der Gedankenzerstreuung oder sogenannten Phantasie, zuzog, welche sich der Geisteskräfte achtloser Leute zu bemächtigen suche, um sie von den ernsten und wichtigen Gegenständen auf nugas et allotria abzulenken. Das enthielt eine Rüge, wie sie dem musterhaften Schüler noch niemals widerfahren, er fühlte auch, daß sie berechtigt sei, und nahm sich nach Kräften zusammen. Doch als er um Mittag ins Freie hinaustrat, kamen durch die Sonnenstrahlen und das leise Windgesumme die Vorstellungen der nicht sichtbaren Dinge ihm wieder vor die Augen, und ihn rührte dabei eine verwerfliche Empfindung an, wie wenn jene wichtiger seien als alle lateinische und griechische Gelehrsamkeit aus Matthias Harms' Munde. Das war gewiß ein arger Irrtum, aber er konnte mit der Vernunft nicht dagegen aufkommen, und bei diesem vergeblichen Bemühen sah er auch erst, daß ihm jemand in der Langen Twiete begegnete, als der vor ihm Anhaltende fragte: „Bist du gestern auf dem Bungsberg gewesen? Du siehst aus, als wäre dir ein bißchen mehr Blut in die Augen geraten."

Nun flog sein Kopf, von dem er den Hut abzog, in die Höhe, und er antwortete: „Ja, Herr Justizrat — es war sehr schön oben —"

„So," versetzte Wichart Libertus, „hast du davon etwas gesehen? Wie befindest du dich im Hause der Frau Leutnant? Bist du mit der Kost und Wohnung zufrieden?"

„Ja, sehr, viel besser als vorher; sie ist sehr freundlich gegen mich. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Justizrat, daß Sie mich bei ihr untergebracht haben."

„So, merkst du einen Unterschied? Dann ist's ja gut, das habe ich auch erwartet. — Wolltest du noch etwas sagen?"

„Ja, darf ich das Buch — ich habe es gestern mitgenommen und auf dem Bungsberg drin gelesen —, darf ich's noch etwas behalten?"

„So, hast du drin gelesen? Meinetwegen behalt's ganz, ich brauch's nicht. Da ich sehe, daß der Weg dir gut bekommen ist, rate ich dir öfter solche Bewegung an. Deinem Kopf wird die fleißige Benutzung deiner Beine nicht schaden, sondern vorteilhaft sein, und man muß alles dazu anwenden, wozu es nützlich ist."

Die Äußerungen des Arztes waren von herkömmlich kurzer, doch fast noch außergewöhnlich trockener Art gewesen; Gebert ging mit einer Neubestätigung seiner oft eingesammelten Erfahrung weiter, daß jener, der übernommenen Verpflichtung gemäß, für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, sonst jedoch sich mit keinem menschlichen Gedanken und Gefühl um ihn bekümmerte. Aber ihm erwuchs heute keinerlei Enttäuschung daraus, er begriff nicht, wodurch er vorgestern abend zu dem Verlangen und dem Ausruf, der Herr Justizrat möge ihn doch liebhaben, gekommen sei. Der Bungsberg lag dazwischen und hatte ihn wundersam begabt mit der einsamen, nur vom Wind durchsummten Stille, der unermeßlichen blauen Seerunde, den geisterhaften alten Lübecker Türmen. Das waren die Dinge, welche die Erinnerung ihm während des Unterrichtes vor Auge und Ohr zurückbrachte; doch eigentlich war's bezeichnend für Matthias Harms, daß er die Phantasie eine schädliche Widersacherin des Menschen benannte, und ebenso für den Herrn Justizrat, daß er ihn nur um der frischen Luft und Bewegung willen auf den Bungsberg zu gehen geheißen. Und hinzu kamen die Schillerschen Gedichte, in denen er droben wohl stundenlang gelesen, das kleine Buch, das ihm zwar sein Vormund gegeben, aber zugleich doch auch der nächtliche Traumelf als einen Schatz an sein Bett gelegt hatte; fast vor allem aber ging er hier nicht der bisherigen dunkeldumpfen Hinterstube in der Langen Twiete zu, sondern seinem lichthellen Giebelzimmer im neuen Hause, das ihm das Wort Heimat verständlich gemacht, und wo die „Schwester Vertrade" ihn jung, hübsch und heiter mit freundlicher Begrüßung als Zugehörigen empfing.

Ein Drang nach Licht und Leben war in seinem Inneren aufgewacht, der sich ihm von Tag zu Tag mehr verstärkte, besonders aber zwei Richtungen zuwandte. Er wußte auch, von woher diese Antriebe ihren Ur-

Digitized by Google

sprung genommen; den einen hatten die Lübecker Türme geweckt, während der andere den verschiedenartig gefärbten und gestalteten Blumen entstammte, neben denen er unterwegs am Quellwasserrande seine Frühstücksrast gehalten. Zweien Wegweisern oder Eingangspforten in unbekannte Lande gleich, standen diese Erinnerungen vor ihm, in eines der Vergangenheit, des ehemals Gewesenen, und in ein anderes ebenso fremd um ihn liegender lebendiger Gegenwart. Beide kennen zu lernen, hatte er das neue Verlangen vom Bungsberg mitgebracht, doch fehlten ihm jegliche Hilfsmittel dazu, und als er am nächsten Sonntag sich nach herkömmlicher Weise im Pfarrhause einstellte, bat er vorm Weggang den Herrn Pastor, ihm ein Buch über Geschichte und eines über Naturkunde mitzugeben. Derartige Werke enthielt indes die Bibliothek des Geistlichen nicht, und dieser erachtete sie auch für die geistige Ausbildung eines Theologen nicht erforderlich, da allerdings die Weltgeschichte gleichwie die bewunderungswürdige Ordnung der Naturgegenstände wohl Offenbarungen des Schöpfers zum Ausdruck brächten, doch durch eine sogenannte wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen den Geist des Predigers zeitraubend von den höheren Zielen seiner Lebensaufgabe ablenkten.

Die Begehrlichkeit Geberts nach den erhofften Büchern war indes so lebhaft, daß er sich, eine Scheu überwindend, aus dem Pastorat geradeswegs in das Haus des Justizrats begab und hier seine Bitte wiederholte. Die nahm den Hörer freilich wunder, der zunächst in ähnlicher Weise wie Pastor Cordemann äußerte, er begreife nicht, wie ein künftiger Theologe dazu komme, sich mit solchen für ihn völlig überflüssigen Wissensdingen befassen zu wollen. Aber aufstehend nahm Wichart Libertus doch von einem Gestell den ersten Band von Schlossers „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" herunter und knüpfte die Bemerkung daran, der Verfasser habe ursprünglich gleichfalls Theologie studiert, sei jedoch bedauerlicherweise von diesem Vorhaben völlig abgekommen und zu einem Professor geworden, der wegen der in seinen Büchern ausgesprochenen Ansichten weder bei den geistlichen, noch bei den staatlichen Behörden in günstigem Ansehen stehe. Auch dem anderen Wunsch entsprach der Arzt durch ein verständlich abgefaßtes, mit Abbildungen versehenes Pflanzenbuch.

Der junge Empfänger verließ im frohen Besitz der beiden Bücher das Haus, doch nicht ohne auf der Flurdiele vorher noch zu einem Aufenthalt genötigt zu werden, denn Stine Berens vertrat ihm den Weg, um sich eingehend zu erkundigen, wie er's in seiner neuen Wohnung hätte, ob seine Stube, das Bett und das Essen gut und das Geschirr ordentlich abgewaschen und alles sauber geputzt wäre. „Und hat denn die Witwe Engemann bei Tisch was Anständiges angezogen? Wenn solche Personen auf die Straße gehen, dann sind sie natürlich wie ein Papagei mit lauter Staat aufgedonnert, aber zu Hause laufen sie manchesmal herum, daß ein junger Mensch sich schämen muß, sie bloß anzusehen."

Das schien Stine in diesem Fall mit sicherer Bestimmtheit anzunehmen, doch der Befragte konnte darüber nicht wie über die anderen Dinge Auskunft geben, sondern glaubte nur, die Frau Leutnant trage immer ein nettes Kleid, aber wie das sei, darauf habe er nicht achtgegeben.

„Na, denn kiek du man up ehr Kleedasch un lat din Oogen up nix anners passen, dat din Moder sick nich öwer den Herrn Stizrat sin tonagelte Bregenkist noch inne Eer rümdreihn mutt."

Das war einer von Stine Berens' unverständlichen Orakelsprüchen, mit denen ihr Mund besonders freigiebig in bezug auf das Haus und die Persönlichkeit der Witwe Engemann verfuhr, doch Gebert kam nicht in den Sinn, auch nur einen Augenblick über eine mögliche Deutung ihrer apokalyptischen Worte nachzugrübeln, sondern er begab sich rasch nach Hause, um eine erste Bekanntschaft mit seinen neuen Büchern zu machen. Die Arbeitslosigkeit und Stille des Sonntagnachmittags nahmen überall wieder ihr Recht in Anspruch, nur in dem Honoratiorenhaus, das „an der Reihe" war, befanden sich die Tassen und Zungen in reger Tätigkeit, doch Bertrade Engemann unterlag offenbar heute nicht mehr der Wahnvorstellung, es könne jemand zu ihr kommen, um sie zur Teilnahme am Kaffeetisch der guten

Digitized by Google

Gesellschaft abzuholen. Sie trug statt des festtäglichen Kleides nur einen gewöhnlichen Wochenanzug, warf nicht ab und zu einen Blick der Erwartung über die Gartenpforte hinaus, hielt sich vielmehr in ihrem kleinen Wohnzimmer auf, wo sie, gleichfalls wie an einem gewöhnlichen Wochentag, der geschickten Fertigstellung einer ihr übertragenen Näharbeit oblag; sie sah sich eben auf Verbesserung ihrer Umstände angewiesen und wandte deshalb auch am Sonntag die Zeit dazu an, wozu diese nützlich war. So bekam Gebert nach mehreren über Schlossers Weltgeschichte zugebrachten Stunden seine Hausgenossin, Hauswirtin und Hausschwester erst beim gemeinschaftlichen Abendessen zu Gesicht, während dessen ihm einmal etwas in Erinnerung geriet, das sie zu der Frage veranlaßte: „Wonach siehst du an mir? Ist an meinem Kleid etwas nicht in Ordnung?"

Er antwortete: „Nein — ich wüßte nicht, was daran anders sein sollte, und finde es sehr nett, gerade so, wie ich's ihr gesagt habe."

„Was hast du und wem gesagt?"

„Der alten Stine beim Herrn Justizrat."

Er erzählte, wonach die ihn gefragt, und was für konfuse Sachen sie nach ihrer Art hinterdrein geredet habe.

Darüber mußte die Zuhörerin fröhlich auflachen: „Ja, die alte Stine, der sieht man's an, daß in ihrem Kopf ein paar Schrauben nicht ganz richtig sitzen. Also du hast der alten Stine geantwortet, du wäreſt mit allem zufrieden und gern bei mir im Hause? Das war lieb von dir, denn ich habe dich ja auch so gern hier und könnt's mir schon gar nicht denken, daß ich mittags und abends wieder allein ohne dich am Tisch sitzen sollte."

Ein völlig anderes Leben war's für Gebert Norweg geworden, ward's von Tag zu Tage, von Woche zu Woche mehr, mit neuen Anregungen, Belehrungen, Gedanken und Empfindungen, die aus seinen drei deutschen Büchern, doch kaum weniger auf seinen jetzt allnachmittäglichen weiteren Umherwanderungen durch Feld und Wald auf ihn eindrangen. Aber nicht nur sein Leben war anders geworden, sondern auch Leben war in ihn geraten, von verschiedensten Seiten her, doch, wie er selbst fühlte, am wirkungsreichsten aus einer wundertätigen Hauptquelle. Er stand nicht mehr einsam-verlassen in der Welt, es gab einen Menschen, der an dem, was er dachte und tat, teilnahm, mit dem ihn Freundschaft verband, der ihn liebhatte. Das war die Schwester Bertrade oder, wie er nach einer Äußerung von ihr, daß sie doch nicht Schwester und Bruder seien, sich zu sagen gewöhnt, Bertrade. Dem Zusammensein mit ihr dankte er hauptsächlich seine innere Aufweckung und neue Freudigkeit am Leben, und er bemühte sich, seine Dankbarkeit dadurch etwas abzutragen, daß er ihr manchmal bei ihrer Näharbeit aus seinen Büchern vorlas. Doch Schlossers Weltgeschichte und auch die Schillerschen Gedichte trafen merklich bei Bertrade Engemann trotz ihrer philosophischen Veranlagung nicht auf besondere Anteilnahme; dagegen interessierte sie sich entschieden für das Pflanzenbuch und in diesem am meisten für die verschiedenen Kornarten und Feldfrüchte. Von denen suchte sie sich mit Hilfe der vortrefflichen Abbildungen genau die unterscheidenden Merkmale einzuprägen und geriet dabei zuweilen so sehr mit Gebert in Wetteifer, daß sie, um etwas klar zu sehen, einen hindeutenden Finger von ihm mit dem ihrigen wegschob oder wohl auch, um ihn am zu schnellen Umschlagen der Seite zu hindern, seine Hand eine Zeitlang festhielt. Das tat sie in spielender Neckerei aus gedankenlosem Eifer, aber wenn jemand von reiferer Einsicht dabei zugegen gewesen wäre, hätte er vielleicht etwas Unbedachtsamkeit darin gefunden. Denn ob sie auch nur um ein paar Jahre älter als Gebert Norweg war, hätte sie als verheiratet gewesene Frau doch ein instinktives Gefühl dafür haben können, solches Tun wie einem Knaben gegenüber sei bei einem groß ausgewachsenen jungen Menschen nicht mehr recht angebracht, da es möglicherweise in ihm andere Empfindungen als einer bloßen Spielerei aufwecke. Aber diese Bedachtsamkeit schien der Jugend Bertrades noch abzugehen, und insofern hatte Stine Berens, im Besitz reiferer Einsicht, doch nicht vollständig unrecht damit, daß sie schlechterdings nicht begreifen konnte, was der Herr Justizrat sich eigentlich dabei gedacht oder vielmehr was er nicht gedacht

habe, als er den „langen Bengel" bei der Witwe Engemann in Kost und Wohnung gegeben.

* * *

Der Frühling war nun bis zum Übergang in den Sommer vorgeschritten, auf den Koppeln stand alles Getreide schon so hoch, daß Gebert davon Ähren für Bertrade mit nach Hause bringen konnte, um durch Anschauung der Wirklichkeit die Unterschiede von Roggen, Weizen und Gerste noch besser als vermittels der Abbildungen zu verdeutlichen, und wie er an einem unterrichtsfreien Sonnabendnachmittag von weiterem Umherstreifen auf dem Rückweg am Nußkrug Timm Ladegasts vorüberkam, reckten die Baumäste sich nicht mehr kahl ans Haus heran, sondern der Schatten dichten Laubwerks fiel auf das alte Moosdach. Der Krüger stand, wie auf einen Ruf wartend, neben der Tür, doch ließ der erste Umblick keine anwesenden Gäste wahrnehmen, erst bei genauerem Hinsehen hob sich die Gestalt eines einzigen von einem der grauen Stämme ab. Den Rücken bequem daran lehnend, saß er auf der Bank davor, aus einer kurzen Jagdpfeife rauchend; zwei leere Schnapsgläser und ein noch halbgefülltes standen vor ihm auf dem in den Boden eingerammten halbverwitterten Tisch. Ein wohl ungefähr an den Schluß des vierten Jahrzehnts hinanreichender Mann oder Herr war's, seine augenscheinlich von gleichgültiger Nachlässigkeit zeugende Kleidung gab nicht recht Auskunft, welche von den beiden Bezeichnungen auf ihn anzuwenden sei. Jedenfalls war er nicht gewöhnt, sich irgendwelchen, ihm zuwiderlaufenden Zwang anzutun; sein Körper, der etwas zur Wohlbeleibtheit zu neigen anfing, trug auf kurzem und dickem Hals einen ziemlich vierschrötigen, doch mit nicht unschönem Gesichtsschnitt begabten Kopf. Von diesem hatte er einen ländlichen Strohhut abgelegt, so daß sein kurzgeschorenes, leicht krauswelliges Haar voll sichtbar ward; die Oberlippe und das sehr gerade auslaufende Kinn bedeckte ein kleiner, gleichfalls kurzgehaltener dunkelbrauner Bart. Dagegen war die Nase etwas gebogen, und die Augen neben ihrem eingesattelten Oberende drängten sich ein wenig vor. Sie machten keinen besonders klugen Eindruck, doch auch nicht den des Gegenteils; eine Genußsüchtigkeit, wenn auch nicht gerade verfeinerter Art, schien aus den Zügen zu sprechen, sich mit einer gewissen Gutmütigkeit und derben Laune zu paaren. Nicht gut möglich war's, sich aus der Gesamterscheinung eine Meinung über den Stand und Beruf des Fremden zu bilden; dem Aussehen und Behaben nach konnte er ebensowohl einer höheren Berufsklasse entstammen, als aus einer niederen zu besserer Lage emporgekommen sein.

Auf der Straße vorbeigehend, bemerkte Gebert nichts von ihm, drehte erst den Kopf nach der Richtung, wie eine Stimme ihn von dem Banksitz her anrief: „He, Langbein, wohinzu? Hat Sein Kehlkopf keinen Durst, daß Er blind wie ein Maulwurf hier am Kruge vorbeirennt? Das ist gudsordömmig der beste Nußnaps, den ein Mutterkind zwißen die Szähne gießen kann."

In einigermaßen geläufigem Deutsch war's gesagt, doch ließ der Tonfall auch ohne das eingemischte „gudsordömmig" den Sprecher zweifellos als einen Dänen erkennen; er lachte jetzt hinterdrein und setzte, den Angerufenen, der wortlos stehen geblieben, beschauend, hinzu: „Du bist wohl nog ein Kind an der Mutterbrust, ig mein' ein Skolebarn, das am Rock der alten Skulmutter mit der Haarperücke und Rute hängt. Aber tut nigts, wenn du mal einen anderen Sluck als Milg in den Mund nimmst. Setz' dig mit her, da! Krüger, bring' ihm von der braunen Milg und gieß' das Glas rigtig voll! Hast du nigt verstanden, daß du deine langen Beine auf die Bank hinsetzen sollst?"

Gebert hatte den sonderbaren Herrn stumm-verwundert angesehen, doch bei dem etwas ungeduldigen Klang der letzten Worte leistete er mechanisch der Aufforderung oder dem Geheiß Folge und nahm mit einigen von ihm unterwegs gepflückten Feldblumen in der Hand auf der angewiesenen Stelle Platz; Timm Ladegast stellte gleich danach ein großes, randgefülltes Glas Nußschnaps vor ihn hin. Sichtlich belustigte der Fremde sich an seinem etwas verdutzt-unbeholfenen Wesen und sagte: „Du kannst, mein Seel', mit deinen Beinen einen Floimand, einen Flügelmann, bei der Garde abgeben. Nu

Digitized by Google

nimm dir mal Courage und greif' den Feind an! Skaal!"

Er faßte sein Glas, leerte den Inhalt und gebot, da Gebert von dem seinigen nur ein weniges nippen wollte, mit einem Kommandoton: „Aus! Nigts drin lassen!" Dann lachte er über den Gesichtsausdruck des Gehorchenden, der sich nach dem ihm fremden Trunk unwillkürlich schüttelte: „Das ist bloß die erste Slagt, wobei der Rekrut auskneifen will; er soll's nur werden gewohnt, da geht er drauf los mit Hurra! Auf was anderes, ßeint's, hast du ßon losgehen gelernt und willst wohl mit den Butterblumen da bei deiner Liebsten Bresse slagen. Was eine gute Nessel ist, fängt beißeit an zu brennen. Aber das muß saamaend lustig sein anzusehen, wenn du mit deinen Armen und Beinen auf die Festung losmarßierst."

„Ich habe die Blumen für meine Hauswirtin gepflückt, wir lernen Pflanzenkunde miteinander."

„Das ist wohl eine alte Ssachtel ohne Szähne mehr im Mund?"

„Nein, sie ist nur zwei Jahre älter als ich."

„Na, da lern' gut zu bei ihr! So eine Sergeantin hat ein Rekrut notwendig. Was lernst du denn sonst nog?"

Der Fragsteller zog eine von Brillanten eingefaßte goldene Uhr aus der Westentasche, sah nach der Zeit und stand auf; Gebert erwiderte auf das letzte: „Lateinisch und Griechisch, ich soll Theologie studieren."

„Das muß ja eine Ssatansarbeit sein. Ssollst du das studieren oder willst du? Das wär' das letzte, was ig hätte getan. Farvel! Vielleigt seh' ig dig nog einmal als Gardeflügelmann in Kjöbenhavn."

Der Sprecher warf eine größere Silbermünze auf den Tisch und ging kurzweg in entgegengesetzter Richtung von der Stadt fort; Timm Ladengast kam jetzt heran, strich die Bezahlung ein und antwortete auf eine verwunderte Frage Geberts, wer der Herr gewesen sei: „He weer hüt morgen all mal hier un betäm sick dree Snäps; sit güstern is he up Hohenkamp to Besök. Graf vun Wagrien, heff ick hört, warrd em de Nam gewen, oder wat he vörstellt. Awers up'n Schilling knickert he nich."

Der Weg nach Hohenkamp erforderte nicht viel Zeit für den Davongegangenen, dessen Namen der Krüger richtig angegeben, denn bei seinem Anblick suchte ein Lakai hastig den Gutsherrn mit der Meldung auf, daß der Herr Graf von Wagrien von seinem Spaziergange zurückgekommen sei, und gleich eilfertig begab sich Ulrich von Ratlow vor die Schloßtür hinunter. Hier begrüßte er seinen Hausgast mit ehrerbietiger Verneigung und der Frage, ob er zur Erfrischung nach der Promenade dem Herrn Grafen ein Getränk servieren lassen dürfe; jedoch lehnte dieser lachend ab: „Tak nei, das hab' ig mir schon besorgt beim Krüger, wirkelig ein famoser Nußsnaps, er muß mir, bevor ig abreise wieder, geben das Rezept davon. Sind die Damen im Park? Sie haben ved Gud ein Glück gehabt, Baron, zu kriegen eine so liebenswürdige Frau; ig hätte sie nog wiedergekannt auf der Stelle, sie hat sig ja beinah verändert gar nigt seit zwanzig Jahren, bloß daß sie nigt mehr ist so lustig. Konnte sie als Komtesse Gyldencron laufen und springen und hatte prägtige Beine, ig kam zuweilen kaum mit. Nu ist, mein Seel', ihre Dogter ßon gewagsen so groß als sie damals — en smuk Pige, jeg maa sige — da hab' ig gudsfordömmig gemagt ein Reim, der kommt mir nigt alle Tag aus dem Mund. Aber mir gefällt vortrefflig alles bei Ihnen und war saamaend ein guter Einfall, weil ig hier ins Land kam, daß ig bei meiner Jugendfreundin klopfte an die Tür. Da hinten, glaub' ig, sehen die Kleider von den beiden Damen aus dem Gebüß, das magt sig smuck zwißen den grünen Blättern, laß uns zu ihnen hingehen."

Die Baronin Dagmar und ihre Tochter waren, sommerlich hellfarbig, doch hochelegant gekleidet, in einiger Entfernung am Rande eines Parkweges sichtbar geworden, wandten sich jetzt den auf sie zuschreitenden Herren entgegen und begrüßten den gegenwärtigen Gast des Hauses mit tiefen Verneigungen, bei denen Gerda Ratlow allerdings erheblich hinter der Gewandtheit ihrer Mutter zurückblieb, denn sie führte ihren Knix, wenn auch nicht unbeholfen, doch mit etwas automatenhafter Steifheit aus. Der Graf von Wagrien redete Frau Dagmar dänisch an, sie antwortete ebenso, und ihre Unterhaltung setzte sich in gleicher Weise fort. Unverkennbar bestanden zwischen ihnen

Digitized by Google

alte Freundschaftsbeziehungen, sie mußten in ihrer frühen Jugend Jahre hindurch fast täglich miteinander verkehrt haben; das Gespräch rief Erinnerungen an mancherlei gemeinsam von ihnen Betriebenes und Erlebtes wach. Der Graf Frederik, wie eine zufällige Wendung seinen Vornamen kundgegeben, zeigte sich außerordentlich munter aufgeräumt: „Das war gottverdammich eine lustige Zeit, so ist sie nicht wiedergekommen. Ich mußte damals heiraten, davon hatte ich nicht viel Vergnügen, und Sie haben, glaub' ich, auch bald danach geheiratet. Damit kommt's oft bei den Menschen anders, als sie meinen, und nachher machen sie sich wieder auseinander; Sie haben's ja nicht nötig gehabt und sehen, weiß Gott, gerade noch ebenso aus, Frau Dagmar. Auch die Sommersprossen hatten Sie schon so an der Nase, die machten sich auf Ihrer feinen Gesichtshaut ganz pikant. Ihre Tochter hat sie nicht mitbekommen, sonst wär' sie Ihnen von damals aus dem Gesicht geschnitten; na, das war ja auch nicht notwendig. Aber Sie sehen, kommt's mir wahrhaftig eben vor, so was aus den Augen wie ein Pferd, dem einer 'nen Brandwisch unter den Schwanz gesteckt hat. Haben Sie Kohlen unter den Fußzehen?"

Er lachte, und die Befragte versetzte lächelnd: „Ja, ein bißchen — entschuldigen Herr Graf. Eine Hausfrau kann nicht immer, was sie am liebsten möchte, und hat die Pflicht, sich vor Tisch mit eigenen Augen zu versichern, daß alles für einen Gast —"

„Das ist gewiß wahr, und die Luft macht hier unbändig hungrig. Sorg' nur gut dafür, ich unterhalte mich schon auf eigene Hand. Oder ist sonst noch was nötig, daß ich dabei mit helfen soll?"

Die letzte Frage war durch einen Zweifel ausdrückenden Blick veranlaßt, den Frau Dagmar nach ihrem Gatten gerichtet hatte. Sie lächelte wieder und antwortete rasch: „Da sei Gott vor, daß Herr Graf selbst seine Hand bemühte, ich hätte nur gern meinen Mann ein paar Augenblicke um seinen Rat für heut' abend gebeten, aber es wäre doch nicht schicklich, daß er auch den Herrn Grafen hier allein ließe —"

Dieser fiel indes ein: „Bah, halten Sie mich so auf Schicklichkeit versessen? Das sind unausstehlich langweilige Menschen, die immer fragen, was schicklich ist. 's ist, weiß der Teufel, elendig genug, wenn man nicht anders darf und sich darum kümmern muß, aber das sollten Sie doch wissen, Frau Dagmar, daß ich dazu nicht hierher gekommen bin. Nimm Ihren Mann nur mit und laß sich guten Rat von ihm geben, ich amüsier' mich leicht, bis Sie wiederkommen. Mann und Frau gehören zusammen wie Keller und Küche, wenn's bei Tisch gut schmecken soll."

Offenbar handelte sich's um eine besondere Anordnung der Abendtafel, das Ehepaar zauderte nicht länger, sondern begab sich nach einer Verbeugung rasch dem Schloß zu. Gerda Ratlow wollte den Fortgehenden folgen, doch der Graf von Wagrien hielt sie mit der Frage an: „Sind Sie aug so nötig im Hause, junges Fräulein? Sonst könnten Sie mir dog so lang Gesellschaft leisten, bis Ihre Eltern wiederkommen, und mig hier herumführen im Park. Oder bin ig Ihnen dafür zu alt und langweilig?"

Die Angesprochene stand unsicher mit niedergeschlagenen Augen; sichtlich wußte sie nichts zu antworten, wiederholte nur mechanisch ihren vorherigen steifen Knix. Darüber lachte Graf Frederik und sagte: „Das ist aug eine Skicklikeit, von der mir gefällt am besten, daß Sie sig nog nigt regt darauf verstehen; das laß andere maggen, die zu weiter sind nigts nütz. Da gibt's, mein' Seel', Saggen, worauf es besser ist für ein Mädgen sig zu verstehen. Können Sie ßlagen Funken, daß der Swamm kommt in Brand? Das is eine gute Wissenßaft, probier's mal!"

Er zog seine kurze Jagdpfeife aus der Tasche, stopfte ihren Kopf aus einem kleinen Lederbeutelchen mit Tabak und nahm danach ein Feuerzeug hervor, das er der jungen Baronesse in die Hand gab. „Nu slag' mal Feuer aus dem Flintstein!"

Sie suchte dem Geheiß nachzukommen, verstand indes nicht, mit dem Gerät umzugehen, so daß er lachte: „Sie sind ungeßickt nog wie ein Kind, so kommt kein Funken. Aber es muß alles erst werden gelernt und braugt einen Lehrmeister. Sieh' so!"

Ihre beiden Hände fassend, schlug er zwischen diesen den Stahl und den Stein aneinander, doch nur zur Unterweisung, auch

Digitized by Google

Theodor Hagen. Berka an der Ilm.

Zu Eggeling: Theodor Hagen.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

erfolglos, bis er das Feuerzeug zurücknahm und selbst die Schwammlunte zum Glimmen brachte. Mit der zündete er die Pfeife an und sagte: „So, nu brennt's. Nu führ' mig hin, wo es am hübßesten ist hier bei eug. Du bist rigtig nog ein Kind, deine Mutter war ßon klüger, als sie war so alt wie du. Ich mogte sie gerne, sie sah so aus ganz wie du. Bloß sie hatte die Sommersprossen an der Nase; das ist besser, du hast sie nigt, denn sie maggen ein ßönes Gesigt aussehen, als wär' es snudsig. Aber das ist kein Fehler, nog sein ein Kind; das Sprüggwort sagt rigtig, es ist ein Sjaden, der wird besser von Tag zu Tag und wovon um ein Jahr weiter nigts mehr wird geblieben sein übrig."

Er hatte Gerda Ratlows Arm in den seinigen genommen, um sich von ihr führen zu lassen, doch eigentlich schien nicht sie, sondern er dies zu tun. Sie ging wortlos an seiner Seite, wie mit unsicheren Füßen, als sei ihr der Atem versetzt; so schritten sie einen Parkweg gegen den Strand zu entlang, und die Rauchwölkchen aus der Pfeife verschwanden hinter einer grünen Laubwand.

Offenbar war der Graf von Wagrien der vornehme Besuch, von dem Frau von Ratlow dem Hausarzt gesagt, daß er vielleicht im Sommer nach Hohenkamp komme. Jedenfalls beflissen sich die Wirte um seinetwillen besonderer Aufmerksamkeit, denn das Speisezimmer des Schlosses zeigte sich am Abend in einen Blumengarten verwandelt, und während der Tafel, an der noch ein paar dänische Herren teilnahmen, ward gleich von Anbeginn das Glas des Gastes nur mit Veuve Cliquot gefüllt. Ein großer alter Kristallpokal war's, den er öfter auf einen Zug ausleerte; rasch schenkte stets ein Lakai hinter seinem Stuhl ihm wieder ein und brachte, als die Gesellschaft nach dem Essen in den Gartensaal hinüberging, in silbernem Eiskübel ihm auch dorthin eine Champagnerflasche nach. So ward's ziemlich spät, ehe er aufstehend sagte: „Nu ist es gudsfordömmig wol Szeit zu Bett," und, vom Hausherrn und Armleuchter tragenden Dienern geleitet, sich ein bißchen schwankenden Ganges nach seinen Gastzimmern fortbegab.

Etwas später trat Ulrich Ratlow noch für einige Augenblicke in das Schlafgemach seiner Frau ein und äußerte: „Ich glaube, er war damit zufrieden, wie wir's eingerichtet hatten, auch der Park scheint ihm gut gefallen zu haben."

Frau Dagmar stand im Begriff, ihr Kleid abzulegen, zog es wieder über die Schultern zurück und fragte: „Hast du erfahren von jemand etwas von der Person?"

„Es soll eine Putzmacherin in Kopenhagen sein, schon über zweiunddreißig Jahre; Rasmussen, glaub' ich, heißt sie, weiter weiß ich nichts."

Die Hörerin erwiderte mit einer mißächtlichen Lippenbewegung: „Fy!" Doch fügte sie nach: „Aber das wird nigt dauern für lange. Hat er gesagt, wie lange er denkt zu bleiben hier?"

„Davon weiß ich auch nichts, wir müssen's abwarten."

„Ja, ig will denken, was wir am besten tun, gut zu unterhalten ihn. Ig bin sehr müde. Gute Nagt."

Der Schloßherr ging in sein Schlafzimmer davon. Dagmar Ratlow stand auf und trat mit einer Kerze vor den Spiegel. Ihr Gesicht betrachtend, glitt sie sich einmal mit der Hand über den Stirnrand am Nasenrücken, murmelte: „Jo, de Fregner," und sprach weiter auf Dänisch hinterdrein: „Hätte ich die nicht gehabt, so säße ich nicht hier auf Hohenkamp. Das ist wirklich noch ein Glück vom Himmel, daß sie die nicht von mir mitbekommen hat. Fy, eine Putzmamsell!"

(Fortsetzung folgt.)

Colombo zwischen „Pettah“ und „Fort“.

Erinnerungsbilder aus Ceylon

Von

Gräfin Hedda Brockdorff

(Nachdruck ist untersagt.)

Da sind sie, die alten bekannten Erinnerungen aus längst verflossenen Tagen, alle wieder; sie sind mir noch gleich lieb und wert wie vor zwei Jahren, als ich mit einem der schwimmenden Paläste des Norddeutschen Lloyd der Heimat zufuhr:

Bilder, sie tauchen hervor aus den Tiefen,
Wo sie, schleierumhüllt, wunderbar schliefen.
Es löset sich leise der Nebel,
Der grau sie umschloß,
Farbig und prächtig erstehen sie,
Es weichet Riegel und Schloß;
Sie wachsen — sie nehmen Gestalt an.

Mitte März verließ unser Schiff den Hafen von Colombo. Wir hatten eine Überfahrt, wie man sie selten findet; das Meer war fast gar nicht bewegt. In Aden sahen wir uns die interessanten „Tanks“ an, in denen sich aber kein Tröpfchen Wasser befand. Die Hitze machte sich dort, noch zuletzt, sehr unangenehm bemerkbar. Das viel geschmähte Rote Meer indessen war dieses Mal gar nicht heiß. Ein leiser, frischer Nordwind sorgte für Abkühlung.

In Suez konnten wir nicht an Land gehen. In Port Said hielten wir uns sechs Stunden auf, sahen uns noch einmal die Läden an und kauften Andenken an den Orient, dem wir nun ade! sagen mußten.

Kleine Kähne umringten unser Schiff, aus denen fahrende Sänger ihre Lieder erklingen ließen. Plötzlich schallten heimatliche Weisen an unser Ohr. Es war unsere Schiffsmusik, und die „Preußen“ setzte sich in Bewegung. Wir alle wußten uns vor Freude gar nicht zu fassen; denn in vier Tagen waren wir in Europa und bald in der Heimat, die so mancher von uns seit Jahren nicht gesehen hatte.

Wir behielten weiter herrliches Wetter, aber es wurde kälter von Tag zu Tag.

Digitized by Google

Als wir am 1. April Neapel erreichten und den Fuß — fast andachtsvoll — wieder auf europäischen Boden setzten, da war uns gar nicht mehr so froh zumute; denn grau war der Himmel und grau unsere Stimmung: es hieß Abschied nehmen von all den guten Freunden, die wir in den fünfzehn Tagen, zwischen Colombo und Neapel, kennen und schätzen gelernt hatten; es mischte sich ein Tröpfchen Wermut in die Freude, bald in der Heimat zu sein. —

Jetzt bin ich seit zwei Jahren zu Hause. Des Abends, in einsamen Stunden, sitze ich oft allein und zaubere mir dann wieder die Bilder aus dem fernen Märchenlande vor die Seele, und ich sehe sie vor mir, die Insel, wo einst das Paradies gewesen sein soll, das Wundereiland Ceylon.

Eine Pracht sondergleichen, diese mächtigen Kokosnußbäume! Immer stehen sie in gewisser Entfernung voneinander, vielleicht, um sich möglichst ausbreiten zu können und die Hitze nicht so zu fühlen; sie müssen Platz haben zu ihrer Entfaltung. Ausgiebiger Regen, besonders zur Monsunzeit, sorgt für ein frisches, grünes Aussehen der Palmen und daß die Nuß zum Curry bereit oder die halbreife Frucht zum Trunk labend und frisch sei.

Der Europäer, der eben erst die Heimat verlassen hat, kann sich in den Straßen nicht satt sehen an den Palmenhainen; er ruft seinem Rickshawkuli zu, den Lauf etwas zu mäßigen, damit sein Auge ruhen kann auf all der Herrlichkeit dieses gesegneten Tropenlandes. Ich will im schönsten Stadtteil von Colombo, in Cinnamon-Gardens, einen Besuch machen. Es könnte vielmehr Coconut-Gardens heißen, da sich an den meisten Stellen ein gut gehaltener Wald von mächtigen Kokosnußpalmen ausbreitet. Die fächerartigen Blatter erreichen manchmal eine Länge von zwei Metern. Neben mir, in der Rosmead-Place-Straße, fährt langsamen Schrittes ein Büffelkarren, mit einem gewölbten Dache aus Kokosnußfasern überdeckt; ein brauner Kuli, nur mit einem schmutzigen Lendentuche bekleidet, lenkt das Gefährt. Die eleganten offenen Bungalows (Villen) der Engländer, welche sich hier an beiden Seiten des Weges und durch Palmen getrennt aneinander reihen, werden oft von den kleinen Hütten der Eingeborenen malerisch unterbrochen.

Es ist sechs Uhr nachmittags, ich habe meinen Besuch beendet. Der sinhalesische* Apu (Hauptdiener) im weißen Anzug, mit dem breiten Kamm auf dem Kopfe und dem aufgesteckten Haar, gibt mir das Geleit. „Rickshawkuli"! ruft er den Tamulen, welcher eilig mit dem zweirädrigen kleinen Wagen herbeieilt, in den ich einsteige.

Allmählich verschwinden die Palmenhaine. Ich komme an Budiken der Eingeborenen vorüber, wo es Kokosnüsse, Bananen, Getränke und Gebäck sowie andere Gegenstände zu kaufen gibt, und weiter geht es nach Galle-Face, an die See. Dort sucht man nach des Tages Hitze Frische und Erholung.

Bei dem großen eleganten Hotel gleichen Namens mit den Palmen an der Einfahrt, wo mir schon ein leichter Seewind Kühlung entgegenfächelt, biege ich halb rechts ab; hier kann man wieder reine Luft atmen — eine große Wohltat, besonders für die europäische Bevölkerung der Hauptstadt. Auf dem Fußweg ist Kies gestreut, damit man dort auf und ab wandern kann, ohne daß einem der für Colombo typische rote Sand in Mund und Nase dringt und die Kleidung beschmutzt.

Auf dem Fahrwege an der See, gegenüber vom Klubhaus, bewegen sich jetzt langsam, fast in Reih und Glied, die verschiedensten Vehikel, links diejenigen, welche die Richtung nach der Stadt eingeschlagen haben, auf der anderen Seite die zurückkehrenden. Elegante Equipagen sind darunter, ein Kutscher und ein Boy auf dem Bock, beide in weißen Anzügen mit buntem Turban und gleichfarbiger Schärpe. Meist sitzen darin elegante Damen in weißen Mullkleidern, bequem nach hinten gelehnt. Rickshaws folgen in derselben Kette; diese ziehen in Weiß gekleidete Kulis mit farbigem Turban auf dem Kopfe; die Kulis der gemieteten Rickshaws begnügen sich meist mit einem Lendentuche und einem Lappen von zweifel-

* Sinhalese wird meist im Deutschen „Singhalese" geschrieben. Das Wort kommt aber von „Sinha", der Löwe. Die Eingeborenen Ceylons sprechen Sinhalese, und die Engländer schreiben stets „Sinhalese", man hört das „g" niemals bei der Aussprache.

hafter Farbe um die Stirn. Ebenso fahren geschlossene, altertümliche Kutschen, deren Vorhänge manchmal heruntergelassen sind; hinter diesen sitzen dann reiche Eingeborene mit ihrer Familie. Auch von einem Bullen

Straße in Colombo auf Ceylon.

gezogene leichte Fahrzeuge erscheinen hier und da auf der Bildfläche.

Einige Herren eilen noch in ihren Rickshaws aus dem „Office" oder den Geschäften heim, sie suchen sich die Mitte des Dammes aus, um an der Kette der Wagen möglichst schnell vorbei zu gelangen.

Jetzt ist die See kaum bewegt, leise nur kommen und gehen die Wellen, langsam senkt sich im Westen die Sonne. Der Horizont wird ein Feuermeer; der glutrote Ball sinkt tiefer und tiefer, bis er verschwindet. Düster, nachtschwarz treten die Palmen in der Ferne hervor, die Kontraste von Licht und Schatten werden einen Augenblick noch größer; hier Leben und Licht, dort Dunkel und Tod! Es ist das Land der Gegensätze, wo Tag und Nacht sich vermählen möchten; die Extreme aber können nicht zueinander gelangen — der Wunsch scheidet sie desto schärfer.

Die Wagen haben Galle-Face um sieben Uhr verlassen, denn um halb acht speist man meistens in Colombo. Friede liegt über der Erde, über dem Wasser. Es ist Nacht geworden. Ein Sternbild nach dem anderen kommt hervor. Gruppenweise stehen sie am Himmel.

Dann schwindet die Dunkelheit. Es wird fast taghell. Ein gedämpftes, silbern scheinendes Licht hat sich auf die finsteren Bäume gelegt, Leuchtkäfer schwirren durch die Zweige der Palmen und erscheinen nicht viel kleiner als die unzähligen Sterne am Himmel, welche der Vollmond fast verdunkelt. Ruhe und Stille, wohin man kommt.

Dort auf einer Matte liegt ein brauner Singhalese im Schutz eines Gartenhauses; ein Tuch umschließt die Hüften, ein anderes ist leicht um die Schultern geschlungen, das Haar fällt lose herab. Nach des Tages Hitze und Arbeit umfängt ihn ein tiefer, erquickender Schlaf.

Die Nacht ist vorbei. Die Sonne erwacht. Mit ihr erheben sich auch die Menschen, um die Frische des Morgens zu genießen. Sportsleute greifen zu dem geliebten Stahlroß und radeln hinaus in die Umgegend. Ein interessanter Ausflugsort ist Grandpaß, wo der Markt der Eingeborenen tagt. Hierhin schicken die großen Fabriken ihre Vertreter, um Rohprodukte im Großen zu erhandeln. Der Weg nach Grandpaß führt über den Mahaweli, den Hauptfluß Ceylons. Eine große eiserne, gutgebaute, malerisch gelegene Brücke vermittelt den Verkehr.

Um neun Uhr wird in den meisten europäischen Häusern das Frühstück, fast ein kleines Diner, eingenommen. Darauf begeben sich die Herren im Rickshaw in die Stadt. Um zehn Uhr werden die Banken und Bureaus geöffnet. Das Leben in Colombo ist dann äußerst bewegt. Jetzt machen auch die Damen ihre Besorgungen. Sie fahren in das „Fort", den europäischen Stadtteil, wo man an vielen öffentlichen Rickshawständen vorbeikommt, welche sich meistens bei den großen Hotels und auch in der Nähe von Queens-House, wo der Gouverneur von Ceylon wohnt, befinden. Auch in der sich weit hinziehenden „Pettah", dem

Digitized by Google

Hauptverkehrsplatz der Eingeborenen, wo diese ihre Läden haben, kauft man gut. Zu der Mittagszeit freilich brütet sengend heiße Glut über Stadt und Land, und jeder tut wohl daran, im Schatten des Hauses zu bleiben.

März, April und Mai sind in Colombo die heißesten Monate. Dann weht hier kein Lüftchen; die Atmosphäre ist drückend und schwül, mit Feuchtigkeit geschwängert, und die Luft oft so dick, daß man glaubt, sie schneiden zu können. Blauer Dunst liegt über Cinnamon-Gardens, wo der Rauch der Häuser kaum bis nach oben dringt. Noch unbeweglicher, regungsloser als sonst, sind Bäume und Blumen; die Palmen haben ihre langen Fächerarme nach unten gekehrt; matt und müde ist die ganze Natur, als überstiege diese Schwüle selbst die Kräfte der tropischen Gewächse. In dieser Jahreszeit sind Gewitter am Abend eine häufige Erscheinung, kaum aber, daß sie eine Veränderung mit sich bringen, im Gegenteil, nach dem Regen ist die Luft oft noch schwerer als zuvor. Wer einmal in einem stark überheizten Treibhause war, kann sich eine Vorstellung von Colombo in den genannten Monaten machen.

Doch die Eisenbahn, mit zwei Lokomotiven davor, trägt uns hinauf in die höchsten Bergstationen. Wenn man sich ihr um sieben Uhr morgens anvertraut, wird es im Laufe des Tages statt heißer immer kühler und angenehmer, und man fängt allmählich an, wieder Freude an der schönen Natur zu empfinden.

Die Palmen, welche in großer Zahl jenseit der Schienen stehen — auch Bananensträucher bemerkt man oft —, werden kleiner und kleiner, man erblickt dann Hügel, Berge und reizvolle Schluchten. Um ein Uhr ist man in Kandy. Weiter bergan geht der Zug, Berge und Hügel erheben sich zu beiden Seiten. Zerstreut liegen bald hier, bald dort idyllische, halb durch hohe Blattgewächse versteckte kleinere und größere Hütten; dicker Qualm dringt durch die Öffnungen, denn Schornsteine sind auf Ceylon ein Luxus, den sich nur die großen Hotels leisten. An die Privathäuser der Europäer und reichen Eingeborenen schließt sich stets ein Küchenhaus an.

Palmen gibt es hier nicht mehr. Immer höher und höher geht es hinauf; wir fahren durch längere und kürzere Tunnels; es wird kühler, immer kühler, plötzlich regnet es, man greift zu wärmeren Hüllen; der Regen fließt in Strömen, die Berge sind kaum mehr zu erkennen. Um vier Uhr erreicht man Hatton und macht in dem auf einem Hügel gelegenen Adamspeak-Hotel, dem einzigen am Ort, Station. Das Hotel verdankt seinen Namen dem Berge in der Nähe mit dem weithin sichtbaren Abdruck, welcher Adams Fußstapfen zugeschrieben wird.

Mir bot sich am nächsten Morgen beim Sonnenschein ein entzückender, malerischer Anblick: überall, wohin das Auge schweift, auf Bergen und Hügeln breiten sich Teeplantagen aus. Kleine grüne Stauden wachsen hier, von härtlichen Blättern bedeckt, hier und da schimmern hübsche, weiße Blüten hervor. Um die Pflänzchen vor dem Sonnenbrande zu schützen, dienen vereinzelte Euka-

Straße von Colombo in der Nähe von Cinnamon-Gardens.

Digitized by Google

Rickshawstand im „Fort“ (Colombo).

lyptusbäume und eine andere sehr feine Baumsorte. Breite und schmale Pfade führen durch die Anpflanzungen. Man kommt an Fabriken und Villen vorüber, die, zwischen Bäumen versteckt, mit den Kaktusbüscheln davor, einen bezaubernden Eindruck machen.

Ebenso reizvoll ist der kleine See weiterhin, welcher bei einer Biegung des Weges plötzlich hervortritt. Er wird von hohen Bergen begrenzt und diesseits von lieblichen Hügeln eingefaßt.

Hatton liegt 3600 englische Fuß hoch. Es gibt hier nicht allzuviel zu sehen, und das Wetter ist oft sehr unbeständig. Meistens gegen zwei Uhr nachmittags setzt der Regen ein. So tut man gut, sich abermals der Eisenbahn anzuvertrauen und weiter zu fahren über Berg und Tal, über Hügel und durch viele lange und kurze Tunnels, nach der anderen Seite der Insel.

In Bandarawela — 4200 Fuß über dem Meeresspiegel — ist das Wetter am beständigsten und das Klima am trokkensten. Das „Bandarawela-Hotel“ ist daher auch immer überfüllt. Ich mußte mit einem englischen Geistlichen und seiner Frau zusammen im „New - Oriental - Hotel“ Unterkommen suchen. Das einstöckige kleine Häuschen, wo wir indessen sehr gut verpflegt wurden, verdient kaum diesen großartigen Namen.

Einen lohnenswerten Ausflug von Bandarawela aus bildet Dyatalava, das einstmalige größte Burenlager der Insel. Der Weg, den die Eisenbahn nimmt, um dorthin zu gelangen, schlängelt sich an einer hohen Felswand entlang, die nur hier und da durch einen schnell dahineilenden Wasserfall unterbrochen wird. Auf der anderen Seite ruhen unsere Blicke mit Wohlgefallen auf dem hügeligen Tale, welches im Halbkreis liegende Anhöhen begrenzen. Dies ganze plastische Landschaftsbild vor uns wird wieder von hohen Bergen wie in einem Rahmen eingefaßt.

Anfang Mai wurde es selbst in Bandarawela immer heißer, so daß ich mich entschloß, nach Newara-Eliya (sprich Nurelia), dem höchsten und beliebtesten Aufenthaltsort Cey-

Das Break water in Colombo.

Digitized by Google

lons, überzusiedeln, von dem man mir sagte, daß jetzt der Regen dort mehr und mehr nachließe.

Die Eisenbahn fuhr über dieselben Hügel und Berge, durch dieselben Täler und Tunnels wie damals von Hatton nach Bandarawela, dann weiter, hinauf nach Nanu-Oya, wo ich in ungefähr fünf Stunden anlangte. Hier stand auch schon der Stellwagen bereit, der mich für zwei Rupeen (etwa Mk. 2,64) aufnahm. In zwei Stunden hat man den malerischen, wunderbar schönen Weg durch den Nanu-Oya-Paß hinter sich und Newara-Eliya erreicht.

Der Wagen fährt zuerst am Grand-Hotel vorbei und dann noch eine Viertelstunde weiter hinauf nach dem Keena-House, das 6200 Fuß hoch liegt. Es verdankt seinen Namen dem größten, ältesten Keenabaum, welcher unweit des Hotels seine Zweige ausbreitet. Das Keena-House liegt auf einem kleinen freien Platze am Fuße des Berges Pedro und im Schatten der genannten Bäume. Diese gibt es hier überall, große und kleine, alte Bäume und junge Sprößlinge; man findet sie nur in dieser Gegend bis herunter nach Nanu-Oya. Der Baum hat am meisten Ähnlichkeit mit den Pinien.

Der Temperaturunterschied zwischen dem Flachlande und Newara-Eliya ist bedeutend. Jetzt sogar, in der wärmsten Zeit, wird um fünf Uhr nachmittags ein Feuer im Kamin angezündet, und des Abends zeigt das Quecksilber nur 8 bis 10 Grad Reaumur. Das schöne Ceylon hat fast jedes Klima aufzuweisen; nur ganz trocken ist es nirgends. Schnell ziehen in Newara-Eliya die Wolken, andere steigen auf und eilen wieder davon, als würden sie geschoben. Die leichte Höhenluft befördert sie auf ihrer Bahn. Manchmal kann man dem Regen aus dem Wege gehen, doch ebenso schnell holt er uns auch wieder ein.

Der See in Kandy.

Das eigentliche Newara-Eliya, welches eine halbe Stunde vom Keena-House entfernt liegt, muß zugleich den Gemüsegarten für Colombo und die niederen Bergstationen abgeben. Alle unsere einheimischen Salate wachsen dort, auch Rüben, Bohnen, Erbsen, Kohl usw. Umherziehende Händler bieten dies alles in Colombo feil, dann hat es allerdings seine Frische zum größten Teil schon eingebüßt. Auch viele unserer heimatlichen Blumen findet man hier in Wald und Wiese; besonders entzückten mich die großen weißen Kallas, welche bei uns ja nur in gut gepflegten Gärten gedeihen.

Des Morgens früh führt der schattigste Pfad auf den Pedro, der über 8000 Fuß hoch liegt und mit einem dichten Keenawald bedeckt ist. Auf dem Wege ladet uns manche Bank zum Ausruhen ein, vor der das Gebüsch kreisförmig entfernt ist, so daß der Blick ins Tal und auf andere Berge frei wird.

Auf den Hügelrücken wächst Tee, wenn auch nicht so viel wie in Hatton, dem Teeparadies; indessen ist der von Newara-Eliya der feinste und am höchsten geschätzte, den an Güte nur der indische Tee aus Darjeeling (Himalaya) übertrifft; ausgenommen natürlich der chinesische Tee. Ich habe mir hier oben eine Teefabrik angesehen. In den Anpflanzungen vor dem Hause waren die Pflückerinnen in Tätigkeit. Die Maschinen neuester Konstruktion interessierten mich sehr.

Digitized by Google

Es war lehrreich, alle die verschiedenen Stadien zu verfolgen, welche der Tee durchmachen muß. Er wird verlesen, getrocknet, gerollt, gestampft, gedörrt, um endlich verpackt zu werden.

Einen Vormittag fuhr ich mit verschiedenen anderen Gästen des Keena-House im Hotelwagen hinauf nach Hakgala-Gardens, dem höchsten botanischen Garten der Insel, auf einem Berge 7200 Fuß über dem Meere gelegen. Es war eine wunderschöne Fahrt; zuerst standen an beiden Seiten der Chaussee rotblühende Rhododendren, große umfangreiche Bäume, wie man sie in Europa nirgends findet. Dann kamen wir an einem langgestreckten See vorbei, der durch seine Lieblichkeit wesentlich zu Newara-Eliyas Schönheit beiträgt und drei Meilen im Umfange zählt. Wir fuhren weiter durch Gehölze, über Anhöhen, Berge und Täler; überall ist hier der Keenabaum der Herrscher der Wälder; aber auch Efeu und Schlingpflanzen gibt es viel.

Hakgala-Gardens gehört der Regierung. Man findet dort fast alle nordischen Gewächse, blühende Rosen aller Arten, die sonst nirgends auf der ganzen Insel dem Flor in Europa gleichkommen. In Wärmhäusern gibt es allerhand seltene Orchideen und viele andere Blumen. An einem kleinen See fielen uns die verschiedensten farbigen Lotosblumen auf, an den hübschen Wegen der Kampherbaum und besonders ein chinesischer Bananenstrauch mit einer wunderschönen-großen, langgestreckten roten Dolde einer geschlossenen und einigen halbgeöffneten Blüten. Seine Frucht kann hier aber nicht zur Reife gelangen. Etwas weiter auf einem freien Platz steht ein Gartenhäuschen zur Rast bereit. Von hier aus ist die Aussicht entzückend, und der Blick ruht mit Wohlgefallen auf Bandarawela und Dyatalava in der Ferne.

Mitte Mai feiert man in ganz Ceylon den Vaishak. In Newara-Eliya hörte dann den ersten Tag das Tamtamschlagen nicht auf. Die Männer verkleideten sich, hatten Masken vor dem Gesicht und führten Tänze auf. Die Buden der Eingeborenen waren festlich geschmückt. Das Vaishakfest und der Lärm auf der Straße dauerte drei Tage. Es wurden Umzüge gehalten, und die Leute fuhren am dritten Tage zu großen Gruppen in Büffelwagen hinaus in die Umgegend.

Am 28. Mai hatte der Monsun eingesetzt. Es regnete und wurde in Newara-Eliya immer kälter. Ich nahm daher eines Morgens den Stellwagen, darauf die Eisenbahn und langte am Spätnachmittage wieder in Colombo an. Dort, wo es jetzt, im Juni, bedeutend kühler war als vor drei Monaten, fand ich jedoch die Schwüle unerträglich. Ich hielt mich daher einige Zeit in Mount Lawinia auf, im Hotel gleichen Namens.

Kandy vor der Pension Florence-Villa.

Um dorthin zu gelangen, wählte ich die nächste, an der See gelegene Eisenbahnstation, von der aus man das Ziel in dreißig Minuten erreicht. Ich mußte nachmittags in der größten Hitze noch einige Minuten auf dem Bahnhof ausharren, saß draußen, da in den Wartesälen die Luft zu stickig ist, und schaute über die Schienen hinweg. Die Einfahrt ist überdacht, um Sonne und Hitze abzu-

Digitized by Google

halten, und unweit vom Strande gelegen. Dort hört man das Meer brausen und sieht, wie die Wellen sich an den großen Steinen des Ufers brechen, so daß der schäumende Gischt hoch hinaufspritzt.

Das Warten hier in der Nähe der See erfrischte mich nach der heißen Fahrt. Ich schaute zu, wie immer mehr Wellen sich bildeten, allmählich herankamen und sich dann mit Kraft an dem künstlich aufgetürmten Steinwall des Ufers brachen. Wie ein mächtig breiter Springbrunnen flog das Wasser hoch in die Luft und fiel wieder ins Meer zurück, worauf andere Wellen dem Beispiele folgten und es stärker oder schwächer nachahmten. Dies Schauspiel wiederholt sich in viel größerem Maßstabe unweit Galle-Face, in der Nähe der Stadt, man nennt es allgemein das Break water.

Der Weg nach Mount Lawinia führt an der See entlang und ist auf der anderen Seite von grünen Kokospalmen begrenzt, die etwas kleiner sind als jene in Cinnamon-Gardens, durch besonders saftige Frische aber das Auge fesseln.

Einige Schritte vom Bahnhof entfernt, auf einer kleinen Anhöhe, die sich nach dem Meere zu terrassenförmig abdacht, liegt das schöne, große Hotel, welches durch seine hohen, eleganten Räume und lustigen Hallen einen außerordentlich angenehmen Aufenthalt bietet. Fast unbeweglich ist hier stets die See, der einzige Ort weit und breit, wo Bäder im Freien genommen werden dürfen und einzelne Karren dazu bereit stehen. An allen anderen Stellen der Insel gilt das Baden für gefährlich; man fürchtet den Hai, „des Meeres Hyäne“, um mit Schiller zu reden.

Am 21. August fand, wie immer in Kandy, die große buddhistische Elefantenprozession, Perahera genannt, statt. Dieses interessante Schauspiel, welches drei Abende hintereinander wiederholt wird, wollte ich mir nicht entgehen lassen und bei dieser Gelegenheit endlich Kandy, den schönsten Punkt Ceylons, sehen. Als wir, eine Bekannte

Straße in Kandy.

und ich, in Queen's-Hotel, dem elegantesten Kandys, welches von einem Deutschen geleitet wird, anlangten, regnete es in Strömen. Trotzdem entschlossen wir uns dazu, nach dem Tiffin (Lunch) eine Tour zu Wagen um den langgestreckten See zu unternehmen, damit wir wenigstens einen Teil des parkartigen, schönen Kandy und den Tempel des heiligen Zahns sahen.

Die herrliche, schattengebende Vegetation, zum Teil aus tropischen Gewächsen, Palmen, Bambus und anderen bestehend, zum Teil südeuropäische Sträucher und riesenhafte Bäume aufweisend, die ihre Zweige weithin über den See ausbreiten, entlockte uns, trotz des schlechten Wetters, Ausrufe der Bewunderung.

Nachdem wir diesem schönen, zauberhaften Stückchen Erde, welches von Bergen und Hügeln begrenzt wird, die nötige Aufmerksamkeit geschenkt hatten und auch Florence-Villa, das malerische Hotel, sowie die eleganten Straßen des europäischen Stadtteils in Augenschein genommen hatten, fuhren wir hinüber zu dem berühmten Tempel des heiligen Zahns. Der hell schimmernde Eingang

Digitized by Google

desselben war schon weithin durch die Bäume sichtbar, welche die hinteren Gebäude und offenen Gänge des Tempels ganz verdeckten. Ehe wir jedoch in das innere Heiligtum eintreten durften, mußten wir unsere Schuhe ausziehen, wateten fast durch Blumenblätter hindurch und standen bald vor den drei kostbaren goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gefäßen, dessen mittelstes den sogenannten Zahn Buddhas einschließt. Der Zahn, welcher sich ursprünglich einmal wirklich hier befunden hat, wurde 311 v. Chr. von einer Prinzessin von Kalinga nach Ceylon gebracht, welche ihn auf der Reise in ihren Haaren versteckte. Dieser echte Zahn ward dann von den Portugiesen geraubt, zerstampft und sein Staub in alle Winde zerstreut. Man hat ihn durch einen Wildschweinszahn ersetzt, ein großes Exemplar, welches immer noch als Buddhas Zahn gilt und dem Tempel die Bedeutung verleiht. Er wird jedoch nur bei besonderen Gelegenheiten gezeigt, wenn hohe Persönlichkeiten hierher kommen, und wir mußten uns damit begnügen, ihn in der geschlossenen Vase zu wissen.

Der Regen hatte nachgelassen, und wir begaben uns sofort in das Hotel zurück. Nach dem Diner trat man heraus auf die vor dem Speisesaal gelegene, nach der Straße zu logenförmig offene Veranda; dort waren Sitze für die Gäste des Hotels bereit gestellt. Vor uns lag der See in seiner stoischen Ruhe; die Beleuchtung war nur gedämpft und die Straße frei, um die bald vorbeiziehende Prozession besser hervortreten zu lassen. Das Tamtamschlagen und der Lärm in der Ferne kündeten bald an, daß die Perahera den Tempel verließ. Die Vorläufer des Zuges bildeten eine endlose braune Menschenmenge. Jetzt zogen die ersten Pechfackelträger vorüber, dann kam in geordneter Reihe die ganze Schar der Tamtamschläger, welche man schon von weitem gehört hatte. Darauf sah man in dem Zuge verteilt hie und da einzelne Elefanten im festlichen Schmuck, mit Decken auf dem Rücken; Kopf und Rüssel waren in dunkle, mit Juwelen besetzte Stoffe gekleidet, so daß nur Augen und Zähne frei blieben. Auf ihnen saßen weiß angezogene Gestalten, welche lange Stöcke in der Hand hielten, die an ein leicht gewölbtes, durch Gehänge verziertes, oben durch eine Spitze abgeschlossenes Dach angebracht waren. Sechsunddreißig Elefanten zählte ich im ganzen; es sollen oft aber noch mehr mitgehen. In der Mitte der Prozession schritten ruhig und gelassen, als seien sie sich der Ehre bewußt, die drei Hauptelefanten; sie hatten kleine, kostbare, offene Tempel auf dem Rücken, in denen die heiligen Gefäße, welche ich am Nachmittag bewundert hatte, standen. Der schönste, mit den wertvollsten Gewändern und Steinen geschmückte Königselefant trug unter einem prachtvollen Baldachin, welcher über ihn gehalten wurde, den kostbarsten Tempel, in dem die goldene, mit Edelsteinen reich besetzte Vase stand, die den heiligen Zahn umschließt.

Unsere besondere Aufmerksamkeit erregten auch die Tänzer, welche, zum Teil verkleidet, mit den verschiedensten Masken vor dem Gesicht, bald hier, bald dort auftauchten und wunderbare Sprünge vollführten. Einzelne Männer sah man auf Stelzen einherschreiten, viele trugen Trophäen und verzierte Scheiben an sehr langen Stangen. Dann schritten würdevoll, dem Range nach, die Häuptlinge einher, sechzig an der Zahl. Die vornehmsten stammen von den alten Königen Kandys ab, die anderen vom hohen Adel. Sie trugen ihr Festgewand, sehr kostbare Stoffe; fünfzig Ellen davon sind unzählige Male um den Leib gewickelt und von einem goldgestickten Gürtel zusammengehalten; darunter schauen weiße, feine Höschen hervor. Über ein weißes, mit Knöpfen geschlossenes Hemd ist eine offene, mehr oder minder kostbare Jacke mit halblangen Ärmeln gezogen. Den Kopf deckt ein hutartiger Schmuck von wertvollster durchbrochener Arbeit; in seiner Mitte ist eine Krone angebracht, welche einige Ähnlichkeit mit den Türmen der alten Hindutempel hat.

Als der endlos scheinende Zug schließlich vorüber war, tauchten überall mehr Lampen auf, die Häuser und der See wurden illuminiert und erstrahlten in farbigem Licht. Um halb zwölf Uhr brannte man ein großartiges Feuerwerk ab, und noch bis zum nächsten Morgen dauerte der Lärm auf der Straße.

Die Perahera ist unter Kirti Sri, König von Kandy, der von 1747 bis 1780 n. Chr.

Digitized by Google

Die Perahera, große buddhistische Elefantenprozession in Kandy.

regierte, eingeführt. Damals entartete der Buddhismus auf Ceylon, und der König von Siam schickte Priester dahin, um die Religion wieder in ihrer früheren Reinheit herzustellen. Pilgerfahrten wurden nach den Heiligtümern unternommen, Opfer gebracht usw. Der König befahl, daß die Reliquie des Buddhazahnes in feierlicher Prozession von Elefanten getragen werden sollte; Tänzer mußten diese begleiten, und die vornehmen Häuptlinge sollten dem Ganzen die richtige Weihe verleihen.

Am nächsten Morgen erschien die ganze Natur nach dem Regen verjüngt, herrlich frisch und zugleich so üppig und großartig, daß ich die Sage verstehen konnte, Gott habe, als Ersatz für das verloren gegangene Paradies, den Menschen das schattige Kandy geschenkt.

Ich fuhr von Kandy mit der Bahn nach dem zwanzig Minuten entfernten Peradeniya, um dort den bedeutendsten botanischen Garten der Insel zu besuchen. Von der Station aus brauchte ich nur eine kurze Strecke in der Sonne zu gehen und konnte dann eine große, schattige Allee nach dem Garten hin einschlagen. Etwas links ab liegt das Portal, und wiederum links von diesem streben eine Unzahl Assam-Gummibäume (Ficus elastica) zum Himmel empor, während ihre reptiliengleich sich über den Boden schlängelnden Wurzeln in das Erdreich nur mit den äußersten Spitzen eindringen. Außen vor der Pforte dehnt sich ein dreieckiger Grasplatz aus, auf welchem ein Mahagoni- und zwei andere westindische Bäume stehen; von dort führt der Weg nach dem nahen Rasthaus.

Digitized by Google

Der botanische Garten in Peradeniya, einer der größten und schönsten der Welt, der 1844 noch eine unscheinbare, halb vernachlässigte Anpflanzung war, ist von seinen verschiedenen englischen Direktoren zu dem heutigen herrlichen paradiesischen Park umgewandelt worden. Dies Werk begünstigte natürlich auch das gleichmäßige, feuchte und wiederum niemals zu heiße, ideale Tropenklima in der Höhe von über 1550 engl. Fuß, welches dem Wachstum der Pflanzen sehr zuträglich ist, denn diese büßen hier ihre Frische durch keine trockene Jahreszeit ein. Der in Hufeisenform angelegte Garten wird von dem Hauptfluß Ceylons, dem Mahaweli, begrenzt. Vom Wagen aus, welcher alle die herrlichen Alleen und breiten Plätze befahren darf, kann man einen großen Teil des Gartens genießen. Besondere Bewunderung verdienen die schönen Bett von einer großen Menge grüner und auch blühender Kriechgewächse eingefaßt und von einigen besonders schönen Baumexemplaren überschattet ist. Ein großer gelbblühender Allamandabaum fiel mir besonders auf, dessen Stamm mit violetten und türkisfarbigen Schlingpflanzen (Petraea volubilis) ganz überwachsen war. An einer besonders schönen, von Bäumen ganz überschatteten Einbuchtung ladet eine, unten mit Pflanzen überwachsene steinerne Bank den Wanderer zur Ruhe ein.

Der Mahaweli durchfließt dann an einer anderen Stelle grüne Flächen, welche von dem Unkraut der Tropen, der sensitiven Pflanze Mimosa pudica, bewachsen sind. Das Kraut schließt bei der leisesten Berührung seine Blätter, diese streifen andere durch ihre Bewegung, und bald sieht ein großes Stück der Wiese wie verdorrt aus; es dauert eine geraume Zeit, bis die Pflanzen wieder in früherer Grüne und Frische erscheinen. Das andere Ufer des Flusses weist viele Kakaopalmen auf, zwischen denen seltene Gräser aus Mauritius und Guinea wachsen. Die Bäume dehnen sich hier überall frei aus und sind sehr malerisch mit Schlingpflanzen überkleidet, welche hier nicht etwa die Rolle von Schmarotzerpflanzen spielen, sondern ihren Wirten nur die übergroße Feuchtigkeit entziehen.

Die vier vornehmsten Häuptlinge Kandys im Festkleide zur Perahera bereit.

Palmen der verschiedensten Gattungen, sowie die mächtigen Bambus aller Gegenden, welche hier hervorragend gut gedeihen, und denen nur der Gärtner Schranken gesetzt hat. Am besten tut man jedoch, den Spaziergang durch den Park zu Fuß zu unternehmen, damit man die herrlichen Bäume und Pflanzen der gesamten Tropenwelt, welche hier alle ihre Vertreter gefunden haben, näher betrachten kann. Ein Weg nur für Fußgänger führt den Fluß entlang, dessen

Die meisten dieser Bäume haben große, starke Stämme, und ihre Zweige breiten sich oben weithin als Schutzdach darüber. Die alten Blätter werden häufig dick, fast ledern, da sie dem starken Sonnenbrand ausgesetzt sind, und einige junge Blättchen färben sich gelb oder rötlich, beinahe herbstlich, wie in Europa. Die Blumen und Früchte kommen hier sehr oft an den alten, holzigen Stämmen hervor anstatt an den jungen Zweigen, besonders häufig bei der

Die Assam Gummibäume (Ficus elastica) vor dem botanischen Garten in Peradeniya.

Kakaopalme und dem Talbaum; die Tatsache ist sehr auffallend, aber der Grund wohl noch unbekannt.

Ich betrachtete mit Interesse eine kleine Palme (Carluvica palmata) aus Zentralamerika, deren in Streifen geschnittene Blätter das Material zu den ebenso beliebten wie teuren Panamahüten liefern. Sagopalmen erregten meine Aufmerksamkeit, und dann bog ich in die Allee ein, welche nach einem künstlichen See führt. Hier bewunderte ich besonders ein großes Exemplar der aus Birma (Ostindien) stammenden Zierbäume (Amherstia nobilis), welches mit rosa und gelben Blumen überreich bedeckt war, die das ganze Jahr hindurch blühen. Die jungen Sprößlinge hangen schlingpflanzenartig herab und werden erst nach einiger Zeit gerade und fest. Auf diese Weise und indem sie die jungen Blätter rötlich färbt, schützt die Natur ihre Kinder gegen die Einwirkung der sengenden Sonnenstrahlen. Auch viele entzückend beschnittene Sträucher und herrliche Blumen, darunter Astern, Chrysanthemen und andere, schmücken die sorgsam gehaltenen Beete. Auf den Teichen wachsen Wasserpflanzen in verschiedenen Farben, und die großen grünen Blätter der Victoria regia breiten sich aus.

Alle die unzähligen Gänge und Wege, auch den Küchengarten und die Baumschule kann ich nicht weiter beschreiben, das Gewirr der Kakaopalmen, Gummibäume, Brotfruchtbäume, Sandelholz, Papaya, Vanillensträucher, Kolanüsse, Ananas, Kürbis usw. ist zu groß. Die schönsten und interessantesten Bäume jedoch sind die Talipotpalmen (Corypha umbraculifera), welche eine große Allee für sich bilden. Diese sind in ausgewachsenem Zustande ungefähr die größten aller Palmen. Sie blühen am oberen Ende des Stammes im Alter von vierzig bis achtzig Jahren und bilden dort federartige, verzweigte Blumenähren. Wenn später die Frucht zur Reife gelangt ist, stirbt die Palme ab, gerade so wie der Bananenstrauch, der nach neun Monaten mit der reifen Frucht auch sein Leben lassen muß. Außerdem verdienen noch die Kühlhäuser erwähnt zu werden, in welchen zarte Blumen und Pflanzen sowie seltene Orchideen Platz gefunden haben. Diese Gewächshäuser sind aus Eisendraht hergestellt und mit einem Gewebe von Kokosnußfasern überkleidet zum Schutze gegen starken Regen und sengende Sonnenstrahlen; Rankengewächse, welche den inneren Teil umkleiden,

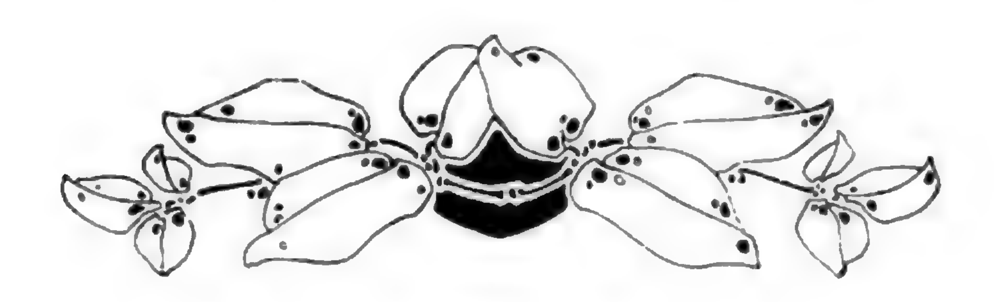
Talipotpalme in Blüte im botanischen Garten in Peradeniya.

Digitized by Google

verleihen dem Ganzen noch mehr Kühlung und Frische.

Für Sachverständige ist endlich noch ein sehr lehrreiches Museum vorhanden. Auch hat man Mr. Gardener, dem berühmten brasilianischen Reisenden und späteren Direktor des Gartens, hier im Park ein steinernes Monument errichtet.

Einige Tage nachdem ich aus Peradeniya und Kandy wieder nach Colombo gefahren war, nahm ich Abschied vom Lande der Sinhalesen, von ihrer überreich gesegneten Tropeninsel, die an Pracht und Schönheit der Schaumgeborenen gleicht, von den roten Gestaden, wo die Sonne leuchtend scheint, aber auch oftmals sengend heiß brütet, von den üppigen Palmenhainen und den märchenhaften Mondscheinnächten, um mich einem Dampfer der Messageries maritimes anzuvertrauen. Noch einmal erblickte ich vom Deck aus das Break water, sah noch einmal die grüne, zauberhaft schöne Insel im Indischen Ozean liegen, ließ noch einmal aus der Ferne den Blick auf deren anmutige Berge zurückschweifen und fuhr dann weiter hinauf nach Indien, dem Lande meiner Träume.



Jüngling Tod

Ein junger Bursche, Blumen am Hut,
Mit blonden, nickenden Locken:
So ging der Tod durch ein stilles Dorf
Zur Zeit der Abendglocken.

Am letzten Hüttlein stand er still
Und sah mit kalten, großen
Augen über das Gartenbeet;
Das stand voll roter Rosen.

Eine Drossel sang im grünen Busch
Ein Lied voll süßer Wonne,
Und in den Fenstern blühte rot
Die müde Abendsonne.

Mit leisen Schritten ging er da
Hin durch den Rosengarten
Und sah durchs Fenster ein blasses Kind
Dem Schlaf entgegenwarten.

Es hörte nicht den Drosselruf,
Den Sang der Bauerndirnen,
Schon lag in seinem Aug' ein Glanz
Von ewigen Gestirnen.

Da riß der Tod mit schneller Hand
Ein' Handvoll Rosen nieder
Und hob sie hoch. Am Fensterkreuz
Schwankten sie hin und wieder.

Und als das Kind die Rosen sah,
Es lachte und streckte die Hände
Der Pracht entgegen, und dann — und dann
Ging sacht sein Leben zu Ende.

Der Tod schritt weiter, Blumen am Hut,
Mit blonden, nickenden Locken,
Und durch die Stille weit und breit
Klangen die Abendglocken.

Er ging und hob sein Haupt so stolz,
Als trüg' er Königsgeschmeide,
Und um die Lippen ein Lächeln flog
Von Freude und tiefem Leide.

Wilhelm Lobsien

Digitized by Google

Das Aufleben aus der Erstarrung

Eine zoologische und anthropologische Studie

von

Wilhelm Müller-Erzbach

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Lehre des Epikur, daß die höchste Lust in der völligen Abwesenheit alles Schmerzes bestehe, hätte allein genügt, ihre Anhänger den gliederlösenden und traumlosen Schlaf als Zustand der höchsten Glückseligkeit schätzen zu lassen. Tatsächlich geschah es in Griechenland. Sollte auch wegen des Fehlens vom Selbstbewußtsein diese Einschätzung zu hoch erscheinen, so herrscht doch über den Wert des gesunden Schlafes als Quelle für neue körperliche wie geistige Tatkraft kein Zweifel. Selbst der Kranke wird durch den Schlaf erquickt, und andauernde Schlaflosigkeit kann ihn aus Verzweiflung in den Tod treiben.

Eine periodische Unterbrechung der Tätigkeit ist demnach dem Menschen ein ähnliches Bedürfnis wie Speise und Trank, aber seine Befriedigung erscheint in ihrem Maße und in ihren Abstufungen beim Menschen wie bei anderen Lebewesen in manchen Stücken viel rätselhafter als das Stillen von Hunger und Durst. Weshalb schläft der Mensch fester als der Vogel, weshalb sind bei den niederen Wirbeltieren Schlafen und Wachen weniger unterschieden und nicht einmal an eine bestimmte Tageszeit gebunden? Wozu dient der Winterschlaf, und weshalb zeigt er sich bei einzelnen Tieren, bei anderen oft nahe verwandten wieder nicht? Wie erklärt sich der Sommerschlaf, ist er in der Erscheinung dem Winterschlafe und dem gewöhnlichen Schlafe gleich, oder sind Unterschiede unter ihnen bekannt? Ist der Scheintod als eine Abstufung des Schlafes anzusehen? Solche und ähnliche Fragen führen uns in ein Gebiet, in welchem alte und neue Ansichten sich teilweise lebhaft bekämpft haben und noch bekämpfen, in welchem aber auch manche Streitfragen endgültig erledigt sind, ohne daß es weiteren Kreisen ausreichend bekannt geworden wäre. Das allein ist Grund genug zu der nachstehenden Besprechung, die besonders wichtige Punkte hervorheben soll.

Cuvier und Milne Edwards behaupten zwar, daß einzelne Schwalben und namentlich Uferschwalben zuweilen längere oder kürzere Zeit im *Winterschlaf* zubringen, aber von anderer Seite wird diese Tatsache bestritten, und so bleibt es zweifelhaft, ob überhaupt ein Vogel, das warmblütigste unter allen Tieren, der Kälte im Schlafe Widerstand zu leisten imstande ist. Auch der Maulwurf und seine Verwandten leben ohne diesen Schutz, während andere kleine Säugetiere wie die Feldmaus, der Hamster und der Siebenschläfer sich desselben in vollem Maße erfreuen. Ein Grund für die Unterschiede ist uns nicht bekannt.

Wenn wir die Winterschläfer nach dem Grade ihrer Erstarrung vergleichen, so finden wir diese unter den Säugetieren besonders gering beim gemeinen Bären. Er schläft zwar den größten Teil des Winters hindurch, zuweilen vielleicht wochenlang, aber nicht ununterbrochen und nicht mit der dem Tode ähnlichen Starre des Siebenschläfers oder des Murmeltiers. Trotzdem steckt ihm der Winterschlaf im Blute und macht sich selbst in der Gefangenschaft bemerklich. Schinz sagt von den im Stadtgraben zu Bern lebenden Bären: sie schlafen im Januar und Februar mehr und tiefer als ge-

Digitized by Google

wöhnlich, bleiben in ihrem warmen Stall, fressen sehr wenig und kommen meist nur heraus, um zu saufen.

Ganz anders und ungleich tiefer erweist sich die Erstarrung, welcher der Hamster, der Siebenschläfer oder das Murmeltier verfällt. Alle drei erscheinen regungslos und tot. Man kann sie wie tote Körper anfassen und weit wegtragen, man kann ihre Glieder biegen und stoßen, ohne ein Lebenszeichen zu sehen. Ihre Blutwärme ist kaum höher als die Temperatur ihrer Umgebung, und nur bei sorgfältiger Prüfung erkennt man Atmung und Herzschlag. Gavarret fand das Blut in schwacher Umlaufsbewegung, Saissy und Satin beobachteten sogar Fälle, in welchen bei warmblütigen Säugetieren alle inneren Bewegungen, Herzschlag, Blutumlauf wie Atmung, aufgehört hatten und sich durch keinerlei Reize wecken ließen.

Die aus dem Winterschlaf erwachten Tiere sehen matt und schläfrig aus. Sie sind mit einem Menschen oder einem Tiere, die eben durch kurze Ruhe erfrischt und zu neuer Arbeit gekräftigt wurden, gar nicht zu vergleichen. Nur langsam und schwerfällig besinnen sie sich auf die gewohnte Tätigkeit, zu der sie der Hunger wohl in erster Linie antreibt. Die äußere Erscheinung stellt allerdings den Winterschlaf dem gewöhnlichen Schlafe nahe, in ihrer Wirkung sind beide völlig verschieden. Der Winterschlaf setzt den Wärmeverlust für den Tierkörper auf ein kleinstes Maß herab. Das ist der Zweck und jedenfalls die Folge des Vorgangs. Dazu dient das Aufsuchen warmer Plätze und ebenso das Zusammenlegen der Tiere. Dagegen wird man statt größerer Spannkraft eher eine Erschlaffung finden, die Ernährung hat gefehlt. Das ist alles leicht zu verstehen, nicht aber, wie schon bemerkt, weshalb andere Säugetiere den Schlafschutz nicht genießen, weshalb besonders die Vögel nicht, denen er bei ihrer hohen Blutwärme am wertvollsten sein müßte. Man könnte leicht Gründe dafür suchen, aber sie erscheinen zu wohlfeil, um darauf einzugehen.

Die Regungslosigkeit scheintoter Menschen ist dem Winterschlaf verwandt und wie dieser dem Grade nach verschieden. Sie wird nicht nur durch Kälte verursacht, mancherlei Schwächezustände, der Schrecken oder willkürlich angefangene Unterdrückung der Atmung wie bei einer Sekte der indischen Fakire sind neben einer Anzahl von Giften imstande, mehr oder weniger tiefe Erstarrungszustände zu veranlassen. Aus der Nähe von Karlsruhe wird über einen Fall vom Jahre 1783 berichtet, in welchem ein zweiundsechzigjähriger Mann zwei Tage unter einer leichten Decke von Schnee gelegen hatte und trotzdem nach fünfstündigem Reiben mit Schnee schwache Lebenszeichen von sich gab. Nachher fing er an, langsam zu atmen, und er wurde vollständig hergestellt. Häufig geschieht es ungleich leichter, aber meistens ist lange Zeit dazu erforderlich. Der Herzschlag Scheintoter kann so matt werden, daß er selbst mit Hilfe des Stethoskops nicht zu erkennen ist.

Bei einigen Tieren, wie beim Dachs und beim Murmeltier, ist es gelungen, sie zur Sommerzeit mit Hilfe andauernder Abkühlung in den Zustand halber Erstarrung zu versetzen, und man hat außerdem durch die Untersuchung des Magens wie des Darms von erstarrten Murmeltieren weitere Aufschlüsse über den Verlauf des Winterschlafs erhalten. R. und A. Monti fanden die untersuchten Organe leer, der Stoffwechsel hatte also aufgehört und damit zugleich die Erzeugung von Wärme, wie es sich an der fortschreitenden Abkühlung des Tierkörpers bemerklich macht.

Unter den kaltblütigen Tieren überwintern unsere Insekten zum großen Teil als Puppen oder im Eizustande, vollentwickelt erstarren sie völlig, oder sie bleiben dicht aneinander liegend beweglich wie die Honigbienen. Durch Zusammenliegen suchen auch die Kreuzottern Schutz vor der Kälte, sie erstarren aber völlig wie zusammenliegende Fledermäuse. Die verschiedensten Tiere benutzen demnach das gleiche Hilfsmittel, sich wärmer zu halten. Ebenso bemerkt man die gleiche Wirkung des Nervenreizes auf Menschen und Tiere. Der Kreidestrich über dem Schnabel hält die Henne in derselben regungslosen Starre wie der Schlangenblick die kleinen Vögel oder der Schrecken und andere Nervenreize den Menschen.

In kleinen Räumen können Säugetiere auf kurze Zeit bewegungslos werden, wenn

Digitized by Google

es an dem zur Atmung nötigen Sauerstoff fehlt. Ungleich größere Zählebigkeit als die Säugetiere besitzen aber viele der niederen Tiere. Das zeigt uns nach der Beobachtung des Verfassers ein Laufkäfer, Carabus granulatus, in auffälliger Weise. Er nimmt den Sauerstoff aus abgesperrter Luft annähernd so vollständig hinweg wie ein Stück Phosphor; in der Atmosphäre von Stickstoff wird er regungslos und kann dabei leicht zwei volle Tage ausdauern. Bringt man ihn dann an die Luft, so „reagiert“ er nach dem Ausdruck des Chemikers sehr leicht auf den einströmenden Sauerstoff, in kurzer Zeit bewegt er die Fühler, und nach kaum acht Minuten läuft er anscheinend völlig hergestellt umher. Durch keinen anderen Versuch läßt sich die Bedeutung des Sauerstoffs als Lebensluft in gleich überzeugender Weise anschaulich machen.

Fragen wir uns, wie man den Hergang beim Winterschlaf und die bis jetzt erwähnten Formen der Körperstarre auffassen soll, so wird es schon für einige Fälle tieferen Winterschlafs schwer, an der Ansicht festzuhalten, daß dabei nur eine einfache Herabsetzung und nicht eine Unterbrechung der Lebenstätigkeit vorliegt. In anderen, später zu nennenden Fällen ist es gar keine Frage, daß man gezwungen ist, einen zeitweise vollständigen Stillstand der Lebensverrichtungen anzunehmen. Es ist ähnlich wie bei den das Einfrieren überdauernden Pflanzen, bei denen nach der Beobachtung von Sachs von ihrer Lebenskraft nichts weiter bleibt als der Widerstand der einfachsten Gewebe, zuletzt der Zellen, gegen das Zerfallen.

Vom Sommerschlaf der Tiere ist uns nur wenig bekannt. Darwin fand die meisten Kröten, Eidechsen, Käfer und Spinnen in Montevideo während der heißesten Jahreszeit bewegungslos unter Steinen. Auch Schnecken wurden entweder unter Steinen oder in ausgetrocknetem Schlamm angetroffen. Der Igel am Senegal fällt nach Adanson und der Tanrek auf Madagaskar nach Sonnerat alljährlich in einen länger dauernden Sommerschlaf. Der Tanrek zieht sich vom Juni bis zum November in den tiefsten Kessel seines Baus zurück. Das ist aber für Madagaskar ein Teil der kälteren Jahreszeit, deshalb wollte Desjardin seine Ruhe richtiger als Winterruhe angesehen wissen. Eine Wirkung der Kälte erscheint indessen wenig wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß nach A. von Humboldt der kälteste Monat in der Heimat des Tanreks noch fast 3 Grad wärmer ist als der Juli in Paris. Man hat den Einfluß der Dürre mit zu berücksichtigen, mit der Dürre verschwindet der Tanrek, und nach dem ersten Regen kommt er wieder zum Vorschein.

Die Landschildkröten des wasserreichen Brasiliens bleiben nach den Angaben A. von Humboldts das ganze Jahr hindurch in voller Regsamkeit, während sie am Orinoko zur Zeit großer Hitze und großer Trockenheit sich unter Steinen oder durch Eingraben in die Erde verbergen. Ebenso wäre bei den Krokodilen wasserreicher Ströme eine längere Ruheperiode nicht zu bemerken, beim Austrocknen der Flüsse dagegen vergrübe sich die gleiche Art der Krokodile in den Schlamm, um vor der Dürre geschützt zu sein. Nach den Erzählungen der Eingeborenen, berichtet Humboldt weiter, sieht man bisweilen an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung, denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß vom Scheintode erweckt. Man hat diese Tatsache bezweifelt, aber sie wurde für das afrikanische Krokodil von Eingeborenen wie von Europäern bestätigt.

Die in Europa lebende griechische Landschildkröte und ebenso unsere Flußschildkröte graben sich zum Winterschlaf in die Erde ein. Im Sommer bevorzugen sie Plätze mit vollem Sonnenschein, ganz im Gegensatz zu ihren Verwandten in den Tropen, welche die Mittagshitze in den Schatten treibt. Hohe Wärmegrade lassen vermutlich die gesamte Tierwelt erschlaffen, selbst die Sänger des Waldes verstummen in der größten Tageshitze. Ob aber die starken Abweichungen vom Mittelwert der Temperatur nach oben wie nach unten die gleiche lähmende Wirkung auf tierische Organismen ausüben, ist fraglich und jedenfalls nicht ausgemacht.

Digitized by Google

Glaubhafter erscheint uns die Ansicht von Brücke, daß der Sommerschlaf der Amphibien nicht durch höhere Wärme, sondern allein durch Wassermangel veranlaßt wird. Sie findet eine Bestätigung in der Tatsache, daß Frösche oder Molche, die bei gewöhnlicher Temperatur eintrocknen, in jeder Jahreszeit alle Beweglichkeit verlieren und völlig regungslos werden. Befeuchtet man sie mit Wasser, so kehrt ihre gewöhnliche Regsamkeit zurück. Man braucht für die Reptilien der Tropen vielleicht neben der Erschlaffung durch die Hitze nur einen ähnlichen Einfluß des Wassermangels anzunehmen, so ist die belebende Wirkung des in den Erdboden eindringenden Regens ohne weiteres erklärt.

Bei einer solchen Auffassung des Sommerschlafs wäre ihm eine weitere Reihe von höchst auffälligen Erscheinungen an die Seite zu stellen, deren Entdeckung wir Leeuwenhoek verdanken. Der berühmte Mikroskopiker hatte trockenen Dachrinnenstaub mit Wasser angefeuchtet und sah eine Stunde später in dem zugesetzten Wasser unter dem Vergrößerungsglase Scharen von kleinen kriechenden oder schwimmenden Tieren. Es waren in überwiegender Anzahl Rundwürmer, Rädertiere und Wasserbärtierchen (lungenlose Spinnen). Die ersten Mitteilungen darüber wurden anfangs lebhaft bestritten, aber man mußte sie zuletzt doch als richtig anerkennen. Buffon behauptet dann 1748 geradezu, man könnte diese Tierchen beliebig sterben lassen und wieder ins Leben zurückrufen. Ihr Körper wäre eine Art Maschine, die sich bewegt, wenn sie in Wasser getaucht wird. Die auch ihnen zuzuschreibende Lebenskraft wurde man genötigt, sich zeitweise latent zu denken. Baker erhielt die zu den Rundwürmern gehörigen Weizenälchen in voller Beweglichkeit durch Benetzen von trockenem Weizen, der ihm siebenundzwanzig Jahre vorher von Needham übergeben war. Fontana sah diese wurmförmigen Anguillulä zuweilen so trocken, daß sie durch die geringste Erschütterung oder durch die Berührung mit einer Haarspitze zu Pulver zerfielen, und doch wurden sie durch vorsichtiges Befeuchten mit Wasser in wenig Minuten vollkommen lebendig. Er war imstande, die Erstarrung mit voller Beweglichkeit an einem Räderpolyp zweieinhalb Jahre hindurch beliebig abwechseln zu lassen, je nachdem er ihn an der Sonnenhitze trocknete oder mit Wasser benetzte. Fontana hielt die eingetrockneten Tiere für tot. Ähnlich Doyère, ein sehr vorsichtiger und sorgfältiger Beobachter, der es als Ergebnis seiner Versuche hinstellte, daß Rädertierchen vollkommen willkürlich aus dem Zustande der Regungslosigkeit in den der Bewegung übergeführt werden können. Eine vorausgehende Abkühlung auf — 19,2 Grad R. oder eine Erwärmung auf + 36 Grad R. bildete dabei kein Hindernis, ebensowenig ein achtundzwanzig Tage fortgesetztes Austrocknen neben Schwefelsäure unter der Luftpumpe.

Von einer Fortsetzung des Lebens in abgeschwächter Energie kann bei diesen Vorgängen, besonders wegen der beliebig zu bemessenden Ruhepausen, noch weniger die Rede sein als bei den früher erwähnten Fällen der Erstarrung verschiedenartiger Wirbeltiere. Nur die Zelle oder einfache Zellengruppen bleiben für längere Zeit vor dem Zerfallen bewahrt und lebensfähig; ein organisches Zusammenwirken des ganzen Körpers ist in keiner Äußerung zu erkennen. Der trockene Dachrinnenstaub zeigt große Ähnlichkeit mit den im Sommerschlaf erstarrten Reptilien, für beide ist das Hinzutreten von Wasser die Bedingung für neues Leben.

Ehrenberg wollte an das Wiederaufleben völlig eingetrockneter Rädertierchen nicht glauben und suchte eine andere Erklärung für die nicht zu bestreitenden Tatsachen. Er nahm an, daß die von neuem belebten Tiere die Nachkommen der eingetrockneten seien. Diese Annahme fand wegen des Ansehens von Ehrenberg unter den Naturforschern viele Anhänger, bis man unter dem Mikroskop die Umwandlung des vorher gestreckt daliegenden Tieres in ein bewegliches nachwies.

Über das Aufleben von Fröschen und von anderen Kaltblütern aus der ins Innere des Körpers eingedrungenen Erstarrung ist besonders lebhaft gestritten worden. So berichtet der berühmte englische Seefahrer John Franklin von seinem Aufenthalt in den Wintern 1820 und 1821 am Fort Enterprise (64 Grad 28 Min. nördl. Br. und

Digitized by Google

113 Grad 6 Min. westl. v. Gr.): „Die Fische froren fest, als sie aus dem Netz genommen wurden, sie verwandelten sich in kurzer Zeit in eine feste Eismasse und waren durch Beilhiebe leicht aufzuspalten, so daß die Eingeweide in einem Stück entfernt werden konnten. Wenn sie am Feuer auftauten, wurden sie wieder lebendig. Namentlich war es beim Karpfen der Fall, und wir haben es wiederholt gesehen, als Dr. Richardson (der Arzt der Expedition) sich mit der Untersuchung des Baues verschiedener Fischarten beschäftigte. Er war im Winter genötigt, sie stets auftauen zu lassen, bevor er sie zerschneiden konnte. Ein Karpfen wurde so weit hergestellt, daß er lebhaft umhersprang, nachdem er sechsunddreißig Stunden festgefroren gewesen war.“ Die Lufttemperatur lag in der genannten Zeit zwischen — 49,4 Grad C. als unterer und — 3,5 Grad C. als oberer Grenze. Das Einfrieren mußte demnach schnell erfolgen, was vielleicht die Erhaltung der erstarrenden Fische begünstigte. Neben dem Karpfen zeigten die Vertreter von dreiundzwanzig anderen Fischarten ein ähnliches Verhalten, und Franklin fügt hinzu, daß man auch Frösche oft festgefroren gefunden und durch Wärme wieder belebt hätte.

Mit Franklin übereinstimmend erzählt J. T. Verneur, im Norden des Staates Neuyork würden bei starkem Frost häufig Forellen und Hechte an der Angel aus dazu angelegten Eislöchern herausgezogen, und sie erstarrten dann schnell an der kalten Luft. Sie könnten mehrere Stunden, ja selbst Tage nachher von neuem belebt werden, wenn sie zum langsamen Auftauen in kaltes Wasser geworfen würden. Verneur ist jedoch der Meinung, daß die Lebensfähigkeit an das sofortige Erstarren der Fische bei großer Kälte der Luft gebunden sei. Anderenfalls werde man sich vergebens bemühen, die erfrorenen Tiere ins Leben zurückzurufen.

B. Gaspard fand zwar ebenfalls, daß bei annähernd — 7,8 Grad C. festgefrorene Frösche und Blutegel wieder auflebten, aber nur auf ganz kurze Zeit. Eine über 7,5 Grad C. hinausgehende Kälte machte das Wiederaufleben unmöglich und wirkte stets sofort tödlich. Dumeril ließ auf ähnliche Weise Frösche an kalter Luft von — 4 Grad bis — 12 Grad C. einfrieren. Ihre Innentemperatur lag zwischen — 0,9 Grad und — 1 Grad C., und sie lebten nach dem Benetzen mit Wasser wieder auf. Da jedoch die Erstarrungstemperatur für das Blut unter — 3 Grad C. liegen soll, so wäre es in diesem Falle flüssig geblieben.

Obgleich die vorstehend mitgeteilten Beobachtungen hinsichtlich der Minimaltemperatur, welche die Frösche aushalten, voneinander abweichen, so stimmen sie doch darin überein, daß die Tiere nach völliger Erstarrung, welche in der Mehrzahl der Fälle in das Innere eingedrungen sein mußte, wieder aufleben. Gegen die Glaubhaftigkeit der Gewährsmänner ist nirgends ein Zweifel ausgesprochen, und trotzdem sind ihre Angaben hin und wieder von kompetenter Seite auf das entschiedenste bestritten worden.

W. Preyer, der Franklin zitiert, hebt von seinen eigenen Versuchen hervor, daß er Frösche nach dem Einfrieren nur dann aufleben sah, wenn ihre Innentemperatur höher blieb als — 2,5 Grad C. Bei größerer Kälte gingen sie ausnahmslos zugrunde. Matteucci behauptet sogar, daß nach vielen Versuchen die Frösche zwar in kalter Luft lebend bleiben, aber schon der Aufenthalt von einer halben Stunde in eiskaltem Wasser werde ihnen tödlich. Du Bois-Reymond hält zwar eine solche Annahme für falsch, weil er wiederholt Frösche im Winter bei kalter Luft von — 8 Grad C. aushalten sah, aber das völlige Erstarren bringt ihnen auch nach seiner Ansicht den Tod. In den bekannten Untersuchungen über tierische Elektrizität vom Jahre 1849, 2. B., 2. Abt., ist der Standpunkt vertreten: Nach vorhergehendem Einfrieren im Wasser ist das Aufleben unmöglich, nach dem Erstarren an kalter Luft aber nicht. Den vielen glaubhaften Angaben vom Gegenteil gegenüber erklärte es Du Bois-Reymond jedoch wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes für wünschenswert, daß zur Entscheidung neue Versuche angestellt würden.

Da nun die Frage, ob ein Tier ohne irgend erkennbaren äußeren Anstoß, ohne Blutbewegung und ohne Atmung, die doch innerhalb des Eises auch für die Haut ausgeschlossen ist, also nach voller Einstellung jeder uns bekannten Lebenstätigkeit von

Digitized by Google

neuem aufleben kann, dem Verfasser dieses Aufsatzes ein lebhaftes Interesse abgewann, so entschloß er sich zu einer neuen Prüfung. Vor allem wurde nach der Ursache des Widerspruchs zwischen der von glaubhaften Zeugen behaupteten Tatsache und der noch häufiger bestätigten Unmöglichkeit, bei künstlichem Einfrieren die Tiere lebend zu erhalten, gesucht. Es wurde erwogen, daß nach allgemeiner Erfahrung erstarrte Tiere regelmäßig getötet werden, wenn man ihren Körper nicht langsam und vorsichtig, sondern schnell erwärmt. Der plötzliche Übergang wird ihnen beim Aufwachen verderblich, er muß ihnen vermutlich beim Erstarren ebenso gefährlich sein. Aus dieser Erwägung ergab sich die Notwendigkeit, nicht die in voller Lebhaftigkeit sich bewegenden Tiere unmittelbar größerer Kälte auszusetzen, sondern ihre Lebenstätigkeit vorher in ähnlicher Weise abzuschwächen, wie es in der Natur die zur Herbstzeit abnehmende Luftwärme veranlaßt. Tatsächlich wurde auf diesem Wege das gewünschte Resultat erzielt. Läßt man die Frösche nur einen oder zwei Tage vor dem Anfange des Versuches auf Eiswasser liegen, so gelingt es leicht und selbst im Sommer, sie auch in der Erstarrung lebensfähig zu erhalten. Die Temperatur wurde meist an den mit ihnen eingefrorenen Thermometern bestimmt. Sie konnte unmöglich bei der langen Dauer der Versuche in dem hartgefrorenen regungslosen Tierkörper eine höhere sein. Zur Eisbildung wurde anfangs die Kälte der umgebenden Luft benutzt, später wurden die in einer mit Wasser gefüllten Flasche befindlichen Frösche durch eine Kältemischung von Eis und Kochsalz abgekühlt. Die neben den Tieren beginnende Eisbildung hält die Temperatur im Inneren der Flasche lange Zeit in der Nähe des Gefrierpunktes, und erst mit dem Verschwinden des flüssigen Wassers sinkt sie tiefer. Beim ersten Versuche suchte der eingesetzte Grasfrosch, nachdem die Eisbildung bis zu seinem Körper vorgeschritten war, durch matte Bewegungen die Oberfläche des Wassers zu gewinnen, wurde aber durch ein Stäbchen zurückgehalten, so daß er sich mitten in dem nachher gebildeten Eisklumpen befand. Nachdem das Wasser der Flasche vollständig gefroren war, blieb sie bei einer Lufttemperatur von — 6 Grad bis — 7,8 Grad C. noch fünf Stunden im Freien. Dann wurde das Eis in einem mäßig warmen Zimmer langsam losgetaut. Der Frosch löste sich nach einer Stunde in Gestalt einer flach gedrückten Kugel von dem übrigen Eise ab und schwamm auf dem Wasser. Er war durch und durch hart und fest, wurde dann allmählich weicher, aber er ließ noch immer keine Spur von Bewegung erkennen. Erst ungefähr anderthalb Stunden nach dem Aufhören der Starre hob er plötzlich den Kopf empor und fing an zu atmen. Er lebte dann, anscheinend unversehrt, mehrere Wochen unverändert weiter. Grüne Teichfrösche bewiesen eine ähnliche Widerstandskraft. Ja, sie blieben bis zehn und vierzehn Stunden im Eise, während das mit ihnen eingefrorene Thermometer auf — 8 Grad und — 9 Grad C. sank, und sie erwachten unter gleicher Behandlung aus der Erstarrung. Als dagegen in einem Falle das Wasser im Halse der Flasche zu früh einfror und das Glas durch den Ausdehnungsdruck des später gebildeten Eises gesprengt wurde, war der eingeschlossene Frosch getötet, wahrscheinlich infolge innerer Verletzung durch den starken Druck.

Zwischen dem früher erwähnten eingetrockneten und aus Wassermangel bewegungslosen Frosch und dem durch Einfrieren erstarrten ist der erhebliche Unterschied zu beachten, daß beim ersteren der Blutumlauf sich fortsetzt, beim letzteren nicht. Die Erstarrung ist hier bis in das Innere eingedrungen und läßt ebensowenig irgendeine innere Bewegung erkennen, als man in dem Eise eine Atmung durch die Haut annehmen kann. So weit wir wissen, ist jede Art von Lebenstätigkeit in dem Tiere unterbrochen, aber trotzdem befinden sich die Organe seines Körpers in einem Zustande, der ihrer Zersetzung widersteht, so daß sie auf den ersten Anstoß sofort ihre gewöhnlichen Verrichtungen wieder aufnehmen. Welches dieser Anstoß ist, ein mechanischer Nervenreiz, ein Reiz durch die Oxydationswirkung eindringenden Sauerstoffs oder irgendein anderer Reiz, das entzieht sich unserer Beurteilung. Man könnte die Unterbrechung der Lebensverrichtungen bei den im Eise erstarrten Fröschen mit derjenigen der eingetrockneten

Digitized by Google

Wassertierchen oder der Rädertiere vergleichen, nur ist es fraglich, ob bei den letzteren der Stillstand ein so unbedingter ist wie bei den Fröschen.

Beiläufig sei hier eine Nebenerscheinung erwähnt, die von dem Verfasser bei allen Versuchen mit vorher eingefrorenen Fröschen bemerkt wurde. Diese sonderten dicke Klumpen einer weißen Gallerte ab, welche der die Froscheier umhüllenden Substanz gleich erschien. Solche Massen sieht man häufiger im Frühjahr in der Nähe des Wassers auf Wiesen, und sie wurden früher nach ihrem vermeintlichen Ursprung als Sternschnuppen bezeichnet. Wahrscheinlich sind es Absonderungen von Fröschen, die aus der Erstarrung aufgewacht sind.

R. Pictet hat schließlich in seiner Schrift über das Leben und die niederen Organismen (von 1893) die Möglichkeit des Auflebens aus der Erstarrung in noch ungleich weiteren Temperaturgrenzen nachgewiesen. Nach seinen Versuchen ertrugen Fische innerhalb des Eises eine Temperatur von — 15 Grad C., während sie bei — 20 Grad zugrunde gingen. Frösche ertrugen — 28 Grad, Tausendfüßer — 50 Grad und Schnecken sogar — 120 Grad. Auffallend ist es, beiläufig bemerkt, nach diesen Beobachtungen, daß die Grenzen für die verschiedenen Tiere so stark voneinander abweichen. Man sollte annehmen, daß nach eingetretener Erstarrung das weitere Zusammenziehen durch die Kälte gleichmäßig und in so geringem Maße erfolgen müßte, daß dabei eine tödliche innere Verletzung ausgeschlossen wäre. Wenn es aber doch der Fall ist, so könnte man derartige Verletzungen vielleicht einfach auf eine Ungleichheit in der Zusammenziehung verschiedener Körperteile zurückführen.

Wenn die vorstehend ausgesprochene Ansicht vom Winter- und Sommerschlaf sowie vom Ausdauern der Tiere und Pflanzen in der Erstarrung zutreffend ist, wenn die Lebenszähigkeit sich hauptsächlich auf die Erhaltung der Elementarorgane gründet, so müßte man von den einfachsten Organismen den größten Widerstand gegen ihre Zerstörung erwarten. Das scheint tatsächlich der Fall zu sein. Es ist jedenfalls mit Bestimmtheit nirgends erwiesen, daß ein warmblütiges Tier die absolute Unterbrechung aller Lebensvorgänge überdauert hätte. Schon die Annäherung an diesen Zustand wird leicht verhängnisvoll. Dagegen hat man an dem noch nicht voll entwickelten Hühnchen im Ei wiederholt beobachtet, daß es trotz tagelanger Abkühlung bis zum Erlöschen der Herztätigkeit doch weiterlebt, wenn es wieder erwärmt wird. Nur schlüpft es später aus, weil es in der Entwickelung zurückgeblieben war. Frische Hühnereier zeigen überhaupt keine Abweichung beim Ausschlüpfen, wenn sie auch zu einer ganz festen Eismasse gefroren waren, sie bleiben also beim Erstarren vollständig unversehrt.

Daß die Raupeneier in den auf Bäumen befindlichen Raupennestern leicht eine Kälte von — 25 Grad und — 30 Grad ertragen, ist allgemein bekannt und wiederholt sich in jedem strengen Winter. Im Gegensatz dazu sind viele in weiterer Entwickelung begriffene Schmetterlinge, am meisten zur Zeit der Häutung, gegen Kälte sehr empfindlich, und sie werden namentlich bei naßkalter Witterung leicht getötet. Der in der Labflüssigkeit vorkommende und als Ferment der Buttersäuregärung bekannte Bacillus subtilis verlor nach Cohns Beobachtungen bei — 87,5 Grad C. weder seine gewöhnlichen Eigenschaften noch seine Fortpflanzungsfähigkeit. Bierhefe bleibt nach Cagniard-Latour bei — 90 Grad C. und nach Schumacher sogar bei — 113 Grad C. mit den begleitenden Bazillen lebensfähig und zur Gärung geeignet. E. Jung und Pictet haben weiter festgestellt, daß Milzbrandbazillen und der auf Hühnereiweiß beobachtete Bacillus ulna bei einer Kälte von — 130 Grad C. nicht getötet werden, während die Bierhefe nach einer solchen Abkühlung kein Gärungserreger mehr war.

Auch in höherer Temperatur erweisen sich die einfacheren Organismen in ähnlicher Weise widerstandskräftiger. Ehrenberg teilte mit, daß in den heißen Quellen von Ischia, deren Temperatur zwischen + 81 Grad und + 85 Grad C. schwankt, jederzeit Rädertiere beobachtet werden könnten. Diese Tatsache wurde allerdings angezweifelt, als Hoppe-Seyler in einer eingehenden Untersuchung feststellte, daß Algen zwar heiße Dämpfe ertragen, aber im flüssigen Wasser

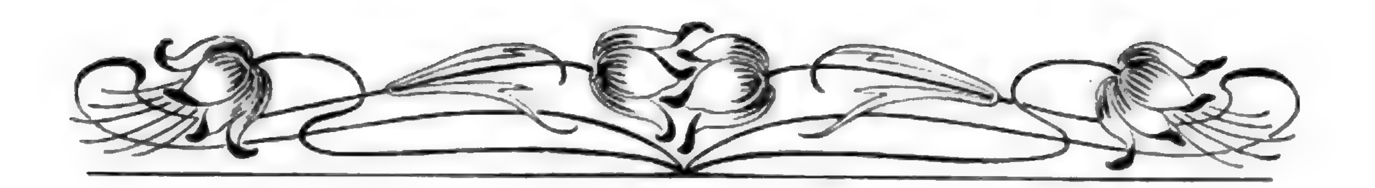
Digitized by Google

nur bis + 53 Grad aushalten. Neuere Beobachtungen ergaben jedoch, daß die Algen im Yellowstonepark in viel höherer Temperatur sich gedeihlich entwickeln, und dadurch allein schon erschien Ehrenbergs Angabe wieder glaubhaft. Es ist wiederholt bemerkt, daß der Heubazillus und der Milzbrandbazillus durch eine Hitze von mehr als 100 Grad nicht zugrunde gehen, die widerstandskräftigeren Sporen vertragen sogar + 130 Grad.

Dieser Unterschied in der Wirksamkeit der trockenen Hitze und der feuchten Hitze scheint allgemein zu sein, die Gegenwart der Feuchtigkeit schwächt den Widerstand der Lebewesen. Das wird bei den Vorschriften für die Zerstörung der Krankheitskeime, bei der Desinfektion, natürlich beachtet. So gilt schon ein kurzes Aufkochen mit Wasser für ausreichend, um Tuberkel-, Cholera-, Typhus- und Diphtheriebazillen zu vernichten, bei den widerstandsfähigeren Sporen dagegen wird ein mindestens halbstündiges Kochen vorgeschrieben. Heiße Wasserdämpfe wirken um so kräftiger, je mehr sie gesättigt sind. Besitzen sie eine Temperatur von 125 Grad, so erfolgt die Desinfektion in wenigen Minuten. Nach wiederholten Versuchen von Doyère werden Bärtierchen durch Erhitzen auf 125 Grad und Rädertiere erst bei 153 Grad C. getötet. Dementsprechend verlangt man für die Desinfektion mit trockener Luft eine längere Zeit andauernde Hitze von 150 Grad bis 160 Grad, und Crece Calvert will sie für unbedingt sichere Zerstörung der Keime sogar bis 204 Grad gesteigert wissen.

Ein ähnlicher Widerstand gegen die Umsetzung und Veränderung einer ruhenden Kraft, wie wir ihn im vorstehenden verfolgt haben, zeigt sich für die Keimkraft trocken aufbewahrter Pflanzensamen. Alle Samenkörner stehen zum großen Teil im Ertragen von bedeutendem Wechsel in der Temperatur den vorher erwähnten Mikroorganismen nahe, aber daneben besitzt der in ihnen vorhandene Embryo eine besonders große Ausdauer, so daß er trotz der immer von neuem sich wiederholenden Veränderungen in seiner Umgebung, teilweise auf eine erstaunlich lange Reihe von Jahren, vor dem Zerfallen bewahrt bleibt. Nach vielfacher Erfahrung keimt von den trocken aufbewahrten Samen verbreiteter Nutzpflanzen wie Hanf, Senf, Luzerne und Runkelrübe nach zwölf Jahren noch ein großer Prozentsatz, bis über neunzig Prozent, der Körner. Van Swieten berichtet, daß aus dem Samen der sensitiven Mimose, welchen sein Großvater achtzig Jahre vorher aus Indien bezogen hatte, Pflanzen hervorwuchsen, welche beim Berühren ihrer Blätter sich nicht im mindesten von der Empfindlichkeit der Stammpflanze unterschieden. Ebenso brachten zweihundert Jahre alte Schminkbohnen, mit Wasser erweicht und in etwas warm gehaltene Erde gelegt, voll entwickelte Bohnenpflanzen hervor. Im königlichen Garten zu Paris sah man trockene Gemüsesamen aus dem Herbarium von Tournefort keimen, obgleich sie über hundert Jahre alt waren.

Der aus den ägyptischen Königsgräbern stammende Weizen sollte nach einer Mitteilung des Grafen Sternberg auf der Stuttgarter Naturforscherversammlung vom Jahre 1834 zum Keimen und zur Fruchtbildung gebracht sein. Die Angabe hat sich weit verbreitet und soll deshalb nicht unerwähnt bleiben, sie ist aber falsch und wurde durch Sternberg selbst zurückgenommen: er war hintergangen worden. Von anderen Samen wird dagegen ihre über tausend Jahre erhaltene Keimfähigkeit glaubhaft bezeugt. Der Botaniker von Heldreich hatte auf den Arbeitsplätzen eines früheren Silberbergwerkes bei Laurion in Attika, nachdem eine vorwiegend aus Schlacken bestehende und drei Meter hohe Deckschicht weggeräumt war, eine größere Zahl einer Taubenkropfart, Silene juvenalis, gefunden, obgleich diese Pflanze heute in Attika gar nicht, wohl aber in Kleinasien wildwachsend vorkommt. Da nun zu Strabons Zeit der Betrieb der Bergwerke von Laurion bereits völlig eingestellt war, so mußten die Samen von Silene juvenalis in der Tiefe von drei Metern mehr als neunzehnhundert Jahre ihre Keimkraft bewahrt haben. Bedenkt man, daß der Embryo die Pflanze in ihrem ersten Lebensalter darstellt, so ist hier eine Fortsetzung des Pflanzenlebens nach fast zweitausendjähriger Ruhe festgestellt.



Schillers Kinder

Mit besonderer Berücksichtigung Emiliens v. Gleichen-Rußwurm geb. v. Schiller

Von

Hans Brand

(Nachdruck ist untersagt.)

Schiller notierte in seinem Kalender fürs Jahr 1804 am 11. Oktober: „Karlinchens Geburtstag; fühlte ich mich wieder besser.“ Bei solchen Anlässen pflegte der Dichter die Seinen um sich zu versammeln. Ein liebliches Familienstück mochte sich da dem Freunde bieten, der zum Mitfeiern geladen war.

In der Mitte sitzt der Vater Schiller. Jeder sieht ihn vor sich. Aber jetzt nicht so, wie ihn Danneckers Meißel dargestellt hat, „kolossal, als einen Gott, der einst auf Erden gewandelt ist“. Nein, etwa so, wie ihn seine Schwester Christophine gemalt hat, den gütigen und freundlichen Menschen Schiller. Auf seinem Schoße die ältere seiner Töchter, damals ein liebreizendes Mädchen von fünf Jahren. Ihr Geburtstag soll gefeiert werden. An jeder Seite hat der glückliche Vater einen munteren Knaben. Da steht zur Rechten sein Erstgeborener, Karl, „der Goldsohn“, ein fester Junge — derselbe, den ihm Charlotte geboren hatte, als er mit ihr 1793 zum erstenmal in der schwäbischen Heimat weilte. Von links schmiegt sich sein Söhnlein Ernst heran. Er sieht seinem Vater auffallend ähnlich. Hinter der lieblichen Gruppe Schillers Gattin, seine geliebte Lolo, voll jenes Liebreizes, der die Gestalt dieser schönen und geistvollen Frau überall umfließt, wo sie uns entgegentritt. Die glückselige Mutter hält auf dem Arm das Nesthäkchen, Emilie, erst im Juli des Jahres dem Paare geschenkt. Neben Charlotte sehen wir ihre Mutter, die unentbehrliche chère mère. Warum sollte die Frau Oberlandjägermeisterin Luise von Lengefeld heute, am festlich-frohen Tage fehlen, sie die Getreue, die so oft aus Rudolstadt herbeieilte, um in ernster Stunde der Krankheit und Gefahr bei den Ihren zu sein. Auch Charlottes schöne Schwester Karoline von Wolzogen darf nicht fehlen, hat sie doch immer an dem Wohl und Wehe der Familie Schiller den innigsten Anteil genommen. Im Hintergrund zeigen sich zwei biedere Gestalten, die alte Schaffnerin Christl und Rudolf, der sorgsame Diener. Jahrzehnte hindurch sind sie im hofrätlichen Hause an der Esplanade in Weimar unentbehrlich gewesen. Auch möchte wohl die immer hilfsbereite Kirchenrätin Grießbach, genannt „der Lorbeerkranz“, dabei sein und Voß, der Sohn des Homerübersetzers, der treueste Freund des Schillerschen Hauses. Aber wie können wir sie alle auf unser Bild malen? Mit Stolz ruht der Blick des Vaters auf den Seinen.

Nur kurze Zeit konnte sich Friedrich Schiller des Glückes freuen, das ihm in Weib und Kind so herrlich aufgegangen war, jenes Glückes, dem er im „Lied von der Glocke“ ein Denkmal für ewige Zeiten errichtet hat.

Des Dichters Plan, seine Söhne und Töchter „nach den hohen Maximen Quinctilians“ zu freien guten Menschen heranzuziehen, fand mit seinem Tod eine jähe Unterbrechung. Ein Wunsch aber ist dem besorgten Vater in Erfüllung gegangen: seine unermüdliche Arbeit sicherte den Kindern jene Unabhängigkeit des Lebens, unter deren Mangel er selbst so unendlich gelitten hatte.

Nach dem Hingang des Dichters lag die Erziehung der Kinder naturgemäß Char-

Digitized by Google

lotte ob. Mit welcher Sorgfalt die edle Frau diese ihre große Aufgabe erfaßte und erfüllte, das bezeugen vor allem ihre Briefe, die ihre Tochter Emilie veröffentlicht hat. Opfermütig und tapfer, voll keuscher Gottinnigkeit und schöner Weltoffenheit, gab sie selbst ihren Lieblingen das erhebendste Beispiel. Wie ihr Trost, so waren ihre Kinder Charlottes Stolz. Und sie hatte recht, ihrer Söhne und Töchter sich zu freuen.

Karl Schiller, der Älteste, am 14. September 1793 geboren, hatte von seinen Großvätern eine herzliche Freude an der Natur geerbt. Der Oberlandjägermeister von Lengefeld, Charlottes Vater, und der biedere Obristwachtmeister Johann Kaspar Schiller haben der Nachwelt Bücher über die Baumpflege geschenkt. Karl widmete sich mit Eifer dem Studium der Forstwissenschaft. Nach den fröhlichen Jahren, die er an den Hochschulen Heidelberg und Jena als ein lebensmutiger Studiosus und fleißiger Hörer zugebracht hatte, bildete er sich zum praktischen Forstwirt im herrlichen Thüringerwald aus, dessen Schönheit ihn fürs ganze Leben begeisterte. 1814 zog der junge rüstige Mann zum Stolz und zur Sorge seiner deutschgesinnten Mutter als Ulan nach Frankreich — ein Intermezzo, das bald beendet war. Seine Hoffnung, im Dienste Weimars eine Lebensstellung zu finden, ward zum tiefen, nie verlöschenden Schmerz der Mutter und des Sohnes zunichte. Da tat sich Karl die Heimat seines Vaters auf. König Wilhelm von Württemberg ließ ihn wissen (14. April 1817), daß er gern bereit sei, „die Verdienste eines Mannes, auf den sein Land stolz sein dürfe, in dem Sohne zu ehren". Karl Schiller rechtfertigte das Vertrauen des edlen Monarchen im vollsten Maße. Um seiner Verdienste willen — nicht nur seines Namens wegen — erhob ihn sein König in den Freiherrnstand. Sein Wirkungskreis war vor allem, außer Lorch und Altshausen, der Reichenberg bei Backwang im Neckarkreis. Seine Zeitgenossen schildern diesen Sohn des Dichters als einen echten, rechten Forstmann: er sei eine stattliche Erscheinung gewesen, aus seinen Zügen habe ein gediegener und biederer Charakter gesprochen. Er starb am 21. Juni 1857 in Stuttgart, wo neben ihm sein einziger Sohn Friedrich begraben liegt. Dieser letzte Träger des Namens Schiller hatte mit Ehren als Offizier im österreichischen Kürassierregiment Kaiser Nikolaus I. von Rußland Nr. 5 gedient. Er hinterließ bei seinem Tode (8. Mai 1877) eine Witwe, Wilhelmine Irmgard, geb. von Alberti, die in der württembergischen Hauptstadt die Erinnerungen der Familie Schiller getreulich pflegt und bewahrt.

Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm (Schillers jüngste Tochter).

Schillers zweiter Sohn, Ernst, geboren am 11. Juli 1796 zu Jena, studierte auf den Universitäten Heidelberg und Jena mit großem Eifer die Rechte. Dr. Heinrich Döring, der mit ihm auf der Hochschule viel verkehrt hatte, gibt von Ernst Schiller ein anziehendes Bild. Er rühmt an ihm die Anspruchslosigkeit und Einfachheit des Lebens und erzählt, daß sein Freund wie wenige die Gabe der Rede besessen und alle Welt durch seinen treffenden Witz und gutmütigen Humor für sich gewonnen habe. Seine äußere Erscheinung sei von einer sprechenden Ähnlichkeit mit seinem Vater gewesen. Auch Ernst Schiller konnte seinen

Digitized by Google

Wunsch, in weimarischen Landen angestellt zu werden, nicht erfüllt sehen und diente als angesehener Jurist, zuletzt als Appellationsgerichtsrat in Bonn, dem preußischen Staat, der seine Verdienste wohl zu würdigen wußte. Seine tiefe Pietät gegen den verewigten Vater veranlaßte Ernst zur Herausgabe des Briefwechsels, der einst die beiden Großen, Schiller und Goethe, vereint hatte. Ernst Schiller starb am 19. Mai 1841 in Villich bei Bonn, also fast am Todestag seines Vaters und an dem gleichen unglückseligen Leiden wie dieser. Seine überaus glückliche Ehe mit Magdalena, geb. Pfingsten, verw. von Mastiaux, war kinderlos. Mit seiner Mutter Charlotte, die am 9. Juli 1826 einem Nervenschlag erlegen war, vereint, ruht Ernst Schiller auf dem Friedhof in Bonn.

Im traulichen Forsthause Karls sowohl wie in dem Heim des Bruder Juristen am Rhein trieb oft ein munteres Mädchenpaar sein lustiges Wesen: die Schwestern Karoline und Emilie.

Die ältere der Töchter Schillers, *Karoline*, geb. am 11. Oktober 1799, widmete sich der Jugenderziehung, zu der sie eine besondere Anlage zeigte. Ihre Zeitgenossen schildern sie als eine Dame, bei der die Grundzüge des Charakters Milde und Herzensgüte gewesen sind. Mit tief religiösem Gemüt habe sie den innigsten Anteil an dem Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen, besonders der Armen und Hilfsbedürftigen, genommen. Ihrem Gatten, dem verwitweten rudolstädtischen Bergrat Junot, war Karoline eine opfermütige Gattin, ihren Stiefkindern eine liebevolle Mutter. Sie starb in Würzburg am 19. Dezember 1850 bei ihrer jüngeren Schwester, mit der sie dort die Weihnachtstage hatte verleben wollen. Karoline ruht im Friedhof der schönen Mainstadt, ihr Herz ward neben ihrem Gatten und dem Kind, das sie ihm geschenkt, aber allzubald wieder verloren hatte, in Rudolstadt beigesetzt.

Fichte hat einmal den Ausspruch getan, daß Friedrich Schillers Wesen in seine Söhne verteilt sei. Karl habe das reiche Gemüt, Ernst den Geist und das Herzliche der Phantasie des Vaters. „Die Töchter," fügt Charlotte hinzu, „haben sich auch wieder in die Gemütsgaben geteilt."

Von Schillers zweiter Tochter, *Emilie*, bezeugen alle, die sie und den Dichter gekannt, dies Kind habe von allen am meisten des Vaters Art an sich getragen.*

Emilie Henriette Luise wurde am 25. Juli 1804 in Jena geboren. Dorthin hatte sich Schiller mit seiner Gattin begeben, da diese in der bevorstehenden schweren Stunde den Freund des Hauses, Hofrat Starck, in der Nähe wissen wollte. Die Freude über das Töchterlein schien dem Vater, den schon die Schatten des nahenden Todes umfingen, neue Kraft zu bringen. Wir wissen, wie bald nach dem beglückenden Ereignis der edle Mann dem trauten Kreis der Seinen entrissen wurde. Wie sehr ihm gerade sein Jüngstes ans Herz gewachsen war, zeigte sich noch kurz vor dem Hingang des Dichters. Ein Augenzeuge erzählt, Schiller habe seine Kinder an das Bett rufen lassen. „Als Charlotte das jüngste Töchterlein brachte, faßte er es an der

Adelbert Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Emiliens Gatte (Schillers Schwiegersohn).

* Die beigefügten Bilder sind Reproduktionen von Photographien, die Schillers Tochter Emilie einer Freundin des Verfassers, Frau Gutsbesitzer Schmidt in Höllrich, geschenkt hat.

Digitized by Google

Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und winkte, daß man das Kind hinwegbringen möchte."

Von treuem Mutterauge gehütet, wuchs Emilie in der freundlichen Musenstadt an der Ilm zu einem blühend schönen Mädchen heran. Nach den Briefen ihrer Mutter war sie ein heiteres und freundliches Wesen. Charlotte schreibt unter anderem: „Ich freue mich des Umgangs mit Emilie sehr. Es geht mir, wie Wallenstein zu Max sagt: ‚Denn er steht neben mir wie meine Jugend.'"

Mit einem lebendigen Sinn für alles Gute und Schöne verband Emilie schon als Mädchen einen sicheren Blick für die Wirklichkeit. Nach dem Tode ihrer Mutter fand sie in ihrer Tante Karoline von Wolzogen eine treue Beraterin. In Berlin, wo sie mehrere Jahre weilte, ward ihr im Hause des Gelehrten und Staatsmannes Wilhelm von Humboldt und seiner ihm an Genialität ebenbürtigen Gemahlin Karoline ein liebevolles Heim. Ein Leben voll regster Geistestätigkeit und idealsten Gehaltes tat sich hier der talentvollen Tochter Schillers auf. Wo sie immer weilte, schlugen ihr die Herzen aller entgegen. Der Aufenthalt in Preußens Hauptstadt sollte für Emilie aber noch von ganz besonderer Bedeutung werden. In jener Zeit wurde der Bund geschlossen, der Emilie mit Adelbert Freiherrn von Gleichen-Rußwurm so innig verknüpfte, und der in dem Dorfkirchlein von Etzelbach bei Jena am 29. Juli 1828 seine Weihe fand. Von nun an sollte das Schloß Greifenstein ob Bonnland, im damaligen bayerischen Untermainkreis, die Wohn- und Wirkungsstätte Emiliens werden.* Mit Freuden siedelte die junge Frau mit ihrem hochgesinnten Gemahl von Weimar in den weltentlegenen Edelhof über. Und in der Tat konnte sie nicht leicht eine neue Heimat finden, die ihrem reichen Sinn für landschaftliche Schönheit und poesievolle Ruhe mehr entsprach.

Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Emiliens Sohn (Schillers Enkel).

Schloß Greifenstein liegt, ein alter prunkloser Bau, am Fuße eines jener sanftgewölbten Hügel, die den Charakter Unterfrankens ausmachen. Die Buchenforste, der Stolz und der Schmuck dieses Landes, ziehen sich bis an den Park heran. Wie mochte der Aufenthalt in den grünen Hallen Emilie an jene Zeit erinnern, da sie als Mädchen mit ihrer Schwester Karoline und dem Bruder Oberförster in den Wäldern Württembergs fröhlich umhergestreift war. — In der Ferne erheben sich die blauen Berge der Rhön, von der schöngeformten Dreistelzpyramide bei dem Bad Brückenau bis zu dem ins flache Land abfallenden Kreuzberg. Im Westen steigen die burggekrönten Gipfel des Kiliansteines und des Reußenberges empor, deren Waldhänge sich wie Theaterkulissen hintereinander schieben. Einem Märchenschlosse gleich ragt über den Wäldern im Südwesten das Mauerwerk der ungeheuren Homburg empor.

Es ist eine Gegend, reich an geschichtlichen Erinnerungen und landschaftlichen Reizen. Der Meister der Wanderkunst, Viktor von Scheffel, hat mit offenem Auge die intimen Schönheiten dieser Gefilde und Wälder erschaut und konnte nicht Worte genug finden, sie einem Freunde des Verfassers dieser

* Bonnland liegt etwa zehn Kilometer nördlich von Eußenheim, einer Station der Eisenbahnlinie Schweinfurt-Gemünden a. M.

Digitized by Google

Skizze zu preisen. Das Schloß Greifenstein selbst ist so ein rechter fränkischer Edelsitz. Außen nicht besonders imponierend, architektonisch uninteressant, innen aber urbehaglich und heimelig. Der Bau zeigt große graue Wandflächen, an den Ecken dicke, niedere Rundtürme mit schwarzen Kappen darauf. Zumal wenn die schimmernde Pracht des jungen Frühlings ihn umspinnt, bietet er einen zauberhaften Anblick. In den Beeten auf den Terrassen duften die Violen, und an allen Ecken blüht der Flieder. Die jungen frischen Triebe des Weinstocks kriechen an den grauen Wänden empor, und Rosenranken und sprossende Zweige der Kastanienbäume und Linden dringen zu den geöffneten Fenstern hinein in die Gemächer. Drinnen im Remter, in der Bücherei, den Kemenaten und Gängen hat sich die behagliche Kunst der Vergangenheit eingenistet, und der feine Geschmack seiner jetzigen Bewohner, des Freiherrn Alexander Schiller von Gleichen-Rußwurm und seiner Gemahlin, unterläßt nichts, die reichen Schätze zu ergänzen. Die originellste Zierde der Innenräume sind die Gemälde von der Meisterhand des Freiherrn Ludwig von Gleichen, des Vaters des derzeitigen Besitzers, und die Bilder, die der Pinsel der talentvollen jetzigen Schloßherrin geschaffen hat. Am interessantesten ist jener Raum, der die wertvollen Erinnerungen an Schiller birgt. Der literarische Nachlaß des großen Dichters ist im Jahre 1889 nach Weimar gekommen, um dort eine Zierde des Goethe- und Schillerarchivs zu bilden; immerhin birgt Greifenstein noch viele Schätze. Was der fränkische Edelsitz an wertvollen Bildern und anderen Gegenständen der Erinnerung enthält, das schildert der Urenkel des großen Dichters in dem stimmungsvollen Aufsatz „Das Schillermuseum zu Schloß Greifenstein" im Marbacher Schillerbuch (Stuttgart, Cotta, 1905). Wem es, wie dem Verfasser dieser Skizze, vergönnt war, in diesem Raume zu weilen, der wird nicht ohne Rührung von ihm scheiden. Die Gestalten des Dichters und seiner „Lolo", seiner Kinder und treuer Freunde und Freundinnen Schillers haben es ihm angetan, und mit Goethe mag er sagen:

> Ihr bringt mit euch die
> Bilder froher Tage,
> Und manche liebe Schatten
> steigen auf.

Elisabetha Sophia Clara von Gleichen-Rußwurm,
Ludwigs Gattin
(Schillers Großschwiegertochter).

Zu den Füßen des Schlosses träumt unter riesigen Bäumen ein kleiner See. Im grünen Wiesengrund breitet sich das Pfarrdorf Bonnland aus, ein sauberer, schmucker Ort. Mitten darin steht das uralte Kirchlein, an seinen Mauern ranken Rosenzweige und Efeuarme empor. Sie schlingen sich ins Innere und schmiegen sich um die grauen Denkmäler, unter denen tapfere Ritter und edle Frauen schlafen.

Greifenstein wurde die Stätte der wirkungsvollen Tätigkeit Emilie von Gleichens. Hier widmete sich die hochgesinnte Frau bis zu ihrem Tode der doppelten Lebensaufgabe, die sie sich gestellt: als opfermütige Gattin und Mutter ihre Pflicht zu erfüllen und nach dem Maß ihrer Kraft das Erbe ihres großen Vaters zu sammeln, zu ergänzen und es der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Was sie sich vorgenommen, führte sie durch; sie war eine Schiller.

Viel Freude, aber auch viel Leid erfuhr Emilie als Frau und Herrin auf Greifenstein. Das größte Glück herrschte im Schloß, als im Jahre 1836 ein Sohn geboren wurde.

Digitized by Google

Es war der schon genannte, später als Landschaftsmaler berühmte Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm († 1901). Durch eine herzliche, heitere Freundschaft mit dem unvergeßlichen Karl Alexander von Sachsen verbunden, fand er gleich seinem großen Ahnen in Weimar sein Heim und eine dankbare Stätte für sein künstlerisches Schaffen.

Zu den schwersten Tagen ihres Lebens zählte Schillers Tochter den 20. Dezember 1865, an welchem ihre junge Schwiegertochter Elisabetha Sophia Clara, Ludwigs Gemahlin, starb, nachdem sie einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Damals schrieb Emilie an eine Freundin unseres Hauses in einem Brief, der vor mir liegt: „Meine gute Anna! Du hast herzlichen Anteil an dem tiefschmerzlichen Verlust, welchen wir erlitten, genommen. Dies wußte ich, und Deine Worte haben es mir nur bestätigt ... Wir haben eine schwere, entsetzlich schwere Zeit durchlebt, und oft kann man's nicht glauben, daß es so gekommen. Mein armer Sohn, mein tiefgebeugter Mann lassen Dich und Deine Eltern schön grüßen. Gott schütze Euch alle!" Aber schon hat die Liebe und Treue der tapferen Frau neue Aufgaben gestellt. In demselben Brief meint sie voller Freude: „Unser Herzenskind, Alexander genannt, gedeiht zu unserem Trost vortrefflich." Diesem Sohn (geb. 6. Nov. 1865) ihrer teuren und unvergeßlichen Schwiegertochter Elisabetha galt nun ihr Sinnen und Sorgen bis zu ihrem Tode.

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm im Alter von 3 bis 4 Jahren (Schillers Urenkel).

Der Enkel Emiliens ist der zurzeit in München lebende Freiherr Alexander Schiller von Gleichen-Rußwurm. Mit einer Freiin von Thienen-Adlerflycht seit neun Jahren vermählt, pflegt er, wie es sein Vater und seine Großmutter getan, in zartester Pietät alle Erinnerungen an seinen Urgroßvater. Alexander von Gleichen ist nicht bloß ein Kenner alles Schönen, sondern hat sich selbst in vielen Veröffentlichungen als ein feinsinniger Essayist erwiesen („Vom Einfluß der Frauen", „Blaue Blätter"). Auch als Roman- und Novellenschriftsteller ist er mehrfach erfolgreich hervorgetreten, zuerst wohl in diesen „Monatsheften", die im August und September 1901 die italienische Renaissancenovelle „Die Brüderschaft" von ihm veröffentlichen durften. In seinem jüngst erschienenen Werk „Keine Zeit und andere Betrachtungen" (Stuttgart und Berlin, 1904, bei J. G. Cottas Nachfolger) redet Alexander von Gleichen in künstlerisch vollendeter Form jener vita contemplativa begeistert das Wort, die mit ihm auch andere reife Geister in unserem rasch dahinbrausenden Leben wehmutsvoll vermissen.

Seine Großmutter Emilie gestaltete Schloß Greifenstein auf Jahrzehnte zum Mittelpunkt der Schillerforschung. Sie selbst hat sich durch die Herausgabe wichtiger Dokumente und zahlreicher Briefe aus der großen Zeit ihres Vaters unvergängliche Verdienste erworben. Auf dem fränkischen Edelsitz arbeitete die geistvolle Frau an ihrem vortrefflichen Buche „Schiller und Lotte" (Stuttgart 1856). Gemeinschaftlich mit Alfred von Wolzogen gab sie das Werk heraus: „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen" (Stuttgart 1859). Mit dem bekannten Schillerforscher Professor Ludwig Urlichs in Würzburg entwarf sie in dem dreibändigen Werk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" ein unvergängliches Lebensbild ihrer Mutter. Alle ihre Werke sind Zeugnisse der tiefen Pietät, die sie gegen

Digitized by Google

ihren Vater hegte, und Beweise ihrer hohen schriftstellerischen Fähigkeiten.

Jene Zeit, da Schloß Greifenstein die Stätte der Wirksamkeit Emiliens war, lebt heute noch in vieler Gedächtnis. Die schon erwähnte Freundin des Hauses, die Emilie jahrelang als Hausgenossin zur Seite stand, gibt von der Tochter Schillers ein überaus gewinnendes Charakterbild. Danach war Emilie von Gleichen in vielem ihrer Mutter Charlotte ähnlich. Wie bei dieser, so bildete bei Emilie den Grundsatz der Gesinnung eine einfache Frömmigkeit, gepaart mit jener echten Toleranz, die in jedem Menschen das Edle sucht und das Gute findet. Ihre Herzensgüte kannte keine Grenzen. Einer kranken Magd widmete sie dieselbe rührende Pflege wie ihren Angehörigen. Ihre scharfe Urteilskraft, in reicher Erfahrung gewonnen, machte die Freifrau zum Mittelpunkt des Familienkreises und der Gemeinde. Ihr trug der Sohn seine Pläne vor, das arme Tagelöhnerweib ihre Sorgen. Niemand war ihr zu gering, nichts zu unbedeutend. Ihre Gewissenhaftigkeit ist sprichwörtlich geworden. Schon bildet sich ein Anekdotenkreis um die „alte gnädige Frau“ — der beste Beweis, daß die Erinnerung an sie unvergänglich sein wird. Ihr geistvoller Humor, die im Hause Lengefeld erbliche „coquetterie d'esprit“ hat manches Bonmot geprägt. Ihre äußere Erscheinung erhöhte den Eindruck ihrer Persönlichkeit. Genug, als eine Edelfrau im wahrsten Sinne des Wortes, so lebt Emilie von Gleichen im dem Gedächtnis aller fort.

Schloß Greifenstein sollte, wie es der Ort ihrer segensreichen Tätigkeit gewesen war, die Stätte ihres Heimganges werden. Wehmütige Klagen über ihr Leiden — ihren „Schillerhusten“, wie sie sagte — ziehen sich seit dem Anfang der sechziger Jahre durch ihre Briefe. Immer wieder hofft sie zwar zu genesen. „Wie freu' ich mich so herzlich,“ schreibt sie 1864 aus dem Bad Brückenau an die Freundin unseres Hauses, „endlich einmal gekräftigt nach meinem lieben Greifenstein zurückkehren zu können.“ Sie vermochte die heimtückische Krankheit nicht mehr aus dem Felde zu schlagen; am 25. November 1872 erlag sie ihrem Leiden.

Neben ihrer Schwiegertochter Elisabetha ruht Emilie von Gleichen seitdem in der Familiengruft auf dem Friedhof zu Bonnland. Im Juli 1887 folgte ihr der hochgesinnte Gatte in den Tod; im gleichen Monat des Jahres 1901 wurde ihr Sohn Ludwig an ihrer Seite beigesetzt.

An der westlichen Mauer des wundersam schön gelegenen Gottesackers von Bonnland erhebt sich über der Gruft ein einfaches Grabdenkmal, das auf marmornen Tafeln den Namen Emiliens von Gleichen und ihrer heimgegangenen Lieben trägt. Eine Fülle dunkler Efeuranken wallt vom Steine hernieder über den Eingang zur düsteren Pforte. Rings aber blühen die Frühlingsblumen.

Rückansicht von Schloß Greifenstein.
(Nach einer Photographie von Jean Dietz in Karlstadt a. M.)

Digitized by Google

Die Kinder

Eine Erzählung

von

M. Krestowskaja

Aus dem Russischen übersetzt von Hermann Röhl

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war ein warmer Juliabend. In dem Landhause, das die Familie Arjejew zur Sommerfrische benutzte, hatten sich die Nachbarn versammelt, um Wint* zu spielen, und auf der einen Seite der offenen Terrasse, von welcher Stufen in den Garten hinabführten, war ein kleines, grünes Tischchen mit zwei Kerzen für die Wintspieler aufgestellt, auf der anderen Seite saßen die Damen am Teetisch. Aber es traf sich, daß nur zwei ältere Damen Tee tranken: Frau Maria Nikolajewna Arjejewa selbst und ihre Freundin Ewgenia Pawlowna Iljenko, deren Mann gleichfalls an dem kleinen Tischchen Wint spielte; das junge Volk hatte sich zerstreut, um am Seeufer zu promenieren.

Der Abend war so still und warm, daß die Flamme der Kerzen, die mit Glasglocken bedeckt waren, fast gar nicht schwankte; nur kleine Nachtschmetterlinge und Motten kreisten um sie herum, verbrannten sich und fielen auf das weiße Tischtuch, wo sie hilflos mit ihren versengten Flügelchen zappelten. Das Licht fiel von der Terrasse in gleichmäßigen, schrägen Streifen in den Garten und ließ dort auf dem dunklen, gleichsam in Schlaf versunkenen Laube der Büsche wunderlich gezackte, helle Flecke entstehen. Aber weiter weg, hinter dem Gartengitter, schien vollständige Finsternis zu herrschen; nur ab und zu erschollen von dort, bald hier bald da, die hellen Stimmen der jungen Leute, und plötzlich drangen bei einem leichten Windstoße vom anderen Ufer die Töne einer fernen Musik herüber.

Die Damen saßen am Teetisch mit einer Arbeit in den Händen und unterhielten sich in jenem gedämpften, aber lebhaften Tone, in welchem Frauen miteinander über Gegenstände reden, die sie interessieren. Und der Gegenstand war sehr interessant. Jenny, die älteste Tochter von Frau Ewgenia Pawlowna, stand im Begriffe, sich mit einem jungen Offizier aus dem Generalstabe zu verheiraten, und die Freundinnen sprachen von dem Bräutigam, von der Braut, von der Aussteuer und überhaupt von allerlei hieran sich knüpfenden Plänen und Kombinationen, die ja immer, selbst wenn es sich um Fremde handelt, Frauen in eine gelinde Erregung versetzen und sie interessieren.

Ewgenia Pawlowna war mit dieser Partie sehr zufrieden; der Bräutigam war ein verständiger, wohlbefähigter Mensch, und wenn er auch kein Vermögen besaß, so kam er doch dafür in seiner dienstlichen Laufbahn vorzüglich vorwärts und erweckte glänzende Hoffnungen.

Ewgenia Pawlowna hatte überhaupt eine kleine Leidenschaft für das Ehestiften und war sehr froh, daß ihre Töchter endlich jenes schöne Lebensalter erreicht hatten, wo sie ihre sorglichen Bemühungen für sie nach dieser Richtung hin betätigen konnte.

Maria Nikolajewnas Kinder aber waren noch klein, das älteste von ihnen war erst zehn Jahr alt, und somit hatte sie vorläufig

* D. i. „Schraube", ein Kartenspiel.

Digitized by Google

niemanden zu verheiraten; indes empfand sie durchaus eine verständnisvolle Teilnahme für ihre Freundin.

Allerdings hatte sie außerdem noch eine junge Schwester, namens Sina, eine vater- und mutterlose Waise, die von ihrer Kindheit an bei ihr gewohnt hatte; aber Maria Nikolajewna betrachtete sie nicht sowohl als Schwester, sondern als Tochter und fand, daß es auch für Sina noch zu früh sei, an dergleichen zu denken.

„C'est le premier pas qui coûte!“ sagte Ewgenia Pawlowna lächelnd. „Hauptsächlich ist es schwer, den Anfang zu machen; aber jetzt werde ich schnell auch Wjera unter die Haube bringen. Und dann werde ich Alexis verheiraten!“ fügte sie auf einmal mit besonders schelmischer Miene hinzu und sah dabei Maria Nikolajewna schräg von der Seite an; aber Maria Nikolajewna mußte unwillkürlich darüber lachen. Alexis war erst achtzehn Jahr alt; er hatte erst vor kurzem das Gymnasium durchgemacht und eben erst den blauen Studentenkragen angelegt; aber es ließ Ewgenia Pawlowna keine Ruhe, zusammen mit den Töchtern auch ihn schon zu verheiraten.

„Immerhin, immerhin, lachen Sie nur!“ sagte listig Ewgenia Pawlowna, die recht wohl merkte, worüber ihre Freundin lachte, sich dadurch aber nicht im geringsten in Verlegenheit setzen ließ. „Aber ich habe ihm auch schon eine Braut ausgesucht! Es wird ein ganz reizendes Pärchen werden! Je mehr ich sie beide ansehe, um so mehr komme ich zu der Überzeugung, daß sie entschieden füreinander geschaffen sind.“

„Wer ist es denn?“ fragte Maria Nikolajewna in neckisch-zweifelndem Tone. Sie hatte wirklich keine Ahnung, auf wen die Wahl ihrer Freundin gefallen sein konnte.

„Nun, Ihre Sina!“ erwiderte Ewgenia Pawlowna triumphierend und weidete sich an der Wirkung ihrer Worte.

„Mein Gott!“ rief Maria Nikolajewna lachend. „Aber sie sind ja noch Kinder!“

„Das macht nichts,“ sagte Ewgenia Pawlowna hartnäckig und zuversichtlich. „Sie werden heranwachsen! Ich sage ja auch nicht, daß wir sie sofort miteinander verheiraten sollen; wir können zwei, drei Jahre damit warten; aber nun denken Sie sich nur einmal, was es für ein prächtiges Paar sein wird!“

„Ein schönes Paar, wo die Frau nur etwa anderthalb Jahr jünger ist als der Mann!“

„Nun, was tut das? Das hat absolut nichts zu bedeuten. Ja, wenn Sina nicht sechzehn, sondern sechsundzwanzig alt wäre und Alexis achtundzwanzig, dann würde das wirklich nicht zusammenpassen; denn sie als Frau wird nach ein zehn, zwölf Jahren, von da an gerechnet, zu altern anfangen, während er als Mann dann tatsächlich ein noch ganz junger Mensch sein wird. Das wäre wirklich gefährlich und unerfreulich. Wenn wir sie nun aber miteinander zu einer Zeit verheiraten, wo Sina achtzehn und Alexis zwanzig ist, so wird das ganz genau zur rechten Zeit sein. Sie werden gleichzeitig jung sein, gleichzeitig zu altern anfangen, und die beiden Leben werden völlig in eins zusammenfließen. Und dazu kommt, daß dann zur Zeit der Eheschließung ein jeder von ihnen zwanzig Jahre Jugend vor sich hat! Nein, meiner Ansicht nach ist dies durchaus normal, und Sie werden sehen, wie vortrefflich sie miteinander leben werden!“ rief Ewgenia Pawlowna, die sich schon im voraus das künftige Glück der Kinder ausmalte, sich im voraus über sie freute und gerührt wurde. Der Sohn war tatsächlich ihr Liebling, und ihn wünschte sie ganz besonders gut und glücklich unterzubringen. Aber die mehr skeptisch veranlagte Maria Nikolajewna verstand es nicht, sich die Zukunftsträumereien der Freundin so auf einmal zu eigen zu machen; sie maß ihnen keine ernste Bedeutung bei, sondern lachte nur und schüttelte den Kopf über die kühnen und eilfertigen Phantasiegebilde der anderen.

Unterdessen hatte sich die Jugend, ohne zu ahnen, in welcher Weise auf der Terrasse über ihr Schicksal entschieden wurde, gruppenweis an dem ganzen halbkreisförmigen Ufer zerstreut. Ein junger Deutscher, Stegel, gleichfalls ein Nachbar der Familie Arjejew, kam auf den Gedanken, bei Laternenlicht Krebse zu fangen, und dieser Einfall gefiel allen außerordentlich. Sogleich wurden Netze, Stöcke und Laternen geholt; man verteilte sich in kleine Parteien und

Digitized by Google

begab sich auf die Suche. Unter leisem Gespräch und Gelächter, das sie nicht zurückzuhalten vermochten, obwohl sie sich bemühten, es zu ersticken, um die Krebse nicht zu verscheuchen, gingen sie vorsichtig von einer Stelle zur anderen und beleuchteten eifrig mit ihren an langen Stöcken schaukelnden Laternen jeden Stein und jedes Grasbüschel im Wasser, und ihre beweglichen Lichtchen liefen wie hellschimmernde Sternchen am ganzen Ufer umher.

Die kleine Manja, die älteste Tochter der Arjejews, hatte sich auch von der Mutter die Erlaubnis erbettelt, „bei den Großen" sein zu dürfen, und verscheuchte nun bloß durch ihr geräuschvolles Entzücken und ihre Ungeduld alle Krebse; so störte sie bald die eine, bald die andere Partei und wurde von ihnen weggewiesen.

„Da, da!" flüsterte Alexis auf einmal erfreut.

Er hatte zwei gewaltige Krebse erblickt, die sich unter einem großen, grauen Steine verbargen, der mit schlüpfrigem, grünem Wassermoos bedeckt war.

Er betrieb den Krebsfang mit Sina zusammen; absichtlich und unauffällig hatte er sich bemüht, mit ihr von den übrigen fern zu bleiben, um mit ihr allein zu sein.

Ewgenia Pawlowna hatte es mit dem feinfühligen Instinkt einer Frau und Mutter erraten, daß in ihrem lieben Sohne eine Liebe zu diesem Mädchen heranwuchs, dessen Anwesenheit, so nahe bei ihm, in diesem anmutigen, versteckten Erdenwinkel, jetzt sein ganzes Herz mit Wonne und Glück erfüllte.

„Wo, wo?" fragte Sina aufgeregt und gleichfalls flüsternd. „Ach, ich sehe sie, ich sehe sie! Ach, Alexis, lieber Alexis, fangen Sie sie, fangen Sie sie recht schnell, sonst entwischen sie!"

Und niederkniend, bog sie sich in ihrer Erregung weit über das Wasser vor, um zu beobachten, wie er sie fangen würde; aber ehe sie noch Zeit gehabt hatte, dies zu sehen, hatte Alexis mit einer geschickten, schnellen Bewegung das Netz hinabgesenkt und mit ihm sozusagen Wasser geschöpft; in derselben Sekunde hatte er es auch schon wieder herausgezogen und hielt es nun mit dem frohen Gefühl eines Siegers Sina hin.

„Das war flink!" rief sie leise, da sie sich ohne rechten Grund immer noch scheute laut zu sprechen. „Zeigen Sie sie her, Alexis, zeigen Sie sie her! Ach ja, ja, was für große, rie—sige Tiere! Sehen Sie nur, sehen Sie nur, wie sie krabbeln!"

Sie lagen immer noch auf den Knien, etwa einen Arschin (= 0,71 m) weit voneinander entfernt, und das Licht der Laterne fiel jetzt gerade auf des Mädchens frisches, lächelndes Gesichtchen, das sich ganz nahe auf das Netz hinabbeugte, und auf das helle Kleid, das mitten in dem dunklen Grase und Gebüsche ganz weiß erschien.

Auch Alexis war in Betrachtungen versunken; aber er betrachtete nicht die Krebse, sondern Sina selbst, ihr liebes Gesichtchen, das so nahe vor ihm schimmerte, daß er sogar ihren Atem hörte und einzelne Fäden ihrer feinen, sich schlängelnden Haare seine Stirn leicht streiften und kitzelten.

Und es wurde in ihm ein gewaltiges Verlangen wach, dieses Köpfchen zu fassen und gerade auf die frischen, roten Lippen zu küssen und dann auf die Augen und auf die zartflaumigen Bäckchen und auf die Stirn und auf das Hälschen; aber er fürchtete sich, dies auszuführen oder auch nur einen Versuch zu machen, und erschrak im Herzen über diese seine Kühnheit, mit der er es in Gedanken schon tat; um der Versuchung zu entgehen, bemühte er sich, sie lieber gar nicht anzusehen, und rückte sogar ein wenig von ihr ab; aber einen Augenblick darauf betrachtete er von neuem, fast gegen seinen eigenen Willen, wieder sie und ihr weißes Hälschen, und während sie mit kindlicher Freude die gefangenen Krebse besah, schwelgte er in Entzücken über sie.

„Das ist ja eine wahre Pracht!" sagte sie. Sie betrachtete die im Netze krabbelnden Krebse mit solcher Neugier, als ob sie dergleichen noch nie vorher gesehen hätte. „Eine wahre Pracht! Lieber Alexis, geben Sie sie mir in die Hände! Ach, wie kalt! Probieren Sie mal!"

Sie faßte einen von ihnen mit ihren weichen Fingerchen am Rumpfe und hielt ihn zuerst an ihre, dann an Alexis' Backe, als wollte sie ihn recht handgreiflich veranlassen, sich davon zu überzeugen, wie kalt sie wären.

Digitized by Google

Boucher: Psyche von Amor verlassen. (Königl. Palais, Berlin.)

Zu Becker: Bilderteppiche. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

„Haben Sie Krebse gern?“ fragte Alexis sie und überlegte dabei beklommenen Herzens nicht, ob sie die Krebse, sondern ob sie wohl ihn gern habe.

„Ja, furchtbar gern habe ich sie!“ rief Sina vergnügt. „Wissen Sie, anfangs habe ich mich immer vor ihnen gefürchtet, ich weiß nicht, warum; aber jetzt habe ich sie furchtbar gern. Jetzt esse ich sogar das Mittelstück in ihnen; aber früher konnte ich es nicht essen, es war mir zuwider. Haben Sie sie auch gern?“ fragte sie; aber in seinen verliebten Augen las sie plötzlich eine solche Liebe — jedoch nicht zu den Krebsen, nach denen sie gefragt hatte, sondern zu ihrer eigenen Person —, daß ihr das Herz schreckhaft und freudig zu pochen begann und sie sich, ganz von heller Glut übergossen, eilig von ihm abwandte.

„Furchtbar gern!“ sagte Alexis in aufgeregtem Flüstertone. „Furchtbar!“ wiederholte er leise.

„Nun, suchen Sie weiter!“ sagte sie, als wäre sie ärgerlich, und ohne ihn anzusehen. Sie nahm ihm die Laterne aus den Händen, bog sich wieder über das Wasser und beleuchtete es mit einem Lichtstreifen, der auf dem Boden des Sees alle Hölzchen und den ganzen Sand sichtbar machte. Sie fühlte, obgleich sie nicht nach ihm hinblickte, daß er nicht das Wasser, sondern sie ansah und nicht an die Krebse, sondern an sie selbst dachte, und daß er sie nicht nur ansah und an sie dachte, sondern von ihr entzückt war, weil ... weil ... weil er sich in sie verliebt hatte ... Und es ergriff sie auf einmal eine solche Freude und Furcht vor etwas zu gleicher Zeit! Ringsum aber war es so dunkel, und niemand außer ihnen war da, und sie wußte, daß er jetzt, wenn er wollte, imstande wäre, alles zu sagen und zu tun und sogar ... sogar sie zu küssen! Sie hatte zwar schreckliche Lust zu sehen, was er jetzt für ein Gesicht machte, aber sie fürchtete sich, sich zu bewegen, sie fürchtete sich, sich umzusehen, sie fürchtete sich sogar, ihren zum Wasser herabgesunkenen Zopf in Ordnung zu bringen, und war mit einer Art von süßem und zugleich drückendem Gefühl bange vor dieser Dunkelheit und davor, daß sie ganz allein war, und davor, daß er sie sogleich küssen werde.

„Nun, warum fangen Sie nicht weiter Krebse?“ fragte sie geflissentlich in möglichst lautem und gleichgültigem Tone, lediglich in der Absicht, in ihm und sich die Überzeugung zu wecken, daß sie nichts Derartiges denke und sich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Aber er rückte auf einmal näher an sie heran und sagte mit seltsam zitternder, dumpfer Stimme, die gar nicht wie seine eigene klang: „Sina ...“

„Suchen Sie doch, suchen Sie doch!“ begann sie erschreckt und beugte sich, als wenn sie sich vor etwas retten wollte, noch näher zum Wasser, wiewohl sie darin nichts mehr sah, weder Steine noch Krebse.

„Sina,“ wiederholte er leise und rückte wieder noch näher an sie heran, „aber Sie ... Sie ... lieben ... mich nicht?“

Da! Da! Nun ist es da! dachte sie mit Schreck und Wonne zugleich.

Und da sie sich sagte, daß er sie jetzt sofort küssen werde, wollte sie von ihm wegrücken; aber ihr Herz schlug so stark, daß sie weder fühlte noch sah, wohin sie sich bewegte. Mechanisch gab sie dem Lichte der Laterne irgendeine Richtung und schob sich von Alexis weg immer näher an das Wasser heran, indem sie in Furcht und Verwirrung etwas Schreckliches und zu gleicher Zeit Schönes erwartete.

„Sina,“ wiederholte er beharrlich, „lieben Sie mich auch?“

„Suchen Sie doch, suchen Sie doch!“ sagte sie, da sie selbst nicht wußte, was sie ihm erwidern sollte.

Aber er bog sich auf einmal ganz nahe zu ihr, umarmte sie plötzlich und küßte, ehe er selbst sich dessen versah, sie genau so, wie er sich das in seiner Schwärmerei gedacht hatte, gerade auf die Lippen, berauscht von der Seligkeit dieses Kusses und gleichzeitig unwillkürlich erschrocken über seine Kühnheit.

Aber die Kühnheit war nun bereits begangen; er wurde sich bewußt, daß es nicht mehr möglich sei, sie wieder gutzumachen, und fuhr zu seiner eigenen Verwunderung fort, in schweigendem Entzücken ihr erschrockenes Gesichtchen und ihre sich schwach gegen ihn wehrenden Hände zu küssen.

Sie bemühte sich, von seiner Umarmung und seinen Küssen loszukommen; ängstlich

Digitized by Google

und flehentlich flüsterte sie ein paar unzusammenhängende Worte des Sinnes, daß er sie loslassen solle, und daß sie gesehen würden, und daß das von ihm schändlich und garstig sei. Aber er hörte nicht und ließ sie nicht los; endlich machte sie sich mit einer entschlossenen Bewegung gewaltsam von ihm frei und sprang schnell von den Knien auf.

„Herrgott!“ sagte sie, während sie ihr Kleid in Ordnung brachte, beinahe unter Tränen. „Ist das nicht schändlich? ... Nun hatten wir doch die beiden Krebse gefangen ... und nun auf einmal ... solche Dummheiten!“

„Wieso Dummheiten?“ sagte er empfindlich; er konnte von seinen Küssen immer noch nicht recht zur Besinnung kommen. „Warum denn Dummheiten?“

„Nun, wie steht's? Haben Sie welche gefunden?“ erscholl plötzlich die Stimme des jungen Stegel irgendwo ganz in ihrer Nähe.

Stegel hatte mit seiner Schwester, einer hübschen, blondhaarigen Deutschen, und mit Ewgenia Pawlownas jüngerer Tochter zusammen Krebse gefangen, und ihre Laternen schimmerten auf einmal in der Dunkelheit nur einige Arschin von Sina und Alexis entfernt auf.

„Da haben Sie es!“ flüsterte Sina voller Schrecken.

„Die haben nichts gesehen!“ erwiderte Alexis. Er war gleichfalls in tiefster Seele erschrocken, zeigte aber eine tapfere Miene, um Sina zu ermutigen. Dann rief er laut mit kräftiger, freudiger Stimme, in der unwillkürlich sein Glück und seine Liebe durchklangen: „Ja, wir haben welche gefunden!“

„Viel?“

„Ja, viel!“

„Wieviel denn?“

„Wieviel?“ fragte Alexis leise und lachte, als er in sein Netz blickte, in welchem die beiden Krebse krabbelten.

„Zwei!“ erwiderte Sina halblaut in Verzweiflung. Sie war erschrocken darüber, daß es so wenige waren, und daß nun alle vielleicht sogleich erraten würden, daß sie nicht Krebse gefangen, sondern sich geküßt hatten.

„Wir haben sieben!“ schrie triumphierend Wjera, ohne die Antwort der anderen beiden abzuwarten.

„Wir wollen nach dem Remsinschen Landhause gehen,“ sagte Stegel, der sich für einen Matador auf diesem Gebiete hielt und solche Plätze kannte, wo es besonders viel Krebse gab. „Da kenne ich einen Stein, unter dem immer eine Menge zu finden ist. Kommen Sie doch auch mit hin!“

„Schön, wir werden hinkommen!“ rief Alexis. „Gehen Sie nur weg!“ fügte er leise hinzu und lachte.

Von neuem ergriff er Sinas Hände und wollte sie küssen; aber sie riß sie ihm schnell weg und trat zurück.

„Nein, nein!“ sagte sie ärgerlich und begann mit gekränkter Miene ihre Haare zu ordnen, die er mit seinen Küssen verdrückt und verzaust hatte.

Aber Alexis hatte bereits gemerkt, daß Sina ihn gleichfalls liebte, obwohl sie es ihm nicht eingestand, und seine Freude ließ sich nicht einmal durch ihre ärgerliche, beleidigte Miene beirren.

„Na ja, was wir da angerichtet haben!“ sagte sie vorwurfsvoll zu ihm.

„Was haben wir denn angerichtet?“ fragte er ernst und zärtlich und umarmte sie. „Wir lieben uns ja doch!“

„Ja, aber warum braucht man sich denn zu küssen! Nein, das ist sehr schlecht, sehr; jetzt wird mich immerzu mein Gewissen quälen!“

Ihr liebes Gesichtchen war verlegen und unruhig, und Alexis begriff, daß sie bei ihrem reinen Herzen sich jetzt wirklich darüber quälte, und daß diese Küsse ihr fast wie ein lebenslänglicher Schandfleck für sie vorkamen.

Diese Küsse, die noch vor einer halben Stunde ihm selbst beinahe als ein Kirchenraub und wie eine unerhörte Dreistigkeit vorgekommen waren, welche zu versuchen er sogar in seinen Gedanken kaum gewagt hatte, erschienen ihm jetzt bereits weder als Kirchenraub noch als Dreistigkeit. Er war nach ihnen auf einmal sowohl in seinen eigenen als auch in Sinas Augen ein erwachsener Mensch geworden und betrachtete sich nicht mehr als einen Knaben, wofür alle und er selbst ihn zu halten gewohnt gewesen waren sondern für einen herzhaften, kräftigen Mann, als wäre er auf einmal herangereift und umgeschaffen, und obgleich die Liebe zu ihr mit

Digitized by Google

verdoppelter Kraft und Zärtlichkeit sein Herz erfüllte, so fühlte er sich doch jetzt nicht mehr als ihren blöden, schüchternen Anbeter, sondern als ihren zuverlässigen Beschützer und Beschirmer, bereit, um ihretwillen mit der ganzen Welt zu kämpfen, aber nicht mehr fähig, vor ihr zu erröten und verlegen zu werden, wie das noch eine Stunde vorher der Fall gewesen war.

* *
*

Sie hatten einen schmalen Pfad eingeschlagen, auf dessen Sande in der Dunkelheit irgendwessen leichte Schritte zu hören waren, und eine ruhige weibliche Stimme sagte zu einer anderen Person: „Was ist das heute für ein schöner Abend! Und wie prächtig sich diese Lichtchen in dem Grün ausnehmen!“

Alexis trat ein wenig zur Seite, um die beiden Gestalten, eine männliche und eine weibliche, vorbeigehen zu lassen; aber in dem Augenblicke, als das herankommende Paar schon ganz dicht bei ihnen war und Alexis unverhofft seine Laterne drehte, so daß er und Sina hell beleuchtet wurden, erschrak diese auf einmal und machte eilig ein paar Schritte rückwärts.

„Was ist? Was ist?“ fragte Alexis sie beunruhigt; denn er dachte, es sei ihr irgend etwas zugestoßen.

„Nein, nein, es ist nichts,“ sagte sie leise, wie in schuldbewußtem Tone. „Ich bekam einen Schreck, sie könnten uns erkennen.“

„Nun, was wäre dabei, wenn sie uns erkannt hätten?“ fragte er ruhig. Er wünschte ihr dadurch zu beweisen, daß sie keinen Anlaß hätten, sich zu fürchten, da sie nichts Böses getan hätten.

Aber Sina seufzte und schüttelte den Kopf. „Ach, Alexis,“ sagte sie verlegen, „das kommt alles davon, daß wir kein reines Gewissen haben.“

„Torheit!“ sagte er und drückte ihr wie zur Aufmunterung kräftig die Hand; aber im Herzen fühlte er, daß sie zum Teil recht hatte.

Allerdings, sie hätten sich vielleicht nicht küssen sollen ... Aber war es etwa möglich gewesen, sich zu beherrschen, wenn Sina so reizend und ihm so nahe war!

„Haben Sie gehört, Alexis, wovon sie sprachen?“ fragte Sina jetzt in bereits ganz anderem, wieder heiterem Tone, blieb stehen und wendete ihm ihr lächelndes Gesichtchen voll zu.

„Sagten sie nicht etwas von den Lichtchen?“

„Nein, sie sagten: ‚Was ist das heute für ein schöner Abend!‘ Und das ist wahr, Alexis; das ist doch wahr, nicht?“

„Ja, das ist wahr!“ antwortete er und blickte fröhlich in ihr liebes, ihm zugekehrtes Gesichtchen, über welches der Schein von seiner Laterne mit unsicheren, schwankenden Schatten hinglitt.

Sie blieben am Zaun eines ganz im Grünen versteckten Landhauses, das bereits finster dalag, stehen und sahen einander schweigend mit glücklich lachenden Augen an.

„Wissen Sie,“ sagte Sina mit geheimnisvollem Flüstern, „sie sind gewiß auch ineinander verliebt!“

„Wer?“ fragte Alexis verständnislos; er wußte nicht, von wem Sina rede, und wer noch außer ihnen selbst in jemand verliebt sein könne.

Aber Sina hatte die Vorstellung, daß die ganze Welt mit ihnen zusammen von dieser Liebe erfüllt und alle Leute in jemand verliebt seien.

„Nun, die da, die eben vorbeikamen!“ sagte sie, verwundert darüber, daß Alexis sie nicht verstanden hatte.

Sie redeten flüsternd, weil alles um sie herum so still war, und es schien ihnen, daß auf der ganzen Welt nur sie beide allein übrig seien.

Die Stimmen Stegels und der anderen waren nirgends zu hören. Die vielen Blumenbeete in dem Garten jenes Landhauses, neben dem sie standen, dufteten noch stärker als am Tage, wie wenn sie sich der Stille und der menschenleeren Nacht freuten. Ein großer Schmetterling flog, durch Sinas helles Kleid angelockt, ganz nahe neben ihr vorbei und streifte mit seinen feinbestäubten, weichen Flügeln ihr Gesicht. Sina fuhr unwillkürlich zusammen und bog sich zurück.

„Es war nichts,“ sagte Alexis lächelnd zu ihr. „Es war nur ein Schmetterling. Woran denken Sie?“ fragte er nach einer kleinen Weile leise, faßte sie an der Hand

Digitized by Google

und blickte ihr in die Augen, die mit einem nachdenklichen, träumerischen Lächeln irgendwohin in die Ferne schauten.

„Wie die Blumen duften!“ sagte sie, immer noch mit demselben träumerischen Lächeln. „Das sind Levkojen ... Ich dachte ... ich dachte, wie schön es doch ist, so nebeneinander zu stehen und nachzudenken ... Ich weiß nur nicht, woran man denken könnte. Eigentlich an alles mit einem Male, aber immer nur an lauter Schönes ... Es ist alles so schön, nicht wahr? ... Aber jetzt wollen wir laufen; sonst werden wir vermißt!“

Sie lachte fröhlich auf; dann faßten sie sich an den Händen und liefen auf dem schmalen Wege nach ihrem Landhause zu, von welchem schon Stimmen herüberklangen.

Jedoch beim Gartenpförtchen hielten sie einen Augenblick an.

„Aber wir wollen es niemandem sagen!“ sagte sie hastig flüsternd; sie war vom Laufen etwas außer Atem gekommen. „Niemand darf es wissen! Abgemacht?“

„Abgemacht!“ antwortete er gleichfalls flüsternd.

Noch einmal drückten sie sich kräftig die Hände; dann liefen sie auf die Terrasse hinauf, froh und verliebt und glücklich über ihre Liebe und über ihr Geheimnis.

Als sie auf die Terrasse heraufkamen, waren das ältere Fräulein Iljenko, ihr Bräutigam und die kleine Manja bereits zurückgekehrt; sie hatten fünf Krebse erbeutet. Stegel jedoch mit seiner Gesellschaft war noch nicht da.

Sina dachte, die Liebe und die Küsse ständen ihr auf dem Gesichte geschrieben, und alle würden es sofort bemerken; aber auf ihrem Gesichte lag nur ein strahlendes Entzücken, das oft darauf lag, und niemand merkte etwas.

„Nun,“ fragte Ewgenia Pawlowna die beiden, „wieviel haben Sie denn gefangen?“

Auf einmal fiel es ihnen wieder ein, daß sie nur zwei Krebse gefangen hatten, und sie wurden beide wieder etwas verlegen; ja, Sina erschrak sogar. Aber Alexis fing an zu lachen und bemühte sich, seine Verlegenheit unter dem Scheine der Ungeniertheit zu verbergen.

„Na, wir haben kein Glück gehabt!“ rief er tapfer. „Wir haben nur zwei Krebse gefangen!“

„Ja, das ist wenig,“ sagte Ewgenia Pawlowna und betrachtete die Krebse, „aber dafür sind es auch gehörige Tiere!“

„Wahrscheinlich haben Sie sich da mehr mit Liebeleien abgegeben als Krebse gefangen,“ sagte neckend Ilja Jegorütsch Arjejew, der sie noch für solche Kinder hielt, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, daß dies wirklich so sein könnte.

Herrgott! dachte Sina mit Schrecken, wie hat er das nur von hier sehen können!

Manja, die das Schlafengehen ganz vergessen hatte, lief freudestrahlend bei allen mit ihren vor Vergnügen brennenden, dunklen, kindlich reizenden Augen umher. Sie hatte auch einen Krebs gefangen und sogar nicht mit dem Netze, sondern einfach mit der Hand, und jetzt trug sie ihn stolz im ganzen Hause herum wie eine Trophäe und zeigte ihn nicht nur der Mutter und den Gästen, sondern auch der Kinderfrau und dem Gesinde in der Küche und sogar dem Gärtner Iwan. Schwierigkeit bereitete ihr nur die Frage, wem sie ihn zum Essen geben solle; sollte sie ihn der Mutter oder dem Vater geben oder ihn selbst verspeisen? Dies erregte und beunruhigte sie; sie fürchtete, die benachteiligte Partei werde böse werden und sich von ihr beleidigt fühlen.

„Nein, Mama,“ so entschied sie endlich ihre Zweifel, „du sollst den Schwanz essen, Papa das Mittelstück und ich die Pfötchen So wird es ganz in Ordnung sein!“

„Nein, doch nicht ganz,“ sagte Ilja Jegorütsch, um seinen Liebling zu necken. „Ich komme dabei zu kurz.“

Aber Maria Nikolajewna beruhigte sie, indem sie ihr sagte, das Allerbeste würde sein, wenn sie ihn für die Nacht in einen Krug mit Wasser setzte und sich morgen über ihn zusammen mit dem kleinen Schwesterchen amüsierte, die schon lange schliefe und von diesem Vergnügen noch nichts abbekommen habe.

Mit dem Ausdrucke zärtlicher Fürsorge in ihren schönen, strahlenden Augen, die den Augen Manjas so ähnlich waren, bekreuzte und küßte sie ihre Tochter mehrere Male und schickte sie darauf schlafen.

Digitized by Google

Endlich erschien auch Stegel mit den jüngeren Iljenkoschen Kindern. Ihr Fang war am ergiebigsten gewesen; sie hatten gerade ein Mandel gefangen, und ihre Krebse erregten eine gewaltige Bewunderung bei der ganzen Gesellschaft; ja sogar der alte Stegel, der bisher ganz ins Wintspiel vertieft gewesen war und sich um nichts als um seine Karten gekümmert hatte, lobte sie herablassend durch die großartige Bemerkung: „Eure Krebse sind aber schöne Krebse," wiewohl sie sich in Wirklichkeit natürlich durch nichts vor denen des jungen Alexis oder vor denen, die Jenny und ihr Bräutigam gebracht hatten, auszeichneten.

Unterdes wurde das Abendessen, das, dem Charakter einer Sommerfrische entsprechend, aus kaltem Huhn, Roastbeef und Waldbeeren bestand, ebendort auf der Terrasse aufgetragen, wo es allen besser als in den schwülen Zimmern gefiel.

Die Männer schlossen endlich ihre lange Wintsitzung, rechneten miteinander ab und gingen in den Garten, um sich etwas Bewegung zu machen und zu rauchen; die aufblitzenden Flämmchen beim Anzünden ihrer Zigarren und Zigaretten leuchteten in der Dunkelheit wie glänzende Punkte und beleuchteten für einen Augenblick ihre Gesichter.

„Ein wundervoller Abend!" sagte Ilja Jegorütsch Arjejew. Mit Wohlgefühl reckte er sich nach dem langen Sitzen und zog mit mit ganzer Brust die warme, weiche Luft in sich hinein.

„Wenn sich nur nicht ein Gewitter zusammenzieht!" bemerkte Ewgenia Pawlowna, die sich vor dem Donner fürchtete, und blickte beunruhigt nach dem fernen Wetterleuchten, das von Zeit zu Zeit über den dunklen Horizont hinzuckte.

Mitten auf dem See sang jemand auf einem Kahne, der in der Ferne kaum zu bemerken war, mit schöner, über die weite Wasserfläche hin merkwürdig frisch und rein klingender Stimme; bald trug der Wind den Schall ganz deutlich zum Ufer, bald wieder fing er ihn ab, dämpfte ihn und trug ihn irgendwohin in die Weite.

Alle traten an das Gartengitter heran und hörten, unwillkürlich in Nachdenken versunken, schweigend zu.

Sina stand neben Wjera, der jüngeren Tochter des Iljenkoschen Ehepaares; sie hatte einen Arm um sie geschlungen und blickte in die Ferne, dahin, von wo das Lied herüberklang, und ihr junges Herz war ganz erfüllt von Fröhlichkeit und Wonne und Bangigkeit zu gleicher Zeit; sie hätte am liebsten zugleich geweint und gelacht.

Wenn die das wüßten! dachte sie triumphierend und furchtsam. Wenn die das wüßten, daß wir, Alexis und ich, uns ineinander verliebt haben, und daß ich seine Braut bin, und daß wir ... daß wir uns sogar geküßt haben! Was sie wohl sagen würden! Und sie stellte sich die allgemeine Verwunderung und vielleicht sogar Entrüstung vor und lächelte allen und sich selbst mit einem schelmischen Lächeln zu, und obwohl ihr im Herzen recht angst war, rief sie doch ihnen allen in Gedanken mit herausfordernder und triumphierender Stimme zu: Aber ihr wißt es ja nicht, ihr wißt es nicht! Aber da trat jemand zu ihr und ergriff leise in der Dunkelheit ihre herabhängende Hand; sie sah nicht das Gesicht dessen, der das tat, und wendete sich auch gar nicht zu ihm hin; aber sie erkannte gleich die Hand ihres Alexis und drückte sie froh und kräftig zur Erwiderung.

Nach dem Abendessen, das in dieser allgemein gehobenen Stimmung einen fröhlichen und geräuschvollen Verlauf nahm, gingen alle fort nach Hause; noch lange Zeit brachten sie, als sie schon beim Gartenpförtchen waren, mit Abschiednehmen und Plaudern zu.

Endlich waren alle weggegangen, und alles war still geworden.

* *
*

Auch Alexis war nach Hause und auf sein Zimmer gegangen; aber schlafen konnte er nicht. Er fing auch gar nicht an, sich auszukleiden, da er wußte, daß er doch nicht einschlafen würde. Er konnte jetzt an nichts denken als an Sina, von nichts reden als von ihr. Seine Seele war so voll von einem neuen, schönen Gefühl, das, wie er meinte, sein ganzes Wesen veredelte, daß es ihm leid tat, sich schlafen zu legen und von diesem Gefühl im Schlafe zu scheiden.

Digitized by Google

Es ward in ihm der Wunsch rege, zu wissen, was Sina tue. Ob sie wirklich schläft? Er glaubte es nicht, er mochte es nicht glauben. Es schien ihm, auch sie müßte, ebenso wie er, jetzt von diesem schönen Gefühl ergriffen sein, durch welches das Leben und diese Nacht so herrlich erschienen, daß es sündhaft gewesen wäre zu schlafen. Er bekam eine leidenschaftliche Lust, sie zu sehen; aber dies war natürlich unmöglich, und so beschloß er denn wenigstens auf ihr Fenster einen Blick zu werfen. Aber dazu war es erforderlich, von dem Garten der Seinigen nach dem der Arjejews hinüberzusteigen, weil Sinas Fenster nach der anderen Seite zu lag, und ohne zu überlegen, ob das gut, ob es anständig, ob es vernünftig sei, stieg er von seinem Zimmer die Treppe hinab und ging hinaus in den Garten.

Alles war still; überall waren die Lichter schon ausgelöscht, und nur der Mond übergoß mit seinem milden Silberglanze das Schilf und den See.

Vorsichtig bemüht, kein lautes Geräusch hervorzubringen, stieg Alexis hinüber und sah sich rings um. Das Herz pochte ihm, und infolge eines bangen, aber ihm angenehmen Gefühles erkannte er das bekannte Gärtchen kaum wieder und wurde sich nur undeutlich bewußt, daß er wohl etwas Dummes und sogar Schlechtes tue. Leise, auf den Zehen, ging er um das Blumenbeet vor der Arjejewschen Terrasse herum und schlich vorsichtig nach der anderen Seite des Gartens, wohin Sinas Fenster ging.

Das Fenster war geöffnet, aber der Vorhang an ihm war herabgelassen und schaukelte ganz leise infolge eines leichten Lufthauches. Ein schwaches Licht, wahrscheinlich von einem Lämpchen, das vor einem Heiligenbilde brannte, oder von einem Nachtlichte, erhellte das Zimmer von innen, und Alexis betrachtete aufgeregt und verliebt dieses Fenster, das ihm in der geheimnisvollen Stille der Nacht wie das verzauberte Fenster eines behexten Schlosses vorkam, wo seine Schöne, Sina, in einem magischen Schlummer liege. Das Märchen floß mit der Wirklichkeit zusammen, und die Wirklichkeit erschien in diesem Augenblicke schön wie ein Märchen.

Aber plötzlich kam der Vorhang in Bewegung und wurde zurückgeschlagen.

Schnell sprang er zurück, versteckte sich hinter einem dicken Baume und beobachtete nun mit Herzbeklemmung, wie sich auf dem weißen Hintergrunde des Vorhanges ein dunkles Köpfchen abhob.

„Das ist Sina!“ rief er sich selbst erfreut zu.

Er vergaß, daß es jetzt schon Nachtzeit war, und daß er sich wie ein Dieb in einen fremden Garten eingeschlichen hatte, und konnte sich nicht enthalten, sie leise anzurufen: „Sina — sind Sie es?“

Der Vorhang fiel schnell, und das Bild des dunklen Köpfchens auf ihm zuckte und verschwand. Aber einen Augenblick darauf, als Alexis schon daran verzweifelte, es noch einmal wiederzusehen, wurde der Vorhang wieder ganz sachte zurückgeschlagen, und eine schüchterne Flüsterstimme, an welcher Alexis sofort seine Sina erkannte, rief ihm vorsichtig zu: „Sind Sie es, Alexis?“

„Ja, Sina, ich bin es ... Schlafen Sie nicht?“

„Nein, ich kann nicht schlafen ... Warum sind Sie hier? Bitte, gehen Sie weg! ... Es kann ja jeden Augenblick einer sehen.“

„Nein, Sina. Niemand sieht; sie schlafen alle.“

„Aber wenn auch; gehen Sie weg, um Gottes willen ... Warum sind Sie hergekommen?“

Ihre Stimme klang erschreckt und flehend und froh zu gleicher Zeit.

Aber Alexis wußte jetzt selbst nicht, warum er eigentlich hergekommen war. Er war gekommen, um Sina oder doch wenigstens ihr Fenster zu sehen, und all seine Wünsche waren auf einmal so wunderbar in Erfüllung gegangen, daß es ihm leid getan hätte, gerade jetzt, wo sie alle in Erfüllung gegangen waren, wegzugehen, ohne auch nur ein bißchen mit ihr geredet zu haben, wiewohl Stoff zur Unterhaltung in Wirklichkeit nicht vorhanden war und es überhaupt zu solcher Zeit und unter solchen Umständen nicht anging.

„Nein, ich wollte Ihnen nur eine Mitteilung machen,“ sagte er, indem er den ersten besten Satz hinredete, der ihm in den Kopf kam; und obgleich er, während er das

Digitized by Google

sagte, sofort spürte, wie dumm und ungeschickt es war, so bemerkte Sina dies doch nicht und wurde gleich neugierig.

„Was denn? Was ist es denn?“ fragte sie unruhig und auch froh; denn sie fühlte, daß er ihr nur etwas Schönes sagen konnte, und sie fühlte auch, daß es sich jetzt für ihn überhaupt nicht paßte, sich mit ihr in dieser Weise zu unterhalten.

„Ach, nichts Besonderes ...“ sagte er; er wußte auf einmal nichts auszusinnen. — „Es ist ja dummes Zeug ... Ich will lieber wieder gehen.“

Aber da ihre Neugier nun einmal rege gemacht war, ließ sie ihn nicht mehr fort und vergaß für einen Augenblick sogar ihre Angst.

„Nein, sagen Sie, was wollten Sie mir mitteilen?“

„Nein, ich will lieber morgen —“

„Aber nein doch! Sie sind ja nun doch jetzt einmal hergekommen; also sagen Sie es nur auch!“

Er begann mit leisem Flüstern etwas zu ihr zu reden, aus Furcht, er könnte jemanden aufwecken, obgleich das Schlafzimmer des Arjejewschen Ehepaares und das Kinderzimmer nach der anderen Seite zu lagen. Aber sie verstand ihn nicht auf so weite Entfernung, wiewohl sie angestrengt hinhorchte.

„Nein,“ rief sie endlich enttäuscht, „ich verstehe nichts! Wissen Sie was? Steigen Sie lieber auf diesen Baum; dann sind Sie gerade meinem Fenster gegenüber.“

Alexis sah den Baum an, maß ihn mit einem Blicke, und ohne wieder auch nur einen Augenblick zu überlegen, ob es sich schicke, das zu tun, stieg er hinauf, indem er als guter Kletterer ihn mit seinen geschickten Beinen und Armen umklammerte, begab sich dann geräuschlos aufwärts bis zu seiner Mitte, wählte sich einen tauglichen Ast aus und setzte sich auf ihm gerade so zurecht, daß Sina in einer Entfernung von etwa nur drei oder vier Arschin ihm unmittelbar gegenüber war.

„Ei, das ist ja ausgezeichnet!“ sagte er froh mit einem lautlosen Lachen; er war entzückt über diesen schlauen Einfall und darüber, daß er sich auf einmal so nahe neben ihr befand.

„Nun, was wollten Sie mir sagen?“ fragte Sina leise und sah ihn mit glücklichem, aber schelmischem Lächeln an.

„Daß ich Sie liebe.“

„Weiter nichts!“ rief sie; sie stellte sich enttäuscht, war sich aber im Herzen bewußt, daß er ihr doch nichts Wichtigeres und Interessanteres hätte sagen können.

Aber Alexis begann nun in ernstem Tone: „Nein, ich hatte noch etwas: Was sagten Sie mir da über Wjera und Stegel?“

„Ach ja, ja ... Haben Sie denn nichts bemerkt?“

„Nein, gar nichts.“

„Wissen Sie, die sind auch ineinander verliebt. Ja, aber sagen Sie es niemandem, um Gottes willen,“ flüsterte sie ängstlich; sie hatte einen Schreck bekommen, daß sie das Geheimnis einer Freundin verraten habe, das sie sogar ihrem Alexis nicht hätte verraten dürfen.

„Na so etwas!“ sagte Alexis verwundert, da er in diesem Augenblick nicht begriff, wie man in jemand anders verliebt sein könne als in Sina.

„Sie hat mir nie etwas davon gesagt; aber ich weiß doch, daß sie furchtbar in ihn verliebt ist. Wissen Sie, das ist gleich zu sehen, wenn einer einen liebt.“

„Aber mir haben Sie es doch nicht angesehen!“ erwiderte Alexis, der in all ihren Worten eine eigenartige, zauberhafte, für alle anderen vielleicht nicht wahrnehmbare Anmut fand.

„Und ob! Natürlich habe ich es gesehen!“ rief sie triumphierend mit schlauem Lächeln.

„Aber woran denn?“ fragte er erstaunt. Er war die ganze Zeit her der Meinung gewesen, er verberge seine Liebe vor ihr und vor allen anderen so geschickt, daß niemand etwas davon erraten könne; deshalb versetzten ihn ihre Worte in aufrichtige Verwunderung.

„Ich weiß nicht, woran,“ begann sie nachdenklich. „Eigentlich an allem ... Wissen Sie,“ rief sie auf einmal fröhlich, „ich habe es gleich gemerkt; erinnern Sie sich, damals auf dem Balle, als Ilja Jegorütsch Sie zu mir führte, da sah ich Sie an — und da habe ich es gleich gemerkt.“

Digitized by Google

„Was denn? Was haben Sie denn gemerkt?"

„Daß Sie in mich verliebt waren und ich in Sie, und daß Sie mein Mann werden würden."

„Sina, das ist ja entzückend!" rief Alexis von Wonne erfüllt, sowohl weil sie ineinander verliebt waren und sie es selbst soeben eingestanden hatte, als auch weil er ihr Mann werden würde. „Meine Süße, Liebste ... geben Sie mir doch Ihr Händchen!"

Mit leisem Lachen, froh und glücklich und gleichzeitig etwas bange, daß sie von jemand gesehen werden könnten, bog sie sich aus dem Fenster und streckte ihm die Hände hin.

Beide streckten sie sich mit aller Anstrengung aus, um sich zu erreichen; aber sie bekamen es nicht fertig; es fehlten nur etwa fünf, sechs Werschok (ungefähr ein viertel Meter).

„Weiß der Teufel, was das für eine Geschichte ist!" sagte Alexis ärgerlich. „Dieser dumme Baum hätte auch einen halben Arschin näher am Fenster wachsen können!"

„Wissen Sie, Alexis," sagte Sina lachend, „wir beiden sind jetzt ganz wie Romeo und Julia! Wirklich, ich habe einmal ein Bild gesehen: sie steht auf dem Balkon und streckt die Hände nach ihm aus ... Nur saß er nicht auf einem Baume!"

Aber auf einmal klappte irgendwo, anscheinend ganz in der Nähe, eine Tür; Alexis fuhr zusammen, und Sina sprang hurtig nach dem Hintergrunde des Zimmers zurück.

Einige Sekunden lang lauschten sie beide ängstlich; aber alles war wieder still, und so beruhigten sie sich.

„Es war niemand," sagte Alexis leise. „Es war irgendwo in der Ferne."

„Gehen Sie lieber, Alexis, ich fürchte mich ..."

„Nun ja, ich werde gehen," antwortete er; aber von Sina fortzugehen, fiel ihm doch zu schwer.

„Aber wissen Sie," sagte er absichtlich, um sein Vergnügen wenigstens um einige Sekunden zu verlängern, „ich habe Ihnen ja überhaupt noch nicht das gesagt, was ich Ihnen sagen wollte."

„Na, da haben wir's; das wußte ich ja. Was ist es denn, nun?"

„Aber Sie werden mich auslachen!"

„Nein, Alexis, wahrhaftig nicht!"

„Nun, dann hören Sie! Ich werde unsere Krebse nicht in die Küche abliefern; ich habe sie gesondert aufgehoben ... Wissen Sie, es war mir eigentlich ein schmerzlicher Gedanke, daß sie gekocht werden sollten, da wir es vielleicht nur ihnen zu verdanken haben, daß sich dies alles so schön zugetragen hat!"

„Ach, Alexis, daran haben Sie sehr, sehr hübsch gehandelt! Mir selbst würde es schrecklich leid tun, wenn sie gekocht würden. Wissen Sie was? Wir wollen sie morgen wieder ins Wasser setzen; mögen sie sich da amüsieren! Wir wollen zusammen hingehen und sie hineinsetzen!"

„Ausgezeichnet! Ganz bestimmt wollen wir hingehen!"

„Und wissen Sie, Alexis, vielleicht sind die auch verliebt!"

Sie lachten beide über diesen Gedanken, der nur der verliebten Sina in den Kopf kommen konnte.

„Wer versteht sich darauf, was die Krebse im Sinne haben!" sagte Sina lachend, wie um sich wegen ihres phantastischen Einfalles zu rechtfertigen.

„Gewiß!"

„Aber nun gehen Sie, Alexis, gehen Sie; es ist schon spät; auf Wiedersehen morgen!"

„Ich gehe, ich gehe," sagte er und stieg vom Baume hinunter.

„Na, nun bin ich ja fortgegangen!" sagte er lachend, als er auf die Erde sprang; noch einmal drehte er den Kopf nach oben, um nach Sina hinzusehen.

Sie bog sich aus dem Fenster heraus und blickte ihn lächelnd an.

„Leben Sie wohl, mein Romeo!" sagte sie leise und nickte ihm zum Abschiede mit ihrem hübschen Köpfchen zu.

„Leben Sie wohl, meine Julia! Nein, was da Julia! Weiß Gott, was die für eine gewesen ist; — Sie sind besser als Julia! Leben Sie wohl, meine Sina! Was Sie für einen hübschen Namen haben!"

„Und Sie haben auch einen hübschen, Alexis ... Alexis ..." wiederholte sie zärt-

Digitized by Google

lich mehrmals, als wenn sie sich an dem Klange dieses Namens weidete. „Ich werde Sie sehr liebhaben, Alexis!" rief Sina auf einmal so laut, daß sie selbst erschrak. Schnell nickte sie noch einmal mit dem Köpfchen, schloß geräuschlos das Fenster und ließ den schaukelnden Vorhang herab.

Alexis stand noch einige Augenblicke schweigend da und blickte mit glückseligem Lächeln nach dem Fenster, hinter dem sie verschwunden war; endlich schritt er sachte zu dem Gartenpförtchen, öffnete es und ging geradeswegs zum See hinaus.

Der Mond übergoß den See immer noch mit seinem milden Lichte, und ein warmer, mit Blumenduft vermischter Windhauch kräuselte die ruhige Oberfläche des Wassers und raschelte in dem Schilfe am Ufer.

„O Sina, Sina!" rief er entzückt aus; das Gefühl des Glückes erfüllte seine Seele wie mit einer süßen Melodie, und ringsumher war alles so schön: diese Nacht und diese Sterne und das Röhricht und Sina und Sinas Liebe selbst ... Und es war so hübsch, so wunderhübsch, auf dieser schönen Erde zu leben, über der solche Sterne glänzen, und wo die Liebe ihr goldenes Zepter schwingt!

In der Ferne aber begann schon die Morgenröte heraufzudämmern, ebenso rosig und freudevoll wie das junge, eben erst anfangende Leben der beiden.

Am Morgen

Wieder will der Ost sich färben,
Wieder lockt der Lerche Gruß:
Wieder naht nach bangen, herben
Lichter Stunden sanfter Fluß.

Einen Kampf seh' ich entspinnen
Sich am Himmel dunkelklar:
Sammetäugig weicht von hinnen
Eine schlanke Knabenschar.

Sieger, hell und licht, die andern,
Rosen tragend, schmücken sie
Erd' und Himmel. Singend wandern
Sie nach ew'ger Melodie.

Ihre sel'gen Leiber schweben
Blassend in des Morgens Glanz:
Kurzgelebtes junges Leben
Schwindet hin in leichtem Tanz.

Eines Letzten lockend Winken,
Blumenkränze, goldnes Haar —
Dann entschweben, dann versinken
Seh' im Glanze ich die Schar.

Paul Rüthning

Digitized by Google

Verdure. (Museum, Brüssel.)

Bilderteppiche

Von

Marie Luise Becker

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Wintersturm jagt wie ein wilder Reiter um das Blockhaus, er rüttelt am Dache und drängt gegen das Mauergefüge, zerrt an den Moosballen, die die Wände verdichten. Auf stürmenden Wolken braust das wilde Heer über des Freibauern Haus. Drinnen ist's hell und warm. Um den großen Ofen, dessen offener Feuerherd mit knisternder Glut leuchtet, scharen sich Gesinde und Dorfgenossen. Ein fahrender Sänger kehrt ein, sein Lied läßt die alten Sagen lebendig werden. Zuweilen ist's der Ahn, der dies und jenes hinzuerzählt von der Geschichte des Stammes, des Hauses. Mären und Sagen ziehen ihre bunten Kreise durch das Haus, und es scheint, als leuchteten die Gestalten an den Wänden hell auf: die Bilderteppiche, die die kunstreiche Hausfrau mit Töchtern und Mägden wirkte, beginnen zu leben. An sie schließen sich die Gesänge des Fahrenden, von ihnen sprechen die Mären des Ahn: das ist die Wiege der Bilderteppiche. Haben Griechen oder Phrygier sie gekannt? Frage! Vermutung! Das aber wissen wir: eine uralte Kunst der deutschen Stämme ist es, und wohin der Franke, der Burgunde oder der Gote seine Kultur trug, überall schmückte er seine Halle mit bunten Bilderteppichen. Ihre Gestalten erzählten die Sagen seines Volkes, ihre Farben belebten die düsteren Hallen und durchglühten das matte Nebellicht nordischer Winter, ihr warmes Gewebe schützte vor Stürmen und half die Wände gegen den Frost sichern, der draußen lauerte. Mit der Herrschaft dieser deutschen Stämme und genau ihrer Ausbreitung folgend, hat sich die Kunst der Bilderteppiche weiterentwickelt und sich dann dem neugewonnenen Lande angepaßt, der wachsenden Kultur untertan gemacht. Im Lichte französischer und florentinischer Sonne waren zartere Farben, feinere Schattierungen nötig als in den Regendistrikten Norwegens, wo wieder klare, scharf gegeneinander tretende Farben das gewirkte Bild hell von der Wand scheinen ließen und über das trübe Einerlei des Winters wegtäuschten.

Digitized by Google

Während sich so in Schweden und Norwegen die Kunst der Bilderteppiche ohne große Entwickelung aus alten Zeiten naiv erhalten hat, sind im Laufe anderer Kulturen die Entwickelungsformen des Bilderteppichs mit der Kunst Hand in Hand gegangen. In erster Linie eine hervorragende alte Burgunderkunst, wurde nach der Zerstörung der Stadt Arras, des eigentlichen Sitzes einer Bildwirkerzunft, wie sie sich schon im zwölften Jahrhundert entwickelt hatte, diese Kunst durch eben die burgundischen und flandrischen Meister nach Frankreich, Norditalien und England getragen, um hier überall unter sorgsamster staatlicher Pflege neue Schößlinge zu treiben. Der Bilderteppich war bis zur Einführung der Papiertapete, also bis vor hundert bis hundertfünfzig Jahren, einfach ein notwendiges Ausstattungsstück jedes vornehmeren Haushaltes. Weiter aber war er ein notwendiges Requisit des Herrschers, des Fürsten oder Kommandeurs im Felde. Hier lag es ihm ob, die Innenseiten des Zeltes zu decken, wärmer abzuschließen, in Räume zu teilen und würdig auszustatten. Ich weiß nicht, wie sich unsere Herrscher heute in einem Kriegsfalle zu der Verwendung alter, künstlerischer Teppiche stellen werden, ich weiß nur, daß die prachtvollen alten Don Quichotte-Teppiche Kaiser Wilhelms I. den Krieg 1870/71 mitgemacht haben, und daß sogar der jedenfalls äußerst kunstverständige Hoftapezierer, um gelegentlich eine kleine Türöffnung zu gewinnen, ein prachtvolles Stück einfach zerschnitten hat, ohne auch nur die Teile aufzubewahren — ein böser Scherz, der später dank Kaiser Friedrichs Kunstverständnis für einige tausend Taler so gut wie möglich ausgebessert wurde. Wäre dieses Zelt im Wechsel eines weniger glücklichen Krieges in die Hände der Franzosen gefallen, so hätte es für diese eine herrliche Kriegsbeute abgegeben, denn jenseit des Rheines weiß man alte Burgundertapeten etwas besser zu schätzen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß die Weltgeschichte mit Bilderteppichen gespielt hätte. So manches Mal waren sie die lockendste Lagerbeute, und merkwürdigerweise hat solch Kriegsunglück zuweilen das Gegenteil dessen bewirkt, was man von kunstfreundlichem Standpunkte aus „Unglück" nennen möchte. So fiel das Zelt Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, in der Schlacht bei Grandson und Murten 1476 in die Hände der Schweizer, und dadurch wurden sechs herrliche Burgunderteppiche der Nachwelt erhalten, die sonst, verbraucht, verschlissen, verschleudert, mit den unzähligen, die im Laufe der Zeiten verloren gingen, deren Schicksal geteilt hätten. Diese Stücke befinden sich heute in Bern, wo sie in der Sakristei des Münsters, abwechselungsweise auch im Stadtrathause „Erlacherhof" ausgestellt sind. Es sind jedenfalls Kopien untergegangener Gemälde Rogier van der Weydens.

In Schweden und Deutschland sind bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein nach uralten traditionellen Mustern Bilderteppiche, die sogenannten Gotenteppiche, gewirkt worden, die teils noch die klare Beziehung zu erhaltenen Sagen und Märchen zeigen, teils uns heute traumhaft, wie weit verklungene Weisen erscheinen, deren Sinn uns verloren ging.

Die Technik dieser Wirkerei ist uralt; nach Notizen Herodots, der Bücher Mose und anderen Quellen sind von alters her die farbigen Teppiche überall als Wandschmuck benutzt worden. Man scheint aber die *szenische* Ausgestaltung nirgends vorher wirklich ernsthaft angestrebt zu haben. Die einzig erhaltenen textilen Quellen dafür wenigstens, gewirkte Medaillons auf den Gewändern der *Kopten*, die man in den ägyptischen Sandgräbern aus dem zweiten bis sechsten Jahrhundert n. Chr. fand, sind so naiv und unreif in der Darstellung, daß sie eher den Beweis für als gegen diese Behauptung erbringen. In Purpurwolle auf Leinen gewirkt, sind diese Medaillons Soldatenabzeichen jedenfalls römischer Regimenter, heraldische und dementsprechend symbolistische Darstellungen, die ganz augenscheinlich einem bestimmten Schema folgen.

Erst die *Halberstädter Teppiche* zeigen uns eine technisch ganz selbständige, voll ausgereifte und nunmehr der herrlichsten Entwickelung fähige, ganz und gar nicht „antike" Kunst, die alle Übergänge der Entfaltung von jenem Embryo des Soldatenabzeichens bis zum gewaltigen Bilderteppich gleichsam hinter den Kulissen der Welt-

Digitized by Google

geschichte durchgemacht hatte. Dazwischen können wir nur einige historische Notizen einfügen, die wohl kaum älter sind als die Halberstädter Teppiche, aber charakteristisch für die Teppichwirkerei als Frauenkunst: von Brunhild erzählt ein um 1200 geschriebenes Heldenlied, daß sie die Kämpfe und Siege ihres Geliebten, des Sigurd Fafnersbanes, auf hohen Bilderteppichen verherrlichte, und eine alte Chronik berichtet von den Bilderteppichen, die zur Zeit der Christianisierung Norwegens im neunten Jahrhundert die Halle des Randulf von Österdelen schmückten und wegen ihres heidnischen Inhaltes Opfer christlicher Priesterwut wurden. In der Holzkirche zu Baldischol in Hedemarken fand sich vor einigen Jahren dann auch eine prächtige Bildwirkerei aus dem elften oder zwölften Jahrhundert. Diese Notizen, in Verbindung gebracht mit den wenigen erhaltenen Resten, nahmen dann in den letzten zehn Jahren die schwedischen und norwegischen Künstler Gerhard Munthe und Frida Hansen auf, um wirklich gotisch-nordische Märchenteppiche im Sinne der alten Kunst zu schaffen. Eine Reihe Meisterwerke im besten Sinne durften wir von ihnen zum erstenmal auf der Pariser Weltausstellung 1900 bewundern.

Koptische Bildwirkerei. (Original in Paris.)

Einst nahmen die fahrenden Sänger die Bilderreihe der Wandteppiche in den gastlichen Sälen als Illustrationen ihrer Lieder und Berichte. Im Flatecharbuch wird erzählt, daß Olaf der Heilige dem Sänger Torfin befahl, die Bilderteppiche der Halle zu besingen. Heinrich von dem Turlin schildert in dem Gedicht „Der Aventiure Krone“ Bilderteppiche, die die Geschichte des Äneas und die Geschichte der Helena darstellten, Voindri von Bourgueil beschreibt in einem begeisterten Gedicht an die Tochter Wilhelms des Eroberers — das Gedicht ist 1107 datiert — die Wohnung der Prinzessin: im großen Saale sind auf seidenen Teppichen, die mit Gold und Silber durchwirkt sind, die Schöpfung, der Sündenfall, der Tod Abels dargestellt und noch manche andere Szene der Heiligen Schrift, andere aus der Mythologie, aus den Sagen Roms. Daneben aber, im Alkoven, in dem die Prinzessin schlief, waren Teppiche mit der Eroberung Englands aufgehängt, die der stolzen Prinzessin den Ruhm ihres Vaters verkündigten.

In den Burgen und Schlössern und Freisitzen und in der Abgeschiedenheit der Klöster entstanden die Bilderteppiche des frühen Mittelalters. Die Königinnen, besonders von England und Ungarn, gingen voran in der Betätigung dieses großzügigen Kunstfleißes. Die Hofdamen mußten gar fleißig ihre Hände regen. Und die Ritterfrauen, oft monatelang auf die Räume der Burg und die Gesellschaft der Mägde angewiesen, wirkten und webten mit diesen so eifrig wie die Königinnen mit ihren Hofdamen.

Die Bildertapete ist eine Tapisseriearbeit, in der die Idee des Kanevas als Leinenuntergrund für ein durchaus deckendes Woll- oder Seidenmuster geblieben und nur auf einen riesigen Umfang ausgedehnt und umgebildet ist. Nur zur besseren Hantierung der gewaltigen Fläche sind diese Grundfäden beweglich in einen horizontalen Webstuhl für die Haute-lisse-

Digitized by Google

Die Engel besuchen Abraham. (Halberstädter Teppich.)

Arbeit gespannt, und statt der Nadel arbeitet der Wirker mit dem Spulschiffchen, das die verschiedenen Farbenskalen Wolle und Seide auf dem Stäbchen hat. Durch das Treten der Pedale bewegt sich der Kanevas im Webstuhl vor und zurück, wie der Arbeitende es braucht. Auf diese Leinenkette ist auch mit schwarzen Konturen die Zeichnung des Kartons übertragen, den Karton selbst hat der Wirkkünstler vor oder neben sich oder durch ein Spiegelbild dicht reflektiert vor sich, und es bleibt nun seinem Farben- und Formensinn überlassen, die Ideen des Malers auf den Teppich zu übertragen und Garne und Seiden als Malmittel zu nehmen. Hierbei geschehen dann freilich dieselben willkürlichen Verschiebungen, wie sie der Schauspieler am Drama vornimmt.

Mit dem Erwachen der Industrie in den fränkischen Reichen fällt die industrielle Behandlung des Bilderteppichs zusammen. Gerade die Haute-lisse-Wirkerei ist so sehr geschaffen, in Fabriken und Werkstätten zur Reproduktion großkünstlerischer Entwürfe zu dienen und in gründlicher Ausbeutung der gewonnenen Technik ein Handelswert zu werden, daß diese Entwickelung sehr nahe lag in einer Zeit, die auf den Gebrauch dieser Erzeugnisse angewiesen war. Roger, der normannische Eroberer, zugleich ein höchst geschickter Realpolitiker, unterstützte auf der ganzen Linie von Nord nach Süd, die er erobernd unterjochte und kulturell organisierte, die fabrikmäßige Ausbeutung der gewonnenen Kunstart. Man scheint danach in Nordeuropa den Bilderteppich an Stelle der musivischen Wanddekoration des Südens benutzt zu haben.

Der Bilderteppich hat kaum seine eigene Kunst gehabt, er ist lediglich den Kunstrichtungen der Epochen gefolgt. Daß man den Charakter der Fläche für ihn besonders betonte, ist nur charakteristisch für die besten Werke seiner tausendjährigen Geschichte. Aus der romanischen Kirche nahm die gotische den Farbenteppich der Wanddekoration. Ersetzte man vielfach das Fresko durch den leuchtenden Farbenteppich der bunten Fenster — eine der geschmackvollsten Schöpfungen des Menschengeistes —, so trat doch das Bedürfnis nach farbiger Wanddekoration in den Innenwänden des Chorschiffes, in der Rundung der Apsis zutage. In der Capella palatina zu Palermo, in der Klosterkirche zu Monreale, in San Vitale zu Ravenna und in der Markuskirche zu Venedig löste man die Wandfläche in Mosaiken auf. Ganz im gleichen Bestreben schuf man in den thüringischen Klöstern die Halberstädter und Quedlinburger Teppiche.

Es ist anzunehmen, daß die Teppiche der karolingischen Epoche auch in dem eigentümlichen karolingischen Kunststil ausgeführt waren, der uns leider nur in einigen sel-

Digitized by Google

tenen Miniaturen erhalten blieb. Die Kunstart, zum Teil durchaus noch unter antikem Einfluß, schwankt zwischen dem Bestreben, leidenschaftliche Bewegungen auszudrücken und doch eine gewisse christlich-kirchliche Würde in der Haltung zu betonen. Es ist ein künstlerischer Kompromiß zwischen antiker Bewegungsfreiheit und buddhistischer Götterstilistik, die wir später ganz und gar zu einer christlichen Kunst übernommen haben. Selbst die dicken Buddhabäuche sind der karolingischen Kunst noch eigen.

Die ältesten noch existierenden Bilderteppiche sind jedenfalls die Halberstädter, und ihr Besitz erregt den Neid anderer Kulturstaaten. Sie sind ganz in dem Stil der Mosaiken gehalten, dem herrschenden romanischen, und erst nach und nach hat der schöpferische Geist der deutschen Stämme dem Bilderteppich seinen eigenen Stil zu geben verstanden. Die gewaltigen Teppiche von Halberstadt decken die inneren Seitenwände des Hochchors im Halberstädter Dom, und trotz aller Stürme des Jahrtausends sind sie auf das beste erhalten. Der Sage nach soll der Bischof Konrad von Krosigk, der Kreuzfahrer, die beiden Teppiche gestiftet haben. Vielleicht sind es Klosterarbeiten, unter Leitung der Quedlinburger Fürstäbtissinnen hergestellt. Daß sie, wie vielfach behauptet, palermitanische Arbeiten sind, ist gar nicht wahrscheinlich. In Palermo war eine große Schule und Werkstatt für kunstvolle Stickereien und Seidengewebe, Wirkteppiche aber sind weder vorher noch später nachweislich dort gefertigt worden, und es ist nicht anzunehmen, daß zwei so prachtvolle Stücke, ganz auf der Höhe der weiter nur in fränkischen Stämmen geübten Kunstart, plötzlich ohne jahrhundertelange Entwickelung und Anpassung an das Material, seine Grenzen und seine Möglichkeiten, in Palermo ausgeführt sein könnten.

Die gewaltige Fläche der beiden Teppiche zeigt einmal die Geschichte Isaaks, das andere Mal Christus mit den zwölf Aposteln. Daß sie keine Heiligengeschichten enthielten wie andere, hat sie jedenfalls die Reformation überleben lassen.

Die Christustapete zeigt den Heiland auf dem Regenbogen sitzend. Die Gestalt ist ganz buddhistisch, mit erhobenem Lehrfinger und dem orientalischen Schnurrbart. Die Tapete könnte auch, im Hinblick auf die Stilisierung der Gestalten und die Wahl der Farben, ein Mosaik sein. Der Künstler, der sie schuf, hat noch fast gar nicht die Gesamtwirkung des Farbenteppichs im Auge gehabt, die ein wesentliches Stilmoment späterer Zeit geworden ist.

Fast gleichzeitig mit diesen romanisch-byzantinischen Motiven begann sich der fränkisch-gotische Stil zu entwickeln und für den Bilderteppich eine besondere, ganz eigenartige Kunstsprache zu schaffen. Der Hintergrund wurde in reichem Blattwerk aufgelöst, weiche Farben, eine bewußte Harmonie der Töne, fließende Gewänder, lange, schlanke, unkörperhafte Gestalten, eine linienfrohe Ornamentik zeichnen die Teppiche aus, die schon im dreizehnten Jahrhundert und später in Franken entstanden sind. Rührend ist die tiefe Innerlichkeit der Motive, der feine poetische Sinn, der hier nach einem stilvollen Ausdruck sucht. Ihre Blütezeit erlebten diese gotischen Teppiche im fünfzehnten Jahrhundert. Man kann wohl sagen, daß diese Epoche des Bilderteppichs die einzige gewesen ist, die wirklich den Stil des Bilderteppichs erkannt und ausgeprägt hat. Merkwürdigerweise haben die nordischen Künstler nicht diesen alten gotischen Stil zu beleben gesucht, sondern sich auf das gedrängte Farbenmosaik berufen, das wir gewohnt sind, byzantinisch oder romanisch zu nennen. Oder man ist auf die reife niederländische Kunstweise zurückgegangen. Beide aber sind tatsächlich mehr reflektorische Wiedergaben der Zeitkunst, der Mosaiken und Fresken, ja der Gemälde. Wenn man auch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein den Bilderteppich ganz als Flächendekoration behandelte und möglichst im Rahmen der Fläche zu wirken suchte, ja den Hintergrund dementsprechend stilisierte, so blieb man doch in dem Erkennen des textilen Wertes, der stofflichen Effekte und ihrer Schönheitsmöglichkeiten hinter dem zurück, was der gotische Teppich verstanden und erreicht hatte. Diese Teppiche sind im ganzen selten, ihr Wert ist im Kunsthandel mehr ein antiquarischer als ein künstlerischer, da man ihre hohe künstlerische Reife noch nicht erkannt hat. Ganz auf die

Digitized by Google

Wirkung der Stoffeffekte beschränkt, ganz nur ein bunter Teppich, schöpfen doch diese gotischen Teppiche alle feine Sinnigkeit und alle Farbenharmonie aus, die irgend mit diesen Mitteln möglich ist. Vielfach „deutsche Teppiche" genannt, sind sie die Schätze der deutschen und französischen Städtemuseen, Kirchen und Privatsammler. Liebespaare, Spruchbänder tragend, schlanke Gestalten in fließenden, faltigen Gewändern vor grünem von Paris. Einen ganzen Saal dieses altertümlichen Schlosses, das ein Museum wurde, schmücken sie. Durch die großen Fenster schimmert das Grün der Bäume vom Park am Place St. Michel, und durch das Gemach spinnen sich die bunten Farben des Teppichs. Sie locken und wispern und erzählen uns ein Märchen vom Einhorn und von der Königstochter, ein Märchen, dessen Text uns lange verloren ging. Wer deutet

Das Einhorn. (Cluny, Paris.)

Blattwerk, Hirsche und Eichhörner, Rittergestalten und Frauenköpfe, das waren die üblichen Darstellungen. Dazwischen ein Pelikan, die Jungen mit seinem Blute nährend, nach der Sage das Sinnbild christlicher Nächstenliebe, das Kaninchen, die Taube, alte heidnische Symbole, die das Christentum übernahm. Das Clunymuseum in Paris besitzt einen solchen Bilderteppich mit Liebespaaren in gotischer Tracht, die Liebessprüche auf den Spruchbändern sind in deutscher Sprache und deutschen Bildern Auszüge jener alten Satzungen und Sprüche, die in den Minnegerichten des Mittelalters den schönen Richterinnen über die Sitte ihrer Zeit Handhabe und Kodex waren. Das schönste sind wohl die sechs Bilderteppiche La Licorne (das Einhorn) im Clunymuseum die Bilderreihe, die so still, so gar nicht dramatisch und doch wie ein tief empfundenes Erlebnis vor uns hängt? Ebenbürtig der Farbenharmonie und dem Linienrhythmus, der den Kölner Dom schuf, der die Sainte Chapelle in Paris schmückte, ist die Farbenharmonie und der Aufbau dieser Teppiche. Der Teppichgrund ist purpurrot. Auf ihm stehen gleichsam leuchtend die Gestalten: das weiße Einhorn und die schlanken Mädchen. Grüne Laubarabesken durchbrechen das Rot. Auch die Prinzessin trägt zuweilen ein rotes Gewand, heller als der Grund. Und meisterhaft im Ton ist es, wie dies Gewand auf dem roten Grund steht und ihn gleichsam auslöst und umtönt in die hellsten Töne der Faltenbrüche. Diese meisterhafte Gewandbehandlung, die hier dokumen-

Digitized by Google

Aufbahrung des heiligen Etienne. Arrasteppich. (Cluny, Paris.)

tiert ist, diese intimste Ausarbeitung aller Stoffreize im Faltenwurf des Frauenrockes ist damit scheinbar festgelegt und bleibt nun weiter als ein höchst beachtenswertes Schönheitsmoment im Bilderteppich stehen, ja wird schließlich zur Manier, die um der Flächendarstellung willen eben Falten darstellt. Hier ist freilich noch alles ganz und eins: die Komposition, die Darstellung, der Teppich der Farben und die zarte, innere Liebe, die hier so ganz sinngemäß versinnlichte. Über die Geschichte dieser Teppiche ist wenig noch bekannt. Man glaubt, daß sie aus den Teppichwerkstätten von Aubusson stammen. In das Clunymuseum kamen sie aus dem Schlosse von Boussac. Neuerdings hat eine reiche Engländerin diese Tapeten kopieren lassen. Die Reproduktion nahm elf Arbeitsjahre in Anspruch und kostete 400000 Franken.

In dem Museum der Gobelins finden wir auch zum erstenmal den Namen eines Teppichkünstlers überliefert, eines Zeitgenossen und Schülers van Eycks, des Flandern Legs Albert Gonseil. Zwei Teppiche der Jungfrau Maria, die Gonseil zugeschrieben werden, besitzt der Geschenksaal dieses so kleinen und so interessanten Museums. Die beiden Werke, die Anbetung der Könige und die Verkündigung darstellend, sind ganz im Stile der Malerei jener Zeit gehalten, das letztere sogar in engster Anlehnung an das berühmte Bild van Eycks, mit reich gedrängten Gestalten und einer schon ganz ausgeprägten Landschaft. Den Märchenzauber des alten Gotenteppichs haben wir damit verlassen und verloren.

Arras, die Zentrale der Teppichwirkerei, wurde eine mächtige und reiche Stadt durch diesen blühenden Kunstzweig und rief damit den Neid der französischen Könige wach. Das Wirtschaftsprinzip, alles im eigenen Lande zu produzieren, ließ die französischen Könige wünschen, daß die teuren Teppiche, die man nun einmal unbedingt brauchte, in eigenen Ateliers hergestellt würden, und daß die großen Summen für flandrische Rechnungen aus den königlichen Hausinventaren schwanden.

Also belagerte Ludwig XI. von Frankreich eines schönen Tages im Jahre 1479 die flandrische Stadt Arras, eroberte sie und verbannte alle flandrischen Teppichwirker nach Paris, Rouen und Tours, wo er sie unter günstigen Bedingungen ansiedelte mit dem Befehl, die Teppichwirkerei hier und dort einzuführen. Diese königliche Kunstpflege bekam der Kunst nicht sehr gut, die Kunst von Arras war in ihrer Blüte geknickt. Auch später, als Arras eine französische Stadt geworden war und die Regierung sich Mühe gab, die Kunst der Arazzi in Arras selbst neu zu beleben, ließ sich dieser Einbruch nicht wieder gutmachen. Die Verwüstungen von Belagerung, Brand und Plünderung hatten die schönsten alten Vorbilder zerstört und verstreut und die Künstler, die nur im Zusammenwirken stark gewesen waren, getrennt.

Digitized by Google

Oudry: Die Jagden des Königs. (Bargello in Florenz.)

Zu Becker Bilderteppiche. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Eine Bilderreihe echter Arrazzi aus dem fünfzehnten Jahrhundert im Clunymuseum zu Paris steht künstlerisch unter früheren Werken, besonders in bezug auf den Farbenteppich, während die Zeichnung schon jenen Übergang bekundet, der in der Folge den flämischen Teppich charakterisieren sollte. Die Bilderreihe, aus dem Hotel Dieu von Auxer hierher geführt, besteht aus neun Teppichen mit achtzehn Szenen aus dem Leben des heiligen Etienne. Die starke realistische Kraft der flämischen Kunst hat hier eine Charakteristik erreicht, die im scharfen Gegensatz zu der Einhornprinzessin steht. Den Hintergrund bildet eine Landschaft, und der gotische Blumen- und Blattgrund beschränkt sich auf eine rahmenartige Umgrenzung der Szenen. Jede einzelne Szene ist durch die Farbwerte plastisch gehalten, und in diesem Sinne ist an der gotischen Tradition, die Mittelperson durch eine besondere Farbe hervorzuheben und nach ihr das übrige abzustimmen, wenn auch nicht mit altgotischer Subtilität, festgehalten. In dem Teppich zum Beispiel, der St. Etienne auf der Bahre zeigt, sind die hellroten Purpurgewänder der knienden Prälaten wie ein leuchtender Flammenkranz um das Goldbrokatgewand des Toten gebaut — eine malerische Wirkung von ungeheurer Wucht.

Das romantische Leben des Königs David war so recht dazu angetan, Stoff für einen Bilderzyklus zu geben, der von vornherein eine Romanillustration im eigentlichsten Sinne war. Und es scheint, als hätten die Romane der Bibel auf diese Weise mehrfache Illustrationen gefunden. Der prächtige Davidzyklus des Cluny ist ganz im Renaissancestil gehalten, ohne noch voll die Bewegungsfreiheit späterer Entwürfe erlangt zu haben. Noch hält man sich an die Gebote der flächenhaften Darstellung, ohne aber darum auf einen so ungeheuren Reichtum der Szenen zu verzichten. Im Bilde des biblischen Königs zeigte man vielmehr den Haushalt der eigenen Fürsten und ihre Pracht.

Aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind uns in Lille dann wieder noch einige Akten erhalten, die die Namen der Wirkerfamilien nennen, deren Kunst, von Vätern und Söhnen gleichermaßen geübt, von Generation zu Generation fortgepflanzt

König David. Brüsseler Arbeit. (Cluny, Paris.)

Digitized by Google

wurde. Es sind die flämischen Familien der Guilkelberghe, der d'Audenarde, der van Jaspart und van Caenehhem, für die Rubens und Cornelius Schut Kartons entwarfen. Zu gleicher Zeit lebten die Tournais in Brüssel, die Schoevaerts in Antwerpen. Kaiser Karl V. nahm sich noch besonders der Pflege der flandrischen Teppichwirkerei an und machte viele große Bestellungen. Was unter ihm und Philipp II. geschaffen wurde, bildet heute die so ungeheure Sammlung der spanischen Krone, die auf der Pariser Weltausstellung 1900 den Palast Spaniens an der Seine schmückte. Durch Margarete von Österreichs Fürsorge sind noch die vier schönen Teppiche Johannes des Täufers, die zwei Passionsteppiche und vier Teppiche, „die vier sittlichen Werte in protestantischem Sinne“ darstellend, nach Madrid gekommen. So ging Brüssel, Arras, Brügge, Brabant und Lille, den eigentlichen Quellen dieser Kunst, das Geschaffene selbst aus den Händen, und man hatte selbst in Brüssel die größten Schwierigkeiten, eine würdige Museumssammlung zustande zu bringen. Von Arras hören wir im achtzehnten Jahrhundert zum letztenmal etwas, und Lille, das im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eine flämische Kolonie war, wurde durch Ludwig XV. eine staatliche Manufaktur. Mit den letzten großen Namen Conmontaigne und Etienne Degrolle erlosch der Glanz der flämischen Wandteppiche hier. Lilles schönste Werke sind die Teppiche der Halle von Chevinale gewesen, die der Herzog von Burgund mit einem Vermögen bezahlte.

Mit dem fünfzehnten Jahrhundert scheint eine neue Epoche für den Bilderteppich zu beginnen. Können wir schon einige Teppiche flandrischer Arbeit auf Entwürfe von Hans Memling, van der Weyden, van Eyck mit ziemlicher Sicherheit zurückführen, so treten mehr und mehr genaue Daten über die Mitarbeiterschaft der ersten Künstler auf. Leider verliert der Teppich trotzdem etwas dabei: seinen intimen Reiz, den feinen Schein, den die Millionen feiner Flimmerhärchen aus Wolle und Seide über dem Gewebe geben; den Zauber der warmen Stoffarben an sich schätzt man nicht mehr genug, man will ein Bild, ein Fresko verwirklichen, und so sucht man nach neuen Farben. Die alte Farbenskala der echten Wollfarben hat sich damals, teils unter dem Einfluß neuer, durch Amerika eingeführter Farben, teils unter der scheinbaren Bereicherung der Skala auf chemischem Wege, unendlich vergrößert, aber nicht verbessert, da die Folgezeit lehrte, daß wir eben nur sechs echte Wollfarben haben, die in nur vier Schattierungen erscheinen, so daß außer dem früher viel verwendeten cyprischen Gold, dessen Rezept verloren ist, vierundzwanzig verschiedene Farben auf der Palette des Bildwirkers sind. Diese Erkenntnis blieb aber erst dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten, und so kommt es, daß uns die herrlichste Blütezeit des Wandteppichs fast ausschließlich verblichene Zeugen hinterlassen hat, die wenig mehr von der glühenden Pracht ihrer Jugendtage erzählen können. Heute nimmt auch die französische Staatsmanufaktur nur diese sechs Farben in vier Schattierungen, während sie gerade in der Vielfarbigkeit und in der Feinheit der Schattierungen ihrer grauen Töne lange ihren höchsten Ehrgeiz fand. Seit einer ihrer Direktoren vor etwa fünfzehn Jahren auf den so außerordentlich genialen Einfall kam, sich eines der alten Meisterwerke, die da grau in grau hingen und die grau in grau kopiert werden sollten, von links anzusehen, hat man erkannt, daß dieses historische Grau einfach Schmutz ist, und daß die Bilderteppiche aller großen Kunstepochen so farbig, so leuchtend und frisch wie möglich waren. Dieser Erkenntnis entspricht eine Art Renaissance des Bilderteppichs in einer Zeit, da man ihn nicht mehr für Prozessionsstraßen, Turnierplätze und Gemäuer braucht.

Von dem Teppich, dessen Karton Lionardo da Vinci für die flandrischen Weber entwarf, fehlt leider jede weitere Spur. Der Besteller des Kartons war der König von Portugal. Die Bildwirkerei stellte den Sündenfall dar, und Lionardo hatte besonders in der Behandlung der Landschaft, in der feinsten Stilisierung der Pflanzen Hervorragendes geleistet. Vasari lobt die Tiere auf dem Teppiche; beides, Karton und Teppich, scheint Vasari gesehen zu haben, er erwähnt, daß dieser Entwurf das Höchste an seiner Ausführung verlangt. Besser ging

Digitized by Google

es den Werken der anderen großen Maler der Renaissance. Von Raffael sind nicht nur die Kopien seiner Kartons für Leo X. erhalten, sondern noch einige andere lassen sich auf seine Entwürfe zurückführen. So eine schmale Tapete im Museum der Gobelins in Paris, Übergang über den Ponte Molle, eine wilde Schlachtszene und die Hochzeit Alexanders mit Roxane. Allerdings ist hier nur die Nachbildung des Entwurfes durch Coypel erhalten und hat eine kleine Geschichte. Der prachtvolle, stolze Entwurf „Alexander tritt vor Roxanes Lager" verletzte Madame de Maintenons fein entwickeltes Schamgefühl, und auf königlichen Befehl wurde die Gruppe zwar nicht verändert, aber die Gestalten wurden durch den Hofmaler Coypel bekleidet. Natürlich so recht mit dem Firlefanz der Heraldik Ludwigs XIV. Und so durfte denn der nach dem bekleideten Karton ausgeführte Teppich in die Gemächer der Madame de Maintenon. Molière hat dieser Geschichte in seinem „Misanthropen" ein lustiges Denkmal gesetzt:

In Bildern läßt die Nacktheit sie bekleiden,
Doch zeigt sie Liebe für die Wirklichkeiten.

Die Zerstörung von Arras, die Kämpfe der Niederlande, nicht zuletzt die Gunst der anderen Herrscher und die Verbindung mit den Künstlern ließ die Wirker von Arras aber immer mehr und mehr den Wanderstab ergreifen. Correggio in Urbino, der für Arras Kartons zeichnete, hat auch schon 1427 für einen venezianischen Meister die Patrone entworfen. In Florenz wurde die Bildwirkerei 1455 durch Papst Niccolo V. eingeführt und gelangte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts unter der Pflege des Herzogs Cosimo I. von Medici zur größten Blüte. Florenz ist noch heute die an alten Bilderteppichen reichste Stadt. Großherzog Cosimo von Medici berief die in Ferrara berühmten Weber Nicolaus

Grablegung. (Museum, Brüssel.)

Carcher und Johann Rost nach Florenz als Lehrer für die florentinischen Wirker. Nach dem Untergang der kunstsinnigen Kaufmannsfamilie von Florenz, deren Söhne den Herzogsmantel trugen, wurde die Pflege der Bilderteppiche hier ganz vernachlässigt. Als Gian Castini di Medici 1737 starb, wurde die von den Medicis gegründete Manufaktur geschlossen. Der Raub der Proserpina Berninis war ihr letztes Kunstwerk. Viel Schönes war daraus hervorgegangen. Die Meister Guaspari di Bartolomeo und Papini webten 1591 bis 1609 nach Kartons von Alessandro Allori ein Prachtwerk: „Christus wäscht den Aposteln die Füße", und nach Kartons von Lodovico Cardi „Christus vor Herodes". Zu Anfang

Jean Paul Laurens: Die Berufung der Jeanne d'Arc. (Im Vatikan.)

des achtzehnten Jahrhunderts, als Bronconi das Haupt der Florentiner Weberei war, entstanden die berühmten Teppiche von Bernini und Demügott, die vier Weltteile, und Pietro Fevere webte 1665 die Pieta nach einem Karton Michelangelos. Giovanni Audran wanderte nach Frankreich aus und webte 1737 bis 1740 in Paris nach Kartons von de Troy die Geschichte Esthers fertig, die in Florenz begonnen war. Doch sind diese Teppiche später zum Teil wieder in florentinischen Besitz gelangt, sie hängen heute im Bargello.

Bronconi wirkte weiter nach Kartons von Lorenzo del Moro einen oder zwei Bilderteppiche: „Erde und Luft“ und begann den Zyklus von vier Teppichen, die vier Elemente, doch blieb es Le Brun vorbehalten, diesen Zyklus in Paris zu vollenden. Eine Bilderreihe aus der römischen und israelitischen Geschichte, teils in Florenz, teils in Flandern gewirkt, Kriegsszenen nach Entwürfen von Giulio Romano und David Teniers, besitzt heute der Graf Giuseppe Archinto in Mailand.

Wie das Wort Arrazzi lange Zeit ausschließlich jeden Bilderteppich bezeichnete, so ist fast bis in unsere Tage der Name Gobelin, zum großen Teil wohl auf Grund der Reklame, die seit Ludwigs XIV. Regierung von Frankreich aus für alle französische Kunst gemacht wurde, der übliche Ausdruck für den Bilderteppich in Deutschland.

Sehr zu Unrecht, muß man sagen.

Freilich sind die Bilderteppiche noch heute die Ruhmestitel der französischen Kunst, und die Grande Nation macht es sich zur Pflicht, „à la gloire de France“ ein Institut weiterzupflegen, das ihre Könige aus Nützlichkeits- und Sparsamkeitsgründen aufbauten, und dadurch, daß einst wie noch heute die gallische Zunge, unfähig, sich einer fremden Sprache anzupassen, die Namen ihrer Künstler übersetzte, sind freilich wohl die Irrtümer entstanden, die hier eine national-französische Kunst erwarten. Jean Gobelin, der Gründer der Manufaktur an der Bièvre, war der Sohn einer holländischen Weberfamilie, die sich im fünfzehnten Jahrhundert in der Faubourg St. Marcel an der Bièvre ansiedelte und bald durch die sonderliche Feinheit ihrer Teppichfarben berühmt wurde. Noch heute nennt man die Bièvre, ein kleines Nebenflüßchen der Seine, die eigentliche Spenderin dieser schönen Farben durch die eigentümlichen Talente ihres Wassers. Später, als die Gobelins reich genug waren und sich mehr den Ratssitzungen der Stadt Paris als den Webstühlen widmeten, verkauften sie der französischen Krone ihr ganzes, schon recht großes Etablissement, das einem Stadtviertel von Paris seinen Namen gegeben. Bis auf ein Haus, das 1870 in Brand geschossen wurde, ist alles noch heute erhalten, der schöne Aufbau der Gobelins aber wird dem Besucher heute nicht mehr

Digitized by Google

klar, da man nicht mehr durch das Hauptportal, sondern durch ein Hintertürchen hineinkommt und auch ängstlich bewacht wird, daß nur das später hinzugebaute Museum — ein wahrer Stall — dem Besucher zu Gesicht kommt und keiner die Kunst von Frankreich abguckt. Dieser Besucher sind übrigens mehr als dreißigtausend im Jahre.

Ganz historisch aber sind die Gobelins noch heute, und die einzelnen Künstler sitzen mit dem Hochgefühl am Stuhl: hier wirkte einst Jean Delacroix! hier Gilles Gobelin! hier Dupont!

Die meisten wohnen selbst in den Gartenpavillons der Anstalt, und manch eine Familie ist durch viele Generationen nicht aus dem Umkreis der steinernen Mauern gezogen. Die Wirker benutzten durchgängig die Kartons, mit denen van Eyck, Raffael, Giulio Romano, van Orley, Teniers und Rubens die Kunst nach und nach versorgt hatten. Dabei kann man sich das Verhältnis zwischen Künstler und Wirker wie zwischen Schauspieler und Dichter oder Dichter und Rezitator vorstellen. Einen Musterschutz gab es nicht, und der Mangel eines Originalkartons wurde durch eine freiere Umbildung oder Nachbildung ersetzt. So erklären sich die gerade in den Gobelins so zahlreich entstandenen Barockteppiche „nach Raffael".

Besonders schön und prachtvoll erhalten sind die sogenannten Verduren, die, fast immer ohne Figuren oder aber doch die Figuren als Beiwerk behandelnd, eine ideale Baumlandschaft zeigen. Sie vor allem sind gut erhalten, da das Grün sehr echt zu sein scheint, und voller Stimmung. Sie scheinen im sechzehnten Jahrhundert in Brüssel aufgekommen zu sein und haben sich lange gehalten, durch ihre ruhige Farbeneinheit und die Stille der Darstellung, ein ganz eigenartiges Schmuckstück der Gemächer. Das Meisterstück unter den Verduren war das „Konzert", das in Paris aufbewahrt wird, dessen Künstlername aber leider nicht erhalten blieb. Noël Coypel und andere Künstler des siebzehnten Jahrhunderts haben dann, durch die Wirkung des stimmungsvollen Waldhintergrundes glücklich belehrt, hier vieles nachgeahmt. So Desportes, der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Leiter der Pariser Manufaktur war, in Les Indes, einem Zyklus schöner phantastischer Bilderteppiche, die die Wunder des Märchenlandes Indien und seiner Bewohner erzählen. So Simon Vouet in Elias' Himmelfahrt und dem prächtigen Opfer Abrahams, so Oudry in seinen sehr geschmackvollen Jagden Ludwigs XV.

Die schönsten erhaltenen Stücke von Fontainebleau dürften die „Flora" und der „Tod Joabs" sein, letzteres, eine prächtige Renaissancetapete auf rotem Grunde, wird dem Maler A. du Cerceau zugeschrieben.

M. J. Blanc: Die Zeichen der Republik. (Elysée, Paris.)

Digitized by Google

Die für die ganze französische Kunst später so verhängnisvolle Neigung der politischen Verherrlichung hat auch damals schon böse Geschmacklosigkeiten und völlig unkünstlerische Bilderteppiche hervorgebracht, wie etwa die in Brügge für Ludwig XI. ausgeführte Riesentapete einer Belagerung von Böle und Salins oder die Schlacht von Jarnac, eine französische Arbeit, die schon ganz den Stil zeigt, den die Ruhmesgalerie von Versailles dann bis zur Unerträglichkeit ausgebildet hat.

In den Ateliers von van der Planken und Comans entstanden „Die Tiquetspieler" und „Die Jagd nach dem kalydonischen Eber", wahre Prachtstücke, und Verduren nach Wouwerman.

Für die folgenden Epochen sind die Namen von drei Malern bezeichnend, die in erster Linie für die Manufaktur zu arbeiten hatten und unbedingt die fruchtbarsten waren. Es sind dies Noël Coypel und Le Brun und später Boucher.

Coypels bestes Stück ist der Tanz der Nymphen, der fast an Bouchers Kunst heranreicht, köstliche Tänzerinnen im Walde. Entzückend ist die Behandlung des Nackten in den Gestalten, aufs feinste gestimmt sind die Zeichnung und die Wahl der Farben. Auch seine „Ländliche Musik", sein „Triumph der Götter", beides langausgesponnene Zyklen von Teppichen, sind eigenartige Werke. Seine Haupttätigkeit aber entfaltete Coypel in der Ausbeutung Raffaelscher Kartons nach dem Stil des Hofes von Versailles. Teils übernahm er selbst diese Umwertung, teils suchte er Schüler des Meisters aufzuspüren und Guilio Romano zu kopieren. Von diesem scheint man auch eine Reihe von Kartons tatsächlich besessen zu haben, wie die erhaltenen Kartons im Louvre schließen lassen. Seine „Früchte des Krieges" tragen ganz die Handschrift des Meisters, indessen die Teppiche „Tanz" und „Musik" wohl nur auf seine Schüler zurückgehen.

Die Vollendung aller Feinheit, Zartheit und Eigenart, die die eminente Schulung und die jahrhundertelange Pflege der Manufaktur und ihrer Meister erreichen konnte, ließ sie endlich Bouchers Kunst voll verstehen und aufnehmen. Ehe noch der Maler Boucher neben zum Teil späteren Künstlern wie Horace Vernet, Guérin und Gros beachtet wurde, waren schon zahlreiche Meisterwerke nach seinen Entwürfen und Skizzen in den Gobelins gefertigt worden. Boucher ist der eigentliche Künstler des französischen Gobelins, wie er ja auch einer der nationalfranzösischen Maler nach seiner Art zu sehen und zu gestalten ist. In dem Kopieren seiner Bilder — er malte der Manufaktur dekorative Gemälde als Vorlagen, keine Kartons — hat die französische Gobelinkunst sich zur höchsten Feinheit, zur äußersten Möglichkeit entwickelt. Er wählte ländliche Szenen, Tänze, nannte nackte Liebespaare im Walde Götter, schwelgte in Blumen und Amoretten und ließ einen wahren Reigen der Lebenslust an den Wänden hingaukeln.

Natürlich hat ein Mann wie Napoleon diese Kunst so wenig verstanden wie sonst irgend etwas von den zartsinnigen Lebensäußerungen des Volkes, das er beherrschte. Wäre die Nation an sich nicht so stolz auf ihre Gobelins gewesen, die Herrscher des letzten Jahrhunderts hätten das Institut nicht erhalten. Ist auch die eigentliche Kunstanstalt, die mehr ein vielseitiges kunstgewerbliches Atelier im heutigen Sinne war, nicht mehr vorhanden, so besitzt die Manufaktur noch ihre Wirkmeister und Zeichenschule wie ihr den Fabriken des Landes offenstehendes Laboratorium, und sichert so, ganz in dem Sinne, den Ludwigs XIV. Politik auszeichnete, damit erhebliche Stützpunkte für die textile Fabrikation des Landes, die ja wohl auch sein stärkster Exportartikel ist. Man hat in den letzten Jahren, nachdem bisher im alten Sinne weitergearbeitet wurde, mit Teppichen nach sezessionistischen Motiven begonnen und schon zahlreiche Werke moderner Meister nachgebildet.

Diese Strömung verdanken wir Kopenhagen mit seinen Meistern und Meisterwerken jüngsten Datums wie Gerhard Munthes „Die drei Brüder verzaubert in Hirsch, Vogel und Fisch" und „Die drei Töchter des Nordens" und „König Sigurds Reise nach Jerusalem", Frida Hansens „Die klugen und die törichten Jungfrauen" und „Tanz der Salome", denen Frankreich rasch mit Werken wie „Mittelalterliches Turnier" von Jean Paul Laurens, „Die Geschichte der Jeanne d'Arc" von Puvis de Chavannes

Digitized by Google

und Jean Paul Laurens und dem „Rolandlied“ von Grasset folgte. In St. Louis zur Ausstellung kam der prächtige Teppich von Rochegrosse: „Die Erschließung Afrikas“, während dagegen auch in dem alten Repräsentationsstil weitergeschaffen wird. So in dem gleichfalls in St. Louis ausgestellt gewesenen Stück „Die Zeichen Frankreichs“ von M. J. Blanc (für das Elysee bestimmt), so in einer Reihe anderer Wappen, Zeichen und Symbolteppiche.

In Deutschland war Lauingen in der Pfalz noch im sechzehnten Jahrhundert eine Teppichwirkerei, die leider nach dem Tode des Pfalzgrafen Otto Heinrich von Neuburg ihre Stütze verlor. Der Große Kurfürst nahm später die Kunst in seinen Schutz, subventionierte eine Manufaktur in Berlin, die der aus Aubusson eingewanderte Hugenotte Pierre Mercier und später Charles Vigne leitete. In diesen Werkstätten waren 1736 noch zweihundertfünfzig Weber beschäftigt. Friedrich der Große, der die Manufaktur noch mit allen Kräften zu stützen suchte, mußte dann zu seinem größten Schmerz erleben, daß der veränderte Zeitgeschmack, daß Papiertapeten und bedruckte Stoffe die edle Kunst besiegten. Aus diesem Atelier wie einigen kleinen Ateliers der deutschen Fürsten entstammen die zahlreichen, prächtigen Bilderteppiche, die man noch heute in den Edelsitzen von Sachsen und Brandenburg, Schlesien und Hannover findet, und die durch die niederländische Kraft der Darstellung, wie durch die Frische und Natürlichkeit der Motive frappieren.

Die so verloren gegangene deutsche Kunst wieder zu retten, versuchten einige Künstler, Eckmann, Mohrbutter und andere, indem sie in Schleswig-Holstein eine Art Bauernkunst mit primitivster Technik begründeten. Leider mit wenig Erfolg. Die allzu rustikale Manier wurde selbst den naivsten Entwürfen nicht gerecht. Nur wenige Stücke, wie Eckmanns Schwanenteppich, hielten Stimmung.

Dagegen hat mit schönem Erfolg, freilich mit staatlicher Unterstützung, die seit 1879 in Berlin bestehende Bilderteppichmanufaktur von Wilhelm Ziesch die neuen Bahnen betreten. Hier scheint eine neue deutsche Kunststätte aufgetan zu sein. Neben einer ausgezeichneten Konservierungsanstalt besitzt Ziesch eigene Webstühle, an denen kunstgeübte Mädchen, wie vielfach in Schweden, arbeiten.

Julius Jürß: Auszug der Dortmunder zur Zerstörung der Ravensburg. (Rathaus, Dortmund.)

In Paris hat schon vor langer Zeit der Rat der Stadt diese Arbeit, als den Frauen nicht gesund, verboten. Sie sind dort nur

Digitized by Google

in den Ausbesserungssälen und als Farbensortiererinnen beschäftigt.

Aus den Ateliers von Ziesch gingen im Laufe der Jahre prächtige Kopien von Boucher nach Teppichen, die der deutsche Kaiser besitzt, dekorative Bilderteppiche nach Entwürfen des Malers Konrad Ajtfalk, des künstlerischen Leiters der Manufaktur, hervor.

Das war das Debüt der Manufaktur auf der Weltausstellung 1900 in Paris. Die Weltausstellung in St. Louis enthielt zwei deutsche Teppiche, die bei Ziesch für das alte Rathaus in Dortmund nach Kartons von Julius Jürß gewirkt sind und einer aus vier Stücken bestehenden Serie von Begebenheiten aus der Geschichte der Stadt Dortmund entstammen. „Die Kaiserin Elisabeth auf dem Feste im Rathause zu Dortmund 1378" und „Auszug der Dortmunder zur Zerstörung der Ravensburg in der großen Fehde 1388". Weiter sind als der Manufaktur entstammend Teppiche nach Gemälden von Philips Wouwerman und Karl Dujardin und zwei große Pilasterstreifen mit Früchten und Blumen nach den Originalen von Viviani im Palazzo ducale in Mailand, moderne Teppiche nach Entwürfen von Ewald, Kips und Koch zu nennen. Die schönen Entwürfe Paul Bürcks sind wie die Leistikows und Christiansens in den Kopenhagener Werkstätten ausgeführt worden.

Ich habe schon einmal den Ausdruck Romanillustration gebraucht. Die Teppiche der Jeanne d'Arc wie die des Théâtre français, die auf die Szenen der ersten klassischen Dramen zurückgehen, wie die Teppiche von Munthe und Frida Hansen sind die einzigen unter den modernen Teppichen, die auf diese alte Bedeutung, die wohl auch die wesentlichste war, zurückgehen. Sonst hält man sich mehr an das, was der Bilderteppich dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war — an Genreszenen, Stimmungsbilder und Symbol- oder Emblemgruppen. Es ist ja die Frage, ob das in einem Jahrtausend germanischer Kultur und so ganz nur in dieser entstandene Kunstgebiet auch heute noch wirkliche Lebensfähigkeit hat, wo andere Fabrikwaren den Zweck des Teppichs ersetzen und das Verständnis für Wert und Schönheit dieser Bilderteppiche gerade in den Kreisen verloren gegangen ist, welche die Besteller und Pfleger der alten Kunst waren.

Gewiß aber ist das Zurückgehen auf die alte Bildbedeutung nicht ohne ernste Berechtigung. Ein Jahrtausend germanischer Kultur, germanischer Phantasie — hier und da wohl mit keltischem Geiste, mit toskanischer Glut gewürzt —, doch aber nie und nimmer nur eine Kunst „des Gobelins", wie man sich gewöhnt hat, zu glauben!

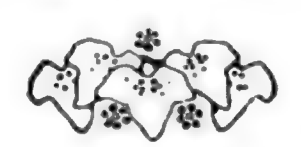
Frühling

Durch Wiesen und Felder
Gingen wir beid' —
Es standen die Wälder
Im grünen Kleid —
Aus tausend Kehlen
Jauchzte der Mai,
Und unsere Seelen
Waren dabei.

Die Sonne beglänzte
Das lachende Land —
Mit Blumen bekränzte
Dich meine Hand.
Hier über dem Hügel
In Lüften hing
Auf schimmerndem Flügel
Ein Schmetterling.

Vom Haupte des Walles
Schaut' ich zurück —
Es leuchtete alles
In Hoffnungsglück.
Wir ruhten beisammen
Im Grase aus
Und trugen die Flammen
Des Glückes nach Haus.

Paul Warncke



Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmanns dramatischer Entwurf „Elga" — Josef Kainz als König Alfonso („Jüdin von Toledo") und als Leon („Weh dem, der lügt") in seinem Berliner Gastspiel

Ein neues, in sich fertiges und bühnengerechtes Drama von Gerhart Hauptmann scheinen wir in diesem Jahre entbehren zu sollen. Der Dichter hat uns seit fünf Jahren mit seiner Fruchtbarkeit so verwöhnt, daß diese Pause schon auffällt, daß voreilige Propheten sogar schon von einem „toten Punkte" sprechen, an dem der Dichter des „Armen Heinrich" und der „Rose Bernd" angelangt sei. Und doch könnten aufrichtige Freunde ihm nichts besseres wünschen, als daß er seinem vom Pfluge allzu rastlos aufgewühlten Acker einmal eine längere Ruhezeit vergönnte, um nach der Brache eine desto vollere und edlere Frucht von ihm zu gewinnen. Aber gerade an diesen ehrlichen Freunden, die über die nächste Erntezeit hinaussehen, scheint es Hauptmann zu fehlen. Sonst hätten seine Berater einen Dichter, der in fünfzehn Jahren fünfzehn Dramen geschrieben und zur Aufführung gebracht hat, schwerlich vermocht, in dieser Spielzeit ein vor neun Jahren entstandenes dramatisches Fragment nicht nur im Druck zu veröffentlichen, sondern auch der Bühne zu übergeben. Das Theater ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr. Über wen es einmal Gewalt bekommen hat, der ist ihm tributpflichtig geworden: es verlangt seinen jährlichen Zoll von ihm, auch wenn der Dichter für sich selbst gern einmal auf die dramatischen Lorbeeren verzichten möchte.

Berlin hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, diesen Theaterwinter, der an neuen bedeutsamen Erscheinungen so arm ist wie kaum ein zweiter, der ruhigen Nachprüfung der älteren Hauptmannschen Dramatik widmen zu können. „Die Weber" wurden neu aufgeführt und zeigten uns den dramatischen Beherrscher einer im dumpfen Fron dahinkeuchenden Volksmasse, dem sich, auf diesem Gebiete sozialer Dramatik, in unserer Gegenwart kein anderer auch nur von ferne vergleichen darf; der „Biberpelz" in neuer Einrichtung und Besetzung erinnerte uns an Hauptmanns urkräftigen, gesunden und saftigen Humor; „Florian Geyer", das große historische Drama aus dem Bauernkriege, trat in neuer Bearbeitung vor uns hin und fand trotz seiner losen Technik, trotz seines Mangels an einem starken tragischen Konflikt dank seiner stilvollen Zeitschilderung und seiner markigen Charakteristik eine weit günstigere Aufnahme, als ihm bei seinem ersten Erscheinen zu Anfang 1896 beschieden gewesen war. Damit hätte sich Hauptmann, damit hätten sich auch seine leidenschaftlichsten Parteigänger gut und gerne begnügen können. Wir hätten so einen Winter der Erinnerung und der ruhigen Betrachtung seines bisherigen Schaffens gehabt, dankbar und zuversichtlich zugleich. Statt dessen nun diese Störung und Verwirrung einer Linie, die eben anfing, ihren Zickzacklauf in eine gewisse Geradheit und Ruhe auszuglätten! Statt dessen die Hervorzerrung einer Arbeit, die fast ein Jahrzehnt zurückliegt, und für die in dem Gesamtbilde der Hauptmannschen Dichtung so wenig Anknüpfung zu finden ist!

Zum Glück führt uns wenigstens die vor einigen Monaten erfolgte Neuaufführung des historischen Ritter- und Bauerndramas äußerlich in die Zeit und Stimmung von Hauptmanns Entwickelung zurück, in der auch dieses jetzt zutage getretene Fragment „Elga" entstanden ist. Der Dichter selbst gibt uns genau die Daten an: in den vier Tagen vom 31. Januar bis zum 3. Februar 1896 sind die sieben Szenen entworfen und niedergeschrieben. So lakonisch die Notiz klingt, es liegt ein bedeutungsvoller Hinweis darin. Wenige Wochen vor jenen Tagen, am 5. Januar, war der „Florian Geyer" am „Deutschen Theater" in Berlin zum erstenmal aufgeführt und von einem stürmisch bewegten Hause unzweideutig abgelehnt, ja fast verhöhnt worden. Kein

Zweifel, daß die bittere Enttäuschung und Verstimmung darüber noch anhielt, als Hauptmann an diese neue Arbeit ging; wahrscheinlich sogar, daß zwischen beiden Dichtungen innere Zusammenhänge bestehen.

Hauptmanns Vorbemerkung zu der ersten Veröffentlichung der „Elga“-Szenen verzeichnet ferner: „Der Entwurf ist durch eine Novelle von Grillparzer angeregt.“ Schon von anderer Seite ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß auch Grillparzer als Dramatiker ähnliches erlebt hat wie der Dichter des „Florian Geyer“. Nach frühen Erfolgen von der Bühne förmlich verscheucht, wollte er ein Enttäuschter bleiben und sich in eine gegen alle Illusionen wohl verschlossene Einsamkeit vor der Berührung mit der Menge zurückziehen. Von dieser Stimmung nimmt die im Jahre 1828 entstandene Grillparzersche Novelle „Das Kloster bei Sendomir“ etwas voraus: auch hier handelt es sich um das Schicksal eines durch ein schweres Erlebnis für immer Enttäuschten, eines, der nach dem jähen Zusammenbruch all seines Glückes auf Erden nie wieder glauben noch hoffen kann. Daß Hauptmann sich in jenen Tagen des Schmerzes und der Enttäuschung zu dieser Novelle hingezogen fühlen mußte, ist ohne weiteres verständlich; daß er alsbald auch begann, den Stoff, den er dort behandelt fand, in dramatische Handlung umzusetzen und zwar, wie gleich hier gesagt werden muß, peinlich genau, fast sklavisch umzusetzen, wird begreifen, wer sich aus eigener Erfahrung erinnern kann, wie gern der Mensch in solchen gedrückten Stunden eine Arbeit nur der Arbeit wegen ergreift, und wie dann manchmal sogar eine mechanische Tätigkeit lockender erscheint als jede andere, sofern sie nur Hand, Auge und Kopf gehörig beschäftigt und dem Menschen das Gefühl zurückgibt, einen Zweck, ein Ziel, eine Aufgabe zu haben.

Ein anderes noch kam vielleicht hinzu, um Hauptmann so eng mit dieser Erzählung zu verbinden. Wir wissen, mit welch leidenschaftlicher Hingebung und innigem Nachfühlen er sich bei seinen Vorstudien zum „Florian Geyer“ in die Welt des deutschen Ritters versenkt hatte. Nun fand er in der Einkleidung der Grillparzerschen Novelle gleichfalls einen deutschen Ritter, der, wenn auch nur flüchtig gezeichnet, doch Anziehung genug haben mochte, eine Phantasie zu fesseln, die noch ganz in jenen vom letzten romantischen Abendrot umwobenen Übergangszeiten zwischen Mittelalter und Neuzeit heimisch war. Freilich bekäme dieser Umstand nur Gewicht, wenn wir uns überzeugen ließen, daß nach Hauptmanns ursprünglichem Plan der Träger des eigentlichen Dramas eben jener deutsche Ritter werden sollte, dem bei Grillparzer der zum Klosterbruder gewordene polnische Edelmann sein jammervolles Geschick beim nächtlichen Kaminfeuer erzählt. Aber sehen wir näher zu, so kann dem gar nicht anders sein. Ausdrücklich bezeichnet Hauptmann selbst die Elga-Szenen als einen „Entwurf“, den er sich, so wie er sei, nur zu veröffentlichen entschließe, „weil er irgendeine Weiterbildung des vorhandenen nicht beabsichtige“. Diese „Weiterbildung“, die dem Dichter also ursprünglich doch wohl vorgeschwebt haben muß, ist aber für das Elga-Drama selber ganz undenkbar: sowohl nach Grillparzers Vorerzählung wie nach dem ganzen inneren Gefüge des Stoffes ist diese Geschichte in den fünf Szenen, die Hauptmann ihr gibt, durchaus zu Ende geführt und geschlossen, ja, für die Traumform, in die sie bei Hauptmann gekleidet ist, hat sie sogar schon einen mehr denn zu großen Umfang angenommen. Nein, die „Weiterbildung“ und damit die dramatische Vollendung des Stückes konnte einzig und allein als eine Fortführung der beiden Umrahmungsszenen gedacht sein, mit anderen Worten: von dem eigentlichen Drama, wie es Hauptmann einmal mehr oder weniger deutlich vorgeschwebt hat, haben wir jetzt nur diese beiden spärlichen Rudimente, die Begegnung des deutschen Ritters mit dem zum Mönch gewordenen polnischen Grafen im nächtlichen Kloster und sein Ausbruch am frühen Morgen, nachdem ihm der Traum das Geschick des ehemaligen Grafen in lebendigen Bildern gezeigt hat. Alles übrige, die Hauptsache, das eigentliche Schicksal des Ritters, das, wofür die Traumgesichte, die Elga-Szenen, nur die Vorahnung, die Vorausspiegelung, das Ab- oder das Gegenbild — gleichviel, was — sein sollten, alles dies müssen wir entbehren. So wenig rühmlich die Vorstellung für einen Dramatiker vom Range Hauptmanns sein mag, es bleibt uns keine andere als die: was dem Plane nach ursprünglich nur dienendes Glied und untergeordneter Teil sein sollte, ist dem Dichter unter den Händen wider Willen immer mehr und mehr angeschwollen und hat am Ende solche Gewalt über ihn gewonnen, daß er, verwirrt durch das Mißverhältnis oder unlustig, die zu üppig emporgeschossenen Triebe gehörig zu beschneiden, die Hand hat sinken lassen, wo die Fäden des eigentlichen Gewebes sich erst hätten verknüpfen sollen.

Hauptmann ist, wie schon gesagt, in seiner „Elga“ sorgsam, man möchte fast sagen unfrei den Linien seines novellistischen Vorbildes nachgegangen. In fünf, nach ihrem dramatischen Wert und Gepräge sicher erfaßten und abgewogenen Bildern führt er uns das Schicksal des polnischen Grafen Starschenski vor Augen: sein stolzes jubelndes Mannesglück, wie er es, nach langen Jahren menschenscheuer Dumpfheit und Einsamkeit, auf der Mittagshöhe seines Lebens genießt, Elga, seine schöne, heißgeliebte Frau, zur Seite, ein blühendes, lachendes Kind auf den Armen, in dem er ganz der Mutter Ebenbild sieht; seine ersten qualvollen Zweifel an der Aufrichtigkeit und Treue seines Weibes, das er doch aus dem Elend zu sich emporgezogen hat; seinen immer dräuender bis zur Gewißheit anwachsenden Verdacht, daß Elga schon Jahre hindurch mit einem Jugendgespielen, dem Vetter Oginski, der lange als verschollen gegolten, heimlich verkehrt hat, und daß das Töchterchen, das ihn „Atti, Atti“ ruft, nicht sein, sondern des fremden Mannes Kind;

Digitized by Google

dann seinen verzweifelten Entschluß, die Rache und Sühne dafür zu vollziehen; und endlich die grausige Vollstreckung des Gerichts an dem Hauptschuldigen, dem Verführer Oginski.

Die einzige tiefergreifende Abweichung Hauptmanns von dem Kern der Grillparzerschen Erzählung liegt in diesem Schluß. Hier wie dort wird Oginski von dem Grafen aufgespürt und von ihm selbst auf das Schloß vor seine Mitschuldige gebracht; während dann aber Grillparzers Starschensky, nachdem er sich durch verstecktes Forschen und Fragen von der ganzen seelischen Verlogenheit Elgas überzeugt hat, den Entführer entfliehen läßt, um endlich mit eigener Hand sein Weib zu erstechen, das, wie er eben erfahren, um des lieben Lebens willen selbst vor der Tötung ihres Kindes nicht zurückgeschreckt wäre, läßt Hauptmanns Starschenski durch die Hand eines alten, treu ergebenen Dieners den Tod an Oginski vollstrecken und stellt dann an dessen Leiche noch einmal die letzte bange Frage an die immer noch Heißgeliebte: „Liebst du Oginski nicht mehr, so bist du mir rein: dann tritt zu mir her und sei mein Weib!" Elga, bis ins Innerste der Seele verdorben, hätte sich wohl zu einem lügenhaften „Nein" entschlossen und sich ohne Besinnen in die Arme des Gatten geflüchtet, wenn nicht in diesem Augenblick der Vorhang von der Leiche des erdrosselten Oginski zurückgezogen worden wäre und das blasse Antlitz des Toten ihr entgegengestarrt hätte. Bei diesem Anblick, in einem Moment, wo all ihr Leben, all ihr Gefühl auf des Schwertes Spitze gestellt ist, kommt endlich eine blitzartige Klarheit über sie. „Als würde sie, vollkommen willenlos, von dem Toten an sich gezogen," wirft sie sich dumpfröchelnd über den Geliebten. Doch weiter bettelt der Mann um ihre Liebe, immer dringender und inniger, bald begütigend, bald flehentlich, während Elga „wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt", in Haß und Wut gegen ihn losfährt: „Rühr ihn nicht an! ... Ich hasse dich! Ich speie dich an!" Damit enden die Elga-Szenen; daß der Graf ins Kloster gegangen, wissen wir aus der Eingangsszene, die hinter dem demütigen Mönchskleide deutlich genug den ehemaligen polnischen Schlachtschitzen erkennen läßt. Aber dieser dramatische Schluß ist in seiner Abweichung von Grillparzer bezeichnend für Hauptmann. Er zeigt uns nach einem für ihn befremdlichen Schwelgen in Lyrismen und bildhaften Einzelheiten wieder den uns, ach! so wohlvertrauten Dichter des weichen Mitleids mit aller menschlichen Kreatur, denselben, der das Weberelend malte, der des armen Hannele fromme Kinderseele mit tröstlichen Himmelsträumen umwob, der dem mittelalterlichen Sänger das grenzenlose Erbarmen der keuschen Magd mit dem vom Aussatz befallenen „Armen Heinrich" nachdichtete, der selbst über eine Hanne Schäl („Fuhrmann Henschel") den Stab nicht brach, und der den betrogenen Bräutigam zu Rose Bernd das Wort sprechen ließ: „Das Mädel — was muß die gelitten han!" Nicht viel anders als dieser selbstlos vergebende schlesische Pietist vor der Gefallenen steht der stolze polnische Graf vor der Frau, die seine Liebe und sein Vertrauen so schmählich in den Schmutz getreten hat, und der er doch ohne Besinnen verzeihen würde, wenn sie nur ein einziges gutes Wort für ihn hätte.

Rudolf Rittner als Graf Starschenski in Hauptmanns „Elga".
(Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß, Berlin.)

So spannend und wirkungsvoll mancher Auftritt der „Elga"-Szenen herausgearbeitet ist, das Ganze erscheint doch, wie ersichtlich, weit eher in einem balladenhaft-lyrischen Dämmerlicht als in einem sonnenklaren Tagesschein, den das aufrechte, pflanzenartig aus dem Wurzelboden zur freien Höhe aufstrebende Drama zu seinem Wachstum braucht. Als einen „Nokturnus", als ein Nacht-

Digitized by Google

und Traumgesicht hat denn auch Hauptmann diese Dichtung ausdrücklich bezeichnet. Nur zweierlei hebt sich aus ihr zu innerer, menschlich ergreifender Wirkung heraus: das selige Sichfühlen und Sichwiegen eines aus Dumpfheit und Ein-

Irene Triesch als Elga in Hauptmanns gleichnamigem Drama.
(Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß, Berlin.)

samkeit ins Helle emporgestiegenen Mannes auf den Gipfeln menschlicher Freude und menschlichen Glückes — der erste Aufzug malt das in so glühenden Farben, wie sie nur eigenstes Erleben zu mischen versteht — und das zauberhaft-dämonische Bild einer auch in ihrer Sünde noch berückenden Frau, aus der die Lebenslust und Leidenschaft selber ihre wilde Fanfarenmusik erklingen läßt. Eine Szene zumal wird so leicht keinem, der sie einmal auf der Bühne gesehen oder sie auch nur gelesen hat, wieder aus dem Gedächtnis schwinden. Der Graf weiß um Elgas Untreue, sie ist ihm zur furchtbaren Gewißheit geworden; nun hat er den Geliebten seiner Frau aufs Schloß geholt, und in der Nacht sitzen die beiden Todfeinde, die nur eines gemeinsam haben, die Liebe zu demselben Weib, einander Auge in Auge gegenüber, Elga, mit Tod und Leben tändelnd wie ein törichtes, lachendes Kind, mitten zwischen ihnen — töricht und kindisch und doch der Preis, um den sich all dieses dreht, das Element, das in einem Atemzuge zum Leben erwecken kann und in den Tod zu stürzen vermag. In einer Vision sehen die beiden plötzlich die, die zugleich ihr höchstes Glück und ihr furchtbarstes Verhängnis ist. „Ich will euch erzählen, was ich geträumt habe," beginnt Starschenski, und in seinen Worten zittert es wie von flimmernden Schwertern, die in des anderen Brust die tödliche Stelle suchen. „Ich träumte von einem jungen Weibe. Es ist so. Ja. Das Weib war nackt, und es tanzte die ganze Nacht ... sie tanzte, tanzte, tanzte auf eine qualvolle Weise vor mir. — Nun aber gib acht: worauf tanzte das Weib? Denkt euch den Mond kalkbleich! Der kalkbleiche, geisterhaft blasse, wie vor Entsetzen blasse Mond schien über ein weites, unendlich weites, gebirgiges Land. In diesem weiten, gebirgigen Lande, das war wie ein im Sturm erstarrtes Meer, wuchs nichts, kein Halm, weder Baum noch Strauch. Es kam mir im Traume vor, als seien die Berge getürmt und die Täler gefüllt mit Menschenknochen und Menschenschädeln. Darüber tanzte das Weib." Und Oginski fällt ein: „Aber der Traum ist noch nicht zu Ende, Pan." — Starschenski: „So bring' ihn zu Ende. Erzähle du." — Oginski: „Ich kann nicht erzählen." — Elga: „Er bittet dich, und ich bitte dich: tu's!" — Oginski: „Gut, so hört: ich habe das Weib wie du gesehen, das über die Schädel tanzt. Es war schön ..." — Starschenski: „Schön, wie Elga." — Oginski: „Es war schön und war nackt —" — Starschenski: „Und ihr Leib war wie Elgas Leib." — Oginski: „Doch das Seltsamste waren die Augen an ihr. Aus ihnen hervor kam zuweilen ein Licht, das den Mond verdunkelte. Aus ihnen hervor quoll dann wieder der Tod und die Nacht. Sie hatte Augen ..." — Starschenski: „Wie Elgas Augen." — Oginski: „Die konnten, in meinem Traume, die Täler und Berge grünen machen mit einem Blick: ich meine die Augen, von denen ich sprach. Da flossen die Bäche, da singen die Birken an zu duften ..." — Starschenski: „Ja, so war's!" — Oginski: „Dann wiederum fuhr dir derselbe Blick ins Herz wie Gift." — Elga (erhebt sich, geht langsam hinaus): „Es friert mich bei euren Geschichten. Gute Nacht!" Nun Starschenski mit Oginski allein ist, erhebt er sich düster und feierlich: „Pan Oginski, ich denke, nun wollen auch wir zu Ende kommen ..." In diese Szene zwischen den dreien ist etwas von den süßen Schauern heißester Daseins- und Lebenslust und von dem eisigen Grausen des Todes gebannt, wie es nur ein Dichter vermag, der mit seherischem Blick in die Tiefen und Abgründe der Menschenseele geschaut hat, und dem die Gabe ward, zu gestalten, was er sah. Diese Szene, bei Grillparzer nicht vorgebildet, ist ganz Hauptmanns Eigentum und zugleich der Gipfel und Brennpunkt des Ganzen. In ihr erreicht die unheimlich wilde Melodie dieser Dichtung ihre Höhe, um dann mit einer jähen Dissonanz abzubrechen. Das ist Polen, fühlt man vor dieser Szene, nicht nur das Polen des Johann

Digitized by Google

Sobieski, in dem das Stück spielt, Polen überhaupt, so wie es in der Geschichte, in der Literatur, in unserer Vorstellung haftet: heiß gelebt und wild gestorben, im Fluge die Lust des Daseins erhascht, wie der Reiter sich im Galopp das Liebespfand seiner Dame vom Boden greift, und dann lachend und prunkend dem Tode in die Arme gestürzt! „Einst werd' ich Staub sein, heut aber leb' ich!"

Hauptmanns „Elga" ist ein Fragment, das uns von dem ihm zugrunde liegenden dramatischen Plane weniger verrät als mancher Torso der Weltliteratur, der weit fragmentarischer ist als dieser, und obgleich die ausgeführten, in sich geschlossenen Elga-Szenen aller Wahrscheinlichkeit nach das Herz des Werkes bilden sollten, das belebende Zentralorgan des Ganzen. Aber die Frage, wie sollte sich das eigentliche Drama entspinnen, wie sollte es verlaufen, will deshalb noch nicht zur Ruhe kommen. Die Eingangsszene, die Begegnung des deutschen Ritters im nächtlichen Kloster der Woiwodschaft Sendomir läßt darüber wenigstens Vermutungen zu. Wir fühlen mehr, als daß wir erfahren: wo sich der von langem Ritt Ermüdete zum Schlaf anschickt, als die gebückte Gestalt des Mönches mit einem Reisigbündel hereintritt, um noch ein Feuer für die Nacht anzumachen, das ist derselbe Raum in dem ehemaligen Wartturm des polnischen Schlosses, in dem sich die letzten Dinge zwischen dem Grafen und seinem treulosen Weibe zugetragen haben; auf dem altertümlichen Bett, das, hinter kohlschwarzen Vorhängen verborgen, einem Sarge ähnlicher sieht als einer Ruhestätte, lag die Leiche des erdrosselten Nebenbuhlers: der Kuttenträger selbst ist niemand anders als der polnische Graf, der ehemalige Besitzer dieser in gesegneter Fruchtbarkeit prangenden Scholle und der Gründer des Klosters. Nach einigen vergeblichen Versuchen bringt der Ritter den düster schweigenden Mönch endlich doch zum Reden. „Du hast einen fröhlichen Geist, lieber Herr, den erhalte dir Gott," sagt der fromme Bruder, als des Ritters von Glück und Heimatssehnsucht übervolles Herz ihm treuherzig bekennt, Klöster zu gründen gehe ihm ganz wider seine Art, wider sein Ritter-, Reiter- und Kriegsmannsgemüt. Freilich, auch für ihn habe es eine Zeit gegeben, wo Sauersehen sein täglich Brot war, wo er das Maul kaum zum Lachen verziehen konnte. Aber jetzt! — und er zeigt dem Mönch ein Miniaturbildchen, das er an einem Kettchen auf der Brust trägt. Als dessen Blick darauf fällt, fährt er erblassend zurück: „Ist es dein Weib?" — „Es ist mein Weib und, Bruder, hier mein Kind." — „Ein schönes Weib!" — „Ja, Bruder. Und hier: ein schönes Kind." — „So sieh' dich vor ..." — „Was meinst du, Mönch?" — „Daß du nicht doch dereinst noch ein Kloster gründest zu guter Letzt." — „Was willst du damit?" — „Es baue niemand sein Glück auf Weib und Kind!" — „Nun, Bruder, wir verstehen uns nicht. Du bist ein Mönch, nun gut; ich bin es nicht. Wahrhaftig in Gott, ich bin kein Mönch! Du lebst dem Himmel, ich lebe der Erde. Und siehe, die Erde ist himmlisch schön! Hart ist das Eisen, grimmig und kalt. Weicher wie Blätter der Rose das Weib und duftig und heiß! Beides lieb' ich, beides halt' ich im Arm! Du aber: du hast das Kreuz!" — Da geht es wie ein Fieberbeben durch den Leib des Mönches, indem er flüstert: „Ich habe das Kreuz." Und er tritt ans Fenster und weist in den Nebel und Mondschein hinaus: „Siehst du dort?" — „Trümmer. Gebrochene Mauern. Wem gehörte das Schloß?" — „Dem Grafen Starschenski. Und was du siehst, all das gesegnete Land gehörte dem Grafen Starschenski." — „Was ist damit?" — „Du reitest nach Warschau, so frage Johann Sobieski nach ihm. Er hatte, wie du, das Schwert und das Weib im Arm, und dennoch nahm er am Ende das Kreuz allein. Gute Nacht." Dumpfer Chorgesang ruft ihn hinweg zur Messe, zur Totenmesse, indes der Ritter in Sinnen versunken sich müde aufs Bett wirft, um nun im Schlummer das Schicksal des Grafen Starschenski, seines eben entschwundenen Besuchers, in Traumgebilden an sich vorüberziehen zu sehen, „darein sich ihm und dem Zuschauenden alles verwandelt ..." Als er erwacht, dringt eben die erste Morgenröte ins Zimmer, der

Kurt Stieler als Grischka, Elgas Bruder, in Hauptmanns „Elga".
(Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß, Berlin.)

Digitized by Google

Diener naht und mahnt zum Aufbruch. Dem Ritter ist das ein willkommener Ruf, den er befreit aufatmend erwidert: „Hinaus! Aufs Pferd! Und hinein in die helle, lebendige Welt! Es lag ein seltsamer Alb auf mir, schwer bis zum Tod. Gott sei uns gnädig! Ich werde noch lange an diese Nacht im Kloster zurückdenken."

Mit diesen Worten endet Hauptmanns Entwurf; mehr ist nicht vorhanden. Aber ich glaube, es ist genug, um wenigstens ein paar Fingerzeige zu geben und Stützen für einige Vermutungen, zumal wenn man, wozu Hauptmanns enge Anlehnung an Grillparzers Novelle ermuntert, diese selbst herbeizieht. Unwillkürlich sucht, wer die Eingangsszene und in ihr die Person des Ritters mit dem Inhalt der Traumszene in innere Verbindung bringen möchte, nach einem greifbaren Bindeglied zwischen Mönch und Ritter. Und da erinnert man sich, wie heftig der Mönch zusammenschrickt, als der Ritter ihm das Bild seiner Frau zeigt. Der Gedanke drängt sich auf, diese und das Töchterchen des Grafen, von dem sich bei Hauptmann zwar jede Spur verliert, nachdem es in seiner kindlichen Unschuld noch den

Josef Kainz als König Alfonso in der „Jüdin von Toledo".
(Nach einer Aufnahme von A. D. Lundt, Berlin.)

letzten Stein in des Vaters Verdachtsgründe gefügt hat, das aber in der Grillparzerschen Novelle vom Grafen vor seinem Eintritt ins Kloster an Köhlersleute verschenkt wird, beide könnten ein und dieselbe Person, der Ritter also Starschenskis Eidam sein. Damit wäre von dem einen zu dem anderen die Brücke geschlagen, und die Traumbilder, die dem Ritter das Geschick seines Schwiegervaters zeigen, fänden eine unmittelbare Anknüpfung, wenn sie so oder so in sein eigenes Leben und Schicksal eingriffen. Daß die dramatische Tragik, falls der Dichter es auf solche abgesehen, sich an des Ritters Weib und Kind entzünden oder aus ihnen erwachsen sollte, darüber läßt des Mönches ahnungsschwerer Zuruf, nachdem er des Frauenbildes ansichtig geworden: „So sieh' dich vor, daß nicht auch du dereinst noch ein Kloster gründest zu guter Letzt!" wohl kaum einen Zweifel. Über das Wie freilich, ob das geplante Stück sich lückenlos und konsequent in Hauptmanns dichterische Entwickelung würde eingereiht, ob es eine Sonderstellung eingenommen oder auf neue Wege würde gezeigt haben, wie dereinst das „Hannele", die „Versunkene Glocke" und später der „Arme Heinrich", darüber bleiben wir auf bloße Vermutungen angewiesen.

So regt Hauptmanns „Elga", wenn sie auch nur ein unfertiger Entwurf, doch mancherlei Fragen an, die zu tieferer Beschäftigung mit diesem unfertigen Baustein aus des Dichters Werkstätte verlocken. Auch die Darstellung im Berliner „Lessingtheater" fand Aufgaben darin, die nicht zu den Alltäglichkeiten der Schauspielkunst gehören. Die männliche Hauptrolle war, wie schon so oft in Hauptmannschen Dramen, seinem schlesischen Landsmann Rudolf Rittner anvertraut, einem durch und durch deutschen, deshalb aber auch etwas schwerblütigen Künstler, dem das polnische Wams vielleicht zu locker gewesen wäre, wenn nicht Hauptmann in diesem Schlachtschitzen mehr das männlich Vornehme, Gerade, Gläubige und daneben das Grübelnde, Sinnende und Sorgende betont hätte als die Leidenschaft des Gemüts und das wilde, rachgierige Herz. Meisterhaft, unübertrefflich war Rittner zumal in den ersten Szenen, wo er auf der Höhe seines Lebensgefühls das Antlitz der Sonne zukehrt und die Arme weit den Freuden dieser Erde entgegenbreitet, um jauchzend sein Glück, sein endlich errungenes Erbteil, an die Brust zu schließen. Aber auch in den düsterer und düsterer werdenden Stadien der Rolle hatte seine Leistung in dem Ausdruck unentrinnbarer Wucht und Entschlossenheit hervorragende Einzelheiten. Weit mehr, als es geschah, hätte das „Lessingtheater" für die Betonung des Traumhaften, des Visionären tun können; mit dem Nokturnus, dem nächtlichen Chorgesang der Mönche in den Pausen zwischen den einzelnen Verwandlungen, ist es nicht genug. Auch die Schauspieler ließen es hier fehlen. Am meisten Rittners erdschwere Männlichkeit, zuweilen auch Irene Triesch, deren orientalische Erscheinung und düsteres Temperament ihr an-

Digitized by Google

derseits für die Verkörperung der Elga von vornherein eine wertvolle Mitgift waren. Doch in dieser Frau ist eine Doppelnatur, sie ist leichtsinnig und schwermütig in einem Atemzug, immer bereit, alles aufs Spiel zu setzen, zur Liebe nur fähig, wo mit der Liebe Lust und Fröhlichkeit Hand in Hand gehen, und ohne allen Sinn für ruhiges Glück. Dies Leichtblütige, Tändelnde und Tänzelnde, wie im Rausch durchs Leben Schreitende ist der Triesch nicht gegeben. Ein dunkler Unterton klingt immer aus ihrem Wesen hervor. Wo dieser auch bei Hauptmann stärker erklingt, wo Elga als die Schicksalsgezeichnete erscheinen darf, die früh dem Tode ins Antlitz gesehen und schon als Kind gleichsam mit ihm auf du und du stand, da gab die Künstlerin oft geradezu Vollendetes. In der Rolle des Liebhabers, des schwächlichen, zärtlich weichlichen, aber gerade deshalb für Frauen wie Elga so verführerischen Oginski versuchte sich nicht ohne Glück Alwin Neuß, ein bis dahin wenig hervorgetretener junger Schauspieler. Besonders den schwierigen Übergang zum Todesernst wußte er sorgfältig vorzubereiten und glaubwürdig zu vollziehen. Unter den übrigen Künstlern fiel durch die Echtheit seiner Erscheinung und seines Spiels Kurt Stieler auf, der Darsteller Grischkas, eines von Elgas leichtsinnigen Brüdern.

* * *

Nach längerer Pause ist Josef Kainz einmal wieder zu einem Gastspiel in Berlin eingekehrt, das ihn nun schon seit fünf Jahren entbehren muß, ohne auch nur einen annähernden Ersatz für ihn gefunden zu haben. Ist dieser Ersatz überhaupt zu finden, darf man auch nur auf ihn hoffen? Von allen Schauspielern, die unsere Gegenwart gesehen hat, oder von denen wir anschauliche Schilderungen und Würdigungen aus dem Munde zuständiger Zeitgenossen haben, ist Kainz der stärkste Individualist, der persönlichste und eigenwüchsigste Künstler, den man sich denken kann. So mögen wohl auch viele erstehen, die ihn in der Charakteristik, in der Klein- und Feinmalerei oder in der tiefgründigen modernen Psychologie übertreffen, niemand aber, der ihn in seiner Stärke und Eigenart, in seiner graziösen, von allem Druck und Bann schablonenhafter Überlieferung freien Stilisierung übertreffen oder gar vergessen machen könnte. Wie er in keine Schule der Schauspielkunst einzureihen ist, so gern man ihn auch mit Mitterwurzer vergleicht, so wenig wird er je auch Schule machen können: er verdankt all sein Größtes und Bestes doch am Ende einer genialen Eingebung, der er, rafft ihn der Tod einst aus unserer Mitte, alle Orden und Ehrenzeichen seiner Kunst vollzählig wird zurückgeben müssen.

Man konnte bei Kainzens Weggang von Berlin im Jahre 1900 wohl die Vermutung hören, das Wiener Burgtheater mit der Schwere seiner jahrhundertalten Kunst- und Stiltradition werde auch diesen Stamm unter seinen Hobel nehmen,

Josef Kainz als Küchenjunge Leon in Grillparzers „Weh dem, der lügt".
(Nach einer Aufnahme von F. C. Lundt, Berlin.)

und in dem „Capua der Geister" werde ihm die jugendliche Spannkraft und die jugendliche Seele bald verwelken. Aber Kainz — davon konnten wir uns bei seinem März-Gastspiel im „Berliner Theater" überzeugen — verfügt noch heute über die eine so gut wie über die andere. Sein Gesicht, von der Schminke nun schon dreißig Jahre hindurch angegriffen, ist inzwischen noch schlaffer und faltiger geworden, seine Züge, namentlich die nervösen Falten in den Mundwinkeln, haben sich noch tiefer und schärfer eingegraben — aber die Gestalt ist gertenhaft schlank und biegsam wie zuvor, Gesten- und Mienenspiel haben von ihrer beispiellosen Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit nichts eingebüßt, das Florett seiner Stimme zeigt weder Rost noch Scharte, seine Sprach- und Versbehandlung, namentlich sein pfeilgeschwindes Hervorschnellen eines einzelnen, des entscheidenden Haupt- und Sinnwortes einer längeren Periode ist noch gerade so jünglinghaft kühn, verwegen und treffsicher wie einst. Ja, man darf sagen, das alles ist in den fünf Jahren, seit er von uns gegangen, noch reicher geworden. Reicher, aber auch — weicher. Und darin zeigt sich denn

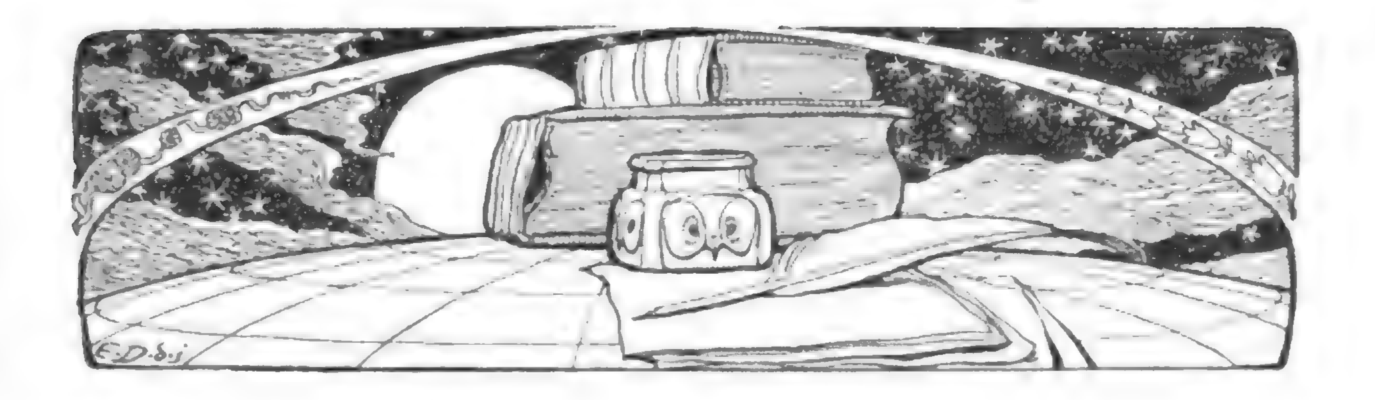
Digitized by Google

doch der Einfluß des Burgtheaters. So wenig Wien seiner hageren, sehnigen Gestalt hat anhaben, so wenig es ihn von den Grundlinien seiner Persönlichkeit hat ablenken können, sein schauspielerischer Stil ist in der Donaustadt zu einer sybaritischen Fülle gediehen, die nahe ans Schwelgerische streift und in Gefahr scheint, unter dem blühenden Fleisch ihrer schmeichelnden Sinnlichkeit die Muskel und den Knochenbau zu verlieren. Mehr als damals, da er bei uns war, fällt dem Norddeutschen dieses südländische Gepräge seiner Kunst auf. Eins aber hat Kainz in Wien nicht eingebüßt: seine Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit. Noch immer erwärmt er sich am Feuer des Augenblicks, noch immer klettert er — das Lenausche Bild sei einmal erlaubt — wie die Frühlingslerche an seiner eigenen Begeisterung zum Firmament der Leidenschaft empor; noch immer glaubt man, dies und jenes von ihm zum ersten und einzigen Male zu sehen. Nein, alle seine Lorbeeren haben noch keinen Virtuosen aus ihm zu machen vermocht. Nach wie vor ist er der Diener, nicht der Tyrann des Kunstwerks, ein Diener freilich, der mit einer nirgends zu betrügenden Intelligenz den Stärken und Schwächen einer Dichtung nachzuspüren weiß. So verhängt er oft dichter als andere, die anders fühlen, es gern sehen, was ihm verfehlt oder weniger gelungen erscheint, und hebt auf goldenem Schilde jubelnd und triumphierend zum Himmel empor, was sich ihm als das Schönste, Bleibende und Entscheidende in dem Kunstwerk dargestellt hat. Aber in dieser — sagen wir getrost: Eigenwilligkeit läßt er sich zu keinen unkünstlerischen Mätzchen hinreißen, ihn wandelt auch heute, wo er sich der Schwelle der Fünfzig nähert, noch keine Spur jener bei so viel Kleineren beliebten Großmannssucht an, die anderen um sich herum zum Schemel seiner Füße zu erniedrigen, und Kollegen, die Seite an Seite mit ihm wirken, werden nicht müde uns zu versichern, wie glücklich er ist, „das Glied einer vortrefflichen Gesamtaufführung sein zu können."

Kainzes Repertoire ist reich und weit; es spannt seinen Bogen von Shakespeare zu Sudermann, von Calderon zu Hauptmann. Doch hat er seine Lieblinge unter den Dramatikern der Weltliteratur, denen er mit besonderer Liebe und Hingebung dient. Mit einer Art instinktiver Wahlverwandtschaft hat es ihn schon lange besonders stark zu den faltenreichen Disharmonien der nachklassischen Dichter, zu den zusammengesetzten Charakteren eines Grillparzer, Kleist und Hebbel gezogen. Das gefühlsmäßige immer neue Durchleben, das verstandesmäßige, doch niemals kalte Analysieren und Auslegen solcher komplizierten Seelen mit Hilfe seiner rhetorischen Scheide- und Veredelungskunst scheint ihm in Wien noch lieber und geläufiger geworden zu sein, als ihm Berlin erlauben konnte. Hauptmann, so gern Kainz den Max Strähler im „Kollegen Crampton", den Wilhelm im „Friedensfest" und den „roten Bäcker" in den „Webern" gespielt hat, ward ihm doch erst wirklich etwas, als der Glockengießer und später der Arme Heinrich seinem tiefausgeprägten Stilbedürfnis entgegenkamen; in Ibsen ist er auf die Dauer nicht heimisch geworden. Ja, trotz seines Romeo, Hamlet, Ferdinand und Don Carlos: auf die Höhe und zur Erfüllung seiner selbst führte den Österreicher erst der Österreicher. Getrost darf man noch heute seinen König Alfonso in Grillparzers „Jüdin von Toledo" als den Gipfel seiner Kunst bezeichnen; diese Rolle stand denn auch wieder im Mittelpunkt seines letzten Berliner Gastspiels. Wie er in dem knabenhaften Mann, der an sich selber den allzu frühen Ernst seiner Erziehung rächt, der sich in süßem Vergessen in die Arme der ihm zum erstenmal begegnenden Sinnlichkeit wirft, trotz aller Leidenschaftlichkeiten keinen Augenblick die Königswürde sterben, keinen Augenblick die angeborene Hoheit und Herzensgüte vermissen läßt — das ist und bleibt ein einzigartiges Meisterstück deutscher Schauspielkunst. Und wenn er am Ende von der Leiche der schönen Jüdin, deren Mörder er eben noch mit den Blitzen seines Zornes zu zerschmettern drohte, im Innersten erschüttert und ernüchtert, zugleich aber belehrt, erzogen, geläutert und seinen wahren Pflichten wiedergegeben, zurückkommt und unter den heiligen Schauern dieser Wiedergeburt auf die Knie sinkt, dann geht ein Hauch seelischer Offenbarung tiefster Art von ihm aus.

Doch mit diesem fast erhabenen Ernste seiner Kunst verträgt sich aufs schönste der leichte, heitermenschliche Humor. Nirgends kommt diese seine Gabe besser zum Ausdruck als in der anderen Grillparzerschen Rolle, die er mit seiner Liebe auszeichnet, in dem Küchenjungen Leon der unvergänglichen Lustspieldichtung „Weh dem, der lügt". Freilich, dieser Küchenjunge ist kein gewöhnlicher Lustspielheld, wie die Moser und Schönthan ihn uns geben. Er ist ein „philosophischer Spaßmacher", bei dem tiefster Lebensernst dicht neben dem verwegensten und losesten Scherz wohnt, der keck und fromm, frech und gütig in einem Atem ist. Wunderbar weiß Kainz diese Doppelnatur zu erfassen und zu erschöpfen: Verschlagenheit und Naivität klingt bei ihm zu einer Sinfonie von entzückendster Menschlichkeit zusammen. Sein berühmtes Gebet zumal, das er vor den Wällen von Metz im gefährlichsten Augenblick zum Himmel emporschickt, zeigt all die unverlierbaren Reize seiner Kunst vereinigt und aufs höchste gesteigert: seine geniale Beherrschung der Sprache und des Verses, seine vergoldende und durchsonnende Stilisierung, seine ewig neu aus dem Augenblick und seiner Stimmung sich gebärende Jugendlichkeit.

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Schiller-Literatur

Nicht unvorbereitet trifft uns die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag: seit einer Reihe von Jahren schon ist Schillers Name auch in unserer Literatur wieder zu einer lebendigen Kraft geworden, und reicher fließen wieder, die eine Weile fast ganz zu versiegen drohten, die Bücher und Schriften über Goethes großen Freund und Mitstrebenden. Hätte uns die Willkür des Kalenders die Feier des ernsten Gedenktages vor zehn Jahren anbefohlen, wir wären weniger gerüstet gewesen. Denn damals, um die Mitte der neunziger Jahre, standen wir noch ganz unter dem schwer nachwirkenden Bannfluch, mit dem der Naturalismus, jene harte, aber notwendige Schule der modernen Kunst, den Dichter des „Wallenstein" und des „Tell" belegt hatte, und eine rücksichtslose Philosophie schien den neuen Stürmern und Drängern in dieser „Schiller-Verachtung" sekundieren zu wollen. Dann, noch bevor das neue Jahrhundert anbrach, kam der Umschwung und zwar so nachdrücklich, daß man schon um 1900 alles Ernstes von einer „Schiller-Renaissance" reden konnte. Professor Otto Harnack in dem Festaufsatz dieses Heftes spricht ausführlicher von dieser Wandlung; so darf ich mich damit begnügen, mit ein paar dankerfüllten Worten derer zu gedenken, die sich um die Heraufführung dieser Wendung hauptsächlich verdient gemacht haben. Ihrer zu vergessen, würde uns im Festkreise des 9. Mais 1905 am wenigsten geziemen.

Die drei großen Schillerbiographien, die infolge des vorausgegangenen reichen Zuwachses an biographischen Quellen und wissenschaftlich-kritischen Studien im Laufe der achtziger Jahre in Angriff genommen worden waren: die Werke von Richard Weltrich, Otto Brahm und Jakob Minor, sie waren bald wieder ins Stocken geraten. Das am weitesten vorgeschrittene (von Brahm) gelangte in der Darstellung des Schillerschen Entwickelungsganges nur bis in das Jahr 1794; dort steht es heute noch, während die beiden anderen Biographien noch weit hinter diesem Zeitpunkt zurückgeblieben sind. Dieser Stagnation der Schillerliteratur durch Hinzuleitung frischer Gewässer ein Ende gemacht zu haben, ist wesentlich ein Verdienst der Süddeutschen. Die Namen des Dichters und Ästhetikers Karl Weitbrecht, des Nachfolgers von Fr. Th. Vischer auf dem Lehrstuhl der Stuttgarter Hochschule, des Darmstädter Hochschul-Professors Otto Harnack und des ganz in seiner Nähe, aber anscheinend ohne engere Berührung mit ihm wirkenden hessischen Gymnasial-Oberlehrers Karl Berger müssen da in erster Reihe genannt werden. Weitbrecht — der die Gedenkfeier dieses Jahres leider nicht mehr erleben sollte († 10. Juni 1904) — wirkte durch sein Buch „Schiller in seinen Dramen", das mit besonderer Wärme für Schillers Jugendwerke eintrat — mehr vielleicht noch, jedenfalls in weitere Kreise durch seine etwas einseitigen, aber warmherzigen Kampfbücher „Diesseits und jenseits von Weimar" und „Schiller und die deutsche Gegenwart"; Harnack ließ 1898 in der Sammlung „Geisteshelden" eine Schillerbiographie erscheinen, die mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und Strenge in erfreulichster Weise eine in ihrer Wärme und Klarheit echt volkstümliche Form zu verbinden wußte; Berger, durch eine tüchtige Studie über „Schillers Ästhetik" eingeführt, machte es sich hauptsächlich zur Aufgabe, in nationalen Zeitschriften durch populäre, dem lebendigen Tage dienende Aufsätze das Verständnis und die Begeisterung für Schiller zu pflegen, bis er zu Ende des vergangenen Jahres den ersten Band seiner großen Schillerbiographie, die Frucht zehnjähriger gewissenhafter Arbeit, erscheinen lassen konnte.

In größerem und geringerem Abstand von diesen drei Männern traten gleichzeitig oder bald nachher andere auf den Plan, die, wie Wychgram, Ehrlich und Bellermann, populäre Lebensbilder Schillers schufen oder, wie gleichfalls Bellermann („Schillers Dramen"), Albert Köster („Schiller als Dramaturg"), Kuno Fischer („Schil-

Digitized by Google

ler-Schriften"), Fritz Jonas („Schillers Seelenadel"), Burggraf („Schillers Frauengestalten") und Mosapp („Charlotte von Schiller"), einzelne Gebiete behandelten. Sie alle und mit ihnen mancher, der hier nicht genannt werden kann, haben an ihrem Teile daran mitgearbeitet, daß

Jugendbildnis Schillers. Miniaturmalerei auf Elfenbein, 1780/81 (?). Original in England (Maler unbekannt). (Aus: „Schiller" von Otto Harnack. 2. verb. Aufl. Berlin, E. Hofmann u. Co.)

wir jetzt Schiller nicht nur äußerlich durch Feste, sondern auch im Geiste feiern können.

Aber nicht bloß wir, die dankbar Feiernden, auch der Gefeierte selbst will zu dem Feste in festlichem Gewande unter uns treten. Sein Körper zwar ist uns entschwunden, sein Geist aber wandelt in seinen Werken lebendig unter uns. Sie in würdiger, monumentaler Gestalt, frisch und neu mit dem Fühlen und Denken unserer Zeit verbunden, just zur Säkularfeier vor uns hintreten zu lassen, war ein glücklicher und gewiß auch lohnender Gedanke der J. G. Cottaschen Buchhandlung, deren Geschichte so eng mit dem Namen Schiller verknüpft ist. Die Vorbereitungen zu dieser Cottaschen sechzehnbändigen Säkular-Ausgabe von Schillers Sämtlichen Werken (jeder Band geh. 1.20 Mk., in Leinen geb. 2 Mk., in Halbfranz geb. 3 Mk.) waren so früh getroffen, daß bereits vor länger als Jahresfrist die ersten Bände erscheinen konnten, und daß es jetzt als sicher gelten darf, die Ausgabe werde vollständig zum 9. Mai d. J. vorliegen. Über die Einrichtung und das Wesen der Ausgabe ist hier ja schon mehrmals berichtet worden; so mag jetzt nur wiederholt werden, daß für sie hervorragende Gelehrte, darunter die ersten Literarhistoriker Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Erich Schmidt, Jakob Minor, Oskar Walzel, Albert Köster u. a.) unter einheitlicher Redaktion (Dr. Eduard von der Hellen) zusammenwirken, um durch gediegene, aber durchaus gemeinverständliche Einleitungen und Anmerkungen allen denen zu dienen, die „nach tieferen Einblicken in des Dichters Werke wie in seine Werkstatt verlangen". Der Text der Ausgabe beruht auf völlig selbständiger, sorgfältigster Kritik der Überlieferung, verschont aber den Leser mit dem bei dieser Vorarbeit entstandenen Variantenapparat, der doch nur für die philologischen Fachgelehrten Wert hätte. Die Ausstattung, ohne allen Schmuck, hält um so mehr auf Gediegenheit. Ein Seitenstück zu der „Jubiläumsausgabe von Goethes Werken" desselben Verlages, bedient sie sich derselben großen, deutlichen Schrift und desselben starken Papiers. Nachdem die zuerst ausgegebenen Bände (Bd. 1 u. 4) den ersten Teil der Gedichte und den „Don Carlos", die nächste Folge (Bd. 6 u. 7) „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell", „Semele", den „Menschenfeind" und „Die Huldigung der Künste" gebracht hatten (bearbeitet von Eduard v. d. Hellen, Richard Weißenfels, Julius Petersen nnd Oskar Walzel), überraschten die Einleitungen und Anmerkungen Prof. Alb. Kösters zu den Bänden 9 und 10, die Schillers Übersetzungen aus der englischen, französischen und altklassischen Literatur enthalten, mit mancherlei neuen Beobachtungen und Erklärungen und zeigten den Gewinn, den der Dichter selbst, seine Dichtung wie mittelbar unsere Bühne daraus gewonnen haben, in einem zum Teil ganz neuen Lichte. Dabei ist, wie in den übrigen Bänden, so auch hier alle kritische Willkür und Eigenbrödelei mit ruhiger Sachlichkeit vermieden worden. Die zuletzt erschienenen Bände (11 bis 15) umfassen die philosophischen und historischen Schriften; zu jenen hat Prof. Walzel, zu diesen Prof. Richard Fester die Einleitungen und die Anmerkungen (hinter, nicht unter dem Text) verfaßt. Beide wissen in diesen Arbeiten dem Grundsatz der Ausgabe entsprechend beides zu vereinigen: eine historisch-kritische Ableitung der Schillerschen Ideen und Ausführungen sowie eine Würdigung ihrer Bedeutung an sich und ihrer Stellung im gesamten Lebenswerke des Dichters und Denkers Schiller. Wer den 9. Mai durch die Erwerbung oder das Verschenken einer modernen, gediegenen und schönen Ausgabe feiern möchte, dem kann keine bessere empfohlen werden als diese Cottasche Säkular-Ausgabe.

In auserlesen geschmackvollem und kostbarem Gewande treten uns Schillers Gedichte in der „Pantheonausgabe" entgegen (Berlin, S. Fischer; geb. in Leder 3 Mk.). Dieser Band, besorgt von Prof. Weißenfels, ist vollständig, d. h. er bringt manches, was die landläufigen Ausgaben oft zum Verdruß des Lesers vermissen lassen. Die Einleitung gibt bei großer Knappheit doch das ganze Material der ästhetischen Kritik und stellt die Entwickelung des Lyrikers Schiller in durchsichtiger Klarheit und Übersichtlichkeit dar. Wie wenig sie dabei indes in den Ton des bedingungslosen Panegyrikus verfällt, mag gleich der Eingang beweisen, wo der Herausgeber Schillers Lyrik der Goethes gegenüberstellt: „Der Lyriker Schiller," heißt es da, „ist dem Lyriker

Digitized by Google

Goethe nicht ebenbürtig. Seinen Gedichten, auch den späteren, fehlt oft das Musikalische und nicht selten die letzte Vollendung der Form; nur ausnahmsweise erreicht er die Einfachheit, die bei Goethe selbstverständlich, wie die Natur wirkt. Es gilt von ihm nicht, was dieser den Sänger sagen läßt: ‚Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet.‘ ‚Kommandierte Poesie‘ ist vieles in seiner Lyrik, hervorgerufen durch das Stoffbedürfnis seiner Zeitschriften. Doch kann man die Herzenstöne nicht überhören. Daß die allgemeinen Ideen, aus denen die Hauptmasse seiner Lyrik geboren ist, sein Herz bewegten, sein persönliches Wesen ausmachten, fühlt man in dem fortreißenden Schwung dieser pathetischen Dichtung, deren Schöpfer seine Vorgänger Haller und Klopstock weit hinter sich ließ. Sie ist als Ganzes der imposante Ausdruck einer großen Persönlichkeit und ihrer großen, stetigen Entwickelung." — Dem zu Geschenkzwecken ganz besonders geeigneten Bande sind Bildnisse Schillers aus verschiedenen Altersstufen, darunter das wenig bekannte, nach der Zeichnung des Berliner Akademie-Direktors Prof. Weitsch, dem der Dichter während seiner Anwesenheit in Berlin (1804) saß, sowie Porträts Charlotte v. Kalbs und Charlotte v. Lengefelds, ferner Nachbildungen der Handschrift Schillers und andere Abbildungen in Heliogravüre und Tondruck beigefügt.

Als wir vor sechs Jahren den hundertfünfzigsten Geburtstag Goethes feierten, konnten sich zu vieler Überraschung, zu aller Freude in den Festchorus noch einige Stimmen hochbejahrter Zeitgenossen mischen, die den Weimarer Patriarchen von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, und die nun den Tag durch „persönliche Erinnerungen" an ihn schmückten. Dieser Kranz muß dem Schillertage dieses Jahres fehlen; zu früh schwang sich der Edle von dieser Erde, als daß heute noch ein Lebender aus eigener Kenntnis von seiner Erscheinung und Persönlichkeit zeugen könnte. Wollen wir von dem Menschen, dem Strebenden und Irrenden, dem Kämpfenden und Leidenden, dem stürmenden Jüngling und dem zärtlichen Familienvater, dem schwärmerischen Freund und dem ernsten Arbeiter hören, so müssen wir schon den Stimmen früherer Generationen lauschen und auch sie zum 9. Mai in unseren Kreis laden. Zwei solcher Erinnerungsbücher aus der Schillerzeit, eins aus seinen Jugend-, eins aus seinen reifen Mannesjahren, sind vor kurzem in neuer Ausgabe erschienen. Das erste ist des getreuen Andreas Streicher Schilderung: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim" (1782 bis 1785), die Prof. Dr. J. Wychgram in Reclams Universalbibliothek (Nr. 4652 und 4653) neu herausgibt und mit einer geschickt orientierenden Einleitung versehen hat. Der Wert des Büchleins liegt nicht in seinen schriftstellerischen Qualitäten, sondern in der schlichten, anspruchslosen mit Begeisterung gepaarten Sachlichkeit, mit der Schillers Fluchtgenosse berichtet und erzählt. Ohne ihn, den einzigen Zeugen, würden wir viele Tatsachen entbehren müssen, die für die Kenntnis von Schillers Entwickelung von außerordentlichem Wert sind. Streicher hat seine Erinnerungen selbst zwar erst im Greisenalter niedergeschrieben, später erschienene Briefe bezeugen uns aber, daß er in der gewissenhaftesten Weise überall da, wo entweder sein Gedächtnis ihn nicht mehr sicher beriet, oder wo er von Dingen zu erzählen hatte, die er selbst nicht mitangesehen hatte, durch Erkundigungen die Lücke zu ergänzen oder falsche Gerüchte zu berichtigen suchte. Über Schillers vor die Stuttgarter und Mannheimer Zeit fallende Lebensperiode, die

Schiller aus der Mannheimer Zeit, 1786.
Ölgemälde im Schillerhaus zu Weimar (Maler unbekannt).
(Aus: „Schiller" von Otto Harnack. 2. verb. Aufl. Berlin, E. Hofmann u. Co.)

Digitized by Google

Streicher nach anderen Quellen in gedrängter Form vorausschickt, wird sich freilich aus diesem Buche heute niemand mehr unterrichten können und wollen. Aber auch ohnedies besitzt es Bedeutung genug, um als eine willkommene Gabe zum Schiller-Jubiläumstag willkommen geheißen zu werden und seinem bescheidenen Verfasser neben dem Großen, dem es dient, ein freundliches Andenken zu sichern. Andreas Streicher, als der Sohn unbemittelter Eltern im Jahre 1761 zu Stuttgart geboren, widmete sich der Tonkunst und sollte bei Emanuel Bach in Hamburg seine Ausbildung als Musiker erhalten. An der Reise nach Hamburg verhindert, blieb er dann vielmehr einige Jahre in Mannheim, mit Schiller und auch noch nach Schiller, wandte sich darauf nach München und ging 1794 nach Wien, wo er als Klavierlehrer eine auch an äußeren Erfolgen reiche Tätigkeit entfaltete. Später hat er in Wien die Pianofortefabrik seiner Frau übernommen und es in seiner Tätigkeit zu einem erheblichen Wohlstand gebracht. Er starb am 15. Mai 1833. Wie sehr er an dem Jugendfreunde hing, zeigt nicht nur das Buch selber, das er etwa in den Jahren 1828 bis 1830 verfaßt hat, sondern wird uns auch aus Briefen,

Schiller in Karlsbad, 1791.
Zeichnung des befreundeten Malers J. Chr. Reinhard.
(Aus: „Schiller" von Otto Harnack. 2. verb. Aufl. Berlin, E. Hofmann u. Co.)

die er nach Schillers Tode an dessen Angehörige schrieb, deutlich. Auch Schiller selbst ist in seinem späteren Leben an dem Jugendfreunde keineswegs so teilnahmlos vorübergegangen, wie man wohl geglaubt hat. Wychgram teilt einen Brief aus dem Jahre 1795 mit, der uns zeigt, wie Schiller in dankbarem Herzen die Erinnerung an Streicher bewahrt hat.

In die letzten Lebensjahre Schillers reichen gerade noch die Lebenserinnerungen, die Eduard Genast, der zu seiner Zeit hochgeschätzte Weimarer Hofschauspieler, der einzige Sohn des unter Goethe und Schiller wirkenden Regisseurs Anton Genast, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal unter dem Titel „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers" erscheinen ließ. Sie umfaßten damals vier starke Bände, die sehr viel Wichtiges und Unveraltbares enthielten, dazwischen aber auch manchen Ballast verstaut hatten, der unserer Zeit nichts Rechtes mehr zu sagen hatte. So hat sich denn Robert Kohlrausch ein Verdienst erworben, indem er die Genastschen Erinnerungen gründlich gesichtet, nur das Gehaltvolle und Lebendige herausdestilliert und das Ganze unter dem Titel „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit" auf einen Band von 374 Seiten beschränkt hat (Stuttgart, Rob. Lutz; Preis Mk. 4,50). Genasts Buch beginnt mit Kindheitserinnerungen, durch die, freilich nur noch wie ein erblassender Schatten, die Gestalt Schillers schwebt. Der Sechsjährige ging 1803 mit seinem Vater über die Weimarer Esplanade, da begegnete ihnen „ein großer Mann mit langen Armen und langem Rock, hagerem Gesicht, gebogener Nase und bloßem Kopf ... Der Mann fing mit dem Vater ein Gespräch über das Theater an; währenddem strich er mir durch meine Flachshaare, streichelte mir das Gesicht, nahm mich endlich sogar auf den Arm und tänzelte, mich immer dabei liebkosend, mit mir die Allee dahin. Als er uns verließ, fragte ich: ‚Vater, wer war denn der lange Mann?' — ‚Das war Schiller, mein Sohn,' sagte mein Vater eindringlich bedeutsam zu mir. Ja, was wußte ich dummer Junge damals von Schiller." Aus seines Vaters Erzählungen sollte er bald mehr über ihn erfahren; unter dem, was er davon mitteilt, sind namentlich einige Szenen interessant, die uns Goethe und Schiller in ihrer recht verschiedenen Verkehrsart mit den Schauspielern zeigen: Goethe stets der Herr und Gebieter, auch noch im Wohlwollen gemessen; Schiller immer freundlich, liebenswürdig, nicht selten sogar überschwenglich in Lob und Herzlichkeit. Der Mensch Schiller tritt uns in solchen kleinen Szenen, wie sie Genast uns aufbewahrt hat, oft greifbar nahe. So, wenn dieser erzählt, wie Goethe und Schiller im Mai 1800 in der Loge einer Probe des von Schiller übertragenen „Macbeth" beiwohnen. Goethe ist in höchstem Grade darüber aufgebracht, daß der Darsteller der Titelrolle sich jedes Wort erst aus dem Soufflierkasten herausholen muß. Zornig fährt er den verantwortlichen Regisseur Genast an: „Was ist denn das mit diesem Herrn? Der Mann kann ja kein Wort

von seiner Rolle! Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publikum blamieren? Man sistiere das Stück für morgen!" Schiller wirft sich ins Mittel und erreicht, daß der Befehl zurückgenommen wird, und wirklich machte Vohs, der Darsteller des Macbeth, seine Sache in der Aufführung recht gut. Da eilt Schiller nach dem zweiten Akt auf die Bühne und fragt in seinem herzigen Schwäbisch: „Wo ischt der Vohs?" Als dieser, sich nichts Gutes vermutend, mit gesenktem Kopf erscheint, schließt ihn der Dichter in die Arme und ruft ein übers anderemal: „Nein, Vohs, ich muß Ihne sage: meischterhaft, meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Akt um!" Und zu dem Regisseur gewandt, fährt er fort: „Sehe Sie, Genascht, wir habe recht gehabt! Er hat zwar andere Vers' gesproche, als ich sie geschriebe hab', aber er ischt trefflich." Noch ein Wort Schillers, zu dem alten Genast wenige Tage vor seinem Tode gesprochen, finde hier seine Stelle: „Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder. Mit Goethe geht es heute auch nicht gut, ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über alles hinaus; er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben." Den „Stern einer milden Sommernacht" nannte Genast Schiller, zu dem er „mit unbegrenzter Verehrung und Liebe aufblickte", während Goethe ihn „öfters die Mittagshitze einer Julisonne empfinden ließ", obgleich er ihm ebenfalls gewogen war. — Es ist selbstverständlich, daß in den Genastischen Erinnerungen nicht immer so hohe Geister wie Goethe und Schiller das Wort führen; um sie scharen sich die dii minorum gentium jener großen, denkwürdigen Zeit, die Helden mancher belustigenden Anekdote, die Anstifter mancher Zettelungen, aber auch die Männer mancher ernsten künstlerischen Bestrebungen, die die der Großen stützten und förderten. Reicher und bunter noch sind die Gestalten der nachklassischen Zeit, mit denen Genast in Berührung gekommen ist: die Dichter und Tonkünstler, die Schauspieler und Sänger. Es seien nur Grillparzer, Matthisson, Uhland, Gutzkow, Laube, Immermann und Andersen, Mozart, Weber, Liszt, Lortzing und Wagner, Talma, Ludwig und Emil Devrient, Dessoir, Dawison, Sophie Schröder, die Catalani, Jenny Lind, Henriette Sonntag und Wilhelmine Schröder-Devrient genannt.

Schiller.
Auf Glas gemalte Silhouette von 1790 in Marbach.
(Aus dem „Marbacher Schillerbuch". Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1905.)

In beträchtlich erweiterter Form ist rechtzeitig zum Schillerfeste Prof. Otto Harnacks Schillerbiographie erschienen (zweite verbesserte Auflage; illustriert; geh. 6, geb. Mk. 7,50). Die Bedeutung der ersten, 1898 erschienenen Auflage für die Schillerwürdigung ist schon oben gekennzeichnet; die zweite Ausgabe hält trotz ihrer Erweiterung an dem alten Grundsatze fest: ein geschlossenes Gesamtbild Schillers zu geben, mit voller Benutzung alles wissenschaftlichen Materials, aber ohne sich in biographische und literarhistorische Einzelheiten zu verlieren oder sich von der Polemik auf Seitenpfade locken zu lassen. Wie die eigentliche Lebensbeschreibung, so geht auch die kritische Würdigung der Werke immer nur auf das Große, das Charakteristische und innerlich Wertvolle aus. Nur so konnte ein Werk zustande kommen, das Schiller in seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit wie in seiner dichterischen Erscheinung weiteren Kreisen wirklich lebendig macht. Noch eins muß an Harnacks Darstellung besonders rühmend hervorgehoben werden. Sie betrachtet ihren Helden als einen künstlerischen Organismus und wertet demnach jedes einzelne Erlebnis, jedes einzelne seiner Werke mit Rücksicht auf seine Entwickelung. Namentlich für die Dramen ist das außerordentlich wichtig. Der Leser vermag sie nun gewissermaßen als Gesamtkunstwerk zu genießen und zu verstehen. Um diese entwickelungsgeschichtliche Seite in Schillers Leben und Dichten so klar und stark herauszuarbeiten, war Harnack wie kein anderer durch seine „Klassische Ästhetik der Deutschen" (1892) vorbereitet und berufen. Auch was er über Schillers philosophische Gedankendichtung sagt, Ausführungen, die von der Meinung anderer Schillerbiographen in wichtigen Punkten abweichen, geht auf jenes Buch zurück; jedenfalls ist es aufs sorgsamste fundiert und aufs liebevollste durchdacht. Als glanzvollster Teil des Buches ist mit Recht die Schilderung des einzigen Freundschaftbündnisses angesehen worden, das unsere beiden größten Dichter zehn Jahre hindurch zu so inniger Arbeits- und Gedankengemeinschaft verband. Wieviel dabei Schiller von Goethe empfing, wieviel mehr aber noch Goethe von Schiller lernte, das wird in Harnacks Darstellung niemand ohne die lebhafteste Anteilnahme und Spannung lesen können. Man muß sich vor diesem Buche nur einmal vergegenwärtigen, wie wenig uns doch eigentlich z. B. ein Buch wie das von Palleske vom Schillerschen Geiste zu geben vermochte, um den ganzen Fortschritt zu ermessen. Dort herrschte die schöne Deklamation, hier herrscht die ruhige, doch nir-

Digitized by Google

gends nüchterne Klarheit: ein helles Feuer der Begeisterung lodert auch bei Harnack — ohne dies kann es keine Schillerbiographie geben —, aber es wird gehalten und gebändigt von einer edlen Schale, die die historische Objektivität gemeißelt und die ästhetische Kritik geschliffen hat. Harnack selbst präzisiert diesen seinen Standpunkt zu Schiller mit den Worten: „Die großartige Konsequenz und Kraft im Aufwärtsstreben Schillers wird jeden zur Bewunderung hinreißen, der sich tiefer in dies Leben höchster Willensbetätigung versenkt. Auch in meiner Darstellung wird der unbefangene Leser diese Bewunderung verspüren. Aber freilich kann ich mich nicht verstehen zu einer Verhimmelung Schillers wie jene, die es als eine Herabziehung ihres Ideals empfinden, wenn man in einigen hypochondrischen Sätzen eines Jugendbriefes von Schiller Selbstmordgedanken ausgesprochen findet!“ Die Ergänzungen in der zweiten Auflage (450 S.) sind hauptsächlich der Besprechung der Ästhetischen Schriften zugute gekommen; doch haben auch alle übrigen Abschnitte auf Grund der neuesten Forschungen eine sorgfältige Revision erfahren. — Ein Wort noch von dem Bilderschmuck, von dem wir auf den Seiten 286, 287 u. 288 einige Proben wiedergeben. Er bringt zunächst als Titelbild eine gute Nachbildung des Ölgemäldes von Graff (1786), ferner einen Schattenriß des Karlsschülers, zwei Jugendbildnisse aus den achtziger Jahren, deren Maler unbekannt sind, die Karlsbader Silhouette Schillers von J. Chr. Reinhard (1791), die Schillerbüste von Dannecker (1794) und das Bildnis von Ludovike Simanowiz aus demselben Jahre, sowie endlich die Zeichnung von F. Bolt, die Schiller in seinem letzten Lebensjahre darstellt. So begleiten diese Porträts die Lebensgeschichte des Dichters von seiner frühen Jugend an bis in seine letzten Tage. Andere Abbildungen, Porträts und Nachbildungen von Briefen, fügen sich außerdem noch ein.

Karl von Schiller,
gemalt von C. Brand.
(Aus dem „Marbacher Schillerbuch“. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1905.)

Bei einer auf vierhundertfünfzig Seiten beschränkten Schillerbiographie, wie sie Harnack uns gibt, ist es selbstverständlich, daß nur die Grundlinien der Schillerschen Entwickelung gezeichnet werden können; die Ausmalung von Einzelheiten würde die Konturen des Gesamtbildes nur verzerren. Wer tiefer in Schillers Leben und Schaffen eindringen und auch über Nebenfragen, die sein Dichten und Denken in ihm anregt, aufgeklärt sein möchte, wird nach einer ausführlicheren Darstellung verlangen, als sie in Harnacks Plan und Absicht liegen konnte. Auch für dieses Bedürfnis schafft das Jubiläumsjahr Rat. Im Verlage der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung zu München ist der erste Band einer neuen Schillerbiographie von Karl Berger erschienen, die das zu werden verspricht, was Bielschowskys ebenda erschienene zweibändige Goethebiographie geworden ist: ein Hausbuch für die gebildete deutsche Familie und alle ernsteren Freunde unserer vaterländischen Literatur (I. Bd.; mit einer Photogravüre nach Graffs Ölgemälde; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Bergers Buch unterscheidet sich von dem Harnacks vor allem durch eins, durch die Wahl des Standpunktes, von dem es an seinen Gegenstand herantritt. Harnack faßt Schiller zunächst und hauptsächlich als Historiker ins Auge, sieht ihn durch das Objektiv der historischen Entfernung; Berger sucht ihn im Lichte der Gegenwart zu erfassen. Ein Satz aus seiner Vorrede ist für seine Auffassungs- und Betrachtungsart kennzeichnend: „Unsere Gegenwart hat die Pflicht, durch neue Eroberung des Schillerschen Erbes dessen Vollbesitz erst recht zu erwerben.“ Der Ton in diesem Satz liegt auf „neu“ und auf „erwerben“. Berger ist offenbar der Meinung, die auch sonst in diesen Tagen von gelinden Skeptikern an der Schillerbegeisterung dieses Jahres wohl schon ausgesprochen worden, daß wir Schiller nur dann wahr und aufrichtig feierten, wenn wir die Kraft bewiesen, ihn neu, eigenartig und selbständig wiederzusehen, mit anderen Worten: ihn wieder mit neuen, frischen Sinnen zu erfassen. Aber auch „Vollbesitz“ des Schillerschen Erbes meint Berger in einem besonderen, eigentümlichen Sinne. Ihm gilt es immer und überall um die Erkenntnis und Wiedererweckung der Gesamtpersönlichkeit Schillers; er möchte seinen Lesern den großen Überwinder, den „männlichsten aller Dichter“ als Erzieher zu persönlichem Leben und als Führer zum Dienst am Ganzen gegenwärtig zu machen. „Wie sein Idealismus im Leben sich bewährte, wie der angeblich wirklichkeitsfremde Dichter im tiefsten Sinne ein Verkündiger und Darsteller des wahrhaft Wirklichen ist, so soll auch seine ragende Gestalt wieder in unser Leben treten. Wieder sollen seine durchwachten Nächte unseren Tag hellen, wieder soll er in seinen Werken und in seinem Leben unser Tun und Sein bereichern.“ Berger bringt für die Erfüllung dieser hohen Aufgabe die besten Gaben mit: er selbst ist eine Persönlichkeit, die durch die strenge Schule des Willens gegangen und sich im Strom der Welt zu einem Charakter gestählt hat; und mit diesem Persönlichkeitswert paart sich ein ihm angeborener Zug zum edel Pathetischen und Erzieherischen sowie eine männlich reife, aller vagen Schwärmerei weit entwachsene Begeisterung für das Nationale und wahrhaft Volkstümliche in unserem Geistesleben. Das alles mußte ihm Schiller näherbringen als manchem anderen, der vielleicht mit philologischer Peinlichkeit tiefer in einzelne Seiten des Schillerschen Werkes eingedrungen ist,

Digitized by Google

und das befähigte ihn zugleich auch, den mit so glücklicher Wahlverwandtschaft Erfaßten unserer Gegenwart wiederzuverjüngen. Das historische Bild Schillers, d. h. Schillers Persönlichkeit auf dem Hintergrunde seiner Zeit und Kultur gesehen, ist vielleicht nicht überall ganz richtig getroffen, in der Beurteilung einzelner Werke zeigen sich

Auch an besonderen literarischen Festgaben für den 9. Mai fehlt es nicht mehr. Der erste Rang unter ihnen gebührt, soweit die Erscheinungen bisher zu übersehen sind, dem Marbacher Schillerbuch, einer kostbaren Veröffentlichung des Schwäbischen Schillervereins, die Prof. Otto Güntter im Auftrage des Vorstandes heraus-

Freiherr Adelbert von Gleichen-Rußwurm mit Frau Emilie, geb. von Schiller, und Sohn Ludwig.
(Aus dem „Marbacher Schillerbuch". Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1905.)

Einseitigkeiten, die der zünftige Literarhistoriker leicht vermieden haben würde — was aber will das heißen, wenn das Ganze, der Kern und die Seele rein, groß und voll erfaßt worden ist! Da zudem sicher zu erwarten, daß der zweite, der Schlußband dieser Schillerbiographie noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird, so ist dem Werke schon jetzt die weite Verbreitung sicher, die es als umfassende, wahrhaft moderne und einheitlich in sich gerundete Schillerbiographie verdient.

gegeben hat (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.; geb. Mk. 7.50). Was sie bringt, ist in seinem Inhalt ebenso bedeutsam wie in seinem Stoff und seiner Form bunt und mannigfaltig. Fast die ganze Garde unserer Literarhistoriker hat daran mitgearbeitet. So teilt an erster Stelle Erich Schmidt einen bisher unbekannten Brief Wilhelm von Humboldts an Frau von Staël mit, der in monumentaler Weise, unmittelbar nach Empfang der Nachricht von Schil-

Digitized by Google

lers Tode („dans un moment de profonde douleur“) niedergeschrieben, ein Gedächtnismal für den verewigten Freund aufrichtet, ein in großen Linien gehaltenes Bild der Schillerschen Persönlichkeit: „Il n'y a jamais eu un homme qui comme lui ne se nourissoit jamais que de ce qu'il y avoit de plus noble et de plus élevé, qui vivoit uniquement dans la sphère des idées, dont rien qui eût été ou commun ou vulgaire, n'approchoit jamais. La gloire même n'avoit jamais un attrait visible pour lui. Ce n'étoit jamais que le désir de parvenir par des routes plus directes et plus élevées à ce qu'il y a de plus sublime dans l'art et de plus profond dans la pensée et de plus intime dans le sentiment ...“ An zweiter Stelle berichtet Alexander von Gleichen-Rußwurm, der Urenkel Schillers, über das Schillermuseum zu Schloß Greifenstein, auf das sich ja auch Hans Brand in dem Aufsatze über „Schillers Kinder“ in dem vorliegenden Heft bezieht. In dem Bilderschmuck dieses Beitrages nimmt außer der auf S. 289 wiedergegebenen Silhouette Schillers und dem Porträt Karl von Schillers (S. 290) die vornehmste Stelle das hier auf S. 291 eingefügte Familienbildnis ein. Es mag im Verein mit dem auf S. 293 stehenden Bild eine Vorstellung geben von dem wertvollen Illustrationsmaterial, das in reicher Fülle innerhalb des Marbacher Schillerbuches zum erstenmal ans Licht tritt. Nicht alle Beiträge der Veröffentlichung können wir einzeln ausführen. Es genüge, auf folgende besonders interessante und wertvolle kurz hinweisen: über „Schiller und die bildende Kunst“ spricht Prof. Oskar Walzel und widerlegt Schillers ungerechtes Urteil: „ein Barbar in allem, was bildende Kunst betrifft“, das Schiller 1803 über sich selbst fällte; über Schillers Verhältnis zu Herder steuert Prof. Harnack einen in beider Wesen tief eindringenden Essay bei, während Ludwig Geiger über Schiller und Diderot, Adolf Frey über Schiller und Matthisson, Adolf Wohlwill über Schiller und Schubart schreibt. Einzelnen Werken des Dichters gelten die von Anton Bettelheim mitgeteilten Tellstudien Berthold Auerbachs, Kettners Studie über den dramatischen Entwurf „Das Schiff“, Eugen Kilians Aufsatz „Don Carlos auf der Bühne“, Prof Bulthaupts und Prof. Litzmanns Abhandlungen über Schillers Balladentechnik und -dichtung. Mancherlei neues Material wird in denjenigen Beiträgen dargeboten, die einzelnen Perioden aus Schillers Leben und Entwickelung gewidmet sind; so in den Abschnitten, die sich mit seinem Aufenthalt in der Ludwigsburger Lateinschule und in der Karlschule beschäftigen. Besonders stolz aber dürfen wir auf die Würdigungen sein, die unser Dichter drüben, jenseit des Weltmeers findet. Nicht weniger als drei Beiträge des „Schillerbuches“ stammen von amerikanischen Gelehrten und handeln von Schillers wachsendem Einfluß in Amerika, indem sie ihn als „Bannerträger des deutschen Gedankens“ in der Neuen Welt feiern. Damit sind die reichhaltigen Darbietungen des „Schillerbuches“ noch lange nicht erschöpft: auch über Schillers Angehörige erfahren wir vornehmlich aus den Schätzen des Marbacher Schillermuseums mancherlei Neues.

Wesentlich biographischen Inhalts ist das Werk von Julius Hartmann: „Schillers Jugendfreunde“ (Stuttgart, J. G. Cotta; geb. 5 Mk.), die Frucht langjähriger sorgsamster Studien des um die schwäbische Schillerforschung verdienten Gelehrten. Das Buch berührt sich in einigen Teilen eng mit dem kleinen Beitrag Prof. Bobés in diesem Hefte; auch Hartmann führt uns hauptsächlich Schulfreunde Schillers auf der Solitude vor, nur daß der Umfang seiner Arbeit es ihm ermöglicht, sich mit jedem einzelnen ein gut Teil eingehender zu beschäftigen, als es in Bobés Plan liegen konnte. Aus den verstecktesten Quellen hat Hartmann mit emsigem Fleiße das biographische Material über Abel, Dannecker, Haug, Lempp, Petersen, Schaiffenstein, Schubert, Christian Weckherlin zusammengetragen, um dann so hübsche runde Lebensbilder von ihnen zusammenzustellen, wie sie sein Buch zu Dutzenden enthält. Aber auch die Lorcher und die Ludwigsburger Zeit tritt in den Moser (Schillers erstem Lehrer), Conz, Friedrich von Hoven, Ludovike Reichenbach-Simanowitz und anderen leibhaftig vor uns hin. In den weiteren Freundes- und Bekanntenkreis Schillers führen dann die Lebensbilder von Andreas Streicher, Victor Heideloff, Phil. Fr. Hetsch und vielen anderen. Ein bedeutsames Stück schwäbisch-deutscher Kultur- und Zeitgeschichte spiegelt sich in diesen biographischen Abrissen. Mehr aber noch wird es den Leser anziehen, zu erfahren, wie früh Schillers Persönlichkeit auf seine Umgebung gewirkt hat, wie früh er sich nicht nur Freunde und Kameraden, nein auch unerschütterliche Anhänger und Bewunderer erwarb. Die Freundschaft in des jungen Schillers Leben vertritt die Stelle, die bei Goethe seine frühen Jugendlieben einnehmen, und zeit seines Lebens — darin darf man mit Harnack übereinstimmen — ist er mehr ein Mann der Freundschaft als der Liebe, im engeren Sinne des Wortes, gewesen. Um so wichtiger sind all diese kleinen Lebensbilder aus seinem Freundeskreise auch für die Erkenntnis seiner selbst, zumal da eine Anzahl der Jugendgenossen dank Hartmanns Nachweisen keineswegs so unbedeutend erscheinen, wie man sie früher wohl hat hinstellen wollen. — Von den reichhaltigen und zum Teil recht seltenen Abbildungen des Buches finden die Leser auf den Seiten 294 und 295 in den Bildnissen zweier Jugendfreunde Schillers und in der Ansicht von Lorch einige Proben.

Wenig Neues ist über einzelne Werke Schillers oder über einzelne Gebiete seines dichterischen Schaffens hervorgetreten, und unter diesem wenigen ist noch weniger, was einer Empfehlung wert wäre. So beschränken wir uns darauf, das Werk von Ludwig Bellermann: „Schillers Dramen“, Beiträge zu ihrem Verständnis, zu nennen, das soeben in neuer (dritter) Auflage in drei Bänden herauskommt (Berlin, Weidmann-

Digitized by Google

sche Buchhandlung; geb. in Leinen je 6 Mk.). Das Werk bewegt sich, wie bekannt, auf ästhetischem und dramaturgischem, nicht auf philologisch-literarhistorischem Felde: nicht die Entstehung, Abhängigkeit und Wirkung der Schillerschen Dramen, sondern ihr Inhalt und ihre Form an sich werden hier eingehend besprochen und gewürdigt. Dabei hält sich der Verfasser von Düntzers silbenstecherischer Kleinigkeitskrämerei ebenso fern wie von jeder schwärmerischen Phrase. Der Erörterung über Inhalt und künstlerischen Bau der Dramen schickt Bellermann jedesmal eine Besprechung einzelner schwierigerer Stellen nach; eine allgemeine Einleitung behandelt klärend und richtungweisend die wichtigsten Prinzipienfragen der dramatischen Theorie. In der dritten Auflage werden zum ersten Male auch die dramatischen Fragmente und Entwürfe in den Kreis der Betrachtung gezogen — eine gewiß dankenswerte Bereicherung und Erweiterung des Werkes. Es sei namentlich den Bibliotheken unserer Jugend in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zur Anschaffung empfohlen.

Das Lustschloß Solitude bei Stuttgart. Nach einer Guasch von Viktor Heideloff.
(Aus dem „Marbacher Schillerbuch". Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1905.)

Aus dem weiten Lebens- und Kulturkreise, der sich um Schillers Person spannt, verdienen zwei neuere Erscheinungen Beachtung, von denen die erste in die Tage seiner Jugend, die zweite in sein reifes Mannesalter eingreift. Man wird vielleicht zunächst erschrecken, wenn man liest, daß das erste ein großes Werk über den Herzog Karl Eugen von Württemberg ist, und daß nicht weniger als achtundzwanzig Mitarbeiter und fünf ausübende Künstler daran beteiligt sind. Aber es darf daran erinnert werden, daß die Anschauungen über den einst so übelberufenen Fürsten sich schon seit einer geraumen Weile zu seinen Gunsten verändert haben, und daß er in gutem wie in bösem ein äußerst charakteristischer Vertreter des aufgeklärten Despotismus seiner Zeit war. Als solchen faßt ihn denn auch diese vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein herausgegebene Publikation (Stuttgart, Paul Neffs Verlag), die in vierzehn Groß-Oktav-Heften vollständig werden soll, von der uns bisher aber nur erst vier Hefte vorliegen (je 2 Mk.). Es wird dabei ohne eine unbewußte Schönfärberei in einzelnen Kapiteln nicht abgehen; sonst hätten es eben nicht ausschließlich gute Schwaben sein müssen, die an dem Werke mitarbeiten. Das kann aber nicht hindern, den Plan, in Wort und Bild eine so denkwürdige Periode ausführlich und auf Grund des unbeschränkten Materials aus den Archiven darzustellen, mit Freude und Dankbarkeit willkommen zu heißen. Alles, was der Zeit und der Regierungsepoche Karl Eugens ihr Gepräge gibt, wird herbeigezogen werden: des Herzogs Häuslichkeit, sein Hof- und sein Hauswesen, Regierung, Landeshoheit und Landstände, das wirtschaftliche, geistige und religiöse Leben des Volkes, die bildenden Künste, Theater, Musik, schöne Literatur, Wissenschaften, Unterricht usw. Das Werk ist mit zahlreichen, auch farbig wiedergegebenen Kunstbeilagen und Textabbildungen ausgestattet.

Die zweite hierher gehörige Veröffentlichung ist die Lebensgeschichte eines deutschen Verlegers, der mit unsererm Klassikern in naher persönlicher und geschäftlicher Verbindung stand, ein Buch, das jetzt auch in deutscher Ausgabe vorliegt, nachdem es anfangs nur in englischer Sprache erschienen war: Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Goschen (deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe; übersetzt von Th. A. Fischer; 2 Bände; Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung; geh. 12 Mk., geb. 15 Mk.). Dies Leben wäre schon

Digitized by Google

an sich höchst merkwürdig und kennenswert. Göschen erscheint als ein Mann von packender Originalität, unermüdlicher Energie und von großen geistigen Gaben, dessen Schicksale sich so wechselvoll gestalteten, daß er sich aus den ärmlichsten Verhältnissen eines Waisenknaben zu einem der angesehensten Verleger seiner Zeit, zu einem Freund und Berater weltberühmter Schriftsteller emporarbeitete, um dann freilich unter dem vernichtenden Druck des Krieges und der politischen Wirren der Napoleonischen Zeit wieder an den Rand des Verderbens gebracht zu werden. Die Persönlichkeit allein aber würde eine so ausführliche Biographie heute kaum noch rechtfertigen, wenn Göschen nicht unter bedeutenden Männern und in einer bedeutsamen Zeit gelebt und an deren bewegenden Gedanken den lebhaftesten Anteil genommen hätte. Er stand in engem Verkehr mit den Heroen der deutschen Literatur: er veröffentlichte die erste Sammlung von Goethes zerstreuten Schriften; er wohnte eine Zeitlang mit Schiller in demselben Hause und gehörte Jahre hindurch zu seinem Umgang; er war der vertraute Freund Wielands, des damaligen Patriarchen des deutschen Schrifttums; er stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit anderen literarischen Koryphäen jener Tage und in engen Beziehungen zu den berühmten Gelehrten der Universität Jena. Da er außerdem über einen originellen und oft malerischen Stil verfügte, so werfen seine Briefe interessante Streiflichter auf viele bedeutsame Persönlichkeiten und Ereignisse, mit denen er als Schriftsteller, als Verleger und als Mensch in Berührung kam. Der Innigkeit des Verkehrs entsprechend nehmen Wieland und Schiller in dem Buche hervorragende Stellen ein. Mit Schiller kam Göschen zuerst durch Körner und Huber in Verbindung die den Dichter auf die zartfühlendste Art und Weise aus seinen Mannheimer Verlegenheiten zu befreien suchten; Schillers Sorgenkind, die „Rheinische Thalia", schlug die Brücke. Im dritten Kapitel des ersten Bandes sind die näheren, nebenbei bemerkt stark von der literarhistorischen Legende umsponnenen Umstände der ersten Begegnung zwischen Huber und Göschen in Leipzig (April 1785) äußerst spannend erzählt. In Gohlis teilte Schiller seine Wohnung mit Göschen, was der Verfasser durch einen Brief entgegen anderen Behauptungen beweist. „Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt," schreibt Göschen am 28. Februar 1786 an Bertuch, „und er hat mir die zärtlichste Freundschaft und Achtung eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Zirkel im Vergleiche mit den Produkten seines Geistes ein großes Rätsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Kritik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wie viel Hang er zum anhaltenden Denken hat! ... Dieser Schiller hat mich ... oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen ermuntert, ja alle unsere Kräfte, ein jeder in seinem Fach, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken, und in der Stunde des Todes werde ich mich seiner mit Freuden erinnern ..." Andere Schriften und Unternehmungen Schillers knüpften die Verbindung noch enger, in all seinen vielen Geldverlegenheiten fand der Dichter an seinem Leipziger Verleger immer einen hilfreichen Freund. Dann, während Schillers Besuch in seiner schwäbischen Heimat (1794), schob sich Cotta zwischen die beiden und brachte es bald, dank den „Horen", zu einer engen Beziehung. Schiller hat sich dabei keineswegs als der selbstlose Idealist gezeigt, als der er wohl in früheren Biographien figurierte, sondern im Gegenteil als ein ganz geriebener, fast möchte man sagen verschlagener Geschäftsmann, der, wenn es schon an ein Übersohrhauen gehen sollte, dabei sicherlich nicht der leidende Teil gewesen wäre. Später wurde der Bruch wieder einigermaßen geheilt, und im September 1801 hatte Göschen sogar die Freude, den Dichter und seine Frau als Gäste auf seinem Landgut in Hohenstädt zu sehen. Im allgemeinen bleibt uns der Eindruck, daß Göschen, auch

Chr. Weckherlin.
(Aus: „Schillers Jugendfreunde" von Jul. Hartmann. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1904.)

Andreas Streicher.
(Aus: „Schillers Jugendfreunde" von Jul. Hartmann. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1904.)

Digitized by Google

als er Schiller, den „Autoren", verloren hatte, doch nie aufhörte, den Menschen zu lieben, wie er ihn in den Gohliser Tagen geliebt hatte, und ihm eine bis zuletzt unbeschränkte, ehrerbietige Zuneigung zu widmen, daß Schiller dagegen seinem alten Freunde zwar auch freundschaftliche Gefühle bewahrte, daß aber in seiner späteren Lebenszeit sein Herz durchaus an Cotta hing. Jetzt stehen die Büsten der beiden Rivalen friedlich vereint dicht nebeneinander im Leipziger Prachtgebäude des „Börsenvereins der deutschen Buchhändler" — hier die eines freigebigen, hilfreichen Freundes in der Not in Schillers frühen Tagen des Ringens, dort die eines reichen Versorgers auf seinem Triumphwege. — Ein üppiges Gewinde von Bildnissen all der literarischen Persönlichkeiten, die mit Göschen verkehrt haben, in Heliogravüre ausgeführt, schlingt sich durch die beiden Bände.

Auf daß auch die leichte Ware, die ungezogensten Kinder der Grazien nicht fehlen, mischt sich in den bunten Reigen der Schiller-Literatur auch eine Sammlung von Schiller-Anekdoten (Stuttgart, Robert Lutz; geh. Mk. 2.50). Ihr Sammler und Herausgeber, Theodor Mauch in Stuttgart, faßt den Begriff Anekdote aber etwas vornehmer und tiefer, als es im gewöhnlichen Leben geschieht. Er versteht darunter eine Zusammenstellung von kennzeichnenden Einzelheiten aus dem äußeren und inneren Leben Schillers, eine konzentrierte Biographie also sozusagen. Fast möchte man dem Verfasser, der übrigens seine Arbeit recht geschmackvoll, geschickt und fleißig und nicht ohne geschulte Kritik durchgeführt hat, einwenden, so vieler Umstände hätte es gar nicht bedurft, uns die Anekdote als literatur- und geschichtsfähig zu erweisen. Der alte Fontane wollte in den Anekdoten sogar „das Beste aller Historie" sehen. „Was tue ich mit den Betrachtungen?" meinte er, „die kommen von selbst, wenn die kleinen und großen Geschichten, die heldischen und die mesquinen, zu mir gesprochen haben." —

Alles Menschliche und Persönliche hat an einem Jubiläumstage, gelte er nun einem Lebenden oder einem unsterblichen Toten, besonderen Sinn und besondere Berechtigung. Deshalb wird man den Tag auch ungern vorübergehen lassen, ohne sich an einem guten Abbild des Gefeierten seine geliebten Züge, die Gestalt und das Antlitz, mit denen er auf dieser Erde gewandelt, vor Augen zu führen. Auch dafür ist bereits gut und reichlich durch eine Anzahl von Schiller-Bildnissen gesorgt, die jetzt eben neu herausgegeben worden sind. Da ist zunächst das von der J. G. Cottaschen Buchhandlung als Gravüre in zwei Formaten (60 : 80 cm, Preis 5 Mk. und 36 : 47 cm, Preis Mk. 1.50) auf den Markt gebrachte Schiller-Bildnis von Ludovike Simanoviz aus dem Jahre 1793 oder 1794, eine Zierde des Marbacher Schiller-Museums. Von allen Schiller-Porträts hat dieses neben dem Graffschen die größte Popularität erlangt: es bildet ein Gegenstück zu dem in demselben Verlage schon vor einigen Jahren erschienenen Goethe-Bildnis von May. — Einen idealisierteren Kopf zeigt das

Lorch.
(Aus: „Schillers Jugendfreunde" von Jul. Hartmann. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1904.)

Bild von Wilhelm Rubach, an dem offensichtlich schon die verhüllende, aber auch klärende und sichtende Tradition eines Jahrhunderts mitgearbeitet hat. So, wie dieser edle, feurige Kopf mit dem strahlenden Auge uns ansieht, war Schiller in Wirklichkeit vielleicht nicht; so aber lassen seine Werke, über denen der edle Abglanz seines Wesens liegt, ihn uns erscheinen. Das Kunstblatt (Bildgröße 24 : 18 cm) ist in Gestalt einer prächtigen Heliogravüre bei Heuer u. Kirmse in Berlin W.-Halensee erschienen, als Gegenstück dazu gleichzeitig in derselben Ausführung und Größe der Lessingkopf nach dem Berliner Denkmal von Otto Lessing, das im Tiergarten steht. — Auch der Münchener Karl Bauer, der uns u. a. den schönen Mörike-Kopf geschenkt hat, hat im Auftrage des Württembergischen Goethe-Vereins ein Schiller-Bildnis in Steinzeichnung erscheinen lassen (Kommissionsverlag von J. Engelhorn, Stuttgart), das sich durch einfache, kraftvolle Konturen auszeichnet und sich, schlicht gerahmt, namentlich als Wandschmuck für Schulzimmer empfiehlt.

* *
*

Endlich sei uns noch ein erläuterndes Begleitwort zu den Schiller-Bildnissen vergönnt, die die Leser im Rahmen dieses Heftes wiedergegeben finden. Das seltenere ist das als Farbendruck nach dem lange verschollen gewesenen Schiller-Bildnis von Gerhard von Kügelgen reproduzierte. Der Name seines Schöpfers hat für uns alle einen vertrauten Klang: wir erinnern uns, daß Gerhard von Kügelgen der Vater des durch seine prächtigen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ weithin bekannt gewordenen Wilhelm von Kügelgen war, und daß wir ihm eins der schönsten und charakteristischten Goethe-Bildnisse verdanken. Schillers Porträt malte er großenteils nach einer Büste, sowie nach einer vom Gesicht des Toten genommenen Maske — wie Zeitgenossen bestätigen, mit sprechender Ähnlichkeit. Doch hatte der Künstler auf seiner Rückreise vom Rhein im Jahre 1804 den Dichter auch persönlich kennen gelernt, so daß er seine Vorbilder an seiner lebendigen Erinnerung nachprüfen konnte. Etwas über die Wirklichkeit Erhabenes und zugleich Erhebendes kam so in das Porträt; namentlich den durchgeistigten Kopf, der von einem leisen Hauch körperlichen Leidens umschattet ist, umspielt schon ein Schimmer der Ewigkeit. Das Original, aus dem Nachlaß der Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg stammend, die es in ihrer Sommerresidenz Alexisbad aufbewahrt hatte, ist, wie schon gesagt, geraume Zeit verschollen gewesen. Dann gelangte es in den Besitz des Herrn Professors Dr. H. Vaihinger in Halle a. S., der es uns zum Zwecke einer farbigen Vervielfältigung in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat, nachdem es zuvor nur einmal, in der dritten Auflage von Karl Heinemanns „Goethe“ (Leipzig, E. A. Seemann), gleichfalls in farbigem Druck veröffentlicht worden war. Gleichzeitig mit unserem Kunstblatt erscheint eine andere farbige Wiedergabe des Gemäldes in der von Professor Vaihinger herausgegebenen philosophischen Zeitschrift „Kantstudien“.

Unser zweites farbiges Schiller-Bildnis ist nach Anton Graffs im Jahre 1786 zu Dresden entstandenem Ölgemälde vervielfältigt worden, dessen Original sich im Körner-Museum zu Dresden befindet. Der Künstler hat das Bild jedoch nicht in einem Zuge vollendet, sondern, wie aus einem Brief Körners an Schiller hervorgeht, die letzte Hand erst im Sommer 1791 daran angelegt. Das Gemälde gelangte zunächst in fremden Besitz, bis es im Jahre 1794 durch Kauf in Körners Hände kam. Der Maler selbst äußerte sich über das Bild wie folgt: „Das Porträt Schillers hat mir die größte Not, zuletzt aber auch die größte Freude gemacht; das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie die Ölgötzen regungslos dasitzen oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe denn doch zu weit; ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht stillhielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Ich meine, den Dichter des ‚Don Carlos‘, aus welchem er mir während der Sitzungen vordeklamierte, in einem glücklichen Moment aufgefaßt zu haben.“

Die übrigen Abbildungen, die unsere Schiller-Aufsätze begleiten, finden ihre Erklärung durch die Unterschriften oder den zu ihnen gehörenden Text. Nur zu dem auf Seite 171 wiedergegebenen Bildnis wollen wir noch bemerken, daß die Vorlage dafür uns von Herrn Dr. phil. Louis Bobé, dem Verfasser des Aufsatzes über das „Stammbuch des Karlsschülers J. Rieter“ (Seite 175 bis 178), aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen zur Verfügung gestellt worden ist. Gleich uns werden ihm dafür auch die Leser dankbar sein.

F. D.

Konfirmationsgeschenke. Einige Winke für die Auswahl von literarischen Konfirmationsgeschenken werden in diesen Wochen nicht ganz unerwünscht sein; Voraussetzung dabei ist, daß den Lesern für diesen Zweck gleich uns wohl ernste und gehaltvolle, nicht aber ausschließlich nur religiöse Literatur für empfehlenswert gilt. An erster Stelle sei Dantes Göttliche Komödie genannt und zwar in der deutschen Übertragung und Erläuterung von Philalethes (König Johann von Sachsen), die soeben in neuer, wohlfeiler Ausgabe bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen ist (mit Bildnissen usw. geb. 6 Mk.). Unter den metrischen Verdeutschungen der Dichtung behauptet sich diese neben denen von Gildemeister und von Witte noch immer in der ersten Reihe. — Zum eisernen Bestande der „Konfirmationsbücher“ gehören seit fast einem halben Jahrhundert Gerols „Palmblätter“. Sind doch bereits weit über 400000 Exemplare davon verkauft worden. Die neuen Ausgaben, die der Verlag von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart herausgibt, werden in ihrem modernen, ruhig schönen Gewande und bei ihrem billigen Preise (von 3 Mk. an) die Verbreitung noch steigern. Jede größere Buchhandlung legt die verschiedenen Ausgaben zur Auswahl vor. — Wer ein etwas weniger bekanntes, aber nicht gemütsärmeres Gedichtbuch als das Gerokſche sucht, sei auf „Das Hohelied der Natur“ von Dr. Albert Wittstock, dem ideal gesinnten evangelischen Erzieher und Schulmann, verwiesen, eine Gedichtsammlung, in der sich des Verfassers reines, edles Herz und innige Naturempfindung in der schönsten vorbildlichen Weise offenbart (Leipzig, Georg Wiegand; geb. 5 Mk.). — Sind diese zuletzt genannten Bücher in erster

Digitized by Google

Reihe dem evangelischen Hause zugedacht, so empfehlen sich andere vornehmlich für katholische Leser. Da ist zunächst das Lebensbild der katholischen Dichterin **Luise Hensel** von Dr. **Franz Binder** (2. Aufl. Mit Bildnis. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung; geb. Mk. 6.40), ein ernstes, gehaltvolles und feinsinniges Werk, das namentlich jungen Mädchen willkommen sein wird. — Derselbe Verlag bietet in sehr schöner und vornehmer Ausstattung **J. B. Diels** (S. J.) **Gedichte**, die Bekenntnisse eines edlen, hochgebildeten, wenn auch mehr romantisch als modern gerichteten Herzens (geb. Mk. 4.20), und in neuer Auflage (geb. Mk. 5.60) das dramatische Gedicht „**Weltenmorgen**" von **Eduard Hlatky**, der die Ideale des Christentums in einer empfindungstiefen, melodiösen Sprache feiert.

Zu Franz v. Defreggers siebzigstem Geburtstage

Am 30. April d. J. wird Franz v. Defregger siebzig Jahre alt. Er verdiente nach seiner menschlichen und künstlerischen Bedeutung wie irgendeiner unter seinen lebenden Kollegen einen eigenen Aufsatz, wenn das Bild des Menschen und Künstlers nicht längst in festen Umrissen vor unser aller Augen stünde, und wenn heute wesentlich anderes über ihn zu sagen wäre, als z. B. Ludwig Pietsch in unseren „Monatsheften" bereits vor sechzehn Jahren, im Februarheft 1889, in einer illustrierten Würdigung gesagt hat. Inzwischen ist mehr als eine neue Bewegung in der Malerei an uns vorübergezogen, nach der Neuromantik sind der Naturalismus und der Impressionismus gekommen — an dem charakteristischen Eigenwert Defreggers hat die eine sowenig zu rütteln und zu bröckeln vermocht wie die beiden anderen. Noch heute, sechsunddreißig Jahre nach seinem ersten entscheidenden Hervortreten, steht der durch Pilotys Schule gegangene Tiroler Bauernsohn als der berufenste Maler seines Heimatvolkes da: als der warmherzige und zugleich großzügige Gestalter der geschichtlichen Vergangenheit Tirols, die in den Napoleonischen Kriegen ihren Glanz- und Höhepunkt hat, und als der gemütvolle, heiter-humoristische Schilderer des Tiroler Alltaglebens, wie es sich im Wirtshaus und auf der Alm, auf dem Tanzboden und in der Kirche, am Herd und draußen unter Gottes freiem Himmel abspielt.

Franz von Defregger: Selbstbildnis. (Christabend 1883.)
(Nach Photographie von Franz Hanfstaengl, München.)

Soll einmal Kritik geübt werden, so wird diese zuerst — wo wäre das jemals anders? — an diesen populärsten Bildern Defreggers, an seinen „Anekdoten- und Chronikenbildern", dem „Salontiroler", dem „Ball auf der Alm", der „Brautwerbung", dem „Abschied von der Sennerin", dem „Urlauber", den „Neuigkeiten", dem „Herztrumpf", dem „Liebesbrief", und wie die herzigen Genreszenen sonst noch heißen, ihren Hebel ansetzen und ihr Mütchen kühlen. Das Genre ist ja nun einmal überhaupt in Verruf gekommen; die Gerechtigkeit der Geschichte aber wird sich, ehe man in Bausch und Bogen auch die „Tirolereien" Defreggers zum alten Eisen wirft, fragen müssen, ob daran nicht hauptsächlich die schlechten Nachahmer die Schuld tragen, meist fremde, von auswärts ins Land gezogene oder nur durchs Land gehuschte Maler, die zu der Natur und dem Volke nur ein ganz loses Verhältnis hatten. Wie ganz anders der Sohn des Pustertales, dem seine Heimat das höchste Gut des Herzens und der Seele war, der sie nie aus eitler Schönfärberei, der sie nur aus Liebe, Stolz und Sehnsucht ab und zu idealisierte, und der viel zu vornehm war, um an ihrem innersten Wesen etwas zu verfälschen!

Doch immerhin: es ist möglich, daß diese, anspruchslosere Gemüter heute noch so frisch und

Digitized by Google

freundlich anlachenden Bilder wirklich nur „ephemere Bedeutung" haben, und daß ihre idealen und technischen Werte nicht stark genug sind, sie eine Zeit erleben zu lassen, die über den „Inhalt" eines Bildes wieder anders denkt als die unsrige. Was sich aber siegreich wider den Ansturm der Zeit und des wechselnden Geschmackes behaupten wird, das sind Defreggers Historienbilder aus der Geschichte seiner Heimat. Zumal seine Darstellungen aus dem Leben Andreas Hofers, die der Geschichtsmalerei ganz neue, bedeutsame Wirkungen abgewonnen haben, allen anderen voran „Das letzte Aufgebot", „Der heimkehrende Landsturm von 1809", „Andreas Hofers letzter Gang", „Hofer in der Innsbrucker Hofburg 1809", sie werden noch leben, wenn über manches der impressionistischen Bilder unserer Tage die Zeit schon ihr graues Spinnweb gezogen hat. Man muß einmal im Mittelsaal des Museums der Landeshauptstadt Innsbruck diese Defreggerschen Gemälde aus der heroischen Epoche Tirols, einige in den Originalen, die meisten in guten Kopien, beisammen gesehen haben, um das mächtige volkstümliche Pathos zu fühlen, das von ihnen ausgeht! Auch hier wieder ist es das Herz gewesen, das Defregger den Pinsel geführt hat. Er hätte es so leicht gehabt, das einmal so glücklich gewonnene Gebiet, wie sein Meister Piloty, in die Breite zu treten — statt dessen hat er gerade hier die äußerste Beschränkung walten lassen und nur das gemalt, was ihn wahrhaft ergriffen hatte, was ihm unauslöschbar auf der Seele brannte. In ganzen fünfundzwanzig Jahren kaum ein Dutzend Nummern! Schon diese Konzentration verbürgt die Reife und Dauerbarkeit der Früchte, mehr noch verbürgt sie die tiefe Empfindung, die Defreggers heimatstolzes Herz in jedes einzelne der Gemälde gelegt hat. Nur so ist die beispiellose Volkstümlichkeit zu erklären, die diese Bilder sich erobert haben; sie geht ja so weit, daß in der Tat die Mehrzahl der Gebildeten in aller Welt sich die große Tiroler Zeit kaum anders vorzustellen vermag als durch den Spiegel der Defreggerschen Darstellungen jener Tage.

Und hinter diesem Künstlerschaffen steht ein nicht minder reiches und tiefes Menschentum. Ein armer Bauernsohn, muß Defregger dem Vater sieben Jahre lang als Knecht dienen, nachdem doch die Kunst schon vernehmlich aus ihm gesprochen hat. Als er frei wird, hat sich der spielend leichte Trieb der Jugend in eine quälende, dumpfe Unrast und Sehnsucht verwandelt, die erst in hartem seelischem Ringen besiegt werden muß, bevor sie sich ins Helle und Freie zurückfindet. Mißverstanden und von schwerer, langer Krankheit gefesselt, rafft er sich doch immer wieder auf und trotzt mit unerschütterlicher Liebe der Heimat seine entscheidenden Erfolge ab. Endlich auf der Höhe, mit Ehrenzeichen vornehmster Art geschmückt, bleibt er der Heimat in Schlichtheit und Geradheit, in Lebensweise und Sitte getreu. Der Mensch in seiner ganzen treuherzigen, goldklaren und ehrlichen Art blickt uns aus dem hier wiedergegebenen Selbstbildnis von 1883 an, das ihn auf der Höhe seines Lebens und auf dem Gipfel seiner Kunst zeigt: „auf ruhigem grauem Grund ein Bruststück, schlicht, anspruchslos; er in dunklem Rock; das leichtgelockte braune Haar wenig, der blonde Vollbart schon mehr angegraut; die Stirn hoch, die Nase kräftig mit breiten Flügeln; innerer Frohsinn, Güte, Liebenswürdigkeit nicht nur in den Augen, sondern auch in jedem Fältchen!" So, mit diesen „sonnenhaften Augen" — um mit Goethe zu reden —, hat der Meister sein Volk und seine Heimat angesehen: das Ernste, Düstere und Rauhe verhüllte sich ihm, darum ist aber das Heitere und Lebensfrohe, das er nicht müde wurde zu suchen und auf die Leinwand zu bannen, an sich um keinen Deut weniger wahr und echt. Jedenfalls zeigen seine späteren Bilder aus dem Tiroler Volksleben eine glänzende Steigerung des technischen Könnens und eine fortschreitende Vergeistigung des Inhalts, während die letzten, in den neunziger Jahren entstandenen Geschichtsbilder („Verhaftung von Peter Sigmair, dem Tharerwirt von Olang", 1893; „Kriegsrat", 1897) den Vergleich mit den älteren Historiengemälden nicht aushalten können. —

Möge dem Maler und Menschen Defregger die milde, gütige Weltfreudigkeit, die aus seinem Selbstbildnis spricht, noch lange erhalten bleiben!

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Karl Langhammer: Die Windmühle.

Zu Malkowsky: Monotypien.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Zum Bilde Gottes schuf er ihn

Eine Lebensgeschichte

von

Marie Diers

III

(Nachdruck ist untersagt.)

Doktor Josen trat in den Ruhestand, er war alt und des Lebens satt. Ein blutjunger Arzt kam nach Wittenow, und Michael war jetzt „der alte“.

Es gehörte sich, daß Michael nun die Amtsdoktorei übernahm, dazu brauchte er einen Assistenten. So hatte er plötzlich zwei junge Ärzte in seinem Kreis.

Es berührte ihn seltsam, denn er sah vor sich, was er gewesen war. Jung und hitzig, eine Art Welteroberer. Ach ja, es war eine gute Zeit gewesen — wo hatte er die hingekrümelt?

Schon in der Art, wie die jungen Kollegen ihm entgegentraten, fühlte er das. So ungefähr, wie er damals — es war noch kaum ein Dutzend Jahre her — dem Doktor Josen begegnet war. Sie hatten Achtung vor ihm als Arzt, freilich, ohne Zweifel — aber als Mensch —? Na, solch ein festgesetzter, angeschimmelter Doktor in Wittenow, das werden *wir* allerdings mal nicht!

Ihr grünen Hänse, so klug auf Konto der Zukunft sein, das ist keine Kunst! Laßt uns mal erst einander ein bißchen näher ansehen.

Na ja — aber vielleicht — habt ihr doch recht. Ich habe manchen guten Herzschlag in mir verbimmeln lassen. Noch einmal jung sein wie ihr — das wäre mir schon recht.

Sein Assistent machte ihm weniger Herzbewegung. Der hatte zwar auch große Blasen im Kopf, aber das war ein Mensch von der üblichen Sorte. Wenn es sich nur so machte, wäre er wohl der Erste, der einen guten Wittenower Amtsdoktor abgäbe.

Der andere dagegen!

Er hieß Gottfried Steinmüller und war ein Berliner Kind. Aus ganz regulären Verhältnissen war er erwachsen, sein Vater war Rechnungsrat und ein maßvoller Streber. Aber der Junge war kein Streber, sondern ein Stürmer. Ihm war's nicht um den Titel zu tun, sondern um die Machtsphäre, die Möglichkeit einer Betätigung, in der alle seine Kräfte im Geschirr gingen.

Das alles sah und fragte ihm Michael am dritten, vierten Tag schon ab. So ein blitzender, überschäumender Junge ist nicht schwer zu verstehen.

„Warum hier in Wittenow?“

„Ja, das kommt nun mal so. Bei uns zu Hause ist jetzt knappe Zeit, mein ältester Bruder hat böse Dinge eingerührt. Nun muß ich eben für mich selber sorgen und ein bißchen für die Zukunft scharren. Lang dauert's ja nicht, dann geht's wieder mitten ins Leben.“

Michael hing das Herz ein wenig schwer im Busen nieder. Aber doch liebte er in

Digitized by Google

diesem strohblonden Doktor die eigene Jugend.

„Wohnen Sie hier allein?“ Er dachte nämlich, ob Doktor Steinmüller vielleicht auch eine Hanna mit sich führe. Es hätte ihm beinahe leid getan.

„Meine Schwester ist bei mir,“ sagte der junge Mensch. „Sie ist nicht mehr jung, eine Art Mütterchen für mich.“

Der Assistent, der Becker hieß, wohnte in dem Giebelstübchen, das früher der armen Guste Röwer gehört hatte. Jetzt hatte Michael keine neue Gouvernante angestellt. Er schickte Dora in Privatunterricht zu einer alten guten Lehrerin im Ort, und im übrigen ging alles wie zuvor, nur noch ein bißchen schlechter. Denn die Dienstmädchen, ohne weibliche Oberaufsicht, führten eine recht bunte Wirtschaft und zeigten ihren Verstand, falls sie ihn besaßen, nur sehr selten.

Die beiden Männer im Haus, das Kind, die ungeleiteten Dienstboten, es war ein wunderliches Konzert, in dem jeder seine eigene Melodie spielte. Die Leute in Wittenow hatten wieder etwas, sich aufzuregen. Mit gutem Grund: selbst Fräulein Gerda Steinmüller, die ältere Schwester des jungen Doktors, so fremd sie hier war, fand gleich bei ihrem ersten Besuch den Zustand ganz lächerlich. Sie machte mit ihrem großen Jungen seine schuldigen Besuche, als wäre sie in der Tat seine Mutter. Auch in Michaels Haus kam sie wie selbstverständlich mit. Sie war schon im Anfang der Dreißiger und für eine Frau ziemlich groß. Haut und Haar waren brünett, im Gegensatz zu ihrem Bruder. Sie hatte etwas Bestimmtes an sich, allzu Bestimmtes, beinahe Hartes.

Michael mochte sie nicht, er war durch die Frauen verwöhnt. Schönheit und Weichheit verlangte er an ihnen. Dieses Fräulein mochte außergewöhnlich tüchtig sein, aber ihn langweilte sie.

Daß sie den Zuschnitt seines Hauses lächerlich fand, sagte sie gerade heraus. Ihr Spott war indessen leicht und humoristisch, so daß Michael nichts versäumt hätte, wenn er ihn liebenswürdig angenommen hätte. Aber dazu war er nicht aufgelegt. Er gab ihr eine abweisende, ziemlich grobe Antwort.

Sie sah ihn stutzend an, dann ließ sie das Thema sofort fallen und sprach von anderen Dingen. Sie war ihm für ein Mädchen überhaupt viel zu gesprächig.

Der Assistent Becker mochte sie auch nicht. „Die sieht aus, als hätte sie ihr Leben lang Steine gemahlen, diese Steinmüller,“ sagte er. —

Michael konnte sich jetzt mehr Freiheit gönnen, und er ging auf Reisen. Er streifte durch die Schweiz und Tirol, ging zu Fuß nach Italien hinunter, bummelte in Mailand und badete im Mittelmeer.

Zum erstenmal in seinem Leben die Seele ganz frei, die Arme frei! Kommen und gehen, schauen und ruhen, wie das Herz gebot. Auch der Geldsack durfte nicht viel sagen. Ein gedankenloses, seliges Schwelgen in sonnigen Wochen.

Jung, jung wurde der ganze abgemüdete Mensch. Des Lebens Last und seine Langeweile, der Druck einer engen Atmosphäre, wo war's geblieben, wo lag es? Im brausenden, jubelnden Rheinfall, in lauter Schaum und Wirbel war es untergegangen.

Sonne, Sonne, ich liebe dich!

Mensch und Tier, Pflanze und Stein, es war alles ein Geschenk. In alten Bergnestern klebte er oft tagelang, spielte mit den braunen Kindern, deren Sprache er nicht verstand, und liebelte mit schönen Mädchen, die er am nächsten Tag vergaß.

Er schrieb nicht nach Hause, und niemand wußte, wo er war.

So ging es wochenlang, da kam das Heimweh. In San Remo, am leuchtenden Meer. Der weiße Marmor blendete, das Meer blendete, Blütenbüsche, blühende Mauern, Rosen im Überfluß, es überdrängte ihm die Augen, die Seele. Die fremden Laute umtönten sein Ohr —

Da sah er es vor sich, sein altes graues Haus unter grauem Himmel, den fließenden Rinnstein, das zerbröckelnde Tor.

Sehnsucht, du rätselhafte, wo kommst du plötzlichher in soviel Sonne und Glanz ?

Erst wollte er nicht, er sah auf seinen Kalender, er hatte sich noch längere Frist gesetzt.

Was wollte er denn auch zu Hause? was hatte er dort? wer wartete auf ihn?

In Trotz setzte er sich in einen Zug und fuhr noch weiter nach Westen. Die Berge wuchsen hier, aber seine Unruhe blieb. Sie

Digitized by Google

machte ihn weich und bang, zum kranken Kinde machte sie ihn.

Nach Hause!

Aber wer wartet dort auf mich? Wer wird sich freuen, wenn ich komme?

Ja, ja, es gibt einen! Richard, mein Junge, mein kleiner treuer Bub!

Hatte er ihn denn vergessen in dieser Zeit? Vielleicht ja. Aber zur rechten Stunde war er ihm eingefallen.

Rick, mein Blondkopf, verzeih! Ich bin dir ein nichtsnutziger Vater, aber jetzt soll es dir gut gehen.

Er hielt's nicht mehr aus, in Mentone stürzte er aufs Postamt. Zwei Telegramme sausten nach Deutschland. Das eine ging an Ricks Direktor und bat ihn für acht Tage frei, das andere hielt — drei Stunden später — ein fassungsloser Junge in der Hand und las mit flimmernden Augen: „Reise übermorgen mit dem ersten Frühzug nach Halle ab. Ich hole dich vom Bahnhof. Dein Vater."

Dann aber stieg Michael in den Zug zurück, der ihn eben hergebracht hatte, und verließ direkt über Genua das blühende Land.

Eine Thüringer Fußtour mit seinem Jungen, das dünkte ihm der seligste Schluß.

— — — — — — — — — — — — — — —

So kam er nach Hause: reicher als er ging und doch verlangender, abhängiger als zuvor. Was ihm auch Rick an Wiedersehensjubel, an tiefer Anhänglichkeit gab, es stillte ihn noch nicht. Die Sonne, die er hier nicht fand, wollte er in seinem ganzen Hause haben.

Vorher war er gleichgültig und ziemlich stumpf gewesen. Jetzt war er wieder der junge, heiße Mensch, der seinen Boden nach Schätzen durchwühlt. Das hatten die Berge getan, das hatte die Sonne getan, das hatte sein Heimweh am blauen, blendenden Mittelmeer getan!

Aber Walter, der verlogene dumme Junge, und Dora, das leichtherzige Tänzerchen, hatten nichts ihrem Vater zu geben. Er stand vor ihnen im guten, im bösen, es war ein Betteln und ein Drohen. Er nahm Dorchen auf seine Knie und zeigte ihr Reisebilder, er redete mit Walter wie mit einem ehrenhaften Jungen, von dem er Gutes erwarte.

Nichts. Ein seelenloses, inhaltloses Zwitschern, ein Hervorstecken häßlicher klein-weiblicher Stacheln, als da sind: Klatschliebe, Prahlerei, Eitelkeitskrätzchen — das war Doras Antwort.

Ein dummes, falsches, feiges Wortemachen — das war Walters Antwort.

Da hörte er mutlos auf.

„Geht 'raus. Was soll der ganze Krempel," schnauzte er sie erbittert an.

Vater und Kinder — das ist ein schwieriges Zusammensetzspiel. Dazu gehört mehr als Geduld. Wer kann es?

Michael sah mit leeren Augen seines Blutes Kindern nach. Fremd! fremder als die braunen Kinder da unten, deren Sprache er nicht verstanden hatte.

Grau hing der Regenhimmel über die ganzen Sommerferien. Und um dieses hier hatte er sich nach Hause gesehnt?

Ob ich nicht besser täte, hier fremde Leute einzusetzen und in die weite Welt zu gehen?

Da fühlte er den weichen blonden Knabenkopf an seinem Arm. „Papa, du nimmst mich heute mit über Land. Was schadet der Regen!"

Ja, Kinder, euer Vater ist ein Narr — euer Narr. Er käme ja doch wieder zurück, immer und immer. Es ist ein verrücktes Ding um die Zusammengehörigkeit.

Man wird so schwer, erdenschwer. Man kann am Ende gar nicht mehr auffliegen, an Händen und Füßen ist man gebunden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das stockende Leben ging mühselig weiter. Walter blieb sitzen, und Richard holte ihn in. Dora wurde immer hübscher und immer zierpuppiger. Die Patienten wurden krank und wieder gesund oder krank und starben. Michael hatte eine starke Konkurrenz in dem jungen Gottfried Steinmüller, aber er liebte den willensheftigen Kollegen um diese Konkurrenz. In solchem Kampf war strömendes Leben. Man verfault nicht, wenn man solchen ehrlichen, rücksichtslosen Feind im Nacken sitzen hat!

Über seine ergrauende Weisheit fuhr des Jungen trotzige, himmelstürmende Kraft. Er konnte ihrer lächeln, aber er mußte auf seinem Posten stehen. Sonst konnte noch einmal am bösen Tage ihn dieser respektlose Junge umrennen. Verächtlich war dieser Grünschnabel gegen alles, wie es vorher hier gewesen war, hochfahrend über die Maßen.

Digitized by Google

Aber in diesem Ärger badete sich Michael wie in einem eiskalten Bad. Nachher wird man dann schon um so wärmer.

Auch mit dem dunkelhaarigen Mädchen, dieser hartgetönten Gerda, fand Michael sich mit der Zeit ab. Er sah sie oft und trank nach stürmischem, nassem Tag manche heiße Tasse Tee, den ihre Hände bereitet hatten. Die Geschwister paßten eigentlich gar nicht zusammen und kamen doch gut miteinander aus. Es löste sich hier ein beständiger Widerstreit in ein unsichtbares und ungreifbares Verständnis.

Welch ein prächtiger Mensch der Bruder ist! mußte jeder Mensch denken und dachte es auch. Es kann nicht ganz leicht sein, mit dieser Schwester fertig zu werden.

Aber Michael hatte manchmal in vorgerückter Abendstunde einen anderen Eindruck: als wenn diese so festtretende Schwester doch vielleicht die Gebende, die — Gütigere sei.

Doch dieser Eindruck ließ sich nicht fassen und festhalten. Im Grunde lohnte es ihm auch keine Grübelei.

Vor einem Jahr, als er die Guste Röwer vor die Tür gesetzt hatte, hatte er auf seinem Kopf nach den ersten grauen Haaren gesucht. Heute war er nur wieder der verlaufene Junge, der froh ist, am kalten Abend irgendwo ein warmes Plätzchen zu finden. Es lebte sich ganz gut bei diesen Geschwistern für einen, der es gewöhnt wurde.

„Achtung!" sagten die Wittenower. „Er holt sich die Steinmüller, paßt auf!"

Es war nichts daran, beinahe weniger als nichts. Nicht einmal eine interessante Abneigung bestand. Die Gerda hatte aus ihrer Vergangenheit her ein hartgehämmertes Herz, und mit Menschen, die sich ihr durch irgendwelche Äußerungen mißbeliebt machten, war sie bald fertig. Sie brauchte die Menschen nicht.

An Michael Laurentius hatte sie sich mit der Zeit gewöhnt. Anfangs hatte sie ihn auch verworfen. Was er von seinen Kindern, seinem Leben, seinen Lebensanschauungen sagte, waren für sie keine edlen Früchte. Er kam ihr ein wenig mottenzerfressen vor, ein Egoist und ein Schläfer.

Aber wenn draußen der dicke Nebel lag oder der Wind durch die Gassen pfiff, dann ließ sie es schon gelten, wenn er bei ihnen klingelte. Seine Verlaufenheit war ihr noch das Liebste an ihm.

Meist führte Gottfried Steinmüller das Wort und im Grunde nur immer über sich und seine Zukunft. Es war nicht schlimm, von solchem Jüngling verlangt man es nicht anders. Ist denn die große, unendliche Welt und er selbst als Eroberer darin nicht ein Stoff, der schon des Darüberredens wert ist?

Es drängte sich auch von den anderen beiden keiner zum Wort, und keiner wurde ungeduldig. Die Lust, aber auch ein angenehmes Talent zum Schwatzen lag in den Steinmüllers, und die Worte standen ihnen zur Verfügung. Auch der Gerda, aber abends war sie meist nicht aufgelegt und von ihren Wirtinpflichten erfüllt. Was Michael betraf, so ließ er den jungen Mann gern vor ihm feuerwerkern, es war ihm wohl und weh dabei. Bei ihm kamen die Worte nur ruckweise und gelegentlich. Aber wer hinhörte, konnte sich doch bald daraus ein Bild zusammensetzen. In solchen Dingen taugen Frauenohren besser als Männerohren.

„Ich mag Ihren Rick nicht," sagte Gerda einmal, aber der Ton war nicht so hart wie die Worte, eher schwer.

Trotzdem verletzte es ihn tief. An diesem Punkt durfte man ihm nicht rühren.

„Haben die anderen denn Gnade vor Ihnen gefunden?" fragte er bissig und höhnisch.

„Die tun mir leid, sie sind reichlich verpfuscht," sagte sie frei und ernst. Sein Hohn störte sie nicht, weil er sie weder beleidigte noch beschämte. Sie fühlte sich von ihrem guten Willen freigesprochen, der in diesem Augenblick etwas Glühendes und Begeistertes hatte. Daß er es übelnahm, war verständlich, aber nicht sehr großherzig.

„Gerda, ich finde dich taktlos," sagte ihr Bruder.

Daß er ihm die Worte so aus dem Munde nahm, wirkte befreiend auf Michael. Er sah dem Mädchen, das ihn anpredigte, ins Gesicht. Eine kleine Stille trat ein. Der einzige, der sich unbehaglich fühlte, war Gottfried.

„Im ganzen bedanke ich mich," sagte endlich Michel gelassen.

„Ja, ja." Sie sah von ihm fort und räumte die Tassen zusammen. Daß er sich zurechtfand, gab ihr eine leise Verlegenheit.

Digitized by Google

„Ich finde nur, Gerda —“ begann der Bruder heftig. Dann brach er ab und stand auf, um sich eine Zigarre zu holen. Gegen seine Gewohnheit bemühte er sich um Michael, damit der den üblen Eindruck verlöre.

Der aber dachte: sie ist doch die Gütigere und Freiere von den beiden. Aber man muß verdammt bescheiden sein, wenn man sich mit ihr vertragen soll.

Zu Weihnachten kam so etwas wie eine gemeinsame Feier zustande. Am Heiligabend waren die Geschwister drüben, denn Michael war diesmal als Kindervater im Vorteil. Am nächsten Nachmittag gab Gerda eine Schokolade für die Doktorskinder.

Es ging nicht so ganz ohne kleine Spitzen ab. Gerda wollte den ewig zurückgesetzten Walter, der hier schon den wahren Hausknecht von Rick abgab, beständig hervorziehen und aus seiner unvorteilhaften Winkelstellung herauslocken. Walter aber, nie daran gewöhnt, irgend jemandes Liebling zu sein, machte dabei eine spröde und ungeeignete Figur, so daß der ganze Versuch recht unglücklich und gekünstelt ausfiel.

Das ärgerte Michael wiederum. Um den Übergriffen dieses Mädchens zu trotzen, machte er mehr aus Rick, als ihm sonst je einfiel, und er hatte dabei auch besseres Glück. Selbst Gerda ließ von Walter ab, setzte sich in einen Stuhl und sah mit großen Augen zu.

Dies war bei der ersten Zusammenkunft, am Heiligabend.

Als die Lichter herunterbrannten und der junge Doktor, der jetzt seiner Schwester bescheren wollte, zum Aufbruch drängte, reichte sie im Hausflur Michael die Hand und sah ihn mit einem verlorenen Lächeln an. Sie stand schon im Mantel, ein Baschlik um den Kopf, das ihr halbes Gesicht beschattete.

„Er ist ein wunderschöner Knabe!“ sagte sie. „Was hilft's, wenn wir auch noch so klug sind! Das ist doch stärker und soll's auch wohl sein!“

Er verstand sie nicht recht, weil er etwas konfuse war, und ihr Ausdruck war es, der ihn konfuse machte. So ein durchbrechendes Licht war darin.

Er sah ihr nach, als sie ging. Was mache ich nur aus dir? dachte er. Du wirst mir ja mächtig!

Am anderen Tage, bei der Kinderschokolade, als er Gerda in einer Wirtschaftsschürze emsig hantieren sah, fand er das große Wunder in ihr nicht wieder, das ihn gestern so bewegt hatte. Ihr ganzes Wesen war wie verhangen, sie hatte etwas Geschäftsmäßiges mit den Kindern, das ihr sehr schlecht kleidete.

Er empfand eine Enttäuschung und sonderbarerweise gleichzeitig eine leise Erleichterung.

Danach hatte er beinahe unvermittelt den Geschmack an diesem Umgang verloren. Es kam eine sehr heftige Arbeitszeit den ganzen Januar und Februar hindurch, und abends hatte er das Bedürfnis, sich Hausschuhe anzuziehen und die Glieder auszustrecken. Es zog ihn nichts fort. Wenn der Kollege Steinmüller ihn stellte und ihm Vorwürfe machte, gab er leere Antworten, in denen seine ganze Unlust lag. Er ging auch ein paarmal wieder hin, holte sich aber nichts als Langeweile, weil er selber nichts hinbrachte.

* *
*

Im Frühling gab es eine schlimme Überraschung: Richard klappte körperlich zusammen. Er war jetzt dreizehn Jahre, hochgeschossen, blaß und mit einem übers Maß hinaus entwickelten Gefühlsleben. Der Doktor hatte den groben Fehler gemacht, die Schulleistungen des Jungen auf sein Liebeskonto für den Vater mit hinüberzuschreiben, ihm seine dortigen Erfolge gleichsam zum Beweis oder zur Pflicht seiner Liebe zu machen.

Dadurch hatte sich Rick überarbeitet. Zwar das Lernen an sich wurde ihm nicht schwer, aber die Ausdauer und Konsequenz. Diese lag ihm einfach nicht im Blut und kostete ihm eine Überwindung, die sein Organismus nicht aushielt. Ein wüster Nerventanz ging los. Gänzliche Schlaflosigkeit, sinkender Lebensmut, eine unnatürliche Reizbarkeit, kein Appetit, Abmagerung, Erschlaffung. Da hörte auch das Lernen auf, und eine nervöse Furcht vor des Vaters Unwillen schreckte durch seine Tage und Nächte.

Michael kam und holte sich seinen Jungen nach Hause. Der bot ihm einen Anblick, daß ihm das Herz erstarrte. Obwohl Arzt,

Digitized by Google

hatte er, der ewig Gesunde, eine Art Verachtung gegen alles Kranke. Zwar die anderen Menschen ließen seine Seele gleichgültig, aber gegen sein Fleisch und Blut bäumte sich ihm der Instinkt auf. Er hätte den Knaben schütteln mögen: Raffe dich auf! sei kein Weichling und Jammerlappen!

Aber das Schütteln ging nicht an. Dafür erst recht hatte Rick keine Widerstandskraft mehr. Zart und behutsam wollte dies Pflänzchen angefaßt sein.

Nun mußte Michael sich schon selbst in die Haare packen. Nimm du dich zusammen, Freund! Habe gefälligst ein bißchen Geduld und Verständnis! Laß dich nicht so gehen in Dummheit und Selbstsucht. Lern' mal erst am eigenen Leibe, was du dem Jungen beibringen möchtest!

Aber diese Bestrebungen fielen erzwungen aus wie alle, die man sich ausklügelt. Auch ängstigte seine unnatürliche und unfreie Sanftmut den armen Jungen mehr, als seine Rauheit es getan hätte. Sie lastete auf ihm wie Wolken, hinter denen ein schweres Gewitter steht.

Rick mit seinen feinen Nerven, der den Vater kannte wie keiner, fühlte dies gekünstelte Verhältnis als unerträgliche Qual. Sein leises Liebeswort erstarb ihm auf der Zunge, seine arme kleine Zärtlichkeit verkroch sich wie ein wundes Tier. Nun wollte er, um den Vater zu erfreuen, den Gesunden, Gleichgültigen spielen und spielte dabei nur eine alberne Fratze, die sein natürliches weiches Wesen abstoßend verzerrte.

Es war zum Lachen und zum Weinen, wie Vater und Sohn sich gegenseitig diese Komödie aufführten und dabei bis zur Erbärmlichkeit litten.

Der gute Michael Laurentius konnte viel und bildete sich auch wohl manchmal noch mehr ein, als er wirklich konnte. Aber Menschen regieren, das konnte er nicht. Zum Schulmeister war er verdorben.

Als es Sommer wurde, kam Richard mit einer seltsamen Bitte hervor: „Laß mich lieber wieder zur Schule, Papa.“ Dabei ging es ihm nicht etwa besser, im Gegenteil. Wenn Michael ihm ein Schlafmittel gab, schlief er, sonst nicht. Das Essen würgte er höchstens mit Überwindung hinunter, auch eine Art Komödie, die er aufführte, und sein Aussehen, da er sich nicht schminken konnte, wie er es wohl gewollt hätte, war erschreckend kläglich.

Michael sah wohl, daß diese Bitte aus lauter innerer Quälerei entsprang, und es ging ihm auch so allmählich auf, daß er der Quäler war.

Ob dies nicht eine elende Zieherei war! Er arbeitete sich seelisch doch förmlich ab, um dem Jungen zu dienen, und nun dies Resultat. Er konnte stolz auf sich sein.

Eine tiefe Müdigkeit beschlich ihn. Er sah am Jungen vorbei ins Leere.

„Nein, Rick, du mußt noch hier bleiben. Bis zum Herbst mindestens. Oder möchtest du einmal reisen?“

Dem Knaben schossen die Tränen in die Augen. Hätte er jetzt gesprochen, so wäre es ein Ausweinen geworden. Des Vaters traurige Haltung überwältigte ihn, und der Sturm seiner Liebe war nicht mehr zu hemmen.

Erst kam nur ein stummes Kopfschütteln auf des Vaters Frage, dann stürzte er zu ihm, der mitten im Zimmer stand, faßte nach seiner Hand und küßte sie. Er zitterte dabei, Röte und Blässe flog über sein Gesicht.

„Mein armer Jung',“ sagte Michael weich. Auch ihm standen die Augen voll Wasser. „Was ist's denn nur mit dir? warum will's nichts werden? sei doch lustig, Rick, du kannst ja alles hier. Kehr' dich doch an nichts!“

Ja, ein guter Ratschlag! Nur, daß er nicht viel anders war, als hätte er gesagt: Fliege doch ein bißchen, Rick. Über die Häuser und Wälder fort, Junge. Das wird dich erheitern.

Diese weiche kleine Szene hatte gar keinen reellen Erfolg. Michael wurde nur um so sanfter und Rick um so bemühter, seine dumme Rolle weiter zu spielen.

An einem verhangenen Sommertag kam Gerda Steinmüller einmal herüber, um sich Rick und Dora zum Spazierengehen abzuholen. Sie hatte dies öfter getan, und es war Michael ganz recht, ohne daß er sich weiter darum kümmerte. Sie war über sein Fernbleiben nicht empfindlich und suchte auch nicht ihn wieder einzufangen. Dies gleichgültige Gewese berührte ihn angenehm.

Davon, was sie mit den Kindern unterwegs anstellte, hatte er nur eine unklare

Digitized by Google

Vorstellung. Er traute ihr in dieser Beziehung aber alles Gute zu, es schien ihm auch, als ob Rick ein wenig frischer sei nach solchen Ausgängen.

Diesmal brach ein unverhoffter, heftiger Regen aus, und sehr durchnäßt, viel früher als beabsichtigt, kamen die drei zurück.

Die Kinder liefen nach oben, ihre Kleider zu wechseln, Fräulein Steinmüller aber kam, regentriefend, wie sie war, zu ihm in sein Zimmer.

„Ich muß Ihnen etwas sagen," begann sie.

Er bot ihr einen Stuhl, sie setzte sich und nahm den durchweichten Sommerhut vom Kopfe. Ihr Gesicht glühte trotz der Nässe, sie strich sich die feuchten Haare aus der Stirn.

„Richard wird Ihnen krank werden, wenn alles so bleibt," sagte sie.

„Er ist es schon," gab Michael hart zurück.

„Ja. Aber so geht es ja nicht länger. Sie sind zu weich mit ihm, er vermißt etwas. Er zerquält sich vor lauter Unklarheit."

„Unklarheit?"

„Ja, seien Sie doch mit ihm so, wie Sie waren. So wie es Ihnen natürlich ist." Ein ganz leichtes Lächeln flog durch ihre Augen. „Ein bißchen rauh und gröblich."

Der also Abgekanzelte aber hielt nicht länger still. Vor Zorn wurde er rot. Das hieß er aber allzu liebevoll! Wer hatte dieses fremde Wesen gerufen, in sein häusliches Elend hineinzubohren?

„Danke. Sie haben da doch wohl nicht so den richtigen Überblick," sagte er in abschließendem, hochmütigem Tone, und um seine Meinung auch ja nicht mißverständlich zu lassen, stand er auf, was soviel hieß als: Bitte, der Ausgang ist frei.

Sie stand auch auf und ließ sich ruhig hinauswerfen. Ihren aufgeweichten Sommerhut behielt sie in der Hand. Die Blümchen darauf und das Band sahen arg verregnet aus.

„Adieu, Herr Doktor," sagte sie nur.

Er machte ihr eine stumme Verbeugung. Als sie hinaus war, sah er noch immer die verregneten Blümchen vor sich, als ob sie ihn vorwurfsvoll anschauten.

Es ist ein fades Gefühl, eine Dame unnobel behandelt zu haben. Zehnmal sagte er sich vor, daß ihre Unverschämtheit es nicht besser verdient habe, aber er konnte durchaus nicht zu seinen eigenen Gunsten wieder in Stimmung kommen.

Verdrießlich ging er nach oben, nur um irgend etwas zu tun. Im Kinderzimmer trug eben das Mädchen die nassen Sachen heraus, Richard lag auf dem Sofa, hatte sich eingewickelt, war blaß und fror.

Plötzlich sah er den Vater, der in der Tür stand. Unheilschwer allerdings.

Da flog die Decke hin, da stand der Junge. „Es ist ja alles schon wieder in Ordnung, Papa. Ich war nur faul, ganz gewiß!"

Aber da ging ein Donnerwetter los.

Jetzt war Michael gerade in der richtigen Verfassung, pulvergeladen bis an die Kehle. Die Kraftausdrücke flogen nur so, das Haus dröhnte.

„Alberne Ziererei! Heuchelei! Warum hast du Bengel nicht mal das bißchen Mut, dich krank zu zeigen, wenn du krank bist! Aus die Jacke! Die Hosen herunter! Anna, das Nachthemd her und zwei Wärmflaschen! Ins Bett mit dir, Hasenfuß! Ich werde dir schon dein Theaterspielen austreiben, das wirst du erleben, mein Bursche!"

So ging's weiter, bis Rick im Bette lag und die Wärmflaschen (denn in solchen Augenblicken geht alles im Hause wie mit Zauberschnelle) ihm an den Füßen und auf dem Magen lagen. Michael besann sich nicht auf seine Worte und hatte es auch nicht nötig. Eine Explosion war es, die Naturgewalt in sich hatte.

Rick war der Ohnmacht nahe. Seine blauen Augen starrten nur noch viel blauer den Blitzeschleuderer an. Nicht einmal zittern konnte er vor starrer Angst.

Mit möglichst rauhen Griffen deckte der Vater ihn zu, stopfte die Decke an allen Enden fest, warf ihm noch ein paar schreckliche Namen an den Kopf und ging hinaus, daß die Gläser auf einem Wandbrett klirrten. Tür zu und hinunter.

So — über „Unklarheit" konnte Rick sich heute nicht beklagen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Er saß unten und fühlte sich unbeschwert, der wilde Doktor. Er kam allmählich zur Ruhe und ihm war ganz gut zu Sinn.

Als er in seinen Wagen stieg, um fortzufahren, machte er sich keine schweren Ge-

Digitized by Google

danken um Rick. Ihm war nicht, als ob er den Jungen totgeschlagen hätte — eher ganz anders: als ob er ihn erst jetzt wieder ganz dicht bei sich habe.

Hei, das tut gut, einmal so die Spannung von der Seele herunterzuhaben! Sein Herz war frisch wie draußen die Erde nach dem großen Regenguß.

Und wenn Rick heute auch die ganze Nacht durch heult, er wird schon wieder lachen, der Junge. Es hat ihm schließlich doch auch gefehlt, so ein bißchen Blitz und Donner. Ist doch noch kein solcher Schwächling, wie's aussieht. Aber in dieser unklaren Atmosphäre wäre er mir rein verwelkt.

Unklar —

Na ja, die Steinmüller mit ihrem verregneten Hut — was ficht mich eigentlich an, mich wie ein Tropf zu betragen?

Schließlich hat sie ganz richtig geredet, und jetzt denkt sie: er ist übelnehmisch wie eine Köchin.

Nein, ich will's aber nicht, daß sie das denkt!

Als er nach Hause kam, ging er nach oben. Der letzte Schein des langen Juniabends weilte noch in Ricks Schlafstube. Der Junge lag in seiner festen Umwickelung und schlief. Die langen Wimpern ruhten auf den Wangen. Seine Stirn fühlte sich etwas fieberig an, aber — er hatte kein Schlafmittel bekommen und schlief doch.

Michael setzte sich auf die Bettkante und verharrte ein paar stille Minuten. Er holte sich Freude von dem schlafenden Gesicht. Ohne die hatte er lange auskommen müssen.

Dann ging er leise hinaus, nahm unten seinen Hut und sagte dem Mädchen: „Ich bin bei Herrn Doktor Steinmüller zu finden. Das Haus bleibt offen, bis ich komme."

Draußen war eine laue, schwere Luft. Ein weicher Wind ging ihm ums Gesicht, die Sterne sahen durch Wolkenfetzen. Michael schritt leicht und frei, er freute sich auf den Besuch, obgleich die, zu der er wollte, eine Gekränkte und vielleicht Zürnende war.

In der Mietswohnung waren alle Fenster dunkel. Sie werden auf der Veranda sein, dachte Michael, und so war es. Das Dienstmädchen, das auf das Schellen der Türglocke herbeikam, wies ihn dorthin, nach hinten.

„Wer ist denn das?" fragte Gottfried Steinmüller, als er in die Glastür trat. Es war schon fast dunkel, und er stand dazu im Schatten. Die Zigarre des jungen Doktors leuchtete. Gerda saß in einem Rohrstuhl mit lässig im Schoß ruhenden Händen. Sie schien kaum aufzusehen.

„Es ist Doktor Laurentius," sagte sie sogleich.

„Ja. Darf er es sein?" fragte Michael und sah nur sie an.

„Aber warum denn nicht? Famos!" rief Gottfried und sprang auf. Gerda hatte keine Antwort gegeben.

„Endlich mal wieder!" Der junge Doktor freute sich ehrlich. „Hier ist ein Stuhl, hier sind Zigarren, Wein soll auch noch kommen." Er drückte auf einen Klingelknopf. „Es ist wirklich famos."

Michael dachte beklommen: nur ein Zehntelchen von dieser Freude müßte sie haben. Aber es ist auch kaum zu verlangen.

Er ging zu ihr.

„Fräulein Steinmüller, ich möchte schon — Sie können sich's wohl denken — ein bißchen abbitten möchte ich. Wird's lohnen?"

„Na nu! Was habt ihr denn miteinander vor?" fragte Gottfried.

Der bekam keine Antwort. Gerda stand jählings auf.

„O!" rief sie nur. Es klang so froh wie ein Lerchenton im Frühling.

„Schließlich," sagte sie dann, und in ihrer Stimme lachte es, „wer war denn eigentlich der Ungeschicktere von uns beiden? Aber es ist gut, daß Sie den Anfang machen."

„Es ist alles gut!" sagte Michael.

„Da möchte man aber mal wissen — " begann Gottfried.

„Ach, laß doch," wehrte Gerda ab. „Wir wissen es ja selbst nicht mehr. Klingle lieber noch einmal. Oder laß, ich gehe selber, das Mädchen wird draußen sein."

Kaum war sie fort, da fing der Bruder in seiner Neugier wieder an zu bohren. „Was hat's denn gegeben, Herr Kollege?"

„Was sonst? einen Zank," sagte der.

„Ach! Wieso denn? Wann? Warum? Natürlich hat Gerda wieder zur Unzeit geschwatzt, wie sie's immer tut!"

„Lieber Freund," sagte Michael, nahm eine von Gottfrieds Zigarren, zündete sie

Digitized by Google

gelassen an, sog kräftig daran und blies dem Geber dieser Gabe den Rauch ins Gesicht. „Sie werden noch manches Kistchen aufrauchen müssen, ehe Sie das Thermometer von Ihrer Schwester Unzeit oder Zeit kennen. Aber es ist unser goldenes Männerrecht, das wir uns nicht nehmen lassen wollen, und ich stimme auch dafür: über das Frauenvolk abzuurteilen, je nachdem uns die Laune hängt und sie diese zu bedienen verstehen, ohne daß wir erst unsere Nase befragen, woher der Wind in Wirklichkeit weht."

„Ihre Laune scheint heute allerdings wunderlich zu hängen und von meiner Schwester aufs vortrefflichste bedient zu sein," sagte Doktor Steinmüller ärgerlich.

„So ist es!" gab Michael höchst freundlich zur Antwort.

Schritte nahten sich und leises Gläserklirren. Gerda kam mit dem Wein. „Soll ich die Windlampe holen?" fragte sie.

An des Bruders Statt, der noch von seinem kleinen Ärger gekniffen wurde und stumm blieb, antwortete Michael: „Nein, lieber nicht."

„Es ist auch schöner so," sagte Gerda nachgiebig.

Sie verteilte die Gläser und schenkte ein. „Wir haben den Wein von einem rheinischen Onkel," sagte sie. „Er ist gut."

Als die Gläser zusammenklangen, vergaß auch Doktor Steinmüller seine schlechte Laune. „Also, daß ihr euch nicht wieder zankt!" rief er, „darauf trinke ich."

„Es wird doch wohl nicht ohne das abgehen," meinte Gerda.

Michael war in seinen Gedanken bei dem Wein. „Er ist in der Tat herrlich, ich beneide Sie darum, Steinmüller."

Die Dunkelheit sank schnell, man konnte gegenseitig die Gesichter nicht mehr erkennen. Nur die Zigarren leuchteten wie Glühwürmchen. An der Wand der hölzernen Veranda kraspelte hin und wieder ein kleiner Busch, den der Nachtwind bewegte. Still, in dunklen Umrissen standen die Bäume des Gärtchens. Einmal huschte eine weiße Katze gespenstisch über den Weg. Von einer nahen Wiese her klang das Froschkonzert, immer noch flogen die Wolken über die Sterne.

Michael erzählte, wie er Rick heute angetroffen, und daß es einen kleinen Sturm gegeben habe.

„Da!" sagte Gerda, er hörte ihr leises, herzliches Lachen. Er hatte ja auch ihr zuliebe dies Geschichtchen erzählt.

„Wir sind nicht so ruckweise erzogen," sagte Gottfried, „aber wir saßen wie im Stock unsere ganze Kindheit entlang. Viel Herz zu unserem Papa konnten wir nicht fassen, obwohl ich jetzt sehe, wie gutmütig und weich er eigentlich ist. Aber er hatte so seine pedantischen Formeln, die uns des Lebens Grenzmauern bedeuteten."

Michael ward plötzlich gewahr, daß er trotz der Gesprächigkeit seiner jungen Freunde nur die oberflächlichste Kunde von ihrem Leben und Werden besaß. Oder hatte er bisher immer mit verschlossenen Sinnen dabei gesessen? Gehört und doch nicht gehört?

Plötzlich fing er an zu fragen, die Geschwister förmlich zu bestürmen. Es war, als ob ihm der Wein die Zunge löse. Mit jeder Antwort, die halb erstaunt, lachend, dann wieder zögernd ob solchen Ungestüms hervorkam, lichtete es sich vor ihm wie ein neues Land, und er sah Merkwürdigkeiten, wo nur des Werdens schlichte Folge war.

Darum sah er mehr und tiefer und wahrer, als die Geschwister ihm sagen wollten oder konnten. Eine tyrannisierte Kindheit mit all ihren bösen und guten Früchten: Auflehnungsgeist, Selbstbeherrschung, blinde Widerspruchsluft. Der älteste Bruder, kaum aus den Ketten, war auf schlimme Wege gegangen. Jetzt lag eine Klage wegen Unterschlagung gegen ihn vor.

Aber in dem Hause hatte noch ein anderer Geist gewirkt, der jetzt seit Jahren dahin war: eine Mutter mit großem Herzen und großer Unfähigkeit, dem Vater standzuhalten. An seinem mechanischen Recht und Rechthaben zerschellte ihr weites, großes, mildes Erfassen aller Dinge. Die Kinder hatten ein böses, trauriges Schauspiel vor Augen: das Unterliegen des Größeren unter dem Kleineren, des Geistes und Herzens unter der Schablone. Zuletzt war sie nur ein schwaches, ängstliches Gebilde gewesen, schonungsbedürftig, zitternd vor dem Vater, ihren Kindern kein Halt, sondern ein Schmerz.

Digitized by Google

Aber ihr Sterben hatte etwas erwirkt, was ihr Leben nicht mehr gekonnt hatte.

„An dem Tage ihres Begräbnisses löste ich meine Verlobung auf," sagte Gerda.

„Ihre Verlobung —?!"

In diesem Augenblicke hätte Michael die Dunkelheit durchdringen mögen, um in Gerdas Gesicht zu sehen.

„Es war hohe Zeit dafür!" sagte Gottfried mit einer Stimme, die seltsam liebevoll klang. „Ich war damals erst Gymnasiast, aber ich freute mich auch, daß wir unser Mädel wieder hatten."

„Was war er?"

„Jurist," erwiderte Gottfried. „Ein Streber und ein Pedant. An der aufgelösten Verlobung war ihm der Eklat das schlimmste."

„Warum verlobten Sie sich denn?" sagte Michael stürmisch und zornig zu Gerda.

Sie schwieg.

Es trat eine kurze bängliche Pause ein. Der Busch kraspelte leise an der hölzernen Wand. Die Frage von Michael aber stand wie mit Flammen zwischen ihnen in der Dunkelheit.

Da sagte der junge Bruder, stockend: „Es lag in den Verhältnissen. Häuslicher Zwang, Freiheitsdurst, Menschenunkenntnis — was kam da alles zusammen."

„Ja aber trotzdem!" sagte Michael hart und wild.

In diesen Tatsachen lag ihm etwas Unerhörtes, das Gefühl Beleidigende; daß Gerda bisher unberührt, unbewegt und von diesen wilden, törichten Dingen ungekränkt durchs Leben gegangen sei, erschien ihm wie ihr zugehörig, wie ein Bestandteil ihres Wesens. Das andere war ein Diebstahl.

Sie schwieg noch immer. Ihr Schweigen hätte ihm sagen müssen: dein Fragen und Reden wird zuviel. Höre auf, habe Ehrfurcht! Wenn ich dir auch die Tatsache sage, die viele wissen, die ich hundertmal habe herumzerren und bereden hören müssen, mit welchem Recht willst du diese Pein noch einmal beginnen?

„Haben Sie ihn denn geliebt?" fragte er roh.

Der Bruder wollte wieder vermitteln, den aufdringlichen Frager beschwichtigen. „Es war ein Mißverständnis der eigenen Gefühle — begreifen Sie doch —"

Aber sein Stammeln wurde übertönt von Gerdas einfacher, klarer Antwort, einem ruhigen: „Ja."

Hierauf fragte Michael nichts mehr, er trank seinen Wein aus und ließ sich das Glas von Gottfried wieder füllen. Gerda schien ihm plötzlich entwertet. Sie war ja eine ganz andere, als er geglaubt hatte. Unsicher im Instinkt, mit einem schlechten Geschmack, dessen Verirrung der Verstand nachher durch eine gewaltsame Handlung erst wieder mühsam reparieren mußte.

Woher dies kam, ob durch Vaters und Mutters Schuld oder sonstige Verhältnisse, war ja ganz gleichgültig. Aber es blieb bestehen, daß dies Mädchen, um herbe zu werden, wie sie sich jetzt oft zeigte, erst allzu weich gewesen war gegen einen gewöhnlichen Karrieremacher und Blender.

Was Rasse in sich hat, wirft sich nicht weg! dachte er hart und fertig mit der Sache. Der Mensch ist, was er tut.

„Sie hätten ihn ruhig heiraten sollen," sagte er mit einem ungeheuren Hohn in der Stimme.

Der junge Doktor war starr vor Entrüstung. Wie kam dieser Laurentius dazu, sich aus aller Gemütlichkeit heraus plötzlich so ungezogen zu betragen? Aber Gerda gab ihm wider Erwarten Antwort.

„Ich hätte es weder können noch sollen," sagte sie ein wenig aufgeregt. „Aber Sie urteilen, wie mein Vater es tat."

Und nach einer kurzen, beklommenen Pause mit leise schwankender Stimme: „Sie sind ein harter Idealist. Auch solch ein Schablonenmensch. Es ist schon so."

Es klang, als ob sie in diesem Augenblick auch etwas aufgebe, was ihr lieb und wert gewesen war.

Gottfried Steinmüller brauste jetzt auf. „Ich weiß nicht, was das heute ist! Wozu diese Wichtignehmerei vergangener Dinge? Verdenken Sie es meiner Schwester eigentlich, daß sie sich einmal geirrt hat? Haben Sie sich denn noch nie vergriffen? Haben Sie in der Liebe immer solchen abgründigen Scharfblick gehabt? Herrgott, wir sind doch alle Menschen, und Gott sei Dank, daß wir es sind. Oder meinen Sie wirklich, daß Gerda den aufgeblasenen Esel hätte heiraten sollen? Es war wohl unweiblich selbständig

Digitized by Google

von ihr, daß sie das Band zerriß? Ja, so nannte es Papa allerdings. Ich verstehe Sie heute abend gar nicht, Laurentius. In dieser Sache habe ich Gerda auch nie mit einem Schatten unrecht gegeben, wenn wir auch sonst nicht immer stimmen. Na — so sagen Sie doch etwas! Donner, diese Finsternis! Man kann gar nicht mal sehen, was ihr eigentlich für Gesichter schneidet."

„Schulbankgesichter," sagte Michael mit Galgenhumor und stand auf. „Ihre Schwester hat ihre gute Note weg und ich meine schlechte. Ganz mit Verdienst, wie ich zugebe. Nun will ich schauen, wie ich auf meiner schlafen kann."

„Sie sind empfindlich, Herr Kollege," sagte der junge Doktor ernst und ein bißchen verächtlich. „Ich habe nicht den Schulmeister spielen wollen, sondern nur meinen Gefühlen Luft machen — wenn ich Ihnen dies erst erklären muß. Schade, daß Sie es nicht vertragen können, wenn ein anderer auch einen Mund hat."

Da sprang Gerda auf. Michael stand ihr so nahe, daß er merkte, wie ihr Atem flog und wie sie bebte.

„Ich will diesen elenden Zank nicht länger hören!" rief sie befehlend mit klingender Stimme. „Gottfried, du bist ein guter Junge, aber ein Hans Taps. Laß mich jetzt aus dem Spiel. Es hat mir schon oft gleichgültig sein müssen, wie ich beurteilt wurde, warum heute nicht mehr. Es ist ja auch verpuffte Kraft, es lohnt ja nicht!"

Sie schwieg, aber noch immer hallte ihre zornige Klage nach über den dunklen Tisch mit den Gläsern und hinein in die leise flüsternde Nacht.

Michael begriff nur das eine: daß er dies Mädchen an sich reißen und den zuckenden Mund küssen müsse, oder daß er sie hassen werde, wie er noch niemand gehaßt habe —

Machte er eine Bewegung, oder ging schon sein wildes Fühlen von ihm aus wie eine aufschlagende Flamme — Gerda wandte sich plötzlich und wie gehetzt, jagend floh sie das Holztreppchen der Veranda hinunter in den finsteren Garten.

„Gerda!" rief ihr Bruder erschreckt und noch einmal, überlaut: „Gerda!"

Nichts. Die Nacht nahm die Gehetzte, Gequälte barmherziger auf als diese beiden Männer, die auf ihr gehämmert hatten wie auf fühllosem, klingendem Metall — und die höchstens ihre Vorzüge tranken wie den edlen Wein, dessen Reste noch in den Gläsern standen.

„Wir müssen sie lassen," sagte endlich Gottfried mit schwerem Atem. „Herrgott, Sie sind ganz allein daran schuld."

Michael faßte im Dunkeln nach den Händen des anderen. „Ich will sie suchen, lassen Sie mich gehen!" Sein Ton war flehend.

„Nein!" sagte Gottfried hart. „Sie kennen sie nicht, nicht einen Fingerbreit kennen Sie von ihr. Was wollen Sie bei ihr da unten? Sie noch mehr verstören, ja? Oder ihr vielleicht den Hof machen? Ja, nun ist sie Ihnen wohl mit einemmal interessant? Aber da bin ich noch. Ich will es nicht, daß Sie zu ihr gehen!"

Er hatte Michaels Hände von sich abgeschleudert. Der aber stand an einen Holzpfeiler der Wand gelehnt und ließ des zornigen Jungen tobende Rede wie Sturzwellen über sein Haupt gehen.

Ja, ja, ja — sagte seine gerüttelte Seele dazu.

Plötzlich riß der Bann. Was der Knabe da redete, was ging's ihn denn an? Brauchte er einen Mittler? Oder einen Türhüter, der ihm den Zugang freigab oder wehrte?

Er wandte sich um und ging das Holztreppchen hinab. Der hinten rief ihm nach, dann verstummte er.

Schien es ihm plötzlich auch zweifelhaft, sein Türhüteramt?

Es war heller im Garten als da oben, wo die Verandawände einen Teil des Lichtes ausschlossen; jene grauweiße Helle, die den mondlosen Sommernächten eigen ist. Michael konnte deutlich die Steige zwischen den Büschen und Rabatten erkennen, und als er weiterkam bis an die niedrige Mauer, über die man den kleinen See sah und rechts, den Horizont füllend, den schwarzen Wald, da fand er auch schon die Gesuchte auf einem Bänkchen neben der Mauer, die die Umrisse ihrer Gestalt beinahe verschlang.

Zum Verstecken mußte man sich schon einen anderen Ort suchen als dies armselige kleine Stadtgärtchen.

Sie saß in Tränen. Als sie ihn bemerkte, stand sie heftig auf und wandte sich

Digitized by Google

ab. Ein zorniges Wehren war in dieser Bewegung: Mußt du dich mir immer aufdrängen? Fühlst du nicht, daß das einzige, was ich von dir erbitte, ist, mich allein und in Ruhe zu lassen?

Aber diese Sprache zu verstehen, war es für ihn jetzt nicht an der Zeit. „Sie sollen mir nicht fortlaufen!" rief er außer sich. „Wenn ich Sie verletzte, so sagen Sie es, die Worte fehlen Ihnen ja nicht! Aber tun Sie nicht, als ob ich ein Menschenfresser sei, vor dem man sich nur durch die Flucht rettet."

Sie zuckte abgewandten Gesichtes die Schultern. Mit erstickter Stimme antwortete sie: „Es läßt sich nicht alles befehlen, was man tun soll."

Sie wollte wohl noch mehr sagen, aber ihre Stimme konnte nicht weiter. Ihre Schultern waren leise geneigt, als trüge sie eine Last darauf. Jetzt tat sie die ersten Schritte, um fortzugehen.

Da stand Michael dicht neben ihr. Des Lebens Seligkeit hing ihm an ihrem Bleiben, an ihrem Standhalten. „Rechnen Sie doch nicht immer mit mir ab!" flehte er stürmisch. „Dann gibt's ja immer Brüche! Seien Sie doch ein einziges Mal gütig und weitherzig mit mir. Glauben Sie doch einmal an mich und meinen guten Willen! Herrgott, bei Ihrem ewigen Splitterrichten und Übelnehmen, was kommt denn heraus? Sehen Sie doch einmal durch meine Ungeschicklichkeiten hindurch! Liegt Ihnen denn so viel an galanten Wendungen, am höflichen Jasagen! Sind Ihnen meine Ecken denn so abscheulich und widerwärtig, daß Sie sich lieber gar nicht damit einlassen, sie vor sich zu entschuldigen?"

Sie war stehen geblieben, notgedrungen, weil er ihr den Weg verstellte. „Ach!" sagte sie schmerzlich, und es klang sehr wegwerfend. „Was soll dies alles? Alle diese Fragen könnte ich auch an Sie richten. Aber ich tue es nicht, weil es nichts nützt. Wir wollen es uns doch ruhig eingestehen, daß wir beide nicht zueinander passen, daß wir uns immer trotz guten Willens reizen und quälen werden. Wenn wir diese Erkenntnis erst begriffen haben, werden wir ganz ruhig darüber sein können."

„So!" rief er wild, „haben Sie sie vielleicht schon begriffen?"

Sie sah ihn an und trotzte seiner Gewalttätigkeit, die ihr aus Haltung und Gesicht entgegenschlug.

„Ja," sagte sie.

Da hohnlachte er und trat zur Seite. „So gehen Sie nur, der Weg ist frei!" sagte er bitter. „Sie Allzugelehrte, Sie Ungnädige, Sie Überverständige."

Stumm, mit geneigtem Rücken, als fielen alle diese Worte wie rohe Geißelhiebe darauf nieder, schritt sie im schmalen Pfad an ihm vorbei.

Aber er war nicht am Ende, obwohl er es geglaubt hatte. Jählings ergriff er ihre Hand, ihre beiden Hände, ihre Arme, beugte sich über ihr zurückweichendes Gesicht — „Und wenn alles zutrifft — und wenn wir's hundertmal wissen — Gerda — und wenn wir niemals passen — es gilt ja alles nicht —"

Einen Moment, eine Dauer nur, die nicht einen Pulsschlag lang aushält — eine Spalte lang zwischen Ewig und Niemals — gab ihr Wesen dem Ansturm nach — lag sie in seiner Umschlingung.

Dann floß das wilde Blut, von altem Schmerz genährt, stürzend zurück in seine Bahnen, und wie ein junges Raubtier, das man hat bändigen wollen, riß sie sich aus seinen Armen los.

„Und es gilt doch!" schrie sie auf, es klang wie ein Jauchzen. Dann floh sie den Steig hinunter, dem Hause zu.

Er aber stand — ein Narr.

* *
*

Dies Narrentum aber ist ein Lichtfünkchen aus einem seligen Reich, gefallen oft in Fabriklärm und Chausseestaub und dort gar narrenhaft wirkend.

Laß es ruhig so wirken, du fröhlicher Narr! Kennst du nicht das Märchen vom unsichtbaren Königreich? So laß es dir erzählen von deinen Träumen.

Königlicher ist keiner, als der des Lebens Fülle in seinem Herzen trägt. Seinen Aufgang und Niedergang, Sturm und Sehnsucht, Sonne und Finsternis. Der Menschheit Problem liegt hier in engem Raum.

Sie floh vor ihm, ehe sein erster Kuß sie berührte, sie floh vor seiner Liebe.

Digitized by Google

Kann aber, wer vor der Liebe flieht, auch jemals wieder frei werden von ihr? Warum braucht sie zu fliehen, wenn sie frei war?

Michael hatte, als er den Garten durch eine Seitenpforte verließ, wie ein geschlagener Feind, seinen Hut im Hause zurückgelassen. In der fast gänzlich schlaflosen Nacht dachte er immer wieder an diesen Hut. Das lächerliche, vertragene Strohding war plötzlich von ungeheurer Wichtigkeit. Es stellte eine Notwendigkeit dar, die zerbrochene Verbindung wiederherzustellen. Man kann doch bei den Landfahrten seinen Hut nicht entbehren. Und andere Leute haben auch nicht gern fremde Hüte im Hause.

Aber wozu gibt's denn Dienstboten?

Am anderen Morgen beim Frühstück kam Richard herein, mit ängstlichem Gesicht. Er hatte die kleine Schwester an der Hand, als müsse er sich einen Halt oder einen Zweck geben. Aber in dieser Ängstlichkeit lag etwas Frischeres und Kindlicheres als die sonstige nervöse Gespanntheit. Wie ein schuldbewußter Junge sah er darein, der sich niederträchtig vor einer väterlichen Ohrfeige fürchte.

Aber Michael sah nicht dies und sah nicht das. Welt, geh unter, und Stern der Träume, geh mir auf!

Die Türglocke schellte, er horchte auf und wartete. Nichts. Unwirsch drückte er selbst auf die Klingel, die das Hausmädchen rief. „Hat jemand meinen Hut gebracht?"

„Nein, Herr Doktor. Es war nur eine Frau mit einem Kind, sie ist schon drüben."

„Gut, es ist gut."

Die Sprechstunde war heute ewig lang. Endlich kam er heraus. Draußen hielt schon sein Wagen.

„Ist unterdes mein Hut hier abgegeben?"

„Nein, Herr Doktor." Dem Mädchen kam dies ewige Gefrage nach Herrn Doktors altem Hut schon ganz unheimlich vor.

Rick stand da in seiner Tertianermütze. „Kann ich mit, Papa?"

„Du? Nein. Heute nicht. Es paßt mir nicht, morgen vielleicht."

Ricks Gesicht wurde blaß vor Enttäuschung. Warum denn heute nicht? Bei diesem schönen Wetter! Und ohne Erklärung!

Armer Rick, fange lieber noch nicht an mit dem Wundern. Wirst sonst gar nicht fertig werden, wenn erst andere Dinge kommen.

Michael sagte zu dem Kutscher: „Erst bei Herrn Doktor Steinmüller halten." Da stieg er aus und ging ins Haus, auf der Suche nach seinem alten Hut.

Gerda hatte das Räderrollen gehört und glaubte, ihr Bruder, der schon fort war, komme noch einmal zurück. So trafen sie beide in dem hellen kleinen Flur zusammen.

Er blieb betroffen stehen.

Wie war die Nacht so lang gewesen seit gestern abend, so voll unerhörten Erlebens. Und du fremdes, blasses, verstocktes Mädchen, du warst mit in diesem Erleben. Heiße Stunden hast du mit mir durchgemacht, du warst lieb und weich und warst mir unterwürfig — weißt du denn das alles gar nicht mehr —?

„Ich komme nur — ich habe meinen Hut vergessen —" sagte er.

„Ja, da hängt er."

Da kam Michael ein wildes Lachen. Ha — damit, so denkst du wohl, soll's nun aus sein? Bis zum Hut sind freilich nur drei Schritte hin, dann drei Schritt zurück. „Danke, adieu —" und August wird sich dann auch nicht lange bitten lassen, mit mir davonzufahren. Blitzeinfach hast du dir das vorgestellt, liebes Mädchen.

Aber da gingen ihm die Augen auf, und die helle Junisonne half auch noch dabei, daß er plötzlich sah, wie gramvoll elend dies weiße Gesicht vor ihm aussah. Müde und leer. Das sah auch nach einer Nacht aus, in der es am Schlaf vorbeigelaufen war.

Er fühlte es wie einen Stoß gegen die Brust, eine Anklage, ihm entgegengeschleudert.

Da drängte sich ihm das warme Blut ins Gesicht. Lieber selber sich diese Pflanze mit den Wurzeln ausreißen, als dies betrübte Bild mit ansehen müssen.

„Bin ich daran schuld, daß Sie so krank aussehen?" fragte er demütig.

Sie errötete. „Nein, nein. Ich bin's selber. Sie sind ein Mann wie alle Männer, aber ich mußte mich kennen."

Wenn *sie* ihre eigenen Worte verstand, war's gut. Er jedenfalls verstand nur so viel, daß er ein Mann wie alle Männer sei, was immer als eine gelinde Beleidigung wirkt.

„Herrgott, wo haben Sie nur immer Ihre Geschosse her!" rief er. „Unbewaffnet ziehen Sie wenigstens nicht über diese Erde."

Digitized by Google

Darauf entgegnete sie nichts, aber sie ging zum Ständer und hob den Hut herunter. „Wollen Sie ihn denn mit auf den Wagen nehmen? ich könnte ihn ja sonst in Ihr Haus schicken."

„Meinetwegen, das auch." Er sah sie schmerzlich an. „Es ist doch fast unmöglich, daß wir jetzt wieder so leer und fremd auseinander gehen. Ich graue mich schon vor den nächsten Stunden. Sie scheinen gar nicht zu wissen, wie solche Quälerei aussieht. Bin ich Ihnen denn eigentlich so abstoßend und lästig? Sagen Sie es mir doch, wenn es so ist, das wäre wenigstens barmherzig. Herrgott, man wird ja schließlich schon damit fertig werden. Meinen Jammer zu überschätzen, brauchen Sie auch nicht, Fräulein."

Ihre Blicke waren gesenkt, leise strich ihre Hand über den Hut, das schwarze Band, das gelbe Stroh, wieder und wieder. Fast sah es aus wie zärtlich gegen das alte Ding. „Wir passen ja doch nicht," sagte sie im Ton eines eigensinnigen, aber sehr eigensinnigen Kindes.

„Passen! Wer paßt denn überhaupt?" rief er zornig.

„Darum ist's besser, wir bleiben getrennt. Ich bin durch mein Erlebnis, das — das — Sie nicht verstehen — verbittert und vergiftet. Es ist gewiß schwerfällig von mir. Ich bin jetzt mißtrauisch. Was hält denn stand? Gefühle doch gewiß nicht. Und was kommt dann nachher?"

„Aber Sie sind ja grausam verbogen!" rief er heftig und rücksichtslos. „Mit elender Klügelei wollen Sie den großen Wirklichkeiten des Lebens begegnen? Weil Sie einmal Pech in der Liebe hatten, Ihre ganze Straße und die Straße anderer Leute, die Sie gern haben, mit Pech überziehen? Kind, Sie leiden gewaltig an mangelndem Gleichgewicht! Wo haben Sie nur dies Schielen her? diese Beschränktheit, Sie kluger Mensch? Sie denken, wo Sie leben sollten. Sie schwatzen, wo Sie still, aber ganz stillhalten sollten!"

„Ich schwatze jetzt ja gar nicht —" sagte sie mit einem flüchtigen Lächeln, das wie ein kleiner Sonnenstrahl über den Regenweg lief.

„Sie schwatzen auch jetzt, innerlich. Immer gegen mich an. Jeder meiner Behauptungen schlagen Sie den Kopf ab. Sie wissen auf alles eine Antwort. Denken Sie denn, ich sehe Ihnen Ihre Opposition nicht an? Sie haben eine zähe Seele, Fräulein Steinmüller. Ein bißchen unweiblich klug und weiblich zäh — das ist eine Mischung, die sich lohnt. Und ich stehe hier vor Ihnen wie der ausgeschriene Narr, nur weil mir vor dem Fortgehen graut und den Stunden nachher. Nicht, als ob ich einen besonderen Genuß in Ihrer Gegenwart hätte."

Es zuckte in ihrem Gesicht, aber sie blieb stumm.

„Dürfte ich vielleicht jetzt um eine gütige Aufklärung bitten?" sagte Michael grinsend. „Oder hätten Sie jetzt gerade keine Lust zum Sprechen? Ihr Bruder hat doch schon recht: Sie reden, wenn Sie schweigen sollten und umgekehrt!"

„Ja — für euch Männer!" rief sie ausbrechend. Es war eine bittere, hilflose Klage. „Ich weiß schon: wenn's mir ums Herz ist, etwas zu sagen, dann paßt es euch nicht. Und wenn ich nicht reden kann, dann wollt ihr Worte, Worte hören!"

Sie wandte sich zur Seite, als sei sie jetzt zu Ende mit ihrem Vermögen.

Michael aber war plötzlich wie unter einem schweren Schlage verstummt. Sein hitziges Blut floß langsam ab.

Ist das so —? dachte er dumpf. Ein ewiges Mißverstehen und Quälen? Fühlt sich diese ausgeprägte Seele von der Männerart vielleicht beständig mißhandelt? Ist ihr Wille, allein zu bleiben, nicht vielleicht ein viel bitterer Ernst, als ich in meiner fröhlichen, frechen Selbstsucht ahnte?

Was auch wollte ich von dir? Die Befriedigung meiner Wünsche, die mir gekommen waren, als ich dich schön fand in deinem Leiden! An dich und deine Gefühle habe ich wenig dabei gedacht. Du hattest ja die Verpflichtung, zu jubeln, sobald ich dich schön und begehrenswert fand.

Lustige Brüder sind wir Männer doch! Immer drauflos, wenn uns die Blumen im Kornfeld locken. Was schadet es, wenn wir auch die Ähren dabei zertrampeln.

Sein Blick blieb auf dem Hut hängen, der immer noch in ihren Händen war. „So schicken Sie ihn mir, bitte, gelegentlich herüber," sagte er wie verloren. Dann wandte

Digitized by Google

er sich zur Tür. „Adieu. Versuchen Sie, meine Art zu entschuldigen,“ bat er schweren Tones, ohne sie noch einmal anzusehen.

Draußen prallte die Sonne, die Pferdehufe schlugen ungeduldig und klingend das Pflaster. Nun kamen die Stunden doch, vor denen er sich so sehr gefürchtet hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es vergingen ein paar Tage. Zwischen den beiden Doktorhäusern war jede Verbindung wie tot; es konnte auch zufällig sein, man hatte sonst schon oft wochenlang nichts miteinander zu tun gehabt.

Richard fühlte die große Veränderung im Wesen seines Vaters. Es war keine böse Laune, keine Verdrießlichkeit aus Überarbeitung, auch war es nichts, das ihn selbst betraf. Es war etwas beängstigend Neues, das ganz außerhalb Ricks Welt und Verständnis lag. Der Vater sah mit Augen, die nichts sahen, und hörte mit Ohren, die nichts hörten.

Einem dunklen Gespenste gleich stieg dies Neue, das den Vater bewegte, beherrschte, ihn von allem anderen abzog, an des Knaben Horizont auf. Er kannte es nicht, er konnte es nicht benennen oder greifen, aber er sah seine Schatten fliegen durch die ernsten, abwesend blickenden Augen des Vaters.

Alle seine Sinne traten fieberhaft in Anspannung. Er hörte, er sah, er fühlte die feinsten Schwingungen des Augenblicks, die ungreifbarsten Veränderungen.

Es war ihm kein Zweifel, daß irgend etwas geschehen war, von dem er nichts wußte. Daß eine Macht sich verbarg und doch im Verbergen noch groß war — und eines Tages hervortreten und sich in ihrer ganzen Gewalt zeigen werde.

Durch die Träume seiner unruhigen Nächte schreckte dies Angstgefühl, das am dunklen Ort diese furchtbare Macht — diese ihm feindliche Macht! — auslief und wuchs und wuchs. Daß er mit seinen schwachen Kinderhänden lächerlich machtlos vor diesem dunklen Gespenst stand.

Eifersucht, die wilde, in seiner Kindesseele — wo ist ihre Schranke? Wo ist das Gesetz, das ihre Grenzen zieht?

Wo ist das Gesetz über die mörderischen Fluten zur Hochwasserzeit? — —

Eines Tages, als Michaels Arbeitszeit abgelaufen war, schellte die Türglocke und pochte es an seine Zimmertür. Er glaubte, es sei ein verspäteter Patient. Vielleicht war es auch einer. Er hieß Gerda Steinmüller.

Sie zog die Tür hinter sich zu und blieb auf der Schwelle stehen. Es war draußen ein wenig regnicht, und sie trug einen dunkelblauen Staubmantel, der glatt herabfiel, und ein graues Filzhütchen. Ihre Augen blickten bange und verwirrt. Aber sie sagte nichts.

Da stand er auf, der Mann, und dachte im ersten Moment, das Herz springe ihm zum Halse heraus. „Was willst du von mir?“ fragte er.

Sie fing an, stark zu zittern. Mit einer ungeschickten Bewegung streckte sie die Hand aus, sich am Türrahmen zu halten.

Da war er bei ihr. „Um Gott, täusche mich jetzt nicht!“ sagte er rauh.

Sie sah zu ihm auf, ihr Mund, ihr Blick war so weich. „Es geht ja nicht —“ sagte sie leise und schüttelte den Kopf.

Das war ihr holdes Bekenntnis, zur Zeit, da der Sommerabend fiel und Michael eben an seiner Liebe zu verzweifeln ging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Er brachte sie nach Hause. Nicht Arm in Arm oder Hand in Hand. Sie waren beide so kinderscheu, so herzensjung, so glücksverzagt. Sie konnten es nicht sagen, kaum blicken, nicht zeigen.

Der Bruder Gottfried kam eben aus der Haustür, er wollte sie suchen. „Da bist du ja! Endlich! Wo warst du? Spazieren?“

Sie lächelte wie im Traum. „Ich war weit fort.“

„Guten Abend, Herr Kollege! Also wieder Waffenstillstand mit meiner Schwester? Kommen Sie herein, wir wollen dies nicht allzu seltene Ereignis begießen und beräuchern.“

„Heute nicht,“ sagte Michael. Auch seiner Braut gab er kaum die Hand.

Heute nicht!

Was war alles „heute nicht“! Alles Lärmen, alle Außentöne. Es war der hohe Festtag seines Lebens, zu dem der Alltag keinen Zutritt hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dora d'Istria

Ein kosmopolitisches Frauenleben

Von

Arthur Kleinschmidt

(Nachdruck ist untersagt.)

Alle kennen durch ihre Dichtungen die hohe Frau, die vom Rhein an die Donau, an den Ister der Alten, zog, um ein jung aufstrebendes Volk als Landesmutter zu beglücken, die Gefährtin eines durchgreifenden tatkräftigen Hohenzollern: Elisabeth aus dem uralten Wieder Fürstenhause, die Königin von Rumänien; alle kennen sie als Carmen Sylva. Diese Dichterfürstin und Malerin arbeitet unermüdlich; sie malt ganz naiv, wie sie mir schreibt, wie die alten Maler, flächendekorativ, und steht manchmal zehn Stunden nicht vom Maltische auf, die Natur war ihr einziger Zeichenlehrer. Durch ihre Lieder geht es wie Waldesrauschen, und sie hat mit Absicht als nom de plume „Carmen Sylva" gewählt; es ist der Wald ihrer Heimat, der Wald von Monrepos, der ihr die ersten Lieder zugeraunt und zugerauscht hat. In Segenhaus hat sie müden Schriftstellern und Künstlern ein Asyl bereitet, um sich zeitweise Ruhe und Erholung gönnen zu dürfen, und sie erhält dies Asyl von ihrem Nadelgelde, ein Heim für Müde, ohne Ansehen von Rang und Stellung; dort ruhte sie sich selbst im Spätsommer 1904 von der furchtbaren Aufregung aus, in die eine Hungersnot Rumäniens sie und den König versetzt hatte; wie oft fand man sie in Bukarest am Fenster, die Hände flehend zum Himmel ausgestreckt, um Regen zu erbitten; „nun regnet es endlich!" schrieb sie mir am 15. Juni aus der Residenz. Niemand fühlt ja inniger für Rumänien, für die ganze Welt als diese Rumänin gewordene Rheintochter.

Eine Rumänin ist es auch, die ich den Lesern hier vorführen will, eine, die von Bukarest ausging, um als Geistesschwester Carmen Sylvas die Literatur und die Kunst mit ihrem Ruhm zu erfüllen: Dora d'Istria. Sie wurde in Bukarest am 3. Februar (22. Januar) 1828 in einem Hause geboren, das der Moldau und der Walachei eine stolze Reihe von Hospodaren gestellt hat, im Hause der Fürsten Ghika. Ihr Vater, Fürst Michail, war Großbanus und Minister des Inneren bei seinem Bruder, dem Hospodaren der Walachei, dem Fürsten Alexander X. Michail zeichnete sich durch Gelehrsamkeit vor den anderen Bojaren vorteilhaft aus, und seine feingebildete Frau bereitete ihm eine durchgeistigte Häuslichkeit; sie war die erste Frau, welche Werke in rumänischer Sprache veröffentlichte. Naturgemäß war es daher, daß Fürst und Fürstin Ghika der Prinzessin Helene die sorgfältigste Erziehung zuteil werden ließen, wie ihr Reichtum es ihnen ermöglichte. Und so entfaltete sich Helene zu einer seltenen Persönlichkeit, man fand bei ihr einen ungewöhnlich schönen Körper, ein Herz ganz voll Grazie und Edelsinn, den Geist einer Künstlerin und Denkerin; die Natur hatte ihr Füllhorn verschwenderisch über sie ausgeschüttelt. Während ihr Geist reiche Pflege erhielt, gedieh Helene auch körperlich vortrefflich; sie stählte sich wie die alten Griechen, zu denen sie frühe schon als zu Vorbildern aufschaute, wurde eine ausdauernde Touristin, schwamm besser als ihre Brüder und ritt meisterhaft.

Ihren Eltern aber genügte für Helene die Bildung nicht, die sie ihr daheim geben konnten; sie wollten ihr die ganze Kultur des Okzidents aufschließen und reisten dar-

Digitized by Google

um seit 1840 mit ihr. In Rumänien zeigten sich damals die ersten Anfänge einer nationalen Literatur, und die Jugend suchte auf französischen und deutschen Hochschulen sich westeuropäische Bildung anzueignen; Kaiser Nikolaus aber sah diese Bewegung mit höchst unliebsamen Augen an und schritt mit dem Sultan ein: Alexander X. mußte im Oktober 1842 auf den Thron verzichten, und Nikolaus gebot unter seinem Nachfolger Bibesco mehr denn je an der Donau. Helene lebte einige Zeit mit den Eltern, die Bukarest Lebewohl gesagt hatten, in Dresden; es war vielleicht die steifste und zeremoniellste aller Residenzen. Helene wurde bei Hofe vorgestellt, wo damals Prinz Johann als Philalethes den Dante übersetzte und seine Schwester Amalie ihre bürgerlichen Dramen als Amalie Heiter schrieb. Diese literarische Tätigkeit der Königskinder berührte Helene um so sympathischer, als sie sich bereits mit fünfzehn Jahren an eine Übersetzung von Homers Ilias ins Deutsche wagte und einiges für das Theater schrieb. In Berlin bewies ihr der kunstverständige König Friedrich Wilhelm IV. väterliche Güte, und Proben ihrer Kenntnis des Altgriechischen erregten berechtigtes Staunen; Alexander von Humboldt wendete sich an sie, um eine griechische Inschrift auf einem Basrelief entziffern zu lassen, und sie tat es im Augenblick. Sie schien zur Sprachkennerin prädestiniert, bekundete außerordentliches Sprachtalent und Neigung zu ernsten Studien. Unter der Leitung des Professors Gregorios G. Pappadopulos wurde sie vertraut mit der Mutter der Kultur, der griechischen Literatur; sie lernte ihre erhabenen Poesien, ihre unvergleichlichen Philosophen, ihre von aufrichtiger Freiheitsliebe und glühendem Patriotismus erfüllten Historiker würdigen, und sie hat mit bleibender Verehrung Pappadopulos gelohnt, der sie ins griechische Altertum, ins griechische Volks- und Staatsleben einweihte und ihr Kenntnisse von der Politik, der Kirche, den intellektuellen und kulturellen Zielen der Hellenen beibrachte. Mit ihrem empfänglichen südlichen Naturell wurde sie eine begeisterte Philhellenin und wirkte in der Folge je nach den Umständen friedlich oder im Kampfe für die Ehre des griechischen Namens. Außer der Muttersprache erlernte sie Alt- und Neugriechisch, Albanesisch, die Sprache der Urheimat der Ghika, Lateinisch, Russisch, Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch; manche dieser Sprachen wurde ihr so geläufig, daß sie mit vollendeter Leichtigkeit und Anmut darin sprach und schrieb; trotz der Masse von Stoff und der großen Verschiedenheit lebte sie sich in die betreffende Literatur vollständig ein und beherrschte sie mit souveräner Kritik.

So konnte ihre Erziehung weder rumänisch, noch französisch, noch russisch, noch deutsch, noch griechisch genannt werden, sie nahm das Beste aus allen Nationen an, wie man den Wohlgeruch vieler Gärten einatmet, und sie hat es so weit gebracht, daß die Literaturgeschichte der verschiedensten Länder sie als die ihre beansprucht, die kosmopolitischste Schriftstellerin und Denkerin unter den Modernen. Sie trug die Uniform keines Landes der Erde, weil sie Großbürgerin der ganzen Welt ward, überall besaß sie das geistige Bürgerrecht. Sie schrieb durchsichtig, flüssig, elegant wie die besten Franzosen, welche in der Prosa wohl die Palme beanspruchen dürfen, ihre Phantasie besaß die Glut und die Pracht der Orientalin und der Italienerin, ihre geschichtlichen Schilderungen waren gewissenhaft wie die deutscher Gelehrten und offenbarten den praktischen Sinn des Engländers. Über all ihr Wirken war echt weibliche Grazie ausgegossen; bei aller Gelehrsamkeit war sie ohne Pedanterie, sie machte das Wissen aller Welt sympathisch. Schön von Körper, gab sie allem die schöne Form, sie dachte schön und schrieb schön. Rumäniens größter Dichter, Elias Radulesco, besang ihre Schönheit in glühenden Farben. Diese Schönheit beruhte auf der Grazie, und darum wich sie dem Alter nicht; ihren Augen blieb jugendliches Feuer bis ins Alter, es waren unbeschreibliche Augen, die niemand vergaß, der jemals hineingeschaut; ihre Farbe war schwer zu bestimmen, sie schien mit den Gedanken zu wechseln. Sie waren bald groß und leuchtend wie der Phosphor, bald gebietend wie die einer Königin, bald sanft und zart. Hände und Füße Helenes waren vollendet proportioniert, und die ganze Gestalt trug ein königliches Gepräge.

Ein Aufenthalt in Venedig bot Gelegenheit zur Ausbildung von Helenes künst-

Digitized by Google

lerischer Begabung; sie studierte eifrig bei Natale Schiavone, dem berühmten Maler und Kupferstecher, den man den „Maler der Grazien" genannt hat; er hat von ihr ein entzückendes Bild gemalt, in dem Anmut und Adel um die Herrschaft streiten. Sie lernte so vortrefflich malen und trug aus ihrer Seele so viel in ihren Pinsel, daß ihr 1854 auf der St. Petersburger Kunstausstellung die silberne Medaille für zwei Landschaften zuerteilt wurde; schon 1845 hatte sie in Dresden ihre ersten Zeichnungen ausgestellt. Heines Lied von der Fichte und der Pinie hat sie auch zu zwei von einem Manne wie Paolo Mantegazza hochbewunderten Bildern inspiriert. Schon in Dresden trieb sie mit Begeisterung Musik; der aus den Abruzzen nach Dresden gekommene Angelo Ciccarelli, der Gesanglehrer am Königshofe, gab auch ihr Unterricht, später der Tenorist Domenico Ronconi von der Mailänder Oper; dann übernahmen den Gesangunterricht der Irländer Michael William Balfe und der Opernkomponist Giuseppe Persiani; wie gern sang sie mit Persianis Frau, der Römerin Fanny Tacchinardi, die Duette „Addio" von Donizetti oder „Sull' aria" aus Figaros Hochzeit von Mozart!

Ende 1848 kehrte Helene mit den Eltern nach Bukarest heim, wo sie nun alsbald der erste Stern der Gesellschaft wurde; wer wäre ihr auch an Schönheit wie an Geist gleichgekommen? An Bewunderern war die Fülle da, und Helene erhörte den jungen Fürsten Alexander Alexandrowitsch Koltzow-Massalski, dessen Haus dem kaiserlichen Stamm zunächst von Rurik ausgegangen war; im Februar 1849 wurde der Dreiundzwanzigjährige mit der nun Einundzwanzigjährigen vermählt und nahm sie mit sich nach St. Petersburg. Trotz aller ihr bei Hofe erwiesenen Auszeichnung gefiel es der Fürstin dort nicht; ihr Gemahl war Großrusse in allen Fibern, befangen und voll orthodoxer Verehrung für seine Kirche, während die Schülerin der Alten ihr Herz der Freiheit gewidmet hatte. Sprach Helene ihre Ansichten unbefangen aus, so entsetzten sich die Stockrussen. Die gütige Kaiserin Alexandra Fedorowna wies zwar alle Angriffe von ihr zurück, indem sie sagte, eine junge Frau von Geist und Charakter wie die Fürstin Koltzow-Massalski habe das Recht, ihre Meinung auszusprechen, aber Nikolaus konnte sich damit nicht befreunden. Er betrachtete das ganze Leben nur als Dienst und Ordnung, hielt hohe auswärtige Bildung für überflüssigen Tand und pflegte nur die nationale Literatur, Geschichte und Kunst, die Universitäten erstarrten zu Eis. Im Rußland dieses Herrschers und seiner Günstlinge Orlow, Benckendorff und Kleinmichel war Helenes Bleiben nicht, das Klima war ihr auch nicht günstig, und so trennte sie sich im April 1855 in friedlichem Übereinkommen von ihrem Gemahl (der 1870 starb), sagte Rußland auf immer Lebewohl und ging nach der Schweiz, bereiste das Berner Oberland und war die erste Frau, die am 13. Juni 1855 das gefährliche Unternehmen wagte, mit sechs Führern den Mönch zu besteigen.

Sie war frei, kinderlos und gesonnen, ganz Europa kennen zu lernen, wie sie sich ganz als Kosmopolitin fühlte. Sie wollte die Freiheit für jedes Land und für alle. Trotz Geburt und Religion beurteilte sie freisinnig und vorurteilslos soziale, religiöse und politische Verhältnisse, ihre Bildung war universell, ihr Charakter voll Energie und Willenskraft, ihr Leitstern die Humanität. Sie ergriff die Feder, um ihre Gedanken zum Gemeingut werden zu lassen, wandte sich an die ganze gebildete Welt und fand die wertvollsten Hilfsmittel in einem höchst gefeilten Darstellungsstil, treuem Gedächtnis und allumfassendem Wissen.

Aus der Schweiz ging sie dann nach Belgien, lebte in Ostende und in Brüssel und ließ in Brüssel 1855 ihr erstes, drei Jahre später (Paris und Genf) erweitertes Buch „La Vie monastique dans l'église orientale" erscheinen. Sie trat wie eine Protestantin, ihrer Ziele sicher und selbstbewußt, dem Papsttum gegenüber, sprach gegen den Reichtum der Kirche, geißelte ihr stetes Streben nach irdischer Allherrschaft bei dem billigen Rate an die geistig Armen, auf das Himmelreich zu harren; sie verglich die Priester dieser Kirche mit geübten Jägern, welche die Erstlingsschützen auf die Posten stellen, wohin kein Wild kommt. Entschieden wie ein Mann griff sie das Mönchswesen an; in ihm sah sie das erste Hindernis der

Digitized by Google

Zivilisation in Ost- und Südeuropa, eine hierarchische Sklaverei; sie bekämpfte die jesuitische Tyrannei wie den orientalischen Despotismus. Sie schilderte die Klöster der Walachei und der Moldau, Griechenlands, Makedoniens und Thessaliens, Rußlands wie Palästinas, Armeniens und Ägyptens. Dies erste Werk begründete ihren Ruf als Schriftstellerin und erregte zumal in der Gesellschaft Aufsehen. Oft genug bewies sie in der Folge, wie sehr ihr aller kirchlich-religiöse Despotismus gegen die Natur gehe. Sie gab als zwar gläubiges, aber doch freigesinntes Mitglied der orientalischen Kirche nicht zu, daß der christliche Glaube abhängig sein dürfe von menschlicher Willkür und Gewalt; sie näherte sich dem Protestantismus mit dem Geständnis, daß auch ihre Kirche empfindliche Mängel habe.

Insbesondere war Helene bestrebt, als Orientalin eine Mission für den Orient durchzuführen: sie wollte den Westen mit den Zuständen und Einrichtungen, mit Geschichte und Leben des Ostens genau bekannt machen und hinwider den Orient mit der höheren Zivilisation des Okzidents befruchten, wollte auf seine Wiedergeburt hinarbeiten. Sie wurde so zur Vermittlerin zwischen Ost und West und nahm als Autorin von ihrem Heimatstrom Ister den Namen Dora d'Istria an. Im Jahre 1856 erschien in Genf ihr vierbändiges Werk „La Suisse allemande et l'ascension du Moench“ (deutsch, drei Bände, Zürich 1858, 2. Aufl. 1860). Erst dies Buch machte sie in Deutschland weiteren Kreisen bekannt, und man bewunderte ihre wissenschaftliche Tiefe, die Geisteskraft und das edle Gemüt.

Dora d'Istria liebte Deutschland herzlich und suchte die Ursachen darzutun, warum gerade die deutschen Ideen die moderne Zivilisation beherrschen. Sie freute sich der Anerkennung in Deutschland ganz besonders, wie sie mir im Mai 1887 schrieb. Einmal sagte sie: „Jeder liberale Geist muß wünschen, daß Deutschland groß, stark und völlig imstande sei, die Ideen, zu deren Repräsentation in der Welt es berufen ist, gegen jedermann zu verteidigen. Gern bewahre ich mir die Überzeugung, daß das wahrhafte Deutschland, das Deutschland Luthers, Lessings, Kants, Schillers und Goethes, seinen erhabenen Instinkten treu bleiben wird.“ Mit warmem Herzschlage begleitete Dora d'Istria Wilhelm I., als er Deutschland groß machte, ihm um dieselbe Zeit zur Einheit verhalf, wo Italien einig wurde, und den Alliierten des Papstes, Napoleon III., bei Sedan vernichtete.

In ihren Schriften über die Rumänen, deren sie eine Reihe schrieb, rühmte sie den Rumänen nach, sie seien Nachkommen der alten Römer und den Italienern stammverwandt, hätten aber von allen Völkern romanischer Rasse allein den Mut gehabt, sich von Rom loszusagen. Diese Studien brachte zuerst der liberale „Diritto“ (1856). Eng verbunden mit ihrer Antipathie gegen den Vatikan ist ihr Haß gegen Österreich und dessen Gewaltherrschaft in Italien; sie sah in der Hofburg den natürlichen Alliierten des Papstes und den Feind Rumäniens, und gern lieh sie darum Garibaldi ihre Unterstützung, als er sie 1861 bat, die Rumänen gegen Österreich zu beeinflussen. Voll Kraft und von reichem Wissen getragen, forderte die Schriftstellerin Italiens kirchliche und politische Unabhängigkeit, und voll Jubel begrüßte sie den Tag, an welchem sie mit eigenen Augen das Ziel ihrer Sehnsucht schauen durfte: Italien frei von Nord bis Süd, von Ost bis West, der Papst der weltlichen Herrschaft entkleidet. Sie datierte ja die Zivilisierung des Okzidents von da an, wo die Renaissance ihren Triumphzug aus Italien durch die Welt antrat, und wo hellenische Ideen die römischen Traditionen verdrängten; den katholischen Institutionen bestritt sie den Ruhm der Weltreform, mit dem Rom sich gern brüstet, und gönnte ihn weit mehr dem freien Genius der deutschen Rasse.

Als Resultat von weiteren Reisen und Studien der Orientmissionarin erschienen 1859 bis 1860 in Zürich die Pappadopulos gewidmeten zwei Bände „Les Femmes en Orient“. Mit stetem Farbenwechsel und in blendender Darstellungsweise läßt Dora d'Istria die verschiedenen Völker des Orients vor uns Revue passieren, führt uns an der Hand gewissenhafter Studien durch ihre Geschichte in ihr Haus, macht uns mit ihrer Lebensweise und ihren Traditionen, ihren Sitten und ihrer Denkart, ihren Tugenden

Digitized by Google

und Schwächen, mit ihrer Poesie und nicht zum mindesten mit den Reizen der Natur vertraut; wir durchwandern Siebenbürgen, Rumänien, Bulgarien, Serbien, die wilden Gegenden Bosniens, Montenegros und Albaniens, Griechenland, die Türkei, wo sie die letzte Dichterin in der Sultana Hibetulla, der Schwester des großen Reformsultans Mahmud II., fand, und ganz Rußland mit seinen vielen Völkerschaften. Geradezu verblüffend erscheint uns ihre Belesenheit in allen Geschichten und Literaturen, ihre Gabe, überall das unterscheidende Moment, die frappante Eigentümlichkeit, das punctum saliens zu finden und hervorzuheben; wie von höherer Warte erblickt sie alles, greift ins volle Menschengewühl hinein, und wo sie es packt, da ist es interessant. Ihre Detailstudien sollen den Beweis liefern, daß die zu einer Wiedergeburt notwendigen Bedingungen in den Völkern des Ostens vorhanden seien; ausdrücklich betont sie ihre natürlichen Anlagen, ihre erprobte Lebensfähigkeit, fordert aber von ihnen die Preisgebung ihrer Vorurteile und eine innige Interessenverschmelzung. Offen bekennt sie sich zu einer „patriotischen Voreingenommenheit“. Sie spricht auch hier beifällig von der Reformation, weil sie die Freiheit der Forschung bewirkt und das zum Siege geführt habe, was der Patriarch Photius im neunten Jahrhundert und später seine Gesinnungsgenossen im Geiste evangelischen Christentums erstrebten. Das Abendland ist nach Doras Ansicht in früheren Jahrhunderten dem Morgenlande für viel Anregung Dank schuldig. Nicht genug konnte sich die Fürstin für das griechische Altertum entflammen, und dies hat wohl besonders den einseitigen Münchener Historiker Fallmerayer zu seiner schonungslosen Kritisierung der Femmes en Orient in der „Allgemeinen Zeitung“ angetrieben.

Die Stellung der Frau im Orient beschäftigte Dora d'Istria in erster Reihe, vielleicht keine soziale Frage hat sie lebenslang derart in ihren Bann gerissen. Als Resultat gründlichster Forschung auf den heterogensten Gebieten ergab sich das zweibändige Werk „Des femmes par une femme“ (Paris 1865); es strotzt von Kenntnissen in Sozialwissenschaft, Politik, Gesetzgebung, Geschichte, Recht und Medizin. Entrüstet spricht sie von der geringen Meinung der Romanen von der Frau; sagt doch Lafontaine: „Es ist nichts, es ist eine Frau!“, bezeichnen doch Diderot und Rousseau die Frau lediglich als Zeitvertreib. Die Romanen betrachten es als Aufgabe der Frau, des Mannes Dienerin zu sein, die Ehe ist für sie nur ein Kontrakt der Knechtschaft, aber nicht alle tun dies. Mit Molière in seiner École des femmes denkt Dora d'Istria, deren eigene Ehe so wenig beglückt gewesen, der Mann müsse vor allem das Herz der Frau zu gewinnen suchen; wie Molière liebt sie echte Herzenswärme, nicht erkünstelten und naturwidrigen Platonismus, auch sie verabscheut die gelehrten Weiber, die Précieuses und ihresgleichen. Dora stellt der romanischen Gesellschaft die germanische gegenüber mit ihrer hohen Achtung vor der Frau; nur da kann die Frau ein wirklich menschenwürdiges Dasein führen, wo Liebe und Achtung sich paaren, wo das Herz zwar seine Rechte behält, aber auch dem Geiste sein Recht wird; Mann und Frau müssen auf gleicher sozialer und geistiger Stufe nebeneinander stehen, Hand in Hand, Herz in Herz, Geist in Geist; beide Geschlechter müssen gleichberechtigt sein; die Frau darf nicht in allen Rechtsfragen für unmündig und minorenn gelten, wie es im Altertum war und es sich nur ganz allmählich besserte; das Geschlecht der Frau darf kein Hindernis für soziale Gleichstellung bilden. Dora d'Istria war dabei weit entfernt, radikaler Frauenemanzipation das Wort zu reden: sie mißbilligte ganz unumwunden die politische Gleichstellung und die staatliche Mitwirkung der Frau; so sehr ihr Herz Druck und Unrecht warm empfand, so klar urteilte ihr philosophischer Kopf. Um die brennende Frage in Amerika zu studieren, reiste sie 1880 dorthin, wobei sie auch Frankreich und Irland wieder aufsuchte; aber alle Schlagworte und Blender konnten diese Philosophin des gesunden Menschenverstandes nicht irre machen. Sie kehrte unbeirrt heim und veröffentlichte im „Neologos“ in Konstantinopel ihre amerikanischen Eindrücke. Sie wollte auch nach Indien reisen, aber die Cholera wütete dort so sehr, daß ihre Freunde ihr dringend abrieten.

Digitized by Google

Dora d'Istria war Mitarbeiterin der bedeutendsten Zeitschriften Europas, Amerikas und Asiens geworden, der Revue des deux Mondes wie der Revue internationale, in der eine ihrer letzten Arbeiten, „Les sept péchés capitaux“, 1886 bis 1887 erschien, der Libre Recherche, des Spectateur d'Orient, der Espérance, der Antologia nuova, des Diritto und der Rivista Europea, wie zahlreicher Blätter Amerikas, Griechenlands, Rumäniens und der Schweiz. Sie zog alles vor ihr Forum, schrieb über alles, entwarf anziehende Romane und dichtete. Ihre beiden Novellen Au Bord des lacs helvétiques: Eleonore de Haltingen et Ghislaine (Genf 1864) zeugen von feinem psychologischem Verständnis, als Literarhistorikerin glänzte sie zumal in „La Poésie des Ottomans“ (2. Auflage, Paris 1877). Als Geschichtschreiberin trat sie auf mit einer Geschichte der Fürsten Ghika vom siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert (2. Auflage, Florenz 1873) und mit Studien über die venezianische Herrschaft in Oberalbanien, die sie 1867 bis 1868 den venezianischen Archiven enthob. Zahlreiche Arbeiten behandeln die Dichtung der Griechen, Rumänen, Serben, Albanesen, Bulgaren, Magyaren, Türken und Perser. Auf die albanesische Literatur übte sie eine bahnbrechende Wirkung aus. Sie wurde Mitglied einer großen Anzahl gelehrter Gesellschaften und Akademien, und noch ihr letzter Brief an mich vom 24. April 1888 erzählte von ihrer Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Neuyork. Da sie sich in Italien dauernd niederließ, erhielt sie das Ehrenbürgerrecht mehrerer italienischer Städte. Über sie entstand eine ganze Literatur; Bartolomeo Cecchettis Biographie erlebte schon 1873 die sechste Auflage, Yriarte, Armand Pommier, Cortambert, Jonesco, Angelo de Gubernatis, Paolo Mantegazza, der griechische Gelehrte und Staatsmann Rizo Rangabe und viele andere feierten sie.

Dora d'Istria 1887

Wie ich schon erwähnt habe, war Dora d'Istria seit früher Jugend für Griechenland begeistert; sie hatte Geschichte, Literatur, Kunst und Leben der Griechen studiert und sah in Griechenland das geistige Vaterland jedes Gebildeten, ihre Phantasie erging sich mit Vorliebe auf Akropolis und Parthenon. Ihrer Meinung nach spielte Deutschland jetzt die Rolle, die Griechenland im Altertume gespielt hatte. Sie wollte endlich dies Land der Sehnsucht betreten. Im Mai 1860 traf sie in Athen ein, wo alles bereits einer Revolution gegen die bayerische Dynastie entgegen reifte. Sie selbst hegte nicht den mindesten Zweifel an ihrem Ausbruch, um so mehr befremdete sie die völlige Ahnungslosigkeit der Königin Amalie, die lange Audienz bei ihr enttäuschte die große Reisende, sie fand bei der Monarchin völligen Mangel an Scharfblick und politischer Fähigkeit. Unter Pappadopulos' Leitung machte sie im Juli die Reise durch Griechenland, besuchte Attika, Böotien, Phthiotis, Phocis, Akarnanien, Ätolien, Achaja, Arkadien, Lakonien, Argolis, Euböa usw. Trotzdem sie nur zwei Monate dauerte, bot diese Reise ihr Stoff zu Beobachtungen und Eindrücken ohne Zahl; Dora d'Istria erfaßte die charakteristischen Züge jeder Land-

Digitized by Google

schaft wie jeder Person und stellte mosaikartig alles zusammen; sie füllte viele Lücken ihres Wissens und erkannte manchen Irrtum. Weit entfernt, von der Kenntnis Athens und anderer Städte auf das Land selbst zu schließen, ging sie in die Ortschaften hinein, um hineinzuschauen in alle Verhältnisse, Empfindungen, Leiden und Freuden; sie verkehrte mit Vorliebe mit dem Volke und entlockte den Tiefen seiner Seele seine wertvollsten Geheimnisse. Niemand verstand besser zu fragen, das Wichtige ausfindig zu machen und vom Wertlosen abzuschälen; ihr war keine Hütte zu niedrig, und keine Einsiedlerwohnung lag ihr zu steil, sie tauchte überall auf und ging nirgends weg, ohne belehrt zu sein. Darum konnte sie dreist behaupten, sie sei nicht zur Aufstellung von Theorien gekommen, sondern um an der Quelle zu studieren, sie habe die Männer aller Parteien gehört, habe alle Stände studiert, mit derselben Sorgfalt die Ziegenhirten auf dem Parnaß und die Schäfer Arkadiens, die Phanarioten wie die Professoren und Geistlichen Athens ausgeforscht.

Sie ließ sich nun in Livorno nieder und veröffentlichte ihre Reiseeindrücke „Excursions en Roumélie et en Morée“ (zwei Bände; Zürich und Paris, 1863). Ihre Beobachtungsgabe schlug noch die der Frau von Staël. Sie sprach ihre Überzeugung dahin aus, daß man das allgemeine Interesse Europas befördere, wenn man sich mit der Wiedergeburt des Orients beschäftige; auch unter den Wundern der Akropolis und der Propyläen hatte sie an den Westen gedacht, von dessen Mithilfe sie diese Wiedergeburt erwartete. Der Eindruck ihrer griechischen Reise auf sie war ein sehr günstiger, sie glaubte an eine schöne Zukunft Griechenlands und bewunderte an den Griechen Tugenden, die ihr dafür bürgten, daß sie keine Einwanderer und Mischlinge, sondern echte Nachkommen der alten Helenen seien; sie erkannte auch in Lumpen den adeligen Typus. Sie schilderte sie als vaterlandsliebend und heldenhaft, strebend nach Bildung und Belehrung wie kein anderes Volk im Orient, begierig nach der Anerkennung der Gebildeten, und rief aus: „Bei so hochherzigen Gesinnungen könnte diese Handvoll Menschen, die wieder eine Nation geworden ist, wohl einst einen mächtigen Staat bilden, wenn die Nachkommen der Helden des Unabhängigkeitskrieges die Verleugnung und den Mut der letzteren nachahmen und sich dabei vor den Irrtümern und Fehlern hüten würden, die es jenen Helden des Unabhängigkeitskrieges nicht gestatteten, das von ihnen begonnene Werk zu vollenden.“ Sie wollte Vorurteil und Abneigung gegen Griechenland überall beseitigen und färbte wohl ihre Feder manchmal zu rosig, um desto schärfer Anklagen zurückweisen zu können. Sie griff hingegen die Politik Großbritanniens und Österreichs an und setzte sich gegen Fallmerayer zur Wehr, der die Griechen ein modernes Mischvolk nannte; sie fertigte ihn als Tiroler Pamphletisten ab.

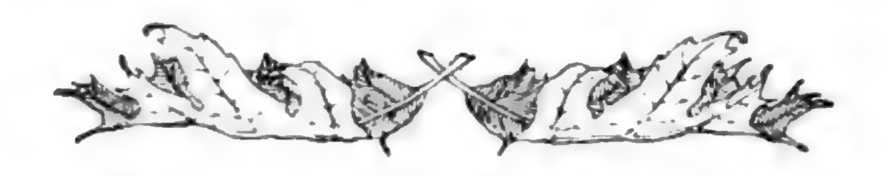
In eleganter Sprache fließen ihre Wanderbilder dahin, bald atmen sie die Glut des Orients mit seiner märchenhaften Pracht, bald räsonieren sie kühl und vertiefen sich in Statistik, Bodenkultur und Industrie; beständig wechseln die Naturschilderungen, Wiederholungen gibt es nicht, hingegen zog Dora d'Istria gern Parallelen zwischen Einst und Jetzt, und es überkam sie weihevoll, wenn sie auf dem klassischen Boden Athens und Spartas stand; besondere Vorliebe zollte sie Sparta wegen des Heldensinns und der Freiheitsliebe seiner Leonidas und Lysander. Die neugriechische Literatur zog sie sonderlich an; zwar war das Zeitalter Homers und Hesiods auf ewig vorüber, aber Dora d'Istria gab keinen Verfall bei einem Volke zu, das Dichter hatte wie Graf Solomos und die fürstlichen Brüder Sutzos, Historiker wie Trikupis, Archäologen wie Pappadopulos, Kritiker wie Mustoxidis. Dankbar schauten die Griechen auf ihre große Freundin. Um ihren Dank in noch nie geübter Form abzustatten, ernannte die Deputiertenkammer in Athen Dora d'Istria im April 1868 einstimmig zur Großbürgerin von Griechenland, und ein Spezialgesetz erging über diese Auszeichnung. So oft die Fürstin nach Griechenland kam, wurde sie wie eine Königin und eine Schwester begrüßt.

Sie löste ihren Haushalt in Livorno auf und ließ sich in Florenz nieder, wo sie angesichts der Galerie Pitti und der Uffizien, dieser geweihten Stätten der Unsterblichkeit, zu wirken und zu schaffen fortfuhr. 1871

Digitized by Google

kaufte sie ein weitläufiges Grundstück an der Via Leonardo da Vinci und ließ von Pariser und Florentiner Architekten und Gärtnern darauf Villa und Park anlegen; die herrlichsten Pflanzen kamen in der Muttererde von Athen wie von Bordighera, und der Park wurde zu einer Sehenswürdigkeit, über welche Demetrio Bargellini 1887 in Florenz ein umständliches Buch geschrieben hat. Sie sandte es mir mit einigen ihrer Schriften und lud mich zu sich ein; leider konnte ich dem Rufe nicht folgen und habe sie nie persönlich kennen lernen; nur ihr herrliches Bild, das sie mir mit Unterschrift zuschickte, zeigt sie mir in ihrer majestätischen Lieblichkeit; bescheiden meinte sie, es entspreche wenig dem Ideale, das Mantegazza und ich von ihr entworfen hätten; und mich erfüllte mit Stolz ihre Bitte um mein Bild für ihr Gelehrtenalbum. In der von Eukalyptus umgrünten Villa der Arnostadt lebte die Fürstin im regen Verkehr mit der Gesellschaft wie mit den Gelehrten aller Völker; von ihr strahlte Licht, und sie empfing Licht, sie stand wie inmitten eines hin und her flutenden elektrischen Stromes, ungebeugt durch die Zeit, sexu femina, ingenio vir! (Von Geschlecht eine Frau, ihrem Geist nach ein Mann!) Sie war die liebenswürdigste Wirtin in ihrem Salon und entließ jeden befriedigt, denn sie wußte bei ihm die Saite anzuschlagen, die bei ihm am besten gestimmt war; ihre Höflichkeit war ganz natürlich, sie kannte keine Selbstbeschönigung oder Eitelkeit, sie erzählte ehrlich von ihren Erlebnissen wie von ihren Studien. Und es war eine Ehre, von ihr empfangen worden zu sein. Alle Welt kam so gern und schaute der Frau ins leuchtende Auge, die, an den Stufen eines Thrones geboren, Königin im Olymp der Denker geworden war, der modernen Corinna, wie Friederike Bremer sie genannt hat. Im April 1888 schrieb sie mir von der Fülle von Souveränen, die gekommen waren, Florenz zu bewundern, und die bei ihr aus und ein gingen: Königin Viktoria von England, Königin Natalie von Serbien wie der Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien; ihn nannte sie „die bemerkenswerteste und interessanteste Persönlichkeit von allen.“

Ehe ein neues Jahr seinen Lauf begann, schlug für die Herrin der Villa Istria die Abschiedsstunde. Sie starb am 17. November 1888. Ihrem letzten Willen gemäß unterblieben bei dem Begräbnisse alle kirchlichen Zeremonien; die Testamentseröffnung fand vor dem Begräbnisse statt. Ihre Brüder und ihre Dienerschaft erhielten Legate, die Stadt Bukarest die rumänischen Güter, das Taubstummeninstitut in Florenz die Villa, in der sie gelebt hatte und in der sie gestorben war. Dann zogen die Leidtragenden hinaus, unter ihnen die Konsuln von Rußland und Griechenland und eine Deputation des Florentiner Stadtrates. Im Krematorium Trespiano wurde Dora d'Istria verbrannt und ihre Asche beigesetzt. Frei von allen Schlacken des Erdenlebens flog die Seele der unvergleichlichen Frau, einer Zierde der Menschheit, empor ins ewige Licht.



Die stille Stadt

Nun liegt die Stadt so totenstill,
Kein Fenster, das sich öffnen will,
Ein Zimmer blieb noch halb erhellt,
Was stört die Ruh' der kleinen Welt?

Verweint Frau Sehnsucht Lust und Leid?
Näht eine Magd ihr Hochzeitskleid?
O, mög' der Lampe Dämmerschein
Die Sonne holden Friedens sein!

Martin Boelitz

Digitized by Google

Edwin Landseer: Hoch und niedrig. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Die englische Tiermalerei

Von

Friedrich Fuchs

(Nachdruck ist untersagt.)

Es müßte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, wenn in einem Lande, wo man sich zuallererst der Veredelung der Tiere mit erkenntnisfreudigem Eifer gewidmet hatte, wo viele Jahre früher als irgend anderwärts für die Tiere das gesetzliche Recht auf humane Behandlung erwirkt wurde, und wo außerdem Charles Darwin seine wahrhaft vorurteilsfreie Abstammungslehre aufgestellt hatte — wenn also in England das Tier nicht auch durch die Kunst eine besondere Auszeichnung erfahren hätte.

Zuvörderst freilich hatte die wohlhabende Insel, durch Invasionen in ihrer Kultur nicht derart gehemmt oder gefördert wie die Staaten des Kontinents, wohl einen Bedarf an Kunst, aber nicht die eigenen Künstler, um ihn zu decken. Holbein und dann — ein Jahrhundert später — van Dyck fanden drüben gute Aufnahme und reichlichen Verdienst dank dem Umstande, daß beim Menschen die Schätzung der eigenen Person sich in dem Verlangen äußert, konterfeit zu werden. Doch ein selbstloseres Interesse an der Kunst wurde gleichfalls rege. Für eine vortreffliche Kennerschaft und eine ganz entschiedene Liebhaberei spricht jedenfalls die Tatsache, daß man die meisten und besten Werke Potters, Cuyps und Adrian van de Veldes in englischen Privatgalerien — im Buckingham-Palast, im Grosvenor- und Hertford-Haus — aufzusuchen genötigt ist, wohin sie nicht erst dann gelangt sind, als sie wegen ihres hohen Kurses einem reichen Snobtum besitzenswert erscheinen mochten.

Schließlich mußten aber doch aus dem Blute derer, die mit gewissem künstlerischem Wohlgefallen auf die Prachtexemplare von Vollblutpferden, Rassehunden oder Stammrindern eigener Zucht blicken konnten, auch Maler kommen, solche mit dem Kennerauge für die spezifischen Feinheiten des Tierbaues und dem Scharfblick für die Regungen der Tierseele, ferner mit dem nationalen Stolz und der herzlichen Verliebtheit als den Lusterregern zur intuitiven Betätigung auf dem besonderen Gebiet. Um die Mitte des acht-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts fanden sich denn auch welche, darunter John Wootton, die sachkundig und sachlich rassenreine Jagdhunde und siegreiche Rennpferde nebst ihren Züchtern oder Besitzern, den Landbaronen, abmalten und darum für nichts als Sportporträtisten zu gelten haben. Denn mit den frei bewegten und trotz aller fachmännischen Korrektheit noch dichterisch empfundenen Jagdschilderungen eines François Desportes und Jean-Baptiste Oudry dürfen ihre Darstellungen nicht auf dieselbe Stufe gestellt werden. In der Auffassung, die nicht vom anatomischen Profil loskam, und in der Durchführung, die es vor allem auf die „Richtigkeit" der Zeichnung und Farbe ohne deren malerische Relativität absah, unterschieden sich diese Gemälde nicht viel von den heutigen kolorierten Photographien, die von den Sportsmännern erst recht bevorzugt werden. Nur einer versuchte sich damals schon mit einigem Glück freizumachen aus dem Dienstverhältnis, in dem diese Tiermalerei zu dem Geschmack der Landbarone stand; das war George Stubbs (1724 bis 1806).

Wie sollten diese ersten englischen Bilder auch so bald hohe und ganz selbständige malerische Qualitäten aufweisen? Und was ist leichter erklärlich, als daß die Engländer, die dann wirklich malen konnten, ihr Können von den Niederländern hatten? Gleich George Morland ist ein glänzender Pinselführer, vielleicht der beste eigentliche Maler, den England überhaupt zu präsentieren hat. Muther stellt ihn sogar auf die Höhe Adrian Brouwers, des elegantesten flämischen Technikers, dem er auch in bezug auf abenteuerliches Leben und frühen Tod gleiche. Aber genug ausgesprochen Englisches haben seine Bilder dennoch, zumal die Familienszenen mit der höchst typischen Mischung von Behaglichkeit, Steifheit und Hübschheit. Einen ansehnlichen Teil seines Werkes machen jedoch die Tierbilder aus, und hierin freilich zeigt Morland auch in der gegenständlichen Auffassung sich niederländisch animiert, insofern er die Vorliebe Isaaks van Ostade für die malerische Erscheinung alter Arbeitspferde — man kann schon sagen: abgetriebener Karrengäule — teilt. Immerhin ist auch hier ein rechter Unterschied zu fühlen. Denn während man von dem Holländer nicht behaupten kann, daß seine Art und Weise, die Tiere anzusehen, trotz der treuen Beobachtung geradezu gemütvoll wäre, kommt bei dem Engländer eine gewisse schönfühlige (was in Parallele zu „schöngeistig" gestellt sein soll) Teilnahme am Dasein jener Geschöpfe zum Ausdruck. Bei Ostade steht solch Pferd gleichmütig in seinen Sielen auf der schmutzigen Landstraße, während drinnen in der Dorfschenke der Fuhrmann seinen Trunk tut; es läßt müde den Kopf hängen oder frißt stumpfsinnig aus der Krippe, die nicht eben mit eitel Hafer vollgeschüttet zu sein scheint. Hingegen sehen die Gäule bei Morland nicht gar so schlecht genährt aus, ebenso wie ihr Geschirr besser gehalten ist und die Örtlichkeit nicht den trostlosen Eindruck des Verkommenen und Verfallenen macht, sondern in ihrer ländlichen Urtümlichkeit eher anheimelt. Dann aber, was das Wichtigste ist: die Tiere verhalten sich

George Morland: Pferdestall. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Digitized by Google

nicht teilnahmlos, sie verraten inneres Gefühl und geben, wie sie nach schwerer Arbeit von der Behaglichkeit des Stalles aufgenommen werden, mit gespitzten Ohren und gehobenen Köpfen die lebhaften Zeichen der Freude. Das gefällt selbstverständlich. Das künstlerische Vermögen des klassischen Holländers ist ja nun um so höher anzuschlagen, als es ohne dergleichen das Gemüt ansprechende Züge dennoch ein unsäglich interessierendes, äußerst köstliches Bild schafft. Gleichwohl tun jene Gefälligkeiten dem Werte einer Morlandschen Schilderung noch keinen Eintrag, weil sie auf Wahrheit beruhen, einfach und nicht vordringlich sind.

Bemerkenswert als ein Kennzeichen national-englischen Kunstempfindens ist die sentimentalische Art schon jetzt, so leise sie erst auftritt und so nahe es läge, sie hier noch für eine zufällige, nämlich persönliche Eigenschaft zu halten, indem sie doch mit Morland erst ganz neu und einzeln in die Tiermalerei hineinkommt.

Was im allgemeinen englische Kunst belisierte, und dem deshalb die Natur leicht zur tendenziösen Karikatur geraten mußte. Gewiß mag der populäre Erfolg seiner satirischen Gemäldefolgen: „Eine Heirat nach der Mode", „Die Folgen des Fleißes und des Müßigganges" und „Die vier Arten der Grausamkeit" direkt Nachahmung hervorgerufen haben. Viele ähnliche Bilder von anderen englischen Malern wären sicherlich nicht entstanden, wenn nicht Hogarth voraufgegangen wäre. Wiederum aber sticht beim Überblicke der seitherigen Gesamtproduktion in England als auffälligste Eigenschaft eine große Redseligkeit hervor, eine Neigung zu geistreichem Pointieren, für moralische Lektionen, für ernste und heitere Satire, für literarisch-poetische Anspielungen. Keine anderen Bilder haben so lange umständliche Titel wie viele englische. Da gibt z. B. William Etty einer allegorischen Szene die langatmige Bezeichnung: "Youth on the prow and pleasure at the helm" — „Die Jugend am Kiel, das Vergnügen am Steuer". Und sogar in einem derartigen Falle, wo

Edwin Landseer: Alexander und Diogenes. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

trifft, so hatte sie ja in William Hogarth bereits vorher ihren ersten großen nationalen Repräsentanten gehabt, der ein so tüchtiger Maler war und doch lieber noch moragar keine Allegorie erläutert zu werden braucht, sondern ein einfacher, von selbst reizender Vorgang dargestellt worden ist, nämlich wie ein Mädchen in einem Wald-

Digitized by Google

bache badet, kann sich's derselbe Maler nicht versagen, darunter ebenfalls eine literarische Reminiszenz in Anführungsstrichen zu setzen: A Bather „on a doubtful breeze alarmed.“ So hat es den Anschein, als ob diese Künstler durch das Lesen von Büchern zum Malen angeregt worden seien. Oder wenn sie von selbst Ideen hatten, waren es ethische, moralische Tendenzen, die sie nun erst auf unerbittlich satirische oder verlöhnlich humoristische Weise mit obligatorischem Geist ins Bildliche übersetzten. Wofür überall anderwärts die Maler flüchtig nur den Zeichenstift oder die Radiernadel verwendeten, daraus machten sie in England die sorgfältigsten, gewichtigsten Gemälde.

Edwin Landseer: Würde und Unverschämtheit.
(London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Dermaßen durchdrungen ist die englische Malerei von diesem Streben, vor allen Dingen Witz und Moral zu äußern, daß man nicht gut behaupten kann, einzig und allein Hogarth mit seinem Beispiel habe die Sucht geweckt. Sonst wird auch noch gesagt, daß die englischen Künstler dem Zeitgeschmack gehuldigt hätten. Aber währte diese „Richtung“ nicht schon zu lange — nämlich an die zweihundert Jahre —, als daß man da noch von einer Mode sprechen könnte? Soll die Wendung gebraucht werden: jedes Volk hat die Maler, die es verdient? dann freilich wünschte man dasjenige nationale Publikum zu sehen, das sich nicht in erster Linie für den Inhalt eines Kunstwerkes interessiert. Ist es etwa die elegante Gesellschaft, die sich in Paris am Firnistage des Salon vor den Bilderwänden zusammenfindet, oder sind es die Besucher der Glaspaläste von München und Berlin? Ach nein — abgesehen davon, daß jemand, der in einem Glashause sitzt, nicht mit Steinen werfen soll —, das englische Volk darf mit den Malern, die es bisher gehabt hat, wohl zufrieden sein. Daß deren Werke so voller Literatur oder so voller geistiger Tendenz sind, hat die respektabelsten Ursachen. Diesen Künstlern darf jedenfalls nicht ohne weiteres nachgesagt werden, sie hätten sich vom Geschmack des Publikums abhängig gemacht, wären also ängstliche, schwächliche Zufälligkeitsnaturen gewesen. Sie waren im Gegenteil starke, rege Köpfe, die selbst den Anfang machten.

Mit Thomas Percy und Oliver Goldsmith gründete der Maler Reynolds seinen vielfördernden literarischen Klub. Männer von höchster Bildung, von großer Belesenheit, mit vielseitigem Interesse waren diese Meister des Pinsels, recht im Gegensatz zu dem gerade heutigestags zahlreichen Völkchen der Nichtsalsmaler, die sich auf ihr ausschließlich optisches Genußtum und die damit einhergehende Verachtung aller Historik einiges zugute tun. Zwar ist England der Welt bisher noch ein ganz großes messianisches Malgenie schuldig geblieben, man müßte es denn in dem impressionistischen Phantastiker William Turner erblicken. Eine desto grö-

Digitized by Google

Edwin Landseer: Löwenstudie. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

ßere Zahl ausgezeichneter Talente und Intelligenzen hat dagegen die gefestete und bewegliche Geisteskultur dort hervorgebracht. Fast scheint es gar nicht einmal merkwürdig, daß viele unter diesen Malern so befähigt wie interessiert waren, die Feder zu führen. Hogarth, Reynolds, Leslie haben dicke Bücher geschrieben, teils Memoiren mit lebensfroher Laune, teils Diskurse über die Ästhetik und Technik der bildenden Künste. Nun kann jeder sagen, daß die Schreiberei eine Sache für sich sei, und daß ein Maler dadurch seine Bilder nicht verbessere. Gewiß nicht. Aber es geht aus dem, was sie nebenbei schriftlich niederlegten, hervor, daß sie zum mindesten recht genau wußten, was sie wollten. Sie dachten auch nicht nur, sondern sie fühlten. Und was wäre gegen kluge Überlegung und innige Überzeugung je einzuwenden gewesen? Wenn beispielsweise David Wilkie sich nicht bergen konnte vor Vergnügen an der Menschlichkeit seiner Zeitgenossen, warum — zum Kuckuck! — sollte er dann was anderes malen als eine „Testamentseröffnung" und dergleichen? Oder wenn Charles Robert Leslie sich an den Charakteren Shakespeares, Cervantes', Molières, Addisons, Swifts, Sternes, Fieldings und Smollets so voll ergötzte, warum sollte er dann nicht die Gestalten und Szenen, die er in all ihrer dichterischen Köstlichkeit vor seinem geistigen Auge lebendig sah, nicht auch mit der Schärfe und Gemütlichkeit der eigenen unmittelbaren Lebensbeobachtungen als seine Bilder mitteilen? Hätte er statt dessen Mythologisches und Allegorisches malen sollen, um sich gegen den Vorwurf des literarischen Ehrgeizes zu sichern? Es ist von einigen modernsten Kunstgeschichtschreibern so viel Geringschätzung gegen die Maler jener sozial-humoristischen Charakterschilderungen, denen sie allenfalls den Wert kulturhistorischer Dokumente zugestehen, geäußert worden, daß man wahrhaftig ins Nachdenken gerät über die müßige Frage: ob ein solcher Gegenstand wie Leslies „Onkel Tobias und die Witwe Wadman" gegenüber einem Stoff wie „Venus und Adonis" geringere künstlerische Berechtigung habe. Man glaubt noch ausdrücklich verteidigen zu müssen, daß auch das Psychologische, das differenziert Physiognomische der malerischen Darstellung würdig sei, da dies so gut wie farbige Erscheinungen zu dem gehört, woran das Auge teilnimmt. Um zu definieren: wenn man sich schon darüber einig ist, daß bei einem Kunstwerk nicht das Was, sondern lediglich das Wie entscheidet, dann kann an einem Bilde erst das unkünstlerisch sein, was mangelhaft ausgedrückt, was schlecht gemalt ist.

Digitized by Google

An Hogarths Bildern stören manchmal gewisse zeichnerische Übertriebenheiten, die immer wie Nachlässigkeiten, nämlich der Natur gegenüber, zu wirken pflegen; sie sind doch aber in formaler Hinsicht nichts anderes, als was sich Boucher — ja man kann auch dreist sagen: Rubens — an Divinationsmanieren zuschulden kommen ließen. Immerhin hat Hogarth in seiner „Zergliederung der Schönheit" mit verdienstlichem Nachdruck auf das Studium der Natur, als der ausschließlichen Erwerbsmethode künstlerischen Vermögens, hingewiesen. Die Bilder seiner Nachfolger in der Sittenschilderei und Psychologie sind aber von einer ausgezeichnet gleichmäßigen künstlerischen Güte, oft vielleicht von einer fast allzu korrekten Realistik, doch immer von einer sehr angenehmen ästhetischen Gediegenheit. Daneben ließe sich, möchte man meinen, der Geist und Humor ihrer Situationen als Zugabe schon ertragen.

Im englischen Tierstück hatte sich indessen noch die holländische Auffassung konserviert, was einem zunächst auch gar nicht wunderbar erscheint. Augustus W. Callcott staffierte sogar seine Landschaften mit holländischen Bauern. Jedoch wußte James Ward (1769 bis 1859), ein Schwager Morlands, die allgemach langweilig werdende Tiermalerei durch Temperament und Eleganz wieder unterhaltsam zu machen. Von ihm ist jenes Kapitalbild einer Rinderherde in Lebensgröße, das im Treppenhause der Londoner Nationalgalerie den ersten Blick auf sich zieht. Richtiger als nach diesem bloß durch seinen Umfang außergewöhnlichen Gemälde beurteilt man Wards Bedeutung nach den „Kämpfenden Stieren" im Kensington-Museum, wo also die Tiere nicht wie bei Potter oder van de Velde in ihrer vegetativen Ruhe ganz mit der Landschaft eins wurden. Die exotischen wilden Geschöpfe hat Ward ebenfalls gewürdigt; als 1816 in London seine „Löwin" ausgestellt war, wurde er als der beste Tiermaler seit Snyders gefeiert. So beging er den Mittelweg zwischen zwei offen vor ihm liegenden Richtungen, der flämischen und der holländischen; seine Werke stellen eine Mischung dar, kein neues Element. Als etwas Besonderes müßte man ihm allenfalls sein malerisches Interesse an Schweineherden anrechnen, wie sie im weißen Licht der staubigen Dorfstraße rosig wirken. Neue Tiergattungen hat er aber in die Malerei nicht eingeführt, und auch den schon immer geschilderten Geschöpfen gewann er keine neuen Züge ab, die sie uns menschlich vertrauter oder malerisch noch interessanter gemacht hätten.

„Old James Ward" hörte auch dann nicht auf zu schaffen, als seine Hand nicht mehr die alte wuchtige Sicherheit hatte. Die zahlreichen Bilder, die er noch in den letzten dreißig seiner neunzig Lebensjahre malte, konnten schließlich wohl seine früheren Verdienste in den Augen der jüngeren Genera-

Edwin Landseer: Gehetzter Hirsch. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

tion abschwächen. Anderwärts, in Frankreich wie in Deutschland, war die Tiermalerei schon früher einer entschiedenen Verachtung anheimgefallen. Das mochte seinen Grund darin haben, daß keine neuen Auffassungen geboren wurden, daß der holländische Realismus überhaupt mehr in die Zeit paßte und schließlich, daß die Jagdmaler, in der Beflissenheit, es den Sportsmännern recht zu machen, das Künstlerische als Nebensache behandelten.

Daß aber nur einer zu kommen brauchte, der ein ursprüngliches Gemüt und einen neuen Geist hatte, um für Tierbilder mit einem Male nicht bloß ein frisches Interesse zu erwecken, sondern sie zu den größten Sensationen des öffentlichen Kunstlebens werden zu lassen, das bewies durch sein Auftreten Edwin Landseer. Kein Maler der neueren Zeit hat eine solche Popularität besessen als er. Keiner — selbst Meissonnier nicht ausgenommen — hat auch solchen materiellen Erfolg aufzuweisen gehabt, denn er hinterließ ein ermaltes Vermögen von über vier Millionen Mark. Und nicht in England nur blühte sein Ruhm; in die Häuser aller Bruder Thomas nach ihnen anfertigte, eine ganz außerordentliche Verbreitung. Gleichzeitig aber waren eben diese Reproduktionen die Ursache eines Vorurteils bei den auswärtigen Kunstfreunden, die nie die Originale zu Gesicht bekommen hatten. Die weichliche Technik jener Blätter konnte allerdings die übertriebene Vorstellung von einer glatten, geleckten, schönmacherischen Vortragsweise erwecken, während in Wirklichkeit die Art, wie Landseer den Pinsel handhabte, von einer höchst respektablen Sicherheit und Energie ist, was am besten nach den großen Löwenstudien beurteilt wird, die mit geradezu prachtvoller Verve hingestrichen sind. Und was die Farbe anbetrifft, so ist es ja wahr, daß manches seiner Bilder für manchen Geschmack ein zu „blühendes Kolorit“ besitzt. Wiederum gibt es Werke von Landseer, die das allerfeinfühligste in der Zusammenstimmung kühler, diskreter Farben darstellen. Als das in dieser Beziehung beste Bild wird das Porträt der beiden „King-Charleshunde“ gerühmt, das in seiner grauen Vornehmheit unmittelbar an Velazquez erinnere. Es ist notwendig, gleich von vornherein diese Be-

Edwin Landseer: Friede. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Länder drang er. Denn wenn auch kaum eins seiner Gemälde über den Kanal ging, so fanden dafür die Lithographien, Schabblätter und die Stiche, die zum Teil sein deutsamkeit der malerischen Leistungen Landseers hervorzuheben, nicht sowohl weil die meistverbreiteten Vervielfältigungen einen falschen Begriff von jenen Qualitäten geben,

Digitized by Google

als auch, weil ja die grundsätzliche Abneigung besteht gegen Bilder, die anekdotischen oder sententiösen Inhaltes sind.

Nach allem konnte derjenige, der die „Kreaturen“ in so schöner Auswahl mit so humanem Respekt, mit so freundschaftlicher Vertrautheit malte und ferner in solchem geistigen oder literarischen Zusammenhang, wie eben Landseer es getan hat, nur in England geboren sein. Denn nirgend sonstwo gab es schon damals diese rein gezogenen und wohlgepflegten Pferde und Hunde, dieses geschonte Jagdwild; nirgend anderswo konnte deswegen das Verhältnis zwischen Tier und Mensch vertrauter und achtungsvoller sein, und keine anderen Künstler als die englischen fühlten sich derart verpflichtet, mit ihren Bildern geistreiche und gemütvolle Beziehungen auszudrücken.

Edwin Landseer: Neufundländer. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Wir von heute dürfen nicht den Kopf darüber schütteln, daß die Londoner Gesellschaft in all den fünfzig Jahren, in denen Landseer regelmäßig die Ausstellung der Royal-Akademy beschickte, keine größere Sensation gekannt als ein neues Bild von Sir Edwin. Jeder frage sich nur einmal streng aufs Gewissen, ob vor einem Ausstellungsbilde nicht stets sein erstes ist, im Katalog den Titel zu erfahren. Mag sich hinterher das Interesse auch ausschließlich mit der Kunst an sich beschäftigen: zuvor wollte jedenfalls die Neugier nach dem, „was das Bild vorstellen soll“, befriedigt sein. Und bei Landseer durfte man wahrlich mit Recht gespannt sein, mit welchem amüsanten oder rührenden Einfall er überraschen würde. Denn er war in seinen Äußerungen höchst mannigfaltig, nicht bloß von feinem sowie drastischem Witz, sondern auch von ergreifendem Ernst. Einmal persifliert er aufs geistreichste und liebenswürdigste die Historie, indem er einem Bilde, worauf ein sehr edler weißer, vornehm gestutzter Bullterrier mit bedeutendem Wohlwollen auf einen in seiner Tonne gleichmütig verharrenden Hofhund herabsieht, den großartigen Titel gibt: „Alexander und Diogenes“. Ein andermal kommt Landseer sozialsatirisch, wie auf dem berühmten Bilde „Jack in office“: eine wohlgenährte Bulldogge sitzt als pflichtbewußte Wache auf einem Fleischkarren, nach dessen Herrlichkeiten ein struppiger halbverhungerter Straßenköter in scheuer Gier hinüberschielt. Oder er malt als Gegenstück zu einem schottischen Greyhound, der in vornehm melancholischer Haltung auf dem Teppich eines Schloßgemaches sitzt, eine Bulldogge, die mit mürrischer Miene — im Hausflur eines Schlachters hockt, und nennt dies „Low-Life and High-Life“. Oder er kontrastiert „Würde und Unverschämtheit“ dadurch, daß er neben dem bedeutenden Kopf eines mit treuen, verständigen Augen aus seiner Hütte hervorschauenden Jagdhundes einen kleinen Pinscher mit seiner spitzen Schnauze dreist sich vordrängen läßt. Dann wieder liebt der Maler zeitgemäße litera-

Digitized by Google

rische Anspielungen: er betitelt z. B. die Darstellung eines alten zusammengeketteten Hundepaares „Uncle Tom and his wife for sale“. Er ist aber auch selbständig genrehaft. „Hochlandmusik“ heißt eine lustig-gemütliche Szene, wie ein alter schottischer Schäfer daheim auf dem Dudelsack pfeift und sein Hund dazu eine Begleitung heult. Ernst-rührsam dagegen wird das Tiergebaren, wenn der treue Hund am Sarge seines Herrn als der „Hauptleidtragende“ trauert.

Doch nicht nur die Hunde sind Landseers Sache. Er malt die Kuh, die gemelkt wird, und das Pferd, das beschlagen wird, so daß man bei diesen Gelegenheiten gleich eine hübsche Kuhmagd und flotte Schmiedegesellen darauf bekommt. Nett gerundete Titel, die sich aber schlecht verdeutschen lassen — „The maid and the magpie“ und „Shoeing a baymare“ —, führen auch diese Bilder. Pferde kommen bei ihm verhältnismäßig selten vor, wenn man von seiner offiziellen Teilhaberschaft an verschiedentlichen Reiterporträts seines Freundes Millais absieht. Dafür hat er aber mit seinen in Schönheit sterbenden Schlachtrossen der edlen Natur des Pferdes ein desto sichereres Denkmal gesetzt. Das betreffende Bild bekam die allegorische Bezeichnung „Der Krieg“ und war wieder das Pendant zu einem Gemälde, wo im Schatten einer Strandbatterie, dessen Kanonenrohr von Schafen beschnuppert wird, eine Kinderschar arglos spielt: „Friede“. Dazwischen wußte Landseer sein Publikum auch durch zoologische Sensationen zu packen; er malt kämpfende Büffel und — als etwas ganz Besonderes — Eisbären auf den Planken eines Wracks. Keineswegs aber hatte er es nötig, sich durch Fremdartigkeiten interessant zu machen. Denn gerade seine größten Triumphe, seine eindringlichsten Wirkungen hat er mit der Darstellung des edelsten heimischen Jagdtieres, des Hirsches im schottischen Hochland, erzielt. Wenn es nun auch nicht ganz genau zutrifft, daß er dies Tier überhaupt erst für die Malerei entdeckt habe, weil ja der ältere Jan Brueghel („St. Hubertus“, Berliner Museum) und Rubens-Snyders („Hirschjagd“, Berliner Museum) schon den Hirsch ziemlich voll verwerteten, so hat die herrliche Mächtigkeit des noblen Geschöpfes doch erst der späte Engländer groß gewürdigt. Niemand vor Landseer hat so mit dichterischer Kraft die majestätische Schönheit des Geweihträgers gefeiert. Er machte ihn zum „König der Bergschlucht“. Allerdings hatte die Romantik in der Literatur vorher zu solchem Fühlen Anleitung gegeben. Aber Landseer hat die Schauer vor der Erhabenheit der Urwildnis zugleich als Jäger wie als Maler scharfsichtig genossen.

Thomas Woodward: Der Rattenfänger. (London, Tategalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Welche hohe Stellung war mit einem Male dem Tier erobert worden! Ja, von einer sittlichen Rolle, die Landseer ihm zuweist, kann man sprechen. Das berühmte Porträt des „Bernhardiner Hundes“ trägt doch die Unterschrift: „Ein ausgezeichnetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft“. Und was für eine Rolle hatte der Hund vorher in der Malerei gespielt? Meist war er nichts als ein Kompositionsrequisit, das unter anderem die Funktion hatte, in springender

Digitized by Google

Stellung den Eindruck des Sichfortbewegens von Figuren und Gruppen zu erhöhen. Dann sehen wir die Meute der Hetzhunde kläffend und fletschend das einzelne Wild stellen. Auf den Alltagsschilderungen der Niederländer treiben sich die Dorfköter unnütz herum, ohne daß von ihnen Notiz genommen würde, es sei denn, daß man die unmanierlichen durch einen Fußtritt verscheuchte. Velazquez, der Kavalier, endlich blieb auf den Bildnissen königlicher Lieblingshunde der äußeren edlen Erscheinung wohl nichts schuldig, aber daß diese Tiere auch Seele hätten, verrät er nicht. Da war in der Tat Landseer der allererste, der den Hund als den guten Gefährten des Menschen darstellte. Er blickte den Geschöpfen ins Auge und las darin Treue und Verständigkeit. Im Jahre 1825 wurde in London der erste Tierschutzverein gegründet, mit den Damen der höchsten Gesellschaftskreise als Patronessen, so daß es nunmehr vornehm sein mußte, für die Kreaturen ein teilnehmendes Herz zu zeigen. Bei Landseer war das Mitgefühl aber sicher mehr als das Mitmachen von Mode. Denn nur der echtesten Empfindung konnten zwei Bilder dermaßen gelingen wie das in der Schneewüste verirrte Schaf und wie das Hirschkalb, das sich ahnungslos der toten Mutter nähert.

John F. Herring: Frugales Mahl. (London, Tategalerie.)
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Auch die Theorien Darwins konnten nicht ohne Einfluß auf die Stellungnahme zu den Tieren sein, und Landseer ist gewiß dadurch bestärkt worden in dem Wagnis, seinen Tieren menschliches Wesen zu verleihen. Aber zu Konsequenzen so krasser Tendenz, wie Gabriel Max, der gleich eine Familie des Pithecanthropus alalus als Paradiesbild malt, ist er nicht verführt worden. Auch noch die humoristischen Affenszenen des Müncheners müssen sich den Vorwurf des bewußten Darwinismus gefallen lassen; Landseer aber darf ihn mit gutem Gewissen zurückweisen.

Als unkünstlerisch wird dann und wann an ihm getadelt, daß er die Tiere schöner gemacht habe, als sie in Wirklichkeit sind, und menschliche Empfindungen in ihnen zum Ausdruck gebracht habe. Dies muß dahin eingeschränkt werden, daß er wirklich schöne und gut gehaltene Geschöpfe zu Modellen hatte und ferner, daß er eigentlich niemals einem Tiere eine Mimik verliehen hatte, die diesem nicht völlig natürlich gewesen wäre. Ist etwa die Miene, die auf dem kostbaren Bilde „Das richterliche Verhör" der weiße Pudel als weiser und würdiger Richter zur Schau trägt, im geringsten — ein Zerrbild? Und wie groß wäre hier die Versuchung gewesen, die Figur des Coroners mit der Amtsperücke drastischer zu persiflieren! Landseer hat im Gegenteil stets die Grenze des Bildmäßigen eingehalten und immer nur durch die Situation, durch die geistreichen Gegenüberstellungen zu wirken gesucht. Was es heißt, Tiere zu karikieren, um sie menschenähnlich zu bekommen, das lehrt leicht der Vergleich mit den Illustrationen Wilhelm von Kaulbachs zu Reineke Fuchs oder mit den Zeichnungen von Adolf Oberländer und Thomas Theodor Heine. Selbst in dem Zyklus dekorativer Gemälde, die Szenen aus Miltons Comus darstellen, wo er also dreist phantastischer sein durfte, hielt er

Digitized by Google

nüchtern auf Natürlichkeit, d. h. er malte jene Menschengestalten mit Tierköpfen als zwei korrekt auseinander gesetzte Hälften vom Menschen und vom Tier.

Man kann Landseer wohl einen Realisten nennen. Allerdings hatte er eine verbindliche Art, die Wahrheit zu sagen — ein akademischer Naturalismus. Das nimmt man erst recht wahr an den Bildern, auf denen Menschen mit dargestellt sind. Das Bild „Der Zehnte der Abtei von Bolton“ weist, wenn man von dem als Küchenstilleben arrangierten Wildbret absieht, überhaupt keine Tiere auf, nur die Mönche und die Knechte. Die Komposition ist nach allen guten Regeln getroffen, die Menschen sind sogenannte „charakteristische Typen“, jedoch wohlgebaut, sehr sympathisch, gar nicht mal ein bißchen malerisch häßlich. Vor allem aber wirkt die selbstverständliche Sicherheit, mit der sowohl die großen Hauptsachen wie die subtilen Nebensachen erledigt sind, etwas gar zu wohltuend. Was uns hier fehlt, das sind die überraschenden Eindringlichkeiten, das, was uns seine Tiere immer bieten, die köstliche Erkenntnisfülle, die nur ein spezifisch Passionierter bieten kann.

Die Passion sah man diesem Manne von außen an. Landseer hatte ganz das Exterieur eines Landlords, eines vornehmen Sportsman; nichts erinnerte bei dieser hohen, breitschulterigen Gestalt mit dem vollen, frischen, glatten, von einer weißen Bartkrause eingerahmten Gesicht an den Künstler. Immerhin entstammte er einer Künstlerfamilie. Sein Vater John war Kupferstecher, der älteste Bruder Thomas ebenfalls, und von dem nächsten Bruder Charles besitzt die Berliner Nationalgalerie das Bild „Cromwell bei Naseby“. Edwin wurde am 7. März 1802 in London geboren; sein Vater ließ ihm aber viel Freiheit, draußen Tiere zu zeichnen. Mit vierzehn Jahren kam er auf die Akademie zu Haydon, bei dem er „mit Erfolg Parthenon-Skulpturen zergliederte“. Mit achtundzwanzig Jahren war er Mitglied der Royal-Akademy, nach weiteren zwanzig Sir Edwin Landseer. Denn der Gunst des Hofes erfreute er sich in hohem Maße. Ein großer Teil der Bilder, die er regelmäßig ausstellte, ging ins South-Kensingtonmuseum und in die Nationalgalerie. Eine Ausstellung, die nach seinem am 1. Oktober 1873 erfolgten Tode veranstaltet wurde, umfaßte 314 Ölgemälde, 146 Skizzen und — 2 Skulpturen. Es ist nämlich nicht zu vergessen, daß die berühmten Löwen am Nelsonmonument auf Trafalgar-Square von keinem anderen herrühren als von dem Maler Edwin Landseer.

Natürlich hat es außer ihm zu gleicher Zeit noch eine größere Zahl anderer Tiermaler in England gegeben. Das ist insofern selbstverständlich, als die nun einmal angeregte Nachfrage nach geistreichen oder gemütvollen Tierbildern von dem einzigen allein nicht befriedigt werden konnte. Aber keiner von seinen Nachahmern oder seinen Mitbewerbern um die Gunst des Publikums hat es ihm in der Erfindung der Pointen oder in deren Vortragsweise gleichzutun vermocht. Es bildete sich aber doch mittlerweile eine Eigentümlichkeit heraus: indem Genrebilder mehr und mehr mit Tieren belebt wurden. Für diese englische Spezies ist solch eine Schilderung wie der „Rattenfänger“ von Thomas Woodward in all ihrer gefälligen Deutlichkeit eine bezeichnende Probe.

Immerhin ist noch von einer besonderen Art englischer Tierbilder zu reden, die nicht unter der Nachwirkung Landseers entstanden sind, wohl aber Beeinflussungen von anderer, entfernterer Seite zeigen, nämlich Zeugnis ablegen von der großen, starken, eigenen Sympathie, womit Konstantin Troyon und Rosa Bonheur die Erscheinung, fast mehr noch die Lebensstellung der Rinder und Pferde empfanden. Namentlich die neue Weise, wie das französische Mannweib den schweren Schlag der ländlich gesunden Gäule malerisch verwertete, hatte Reiz für die Engländer. Jedoch verfehlten die Künstler, z. B. John F. Herring und H. W. B. Davis, nicht, den betreffenden Bildern einen nationalen Stempel aufzudrücken. Sie wählten nicht nur literarische Titel, etwa indem sie dem einfachen Bild einer Stute mit ihrem Fohlen auf der Weide die mehr sagende Bezeichnung „Mutter und Sohn“ beilegten, sondern sie sahen es außerdem direkt auf ansprechende Gemütszüge, auf freundliche Szenen ab. Wenn also drei Pferde mitsammen ihre Köpfe verträglich in eine gefüllte

Digitized by Google

Krippe stecken, so dulden sie auch noch, daß ein Täubchen an ihrem „frugalen Mahle“ teilnimmt. Das Physiognomische mußte bei solchem Streben naturgemäß eine geflissentliche Herausarbeitung erfahren. Schließlich kam es dahin, daß man lediglich die Köpfe malte, jene ihrerzeit so beliebten und verbreiteten Ausdrucksbilder von Pferden und Hunden, die ihre bedeutenden Häupter mit seelenvollem Augenaufschlag durch Stallfenster oder Hüttentüren stecken.

So geht durch die ganze englische Tiermalerei, ob sie sich auch den verschiedentlichsten rein künstlerischen Anregungen, die vom Auslande her wirkten, zugänglich zeigte, ein einheitlicher, volksmäßiger Zug, den man doch keineswegs als konventionell bezeichnen darf, weil er ja regelmäßig eine durchaus herzliche Beziehung dokumentiert. Und wenn in neuester Zeit mit der prachtvoll unliterarischen Künstlerschaft eines John M. Swan, der die Tiercharaktere mit dem Geist und Temperament eines Barye begreift, auch ein völlig anderer Geist sich einmischt, so vermag dies Phänomen an dem historischen Bilde der englischen Tiermalerei, deren charakteristischer Höhepunkt Landseer ist, noch nichts zu verschieben.

Unter Kiefern

Es war im Mai. Es dämmerte. Ganz fern
Klang die Musik, zu der sie tanzten. Wir
Gingen allein. Hochragend um uns stand
Der Kiefernwald, ein stummes Heer von Säulen,
Um die das sinkende Licht mit göttlichen
Fingern die letzten seiner Kränze wand.
Wir sprachen? Nein. Ich fühlte, wie dein Kleid
Rauschend über den Rasen hinstrich, fühlte,
Daß du so ruhig warst wie niemals, daß
Du inniger mich liebtest als zuvor.

Auf jener Höhe, da wir unter uns
Die goldenen Teiche sah'n, hielten wir ein.
Wir blickten übers Land, zwei Selige,
Und fühlten schweigend, daß die Erde so
Voll Schönheit sei wie unser Herz voll Glück.

Die Abendröte neigte fern ihr Haupt,
Das rosenschwere, auf die Brust; es war,
Als sinne still sie einer Freude nach.

Hans Bethge

Digitized by Google

Kurd Laßwitz

Ein Dichter-Philosoph der Gegenwart

Von

Thomas Achelis

(Nachdruck ist untersagt.)

Wir leben in einer von den stärksten Widersprüchen erfüllten Zeit: auf der einen Seite die noch immer hochgehende Flut des Materialismus und Naturalismus, der alle Ideale, besonders die religiösen, als eitel Phantasterei und Träumerei verwirft, auf der anderen ein seltsamer Kritizismus, der sich vergeblich abmüht, eine „reine Erfahrung" zu schaffen, daneben alle möglichen Zwischenformen der Spekulation, bald ganz der Wirklichkeit entfremdet, bald wieder in einem unfruchtbaren Kompromiß sich erschöpfend, und endlich das viele Herzen und Sinne bestrickende Brillantfeuer des Nietzschischen Radikalismus, der in dem Glauben, eine ganz neue Weltanschauung zu schaffen, sich in der Zerstörung überlieferter Werte gefällt. Dies höchst unerfreuliche Bild würde jede Hoffnung auf eine gesunde geistige Entwickelung ersticken, wenn nicht gerade in den Reihen der Naturforscher hin und wieder Männer erstünden, die, im gesicherten Besitze des gesamten Materials der Fachwissenschaften, eine Wiedergeburt der Philosophie auf kritischem Boden anstrebten, und in der Hauptsache unter Anlehnung an Kant. Zu diesen gehört außer Wundt, den wir an erste Stelle setzen möchten, und Paulsen, der gleich jenem in den „Monatsheften" erst kürzlich gewürdigt worden ist (vergl. Septemberheft 1902 und Augustheft 1903), auch **Kurd Laßwitz**, der es zudem versteht, die Ergebnisse seines Denkens in klarer Darstellung, die bisweilen ein künstlerisches Gepräge trägt, seinen Lesern zu vermitteln — ein nicht zu unterschätzender Vorzug.

Laßwitz ist Schlesier, als Sohn eines Kaufmanns und Fabrikbesitzers am 20. April 1848 zu Breslau geboren; von dieser Erdscholle mag wohl der liebenswürdige, schalkhafte Humor stammen, der ihm eigen ist. Seine Studien der Mathematik und Physik unterbrach der deutsch-französische Krieg, an dem er teilnahm. 1873 promovierte er mit der Arbeit: „Über Tropfen, welche an festen Körpern hangen und der Schwerkraft unterworfen sind"; seit Ostern 1876 wirkt er, 1884 zum Professor ernannt, am Gymnasium in Gotha als Lehrer der Mathematik und Physik. Von der Physik zu erkenntnistheoretischen Problemen geführt, untersuchte der Denker die historische Entwickelung der Grundbegriffe der Physik im Zusammenhange mit der Entwickelung der neueren Philosophie. Die Ergebnisse sind niedergelegt in dem epochemachenden Werke: „Geschichte der Atomistik vom Mittelalter bis Newton" (Hamburg u. Leipzig 1890, 2 Bde.). Nach der systematischen Seite stellte Laßwitz zuerst den Begriff der Atome auf kritischen Boden, wies nach, daß in der historischen Entwickelung der Geschichte der Materie dieselben Denkmittel wirksam seien, die später Kant aus den logischen Urteilen ableitete, und untersuchte die erkenntnistheoretische Bedeutung der Begriffe der Energetik (1893 und 1895; vgl. dazu „Grundriß der Geschichte der Philosophie" von Überweg-Heinze, IV, 224 ff.). Besonders erfolgreich war die durch die gekrönte Preisschrift: „Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit" (1882) eingeleitete gediegene Popularisierung der Anschauungen des großen Königsbergers, wie denn auch Laßwitz für die Berliner Akademie die Bearbeitung einzelner naturwissenschaftlicher Schriften Kants besorgte. Ebenso wußte er die großen Verdienste des

Digitized by Google

Karl Langhammer: Rothenburg ob der Tauber.

Zu Malkowsky: Monotypien.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

so oft verkannten Astrophysikers und Philosophen Theodor Fechner der schnellebigen Gegenwart wieder eindringlich zu machen (Herausgabe seiner Schriften, Monographie Fechners in der Sammlung der Klassiker der Philosophie, 1893). Seine eigene Weltanschauung ist niedergelegt in dem auch Laien durchaus verständlichen Buche: „Wirklichkeiten" (2. Aufl.; Leipzig 1903), wo, wie wir noch genauer sehen werden, Physisches und Psychisches im realen Prozeß der Erkenntnis als Unterschiede des Inhaltes nachgewiesen werden. Die Einheit der Persönlichkeit stellt aber zugleich die organische Vereinigung aller Zweige der Wirklichkeit (Sittlichkeit, Kunst, Natur) dar.

Für den Philosophen handelt es sich in erster Linie darum, mit aller Schärfe seine Aufgabe zu betonen, sozusagen seine eigene Existenzberechtigung zu erweisen, zu zeigen, wo das Problem liegt, an dem der Durchschnittsmensch und der Spezialforscher nur zu häufig mit vollkommener Gemütsruhe vorübergehen. Insofern bleibt der alte platonische, übrigens von Goethe wieder zu Ehren gebrachte Spruch zu Recht bestehen, daß den Anfang der Philosophie das Erstaunen bilde, die Verwunderung, welche die plötzliche Entdeckung des dräuenden Rätsels unwillkürlich in uns hervorruft. Während sich die fachwissenschaftliche Untersuchung überall an ihren Grenzen mit gewissen, mehr oder minder fragwürdigen Voraussetzungen und Hypothesen begnügt — Atome, Moleküle, Materie usw. —, ist die Philosophie gerade als allgemeinste Wissenschaft der Prinzipien verpflichtet, diese Grenzbegriffe auf ihre Haltbarkeit und Gültigkeit hin zu prüfen. So ist schon in Indien und Griechenland Philosophie entstanden, und so entsteht sie noch tagtäglich in dem Bewußtsein jedes schärfer nachdenkenden Menschen. Was sind die Dinge, die wir, wie es meist recht unkritisch heißt, im Erkennen nach- und abbilden, was ist unser geheimnisvolles Ich, in dessen unergründliche Tiefen sich so gern die Mystik aller Zeiten verliert, inwiefern kommt unseren Begriffen und Urteilen vielleicht eine allgemeine Gültigkeit zu, die eben für alle verbindlich ist usw.? Da heißt es, mit äußerster Vorsicht zu verfahren, damit uns nicht der erste Schritt auf einen Abweg führt. Schon die achtlos gebrauchten landläufigen Bezeichnungen „objektiv" und „subjektiv", die wohl gar in dem Sinne von körperlich und seelisch gedeutet werden, bergen einen wahren Rattenkönig von Verlegenheiten und Widersprüchen in sich, die für eine einheitliche Auffassung der Wirklichkeit (des Seins) unerträglich sind. Laßwitz erklärt: Es gibt nicht fertige, abgeschlossene Dinge, von denen nun mehr oder weniger zutreffende Abbilder in den ebenso abgeschlossenen individuellen Geistern entstehen, sondern es gibt nur gesetzmäßig bedingte Systeme von Beziehungen, zu denen auch unsere Leiber gehören. Diese Systeme sind sowohl die Objekte als auch zugleich die Subjekte: objektiv Sein und subjektiv Vorgestelltwerden sind nicht zwei verschiedene Arten der Existenz, sondern nur verschiedene Arten des Inhaltes an verbundenen Ele-

menten. Objektiv ist dasjenige, was in allen Verbindungen als gleichartiger Inhalt wiederkehrt; subjektiv heißt dieser selbe Inhalt, wenn dazu noch jene Beziehungen treten, die durch die Verbindung mit dem menschlichen Organismus entstehen. Da ich selbst ein solcher Organismus bin, so kann es für mich keine Verbindung geben, an der nicht mein Leib beteiligt wäre. Die Realität, als welche diese Verbindung gegeben ist, nennen wir Bewußtsein. Weil diese und die Existenz unseres Leibes unabtrennbar sind, bezeichnen wir uns als bewußte Wesen und sind geneigt, dieses Bewußtsein als eine besondere Art der Existenz anzusehen, das in uns erst durch die Einwirkung von Dingen erzeugt werde, die wir im Gegensatz zu uns als eine andere Form des Seins betrachten („Wirklichkeiten", 2. Aufl.; Leipzig, Elischer; S. 71).

Also diese beiden Gegensätze sind nicht in aller Welt schon gegeben und wirksam, sondern sie entstehen erst für und durch unser Erkennen, und nur in dem Sinne dürfte man vielleicht der gewöhnlichen Anschauung entsprechend dem Objektiven eine höhere Realität beimessen, als die Objektivität die für alle Menschen in gleicher Weise gültige Norm hinstellt, der sie sich zu unterwerfen haben, wollen sie nicht als Irrsinnige angesehen werden. In diesem Sinne sagt unser Gewährsmann sehr bezeichnend: Erkenntnis ist der Vorgang, wodurch objektive, allgemein gültige Tatsachen festgelegt werden. Selbstverständlich bleibt die bekannte, aber nicht selten ungebührlich übertriebene Subjektivität unseres Denkens unangetastet und zwar so sehr, daß alle Realität, alles Sein nur besteht in Beziehung auf unser Bewußtsein, aber jener täuschende und unkritisch gesteigerte Gegensatz verschwindet für einen schärferen Blick. Es läßt sich überhaupt keine Realität des Weltinhaltes denken, die nicht zugleich als solche in unserem Bewußtsein gegeben wäre. Wie sich dieser Bestand nun weiter zergliedern läßt (wodurch somit auch bestimmte Gebiete der wissenschaftlichen Forschung entstehen), soll hier nicht genauer verfolgt werden; es mag genügen, mit einigen Worten auf die so heftig angefochtene Selbständigkeit der Religion, die man, wie bereits früher bemerkt, nur allzusehr geneigt ist, in die Rumpelkammer mittelalterlichen Aberglaubens zu werfen, einzugehen. Auch hier handelt es sich um eine objektive Realität.

Es ist der anscheinend fast unausrottbare Grundfehler aller Angriffe, die (meist von der naturwissenschaftlichen Seite aus) auf diesen Hauptfaktor der Entwickelung des Menschengeschlechtes eröffnet sind, daß man in einseitiger intellektualistischer Überschätzung die Bedeutung des Gefühls sich nicht klargemacht hat. Diese aus allen religiösen Erscheinungsformen aller Zeiten und Zonen sprechende Sehnsucht nach dem Unendlichen, Überirdischen, Ewigen bildet den eigentlichen Kern ihres Wesens, das Laßwitz als das Gefühl des Vertrauens auf eine unendliche Macht deutet, welche unseren heiligsten Idealen entspricht. Selbstverständlich hat diese innere Stimmung und Gesinnung nichts mit der Kirche, mit einer äußeren Organisation zu tun (diese Verwechselung ist ebenso häufig wie töricht), vielmehr zeigen sich gerade, wie jeder weiß, nach dieser Richtung die schärfsten Gegensätze. Selbst dem skeptischen Verstande gegenüber erweist sich nicht selten das ursprüngliche Gefühl in seiner felsenfesten Sicherheit und Kraft siegreich, es läßt sich eben durch keine, noch so scharfsinnige Einwände beirren. Nun wäre es ja unangebracht und unwissenschaftlich, dem bekannten Grundsatze Tertullians: Credo, quia absurdum das Wort reden zu wollen, aber es kann nicht nur, sondern es muß auch die Möglichkeit einer inneren Aussöhnung zwischen diesen beiden Parteien und Widersprüchen, wenn man so will, gefunden werden, und das ist gerade im besonderen Sinne Sache der Philosophie. Auf der einen Seite steht die völlig unerschütterliche Naturgesetzlichkeit, die letzten Endes (was nicht selten übersehen wird) ebenfalls unser Werk ist, nicht etwa uns von außen zugeführt wird, so daß das Wort Kants wahr bleibt: Wir schreiben der Natur die Gesetze vor. Ja, fast fühlt man sich veranlaßt, zu sagen, über dieser rein mechanischen Kausalität gibt es aber noch eine andere Wirklichkeit, welche nur bis zu einem gewissen Grade dieser Notwendigkeit untertan ist, das ist die sittliche Welt der Werte, der Ideale, und dazu gehört auch die Religion. Das Gefühl, folgert Laßwitz, gibt uns die absolute Gewißheit, die weder bewiesen zu werden

Digitized by Google

braucht, noch widerlegt werden kann. In bezug auf dies Selbstgefühl erhalten nun sämtliche Erfahrungen einen Wert, und dadurch bekommen sie eine neue Form der Realität. Die Realität, welche die Dinge als Natur durch die Erkenntnis bieten, wird davon nicht berührt, ihre gesetzliche Bedingtheit bleibt unangetastet. Aber daß überhaupt Erkenntnis und damit Natur ist, dieses Ganze der Erfahrung erfährt nun erst seine Realität durch die Gewißheit, daß es einen Wert für unsere Existenz hat. Dieser Wert, den der Inbegriff alles Daseins dadurch erhält, daß unser Gefühl diese unendliche Existenzfülle umfaßt und in ein Verhältnis zu unserem Ich setzt, ist der religiöse Wert. Er ist also nicht nur unabhängig von der Erkenntnis, sondern er sichert uns sogar erst die Realität derselben, indem er die relative Bedingtheit der Naturobjekte untereinander zu absoluter Geltung erhebt durch den Glauben — eine Gewißheit des Gefühls —, daß die Natur als Ganzes kein Zufall ist („Wirklichkeiten", S. 254), oder wie es bei Goethe so schön von der Natur heißt:

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.
(Künstlers Abendlied.)

Und wie hier bei einer vorurteilsfreien, unbefangenen Beurteilung nicht nur ein unehrlicher Kompromiß, sondern ein wahrhafter, dauernder Friede geschlossen werden kann und muß, so ist es auch mit der sittlichen Persönlichkeit und mit allem menschlichen Tun beschaffen. Der Naturnotwendigkeit entspricht die Selbstbestimmung des Charakters, auf die alle Entwickelung letzten Endes hinausgeht, indem sie alle Normen und Autoritäten als entbehrlich und überflüssig erscheinen läßt:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Sittliche Forderungen, die Pflicht, die Unterordnung des Menschen unter allgemeine Zwecke, die Wertbegriffe, das Ideal usw. existieren für die mechanische Naturgesetzlichkeit nicht, und eine gutgemeinte, aber nicht sehr scharfsinnige „Aufklärung" beging gerade in der Vermischung dieser beiden Sphären, wie der Königsberger Altmeister ihr vorhielt, ihren verhängnisvollsten Fehler. Aber als vernünftige, selbstbewußte Wesen unterliegen wir anderseits nicht dem bloßen Naturzwang, sondern unterstehen der Idee der (freilich nicht regellosen) Freiheit, die uns unser Ideal, unsere sittliche Bestimmung verbürgt. Es bleibt bei dem stolzen Ausdruck Schillers, den er in einem Briefe an Körner anwandte: Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen als dies Kantsche, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst.

Aber wir würden die vorstehende Skizze, die ja nur die hauptsächlichsten Züge der Laßwitzschen Weltanschauung entwickeln konnte allzu unfertig lassen, wenn wir nicht auch des Künstlers, des feinsinnigen Märchenerzählers gedächten.* Einem Besucher erklärte er einmal: Eigentlich lese ich am liebsten zweierlei, Indianergeschichten und Goethe. Bei anderer Lektüre muß man sich zu sehr anstrengen. Indianergeschichten aber sind vollständig anspruchslos, und Goethe befriedigt alle Ansprüche; bei diesen guten Dingen braucht man sich nicht mit Kritik zu quälen, man kann sich bei dem, was über alle Kritik erhaben und unter aller Kritik naiv ist, gleichsam erholen. Laßwitz ist nun ein ganz besonders feinsinniger und gemütvoller Märchenerzähler, bei dem die Pointe sich nicht unbedacht in den Vordergrund drängt, der ebensowohl über Witz und die köstliche Gabe des Humors verfügt wie über Gefühl, ohne irgendwie ins Fahrwasser der verrufenen Sentimentalität zu geraten. Wie schon Goethe seinerzeit mahnte: Auch das Märchen hat seine Wahrheit und muß sie haben, so kommt es gerade hier, soll ein höherer künstlerischer Genuß erzielt werden, auf eine sehr behutsame, feine Linienführung an, auf eine zarte und doch bestimmte Zeichnung, auf eine Vertiefung seelischen Lebens und namentlich auf eine Erweiterung der landläufigen menschlichen Perspektive, wie sie längst nicht jedem gegeben ist. Bei dem allem gilt es noch, die nahe-

* Es gehören dahin: „Bilder aus der Zukunft" (Breslau 1879), „Seifenblasen" (B. Elischer, Leipzig), „Auf zwei Planeten" (vierte Auflage, ebenda), eine anonym erschienene Novelle: „Schlangenmoos" (Breslau) und zuletzt: „Nie und immer, neue Märchen" (Leipzig, Eugen Diederichs, 1902).

liegende Gefahr der Phantastik zu vermeiden, der eben der Durchschnitt verfällt. Wie witzig werden die „Seifenblasen“ eingeführt:

Wenn Frauen jedes Vorwort überschlagen
Und Männer alles, was an Verse streift,
So darf man, hoff' ich, von dem unsern sagen,
Daß es zum höchsten Ziel der Kunst gereift.
Denn rein als Selbstzweck wird es vorgetragen,
Weil jeder gleich zu Text und Prosa greift,
Der Autor liest es ganz allein von allen —
So wird es sicher „allgemein“ gefallen.

Wir können es uns nicht versagen, aus der lustigen Lehrstunde der neugegründeten „Fernschule“ (wo die meisten Zöglinge auf Grund des Anschlusses zu Hause bleiben können) eine Probe zu geben; es heißt da unter anderem folgendermaßen: Natürlich hat die Schulhygiene nicht geringe Fortschritte gemacht. Die Überbürdungsfrage ist erledigt. Die Sessel, auf denen die Schüler ruhen, sind in sinnvollster Weise mit selbsttätigen Meßapparaten versehen, die das Körpergewicht, den Pulsschlag, Druck und Menge der Ausatmung, den Verbrauch von Gehirnenergie anzeigen. Sobald dieselbe in dem statthaften Maße aufgezehrt ist, läßt der Psychograph die dadurch eingetretene Ermüdung erkennen, die Verbindung zwischen Lehrer und Schüler wird automatisch unterbrochen und der betreffende Schüler damit vom weiteren Unterricht dispensiert. Sobald ein Drittel der Klasse auf diese Weise „abgeschnappt“ ist, wird die Stunde geschlossen. Oder zur allgemeinen Veranschaulichung des Standes der Dinge: Nachdem durch die direkte Verwendung der Sonnenstrahlung zur Arbeitskraft die Techniker der herrschende Stand geworden waren und die Arbeitsmittel der Menschheit in ihrer Hand vereinigt hatten, gründeten sie einen Staat auf Aktien, indem sie alles in Südamerika zwischen den Wendekreisen verfügbare Land ankauften. Da sie ihre Macht direkt von der Sonne ableiteten, benannten sie diesen Staat den Sonnenstaat. Über die hohen Gebirge, wie über die Baumwipfel und Steppen der weiten Ebenen zogen sie ihre Strahlungssammler usw. Als wichtigste Staaten Amerikas werden angegeben: das Kaiserreich Kalifornien, das Königreich Neuyork, die Anarchistenrepublik Kuba, der Kirchenstaat Mexiko und das südamerikanische Sonnenreich. Und dann werden wieder tiefernste Töne angeschlagen, der Dichter leuchtet in die Abgründe des menschlichen Seelenlebens, die wir gewöhnlich nur mit einem scheuen Blick streifen, und doch tagt auch hier ein verheißungsvolles Morgenrot. Diese Vereinigung streng wissenschaftlichen Denkens, geschult an exakter naturwissenschaftlicher Beobachtung und mathematischer Präzision, mit sinniger poetischer Betrachtung der Dinge und Menschen kann nur gelingen, wenn beide in ihrer Selbständigkeit und Bedeutung klar erkannt und gewürdigt werden. Dazu bedarf es dann freilich noch einer wichtigen Voraussetzung, das ist die künstlerisch schaffende, plastische Phantasie, die nicht, wie der kluge Merck von Goethe sagte, das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen sucht, sondern dem Wirklichen eine poetische Gestalt verleiht, und über diese verfügt mit Meisterschaft Laßwitz. Deshalb ist das Studium der Werke dieses Mannes so genußreich; wer über die quälenden Welträtsel ernsten, gediegenen Aufschluß zu erhalten wünscht, wer sich (freilich unter anstrengendem Nachdenken) über seine sittliche Bestimmung Klarheit verschaffen will, über religiöse und ästhetische Probleme, der findet hier einen verläßlichen Führer, dem sich gut zuhören läßt, weil wir es mit keinem herrischen Systematiker und rechthaberischen Dogmatiker zu tun haben. Und wer sich lieber ausruhen, erholen möchte von der Arbeit, der kann sich in das anmutige Reich des Fabeldichters flüchten, dessen Reize selbst der nüchterne Antonio so anziehend zu schildern weiß:

Wie die Natur die innigreiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blütenbäumen auszuruh'n,
Bedeckt vom Schnee der leicht getrag'nen Blüten,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.

Digitized by Google

Der letzte Freund

Novellette

von

Alice Stein

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist schon zu dunkel zum Arbeiten!" Mit einem leisen Seufzer legt sie die feuchten Tücher um die noch unvollendete Büste.

„Also Schluß für heute?" fragt er.

Frau Gena nickt.

Aber Professor Riese bleibt ruhig in dem alten, geschnitzten Lehnstuhl sitzen und betrachtet ihre Bewegungen.

Wie sie da herumhantiert in dem langen, losen Kittel, schlank und biegsam, deutlich sich von dem dunklen Hintergrund abhebend, erscheint sie ihm so jung, so mädchenhaft.

Die liebe, schlichte Natürlichkeit ihres Wesens und ihrer Sprache reizen ihn — mehr noch der Hauch des Unberührten, der über ihrer Erscheinung liegt.

Und dabei ist sie eine geschiedene Frau.

„Sie sind sehr schweigsam heut', Herr Professor, weshalb? — Es ist recht schade, daß die Tage noch so kurz sind — ich würde sonst viel mehr tun können!"

„Ja, ja," sagt er, gar nicht bei der Sache, und sieht auf ihre weißen wohlgeformten Hände, die sie jetzt abtrocknet.

Er erinnert sich, daß es ihm gleich das erstemal gefiel, wie sie mit kräftigem Druck ihm diese Hand reichte. Eine Ehrlichkeit steckte darin, eine Ruhe — ach, alles gefiel ihm ja an ihr.

„Der Winter macht meine Hand so schwer — ich komme mir viel schwächer und älter vor, als ich bin, wenn ich nicht ordentlich arbeiten kann. Ich habe schon richtige Sehnsucht nach der Sonne!"

„Nun wird es ja bald Frühling, Frau Gena!" Er vermied es, den verhaßten Namen ihres Gatten auszusprechen.

„Ist es nicht seltsam, daß ich so viel mehr Licht und Sommer brauche als Sie, Professor?"

Er hört ihr gar nicht zu. Sie bemerkt es und schweigt.

Draußen auf dem Hof streiten sich Knaben. Eine helle Mädchenstimme tönt dazwischen, schlichtend und begütigend. Der Zank verstummt. Frau Gena tritt an das offene Fenster und sieht hinunter.

„Grete Trechting!" sagt sie leise, und der klare Ausdruck ihrer großen grauen Augen wird unruhig, fast schmerzlich.

„Was ist?" fragt der Professor, während er langsam aufsteht und zu ihr tritt. „Nach wem blicken Sie so aufmerksam?"

Sie deutet hinab. „Ist das Mädchen nicht schön?"

„Ich kann es von hier aus nicht erkennen," erwidert er und sieht nur auf die Fragerin.

Gena beginnt zu erzählen, von dem Bedürfnis getrieben, über dieses Mädchen zu sprechen: „Der Vater ist Buchbinder; da vorn im Seitengebäude hat er seine Werkstatt. Der Mann besitzt eine Phantasie — also ein Künstler geradezu! Die Grete ist seine älteste Tochter; sie hat noch eine kleine Schwester, die lahmt, und dann die zwei Brüder, kräftige, fröhliche Jungen. Sie haben die beiden ja vorhin lärmen hören."

„Frau Gena, ja, aber was —?" unterbricht der Professor.

„Wollen Sie nichts von ihr wissen?" fragt sie zurück und fährt gleich weiter fort: „Grete Trechtings Mutter starb, kaum daß sie hier eingezogen waren. Das sind jetzt etwa drei Jahre her, da mietete ich gerade das Atelier.

Und seitdem habe ich das Mädel beobachtet. Sie bemuttert die Geschwister — nun, daran ist nichts Besonderes. Aber zu sehen, wie sie trotz aller Sorgen und Pflichten, die auf ihr lasten, noch solch ein Kind geblieben ist — und dennoch — jetzt mit sechzehn Jahren —"

Frau Gena vollendet nicht und versinkt in Gedanken.

Er aber hat ganz andere Dinge auf dem Herzen. „Lassen wir doch dieses Mädchen, ich bitte Sie! Sagen Sie mir lieber — ich fürchte, meine Büste ist bald fertig? Ich werde nicht mehr so oft kommen dürfen — und kam doch so gern! Nicht wahr, das wissen Sie, Frau Gena?"

Sie erwidert ruhig seinen Blick. Und während er weiterspricht, läßt sie ihre Augen betrachtend auf seinem feinen Gelehrtenkopf ruhen.

„Diese Stunden hier bei Ihnen sind mir das Schönste am ganzen Tage. Und sie würden mir noch mehr bedeuten, wenn ich wüßte, daß auch Sie —" Sie bleibt unbeweglich und er fährt zögernd fort: „Daß auch Sie ein klein wenig Freude —"

„Aber lieber Professor," unterbricht sie ihn lächelnd, „das wissen Sie doch! Diese Arbeit ist mir wirklich —"

„Ich sprach nicht davon, Frau Gena! Ich will gar nicht mehr daran denken, daß Sie meine Büste machen; denn ich hasse diese Büste, die Sie mir so entzieht —"

Die Bildhauerin sieht ihn erstaunt an.

„Ja, ich bin eifersüchtig auf Ihre Kunst! Daß Ihnen zufällig mein Gesicht gefällt —"

Frau Gena schüttelt den Kopf. „Wie können Sie so sprechen? Das alles glauben Sie ja selber nicht! Sehen Sie, ich bin ganz sicher, daß wir auch gute Freunde bleiben werden, wenn das da" — sie deutete auf die Arbeit — „längst fertig ist und uns beide nicht mehr braucht."

„Sie meinen also, daß wir beide uns auch dann noch brauchen werden?" fragt er mit mühsam verhehltem Jubel.

„Es wäre doch schlimm," entgegnet sie zurückhaltend, „wenn unsere Freundschaft gleich enden sollte, sowie wir uns nicht mehr sehen" — da er erschreckt eine Bewegung macht —, „nicht mehr so oft sehen! Übrigens ist es ja noch gar nicht so weit, lieber Professor! Wer wollte sich mit Grillen plagen, solang' uns Lenz und Leben blüh'n!"

Sie geht mit leichten Schritten zu dem Lehnstuhl und setzt sich, die gefalteten Hände auf die Knie gelegt.

Riese sieht sie an. „Wie schön ist Ihr heiterer Mut, nach allem, was Sie durchgemacht haben!" meint er.

Sie hebt rasch den Kopf, und ein seltsamer Blick trifft ihn. „Sie denken an meine Ehe? Und halten meinen Mann natürlich für den Schuldigen?" fragt sie.

Er antwortet nicht.

„Ich weiß es," fährt Gena fort. „Wir haben nie darüber gesprochen, aber ich fühlte, daß Sie so dachten. Kam Ihnen nie die Idee, daß doch auch ich es sein konnte —"

„Ich glaube es nicht!" unterbricht er sie schnell. „Keiner, der Sie kennt, wird Sie für fähig halten, jemals etwas Unrechtes zu tun!"

„Mein Gott, muß denn immer etwas getan worden sein? Da sind doch tausend Möglichkeiten. Vielleicht hat man das Nötige nicht getan."

Sie hatte sich erhoben und war an das Fenster getreten. Unten war es still und leer.

„Nein," sagte Gena vor sich hin, „sie ist nicht mehr da. Ob sie oben bei ihm stecken mag?"

Nach einer Weile begann Riese leise, noch zögernd: „Ich hätte Sie wohl gern schon manchmal nach Ihrem Leben gefragt, Frau Gena —"

„Nun? Was hielt Sie ab?"

„Es erschien mir stets so — taktlos —"

„Warum wollen Sie nicht gestehen, daß Sie auch ein wenig Furcht hatten —"

„Wieso Furcht?"

„Nun, ich glaube, lieber Professor, Sie möchten mich gern sehr edel und schuldlos haben, ist es nicht so?"

„Allerdings, aber —?"

„Und diesen schönen Glauben hätte ich Ihnen vielleicht nehmen müssen, meinten Sie —"

„Halt! Nicht weiter, Frau Gena! Sie sollen sich vor mir nicht verringern — Sie können es gar nicht. Ich verstehe wohl, aus welchem Gefühl heraus Sie es versuchen, aber es gelingt Ihnen nicht. Meine Ver-

Digitized by Google

ehrung für Sie ist so groß, so wahr und echt, mir so Bedürfnis — meine Freundschaft —"

„Riese!" sagte sie halb abwehrend, halb ungeduldig, während ihre Hände unruhig am Stuhl herumgriffen.

„Lassen Sie mich Ihnen doch sagen, wie sehr ich Ihnen ergeben bin, wie gern ich für Sie —"

„Nein, nein!" rief sie und stand wieder auf.

Er sah sie betroffen an.

Im selben Moment klopfte es.

Frau Gena eilte hastig an die Tür und öffnete. „Ach — Dahlström!"

Es klang wie ein Jubelruf, erleichtert, befreit.

Der Professor hatte sich, verstimmt über die Störung, umgedreht. Gleichgültig betrachtete er den Fremden.

Aber Genas Ton ließ ihn genauer hinsehen.

Draußen auf dem Flur brannten die Gasflammen, im Atelier war es dunkel. Deutlich zeichnete sich die große Gestalt des Mannes im Türrahmen ab.

„Machen Sie doch Licht!" sagte der Eintretende. Und darauf mit derselben nachlässigen Stimme: „Guten Abend!"

„Professor Riese — Felix Dahlström, mein Kollege!"

Die beiden gaben sich die Hände.

„Also das sind Sie!" meinte der Bildhauer darauf. „Ich kenne Sie schon lange durch die Büste!"

Er nahm langsam die feuchten Tücher herunter und blickte dann vergleichend auf Riese zurück.

Gena lief zum Fenster und zog den Vorhang zu; sie hatte bemerkt, daß das Zwielicht Dahlström störte. Nun trat sie neben ihn und sah gespannt, fast mit leiser Furcht in sein Gesicht.

Der Professor beobachtete schweigend und schüttelte verständnislos den Kopf. Wie war es denn nur möglich? War Gena nicht ganz verändert? Dieser Mann schien ihr viel zu sein, ja fast alles für sie zu bedeuten. Und er hatte immer geglaubt, sie würde nur das Schöne lieben können. Unberechenbar wie alle Frauen! Dieser lange Mensch mit der nachlässigen Haltung, die Hände in den Hosentaschen, die Zigarre im Mundwinkel, und dieser fast finstere Ausdruck in den kleinen Augen!

„Ich habe Ihnen gleich gesagt, Frau Schäffer, es fehlt etwas am Mund — am Kinn, zu weich — zu weich — auch der Bart ist nicht gut; dadurch kommt dieser fremde, süßliche Zug hinein, den Sie" — er wandte sich zu Riese — „nicht haben!"

Blaß und mit großen betrübten Augen stand Gena da und erwiderte nichts.

„Ich glaube, da ist doch wohl —" begann der Professor sie zu trösten, aber er fand im Moment nicht den rechten Ausdruck.

„Also sehen Sie hin, genau — hm? Nun bitte, reden Sie doch!" sagte Dahlström.

Sie blickte gehorsam und ernsthaft auf Riese und nickte. „Es ist wahr, Sie haben recht, aber — aber, wenn er — wenn Sie sprechen, Professor, dann sehen Sie anders aus!"

Der Bildhauer lächelte unmerklich und rauchte. Fortwährend so prüfend angesehen zu werden, störte Riese plötzlich. Er drehte sich ärgerlich um. Dieser greuliche Kerl verdarb ihm nicht nur alle Freude an der Büste — nein, er störte auch Frau Genas schöne Ruhe, machte sie so unselbständig, so fremd —

„Nun, da muß ich wohl reden, Herr Dahlström, damit Sie sehen, daß ich dennoch diesen Zug habe!"

„So so — aha!" sagte Dahlström gleichmütig und setzte sich behaglich in den hohen Lehnstuhl.

Jetzt haßte der Professor ihn geradezu. Frau Gena kam ihm auf einmal wie ein verliebtes, unbedeutendes kleines Mädchen vor, das sich vom ersten besten Bescheid sagen ließ.

Aber nicht doch, er wurde ungerecht. Er wollte lieber gehen, morgen würde gewiß alles anders sein. Nein, er wird nicht gehen, nicht gerade jetzt die beiden allein lassen —

Mit ihrem klaren, lieben Lächeln wandte sich Frau Gena da plötzlich zu ihm: „Sie haben heute wirklich Ihren schweigsamen Tag, Professor, wahrhaftig! — Dahlström spricht nie viel, und ich — ich bin ein klein wenig geduckt — oder sagen wir lieber — bescheidener geworden; na und da sagt man

Digitized by Google

natürlich auch nicht viel. Aber morgen —" Und sie nickte ihm freundlich zu.

Riese griff nach seinem Hut und gab ihr die Hand. Er war ganz beruhigt. Dieser Dahlström war doch schließlich halb und halb ihr Lehrer und sie immer noch eifrige und verehrende Schülerin. Ja, man muß den Frauen nur imponieren können! „Auf froheres Wiedersehen also, Frau Gena!"

* *
*

„Den hab' ich vertrieben," sagte Dahlström, nachdem der Professor gegangen war. „Sind Sie böse darüber?" Und da sie nicht gleich antwortete: „Ich glaube, es schadet nichts, er ist ein bißchen langweilig."

„Ach —" erwiderte Gena mit schwacher Abwehr. „Er ist ein vorzüglicher Mensch."

„Das sind nicht immer die interessantesten. Und ich weiß nicht, welche Sorte Ihnen lieber ist, wenn Sie vor die Wahl gestellt werden."

„Ich wurde doch schon einmal vor die Wahl gestellt," sagte Gena unwillkürlich. Aber als wollte sie ihre Unüberlegtheit wieder gut oder vergessen machen, kam sie schnell auf die Büste zu sprechen.

Dahlström war nicht der Mann, neugierig zu fragen oder auch nur auf ihre Andeutung zurückzukommen. Obgleich er wußte, daß die Freundin ihm Rede stehen würde, war er zu bequem oder zu zurückhaltend, irgendwie auf Dinge einzugehen, die sie schon manchmal ihm gegenüber im Gespräch berührt hatte, und zwar, wie es schien, meist gegen ihren Willen. Denn so oft ihr eine Bemerkung über ihre Ehe entschlüpfte, wurde sie unruhig und hilflos, was er an ihrem sonst gefestigten Wesen unangenehm empfand.

Gena seufzte leise und stand sinnend vor ihrer Arbeit, ohne wirklich zu sehen, was sie betrachtete.

„Nun?" fragte Dahlström, der ruhig dasaß und wartete, was sie sagen würde.

Aber sie blieb schweigend, mechanisch ein kleines Tonkügelchen hin und her drehend.

Er beugte sich etwas vor, um ihr Gesicht zu sehen, auf dem die Trauer einer Enttäuschung zu lesen war.

„Kommen Sie, sich meine ‚Psyche' ansehen, Frau Schäffer. Sie ist zwar noch nicht ganz fertig, aber mit einer Kollegin muß man eine Ausnahme machen, besonders mit einer, die klug zu tadeln weiß und selber noch gar keinen Tadel vertragen kann."

Gena wandte sich lebhaft zu ihm. „Ja, die wollte ich schon lange sehen! Sie wissen auch recht gut, wie lange ich darauf warte. Wir wollen gleich, gleich gehen!"

Eilig legte sie die Tücher wieder auf die Büste und gab dem Bildhauer seinen Hut, den er beim Eintreten wie stets irgendwohin geworfen hatte.

Auf der Treppe, kurz vor Dahlströms Atelier, blieb sie noch einmal stehen und sah ihn ernsthaft an.

„Und wegen des Tadels, den ich nicht vertrage — Dahlström, also — so ist das nicht! Aber natürlich bin ich betrübt, wenn Sie mir mit einem Wort allen Stolz fortnehmen. Das können Sie nämlich und tun es auch, was ich ja ganz richtig finde — nur ein bißchen schmerzhaft für mich."

Er schüttelte lächelnd den Kopf und schloß die Tür auf. Sie trat hastig ein und sah sich suchend um. Er folgte ihr mit langen Schritten und sagte, indem er sie bei der der Hand nahm: „Wenn wir uns nur diesen abscheulichen Ehrgeiz abgewöhnen könnten und wollten! Was tut's denn, daß der Herr Professor noch kein Meisterstück ist, hm? Erstens kann er's noch werden, wenn Sie nur die Lust an ihm nicht verlieren, was freilich wieder an und für sich ein Kunststück wäre, und zweitens" — hier ließ er ihre Hand los und hob warnend den Zeigefinger — „ist man auch noch zu jung! Und Talent allein ist ein gar zu unzuverlässiges Ding, nicht wahr, Frau Ungeduld? Erst arbeiten lernen, kämpfen, sich hineinkneten —" Er rauchte heftig und ging auf und ab. „Das fehlt nämlich noch, verstehen Sie mich?"

Sie nickte und sah vor sich hin. „Ich möchte so gern mal gelobt sein!" sprach sie dann mit ehrlichem Ausdruck, „und von Ihnen — weil Sie so viel können."

„Wieder Ehrgeiz!" sagte er und machte sich an einer Figur zu schaffen.

„Ihre Schuld!" sagte Gena. „Sie sind es doch, der mir die Freude am Kleineren

Digitized by Google

nimmt! Sie zerstören meinen harmlosen Stolz auf die Professorbüste —"

„Und seine Eroberung!" unterbrach Dahlström.

„Ohne mir einen Ersatz zu schaffen!" vollendete sie.

Der Bildhauer rückte, ohne zu antworten, die Gestalt in das rechte Licht und nahm die Hülle ab.

„Die Psyche?" fragte Gena und wandte sich hastig um.

Bevor er noch antworten konnte, packte sie ihn mit einem Schrei beim Arme und starrte auf die Figur.

Verwundert sah er ihre Erregung und nahm die Zigarre aus dem Munde. Das blasse Gesicht Genas war ihm unbehaglich.

„Grete Trechting!" sagte sie leise und deutlich, noch immer die Augen nicht von dem Kunstwerk lösend.

„Erkennt man sie?" fragte Dahlström erstaunt und trat dicht an die Mädchengestalt, die in wundervoll jugendlicher Nacktheit, einem einfachen und deshalb sieghaften Frühlingsbilde gleichend, ruhig prangend dastand.

„Ich erkenne sie," sagte Gena, während auf ihrer hohen Stirn eine feine Falte sich eingrub. „Ich wußte es, ich wußte es im voraus!"

„Wieso?" fragte der Bildhauer, ohne eine Antwort zu erwarten. „Wieso denn? Der Kopf ist ja gar nicht ähnlich." Und er betrachtete ihn aufmerksam.

Gena sah es und setzte sich ermüdet. Beide schwiegen lange, in Anschauung verloren. Nach einer Weile erhob sich Gena unelastisch und zögernd. „Sehr schön," sagte sie, wie zu sich selbst, „sehr, sehr schön!" Darauf gab sie ihm still die Hand und ging.

Erst als die Tür leise hinter ihr zufiel, kam ihm zum Bewußtsein, daß sie gegangen war.

„Ach —" sagte er, „Frau —"

Er blieb in Gedanken vor seiner Schöpfung stehen und bemerkte nicht, daß die Zigarre ausgegangen war.

* *
*

Noch nie hatte Gena den Frühling mit solcher Sehnsucht erwartet wie diesmal. Aber das glaubte sie jedes Jahr. Und jedes Jahr empfand sie gleiche Freude am ersten lauen Tag, der mit wohligen Winden und kaum spürbar leisen Düften des Winters Ende zu künden schien.

Die Fenster des Ateliers waren weit geöffnet, und Gena sang übermütig mit lauter Stimme in den sonnigen Morgen hinaus.

Es war Sonntag, und auf dem Hofe spielten die Kinder.

„Wie vergnügt du bist!" sagte Genas Schwester, Luise Dietrich, die wie alljährlich zu Ostern gekommen war.

„Sieh', wie blau der Himmel ist, das macht fröhlich!" Und sie sang weiter.

Luise Dietrich saß, wie es ihre Art war, mit gefalteten Händen da und dachte nach. Sie erschien auf den ersten Blick unschön, obgleich sie der jüngeren Schwester sehr ähnlich war. Aber bei ihr wirkten die Züge klein und unbedeutend neben den durchgeistigten der Künstlerin.

Luise empfand das und litt darunter. Sie führte dem Vater in einer kleinen Provinzstadt die Wirtschaft, und so war die Zeit, die sie bei der verheirateten, in anregenden Kreisen lebenden Schwester zugebracht hatte, stets eine erfrischende für sie gewesen.

Nun war Gena von ihrem Mann geschieden, hatte die behagliche, reiche Häuslichkeit aufgegeben und mußte sich mit den spärlichen Zinsen des mütterlichen Vermögens sehr einschränken.

Nie würde Luise begreifen lernen, wie man sich freiwillig aus so angenehmen Verhältnissen reißen konnte, ohne dafür Ersatz zu haben. Denn ihrer Kunst war Gena ja schon früher nachgegangen, ohne von ihrem Gatten daran gehindert — freilich, auch ohne von ihm ermutigt oder verstanden zu sein.

Gena bedauerte herzlich, der Schwester durch die Veränderung in ihrem Leben viel geraubt zu haben. Sie konnte ihr jetzt wenig bieten, da sie fast gar keinen Verkehr mehr pflegte. Die meisten Bekannten zogen sich zurück, noch weniger suchte Gena sie auf. Früher war man auf großen Gesellschaften zusammengekommen, hatte sich kostspielige Diners gegeben — das alles fiel nun naturgemäß fort. Und überdies — Gena selbst war von Jugend auf stets nur mit Männern befreundet gewesen. Sie wußte

diesen Umstand selber nicht zu erklären — genug, durch ihn war der große Konflikt in ihre Ehe getragen worden. Wilhelm Schäffer hatte seine Frau geliebt wie sie ihn. Mit dem redlichsten Willen, sich gegenseitig zu verstehen und zu fördern, hatten sich die beiden Menschen zusammengetan. Nach allzu kurzer Bekanntschaft verlobt, nach ebenso kurzer Brautzeit geheiratet. Und nach längerem vergeblichem Ringen getrennt, weil sie sich auf die Dauer nichts zu sagen hatten. Dem klugen Geschäftsmann mochte das begabte Mädchen imponiert haben, und er wollte sich gern die Kunst von ihr in sein Leben tragen lassen. Aber beide übersahen, daß ein Geben und Nehmen dasein mußte, und daß Wilhelm Schäffer Gena, der Künstlerin, nichts zu geben hatte.

Sie suchte und fand Verständnis bei einigen Künstlern, die in ihrem Hause verkehrten.

Die reiche Frau, der Kinder versagt blieben, und deren Mann vielbeschäftigt war, versuchte, ihre Zeit durch eigenes Schaffen auszufüllen. Aber den Gatten ergriff Eifersucht, daß Freunde ihr als künstlerische Berater und Beurteiler mehr sein konnten als er. Und so verhinderte er das häufige Zusammensein und hob auch ihren Unterricht bei Dahlström auf, der ein starkes Interesse an ihren Arbeiten genommen hatte. Entschädigen konnte er sie für diesen Verlust nicht.

Sie litt darunter. Er fühlte es und wurde ungerecht: sie liebe ihn einfach nicht mehr. Und sie liebte ihn wirklich nicht mehr. Seine schöne Erscheinung, sein einnehmendes liebenswürdiges Wesen verloren allmählich an Reiz. Geistig standen sie sich fremd gegenüber, und Gena war zu ehrlich, aus dieser Überzeugung noch länger ein Hehl zu machen. Sein wütender Stolz ließ Wilhelm Schäffer keinen Weg finden, der vielleicht zu einer Wiedervereinigung mit Gena hätte führen können. Im tiefsten gekränkt, ermöglichte er die Scheidung.

— — — — — — — — — — — —

„Was denkst du, Luise?"

„Daß du dich damals entschließen konntest, Gena, dich zu trennen. Andere geben den Mann auf für einen anderen. Aber du —" Sie schüttelte langsam den Kopf. „Ich hatte geglaubt," fuhr sie zögernd nach einer kurzen Pause fort, „diesmal irgendeine günstige Veränderung in deinen Verhältnissen zu finden."

„Was könnte das wohl sein?" fragte Gena zurück, die Schwester mit scharfen Blicken betrachtend.

„Nun, ich weiß nicht — ich meinte nur so — schließlich bist du doch noch jung, hättest inzwischen jemanden finden können, der besser zu dir paßte. Wenn du erst empfinden lernst, was du freiwillig aufgabst —"

Die andere unterbrach sie hart.

„Die Annehmlichkeiten der Ehe — ich weiß! Du hast mir's genugsam erläutert, als ich mit dem Entschluß noch kämpfte, ohne mich entscheiden zu können. Willst du mir niemals Ruhe lassen? Mein Gott — du hast recht, Einsamkeit hab' ich, Sorgen kommen, freilich, an all das hab' ich vorher nicht gedacht, sondern an ganz andere Dinge, die sich nur nicht erfüllt haben. Wozu davon reden? Ich wählte mir all dies, mit allen Licht- und Schattenseiten. Ich werde mir selber weiterhelfen, aber schweigend, schweigend."

Als Luise nach diesen heftig hervorgestoßenen Worten traurig und ein wenig gekränkt, wie sie es leicht ward, den Kopf senkte, eilte Gena auf sie zu und faßte ihre beiden Hände.

„Liebe, Liebe!" sagte sie mit veränderter Stimme, „siehst du denn nicht, daß ich gar nicht glücklich bin? Daß ich mich quäle, mit allem herumschlage! Ach, ich weiß ja, daß dieses Ringen meiner Kunst heilsam ist, weil es mich reifer macht! Aber dennoch — und Dahlström sagt —"

Bei diesem Namen brach sie plötzlich in Tränen aus und verbarg ihr Gesicht an des Mädchens Schulter.

Der Anblick schien Luises Wesen völlig zu verwandeln. In ihre Augen kam ein warmer Ausdruck, ihre Züge wurden belebt. Jetzt fühlte sie sich Gena näher denn seit langer Zeit. Sie spürte auch in der Schwester Herz eine unbefriedigte Sehnsucht, und das machte sie weich und liebevoll.

Wie früher so oft, zog sie die Jüngere zu sich auf den Schoß und tröstete sie mit beruhigendem Zureden.

Digitized by Google

Vom Hofe her rief es laut: „Guten Morgen!" Gena sprang hastig auf, wischte sich die Augen und lief ans Fenster.

„Riese und die Grete!" berichtete sie der Schwester und grüßte hinunter.

„Die Grete ist unten!" wiederholte sie für sich. Die Schwestern hatten für elf Uhr einen Ausflug mit dem Professor verabredet.

„Schnell, schnell, die Hüte! Wozu soll er erst heraufklettern!"

„Daß es schon so spät ist!" meinte Luise, unwillig über die Störung, und holte die Sachen herbei.

Aber Gena, froh, die „böse Sentimentalität" abschütteln zu müssen, wusch sich energisch das Gesicht und lachte schon wieder.

„Ich habe eine ganz kecke Idee, Luise, wir lotsen Dahlström heraus, er muß mit uns, er muß! Dann wird es auch viel schöner, ach, viel —" Und sie stürmte auf die Treppe. Mit Herzklopfen kam sie vor des Bildhauers Tür. „Nicht mal Sonntagsruhe laß ich Ihnen!" sagte sie laut, während drinnen umständlich aufgeschlossen wurde.

Er öffnete nur zögernd und bat sie nicht, einzutreten. Aber das konnte ebensowenig wie sein gleichgültiges Gesicht ihre plötzliche unmotivierte Freude stören.

Ein wundervolles Gefühl der Sicherheit hatte sie ergriffen, als sie Grete Trechting auf dem Hof erblickt. Denn wenn er erst bei einer neuen Arbeit war, dann hatten alle alten Schöpfungen Gefahr und Reiz für ihn verloren.

„Darf ich nicht hinein?" fragte Gena und sah in ihrer Erregung sehr jung aus.

Dahlström fixierte ruhig ihr neues Frühlingskleid und fand sie gut und schlank darin.

Sie wurde nicht im mindesten ungeduldig, sondern blieb lächelnd vor ihm stehen, nur ihre Augen verrieten durch ein leises Zucken die Nervosität, von der sie beherrscht ward.

„Weshalb kommen Sie denn so früh am Tage, nachdem Sie sich eine Ewigkeit versteckt gehalten haben? Was ist wieder los, hm?"

„Erst will ich wissen, ob ich schon hineinkann?"

Er betrachtete sie kopfschüttelnd, machte die Tür weit auf und sagte: „Meinetwegen!"

Die Psyche war nicht mehr da, aber auch sonst kein neu begonnenes Werk.

„Was suchen Sie, Frau Schäffer?"

„Ach — ich —" Sie begann rasch, wie auswendig gelernt, ihre Aufforderung herzusagen: „Weil so schöne Sonne ist, wollen wir in den Wald fahren, und ich möchte gern, daß Sie mitkommen! Aber wir müssen gleich fort, denn der Zug geht bald. Ich traute mich nicht, Sie früher zu bitten, weil Riese dabei ist und Sie den nicht mögen, aber jetzt — jetzt will ich einfach gar nicht mehr ohne Sie fort —"

„Nanu, nanu!"

„Bitte, Dahlström, kommen Sie doch mit uns!"

„Ich mache niemals Landpartien — das wissen Sie ja!"

„Aber einmal mit mir! Ein einziges Mal!"

Dahlström wehrte sich noch eine Weile: „Denn die Sonntage sind am besten zum Arbeiten!"

Aber schließlich sagte er zu, und Gena ging fröhlich; vor der Tür hielt sie noch einmal inne und sagte in ihrer freien natürlichen Art: „Ich finde es eigentlich ziemlich greulich, einen Menschen so zu quälen, aber der Frühling hat mir nämlich etwas Jugend wieder gebracht und damit auch etwas Ungezogenheit — seien Sie nicht böse, Dahlström!"

Er brummte einige abwehrende Worte und verschwand schon in seinem Zimmer, um sich schnell fertig zu machen.

Im Flur traf Gena mit Grete Trechting zusammen, die man hinaufgeschickt hatte, sie zu mahnen.

Gena beachtete das hübsche Mädchen kaum, das lächelnd mit den Enden ihrer blonden Zöpfe spielte.

„Es wird zu spät, meint der Herr Professor, wenn nun noch gewartet werden soll!" sagte sie.

Aber Gena schüttelte unbesorgt den Kopf und eilte auf Riese zu.

„Schon sendet nach der Säumigen —" sang der Professor ihr entgegen, während Luise mißbilligend auf die rücksichtslose Schwester blickte.

„Still!" rief die Gescholtene. „Erstens sollten Sie niemals Wagner singen, eher Mozart, der paßt besser zu Ihrem Profil, Riese. Und zweitens ist gewiß noch endlos

Digitized by Google

viel Zeit — heut' erreichen wir alles, was wir wollen!"

Dahlström, der gerade dazukam und die letzten Worte hörte, lächelte überlegen. —

Unterwegs war Gena ausgelassen und sieghafter Laune. Dennoch empfand sie im Unterbewußtsein eine seltsame Beängstigung. Sie beobachtete jede Bewegung des Freundes. Neu und wichtig kam ihr alles vor, wie man oft längstgekannte Dinge plötzlich wie eine Offenbarung auffaßt.

Willig überließ sie sich dieser seltsamen Stimmung. Es trieb sie etwas immer weiter. Sie mußte folgen und forschen. Die kleinste Bemerkung erschien ihr bedeutungsvoll und inhaltsreich, während sie zugleich fühlte, wie die Fahrt mit allen Geräuschen und Gesichtern stark und eindringlich auf sie wirkte, ohne daß sie gewußt hätte, weshalb. Auch kam sie seltsamerweise mitten in dieser Fülle von Lärm und Menschen zu scharfer Selbstbetrachtung und spürte eine große Verwunderung über sich selbst. Denn sie hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert. Urplötzlich offenbarte sich ihr die nie geglaubte Leidenschaft für den langjährigen Freund, und sie begriff die Wandlung ihres ruhigen Wesens zu jugendlicher Haltlosigkeit.

Sie verlor mit einem Schlage das Urteil über ihn und sich, über die Beziehungen, die zwischen ihnen herrschten. Ohne den geringsten äußeren Anstoß drängte sich ihr deutlich eine Ahnung auf, heute müsse sich ihr Schicksal entscheiden. Wie das geschehen sollte, blieb ihr noch völlig unklar und berührte sie auch gar nicht.

Aber sie wußte nun, daß sie sich nur Dahlströms wegen von ihrem Gatten getrennt und auf diesen Frühlingstag gewartet hatte, ihn das erkennen zu lassen.

Ihr prüfender Blick ruhte auf Dahlström, der jetzt gleichgültig zum Fenster hinaussah. Ja, wahrhaftig — sie liebte diesen rauhen, in seiner Kunst so warm empfindenden Menschen. Das hatte ihr Gatte schon immer behauptet.

Hier stockte sie, aufs äußerste erschreckt. Denn — noch niemals war ihr das eingefallen — nun mußte sie ihm ja recht geben. Sein Urteil war klarer als das ihre gewesen; was zu erkennen sie Jahre gebraucht, hatte der beleidigte, von ihr zurückgestoßene Mann schon längst, schon damals gewußt. Sie hatte also gelogen — nein, sie müßte sich dann selbst belogen haben. Ehrlich war ihr Herz immer gewesen. Aber konnte sie Dahlström nicht erst in der letzten Zeit so nahe gekommen sein? Das war schließlich das viel Natürlichere. Seit sie sich frei fühlte von jeder anderen Pflicht, seit sie fast täglich mit ihm zusammentraf.

Gena starrte grüblerisch vor sich hin. Sie vermochte sich nicht zu entsinnen, wann dies Gefühl in ihr erwacht war. Sie wurde nachdenklich und still.

Im Walde war es fast sommerlich. Viel zu früh waren alle Knospen aufgesprungen.

Luise Dietrich, die, wie ihre Schwester behauptete, stets eine „Schwäche für Bildung" hatte, ließ sich einen Vortrag von Riese halten, dessen professoral dozierender Ton Gena sonst immer sehr zu belustigen pflegte. Heute jedoch war sie innerlich zu ernsthaft mit anderem beschäftigt.

„Na, was ist denn?" fragte der Bildhauer, als sie nebeneinander gingen.

„Sie rauchen schrecklich viel," erwiderte sie abwesend und fuhr mit der Hand durch die Luft. Aber die blauen Rauchwölkchen hatten sich längst von den leichten Frühlingswinden entführen lassen.

Dahlström kannte der Freundin Gesicht zu genau, um irritiert zu werden. „Ihre Augen sind wie Kinderaugen — bei allem Verstand, der in ihnen steckt —, sie verraten gar zu schnell."

„Was verraten sie? Nichts, nichts! Es gibt nichts zu verraten!" sagte Gena ängstlich abwehrend.

„Doch, doch!" erwiderte er und lächelte. „Wir wollen also von Ihnen sprechen, ja? Sie haben nämlich etwas auf dem Herzen!" Und gleichsam ihren fragenden Blick beantwortend: „Ich kenne Sie nun doch schon lange, und gar so schwer sind Sie wohl auch nicht zu ergründen —"

Sie erblaßte.

„Ich meine nur," fuhr er fort, „Sie sind kein komplizierter Mensch, wie ich zum Beispiel einer sein mag, nicht wahr?"

„Es ist richtig," sagte Gena, „ich weiß wahrhaftig nicht sicher über Sie Bescheid."

„Nun, sehen Sie wohl! Übrigens weiß ich das manchmal selber nicht. Wenn ich so

Digitized by Google

an mein Leben denke — aber lassen Sie uns lieber von solchen reden, die noch nicht mit allem fertig sind —"

„Das sind Sie doch nicht, Dahlström?"

„Wenn auch noch nicht ganz, so doch weniger hoffnungs- und wunschreich als Sie, Frau Schäffer!"

„Könnte nicht in Ihr Leben noch viel Neues treten?" fragte Gena.

„Dann müßte dies Neue die Jugend sein!" erwiderte er bestimmt, als spräche er damit einen lange gehegten Gedanken aus.

„Nun, vielleicht ist das möglich —" sagte Gena zitternd und dachte an die Psyche.

„Ja, solch stetes Bad in Frohsinn," fuhr der Bildhauer nachdenklich fort, „Frühling, sorglose Jugend — da müßte man freilich wieder anfangen können. Den Tag über Arbeit bis zum Hinfallen und dann abends die vollkommenste heitere Freude finden! — Aber das ist schwer, das gibt es im günstigsten Fall nur ein-, zweimal. Solche Stunden sind schön —" Er schien sich zu erinnern. „Nichts Gelehrtes, Angelerntes, selbst das Verständnis der Kunst oder ihre Betrachtung würde die Stimmung schwerer machen, nur Spiel, Schönheit, Lust —" Er rauchte stärker.

Gena hatte bei Dahlströms Worten etwas wie Erstarrung empfunden. Dies alles hatte er in Gedanken an Grete Trechting gesagt, dieses harmlos fröhliche Ding, das ihm willig ihre Jugend geschenkt. Das freilich konnte sie ihm nicht geben. Sie kam für ihn gar nicht in Frage, er wollte keine geistig teilnehmende Gefährtin, brauchte sie nicht. Wie in einem schmerzenden Traum befangen ging sie weiter.

Eine stumpfe Gleichgültigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, und sie sprach und lachte mit den anderen. Denn Dahlström war mit heiteren Gedanken beschäftigt, und da er stets die anderen beherrschte, so war man beim Mittagsessen in sehr angeregter Stimmung, der sich Gena möglichst anzupassen strebte.

Als sie nach kurzer Rast im Walde weiterwanderten, fragte Gena, die, eigensinnig wie ein Kind, von dem gefährlichen Thema nicht lassen konnte: „Weiß eigentlich Trechting, daß seine Tochter Modell stand?"

„Natürlich," erwiderte Dahlström ruhig.

„Und er ließ es zu?"

„Was sollte er wohl dagegen haben? Sie kennen ihn, denke ich, als künstlerischen und vernünftigen Menschen. Was konnte er dagegen haben? Er ist doch kein Philister!"

„Sie geht aber sonst nicht als Modell?"

„So war das eben eine Ausnahme — ich brauchte sie für dieses Werk. Wollen Sie das denn nicht verstehen, Frau Gena?"

„Es geht mich ja gar nichts an," sagte Gena, halb durch seine Heftigkeit eingeschüchtert, halb trotzig.

„Was soll das nun wieder?" fragte Dahlström verstimmt. „Wenn wir darüber sprechen, geht es Sie plötzlich nichts an? Sie sind wahrhaftig seltsam!" Er sah sie prüfend an und schüttelte den Kopf. Schade, dachte er, daß auch diese Frau nur Frauenlogik hat!

Weit ausschreitend, bog er in einen herrlichen breiten Waldweg ein, der bergan führte.

Gena ging eine kleine Weile allein. Sie hatte die Augen fest geschlossen und fühlte eine dumpfe Beklemmung.

„Sie haben heute gar keine Zeit für mich!" sagte da Riese, der sie eingeholt hatte, mit leisem Vorwurf.

„Ach, Professorchen — Sie auch nicht für mich!"

„Ich mußte von unserer Jugend erzählen," sagte Luise, „quasi als Entschädigung."

Der Schwester schien ein harter Ton in diesen Worten zu liegen, halb Neid, halb Mahnung.

„Ihr berühmter Kollege entzieht Sie uns," fuhr Riese nun ohne Schärfe fort, und in seinem Gesicht stand ehrliches Bedauern zu lesen.

„Und du uns den berühmten Kollegen," vollendete Luise.

„Du sprichst sowieso nie mit ihm," sagte Gena.

„Sie haben auch nichts Gemeinsames," bemerkte der Professor und betrachtete Luises bescheidenes Gesicht. „Er ist hochmütig und weiß es selbst am besten. Hält sich die Leute vom Leibe. Das ist sein Stolz und seine Stärke. Dahlström ist ein Mensch für die Einsamkeit."

Gena blickte rasch zu dem Sprecher hin.

Digitized by Google

„Sie aber, Frau Gena, sind nicht für die Einsamkeit geschaffen," fügte er bedeutsam hinzu.

Gena erwiderte nichts, eilte den beiden voraus, überholte den Künstler und stand als erste auf der Spitze des Hügels.

„Ach, wie wunder-, wunderschön!" sagte sie leise in ihrer unendlichen Traurigkeit, die sie krampfhaft zu verbergen suchte.

Alle sahen den steilen Abhang hinunter. Zu ihren Füßen lag, vom See begrenzt, eine schmale Landstraße. Auf dem Wasser schimmerte fahler Sonnenglanz.

„Es wird einen furchtbaren Sturm geben," sagte Riese, nach dem Himmel blickend. Luise begann sofort die Plaidriemen aufzuschnüren.

„Daß wir nicht schon längst bemerkt haben, wie dunkel es geworden ist!" flüsterte Gena abwesend vor sich hin, die Augen auf die kleinen Wellen geheftet, die sich nun heftiger zu kräuseln begannen.

„Fräulein Dietrich und der Herr Professor müssen als die einzig Praktischen — verzeihen Sie, Frau Kollegin, daß ich Sie in diesen Dingen so ohne weiteres zu mir zähle! — Rat schaffen," meinte der Bildhauer und sah fragend auf Luise.

Diese hatte inzwischen umhergespäht und zeigte nun auf eine kleine Insel inmitten des Sees. „Ist dort nicht eine Halle? Wenn wir die nur erreichen könnten!"

„Gut —" sagte Dahlström. „Ich kann schwimmen!"

„Egoist!" murmelte der Professor.

„Auf jeden Fall schnell hinunter!" schlug Luise vor. „Es wird wohl auch einen Kahn geben!" Und sie kletterte gewandt bergab.

Schon fielen die ersten großen Tropfen. Auf der Chaussee tobte der Sturm, so daß man die Schirme nicht öffnen konnte. Das Unwetter steigerte sich heftig, die keimende Frühlingslandschaft war grausam verändert.

Riese war als erster an der Bootstelle und läutete an der Glocke. Aber der Kahn war eben abgefahren und bereits dichtbesetzt. Sie mußten warten.

Gena war völlig durchnäßt und zitterte in ihrem leichten Kostüm. Der Professor wollte ihr seinen Überrock umhängen, aber sie wehrte hastig ab.

„Wie unvernünftig ist das Sträuben!" schalt Luise.

„Der Eigensinn wird nicht gefragt," sagte Dahlström energisch, hängte Rieses Mantel über ihre Schultern und knöpfte ihn ihr am Halse zu.

Gena ließ es mit geschlossenen Augen geschehen. Jetzt legte der Ruderer den Kahn an, der vollständig überspült war von Regen. Auch wogte das sonst so kleine Wasser erregt. „Solch Seechen hat auch seinen Ehrgeiz," sagte Dahlström.

Als sie ausstiegen, sagte Gena, ohne zu wissen, wie zärtlich besorgt ihr Ton klang: „Wenn Sie sich nur nicht erkältet haben, bei dem Wetter ohne Überzieher, Dahlström!"

Ihm war wirklich sehr unbehaglich zumute, und ihre Sorge, die nichts nützen konnte, fiel ihm im Augenblick lästig.

„Der Professor muß es ja auch aushalten," erwiderte er kurz. „Allerdings tat der's um Ihretwillen."

Es war mehr der Ton seiner Antwort, der Gena so verletzte, als die Worte selbst. Wie eine Abwehr erschien er ihr und traf sie im Innersten. —

Inzwischen hatte der Hagel aufgehört, auch der Sturm ließ jetzt nach, und langsam kam die Sonne aus den Wolken.

Ohne daß einer den Grund dafür hätte angeben können, war die Stimmung der kleinen Gesellschaft etwas herabgedrückt. Nachdem die Damen ihren Kaffee getrunken hatten, schlug der Professor einen Rundgang vor. In zehn Minuten hatte man die ganze Insel umschritten und durchquert.

Gena blieb auf dem Steg stehen, wo die Dampfschiffe anlegen, und sagte zu Luise: „Mir ist sehr kalt. Ich möchte bald nach Hause." Und sie blickte still nach den fernen Wäldern, die den See umgrenzten.

Die Schwester ging zu Riese vor, der in solchen Dingen immer sehr gut Bescheid wußte, und fragte, wann wohl das nächste Schiff käme.

Bis dahin war noch eine knappe halbe Stunde, während der Luise und der Professor plaudernd auf und ab gingen.

Dahlström stand nun schon eine Weile neben der Bildhauerin, ohne daß einer von ihnen etwas zu sagen wußte.

Er stand wie stets, ein wenig vornüber geneigt, die Hände in den Taschen, die er-

Digitized by Google

kaltete Zigarre im Munde, und blickte auf die Wasserfläche.

Es war Gena, als türmten sich Mauern zwischen ihr und dem Freunde auf, ohne daß sie diese Trennung verhindern konnte. Das furchtbare Gefühl verschmähter Liebe lastete auf ihr. Aber noch immer konnte sie es nicht fassen, daß sich ihr Schicksal so heimtückisch leise vollzogen haben sollte. War es denkbar, daß äußerlich alles so ruhig blieb, so unverändert, als wäre nichts geschehen, als hätte sie nicht in den letzten Stunden eine Lebenshoffnung vernichten sehen?

Wenn sie seine Worte falsch gedeutet, ihn mißverstanden hätte? Er war so verschlossen. Gott, wenn sie dennoch glücklich sein sollte!

Sie fuhr erschrocken auf, als Dahlström sie anredete: „Wir wollen in diesen Laubengang, kommen Sie, er ist auch trockener als die Landungsbrücke."

Und er berührte sie leise an der Schulter. Sie folgte ihm in die von grünenden Zweigen überdachte Allee. Von den Blättern fielen schimmernde Tropfen.

„Wie es wohl meinem Manne gehen mag?" sagte Gena halb zu sich aus ihren Gedanken heraus. Ihr war eingefallen, wie sie einmal in einem ähnlichen Laubgang über ihre Beziehungen zu dem Bildhauer mit ihm gesprochen. Damals hatte sie wirklich nur reine Freundschaft für ihn empfunden.

Dahlström griff das Thema hastig auf.

„Ich wollte es Ihnen schon vorher sagen — ich höre von ihm —"

„Er schreibt Ihnen doch nicht?"

„Ja, gewiß, weshalb nicht? Schon seit längerer Zeit stehen wir wieder in Zusammenhang. Ich habe ihm öfters Nachricht gegeben, auch von Ihnen, Ihrem Leben und Treiben —"

Gena preßte die Hände zusammen.

„So — Sie haben sich also versöhnt! Nun — das ist ja — — also was hören Sie von ihm?"

„Ja, er will sich — er wird wohl demnächst —"

„Ach — er heiratet!"

Sie hielt einen Augenblick die Hand über die Augen. Als sie ihm dann ihr Gesicht zuwandte, prägte sich nur Ruhe darin aus.

„Und er wollte von Ihnen über mich Bescheid haben? Von Ihnen? Und Sie taten das, Dahlström!"

„Finden Sie das unrecht?" fragte er erstaunt.

„O, ich — ich verstehe nur noch nicht. Sie waren mit mir befreundet und mit ihm —"

„Das war und bin ich doch aber schon lange! Leider konnte ich ihm nicht von Ihnen berichten, daß auch Sie überwunden haben und ein neues Glück —"

Sie unterbrach ihn hastig. Ihre sonst so klare Stimme klang heiser, als sie, sich abwendend, sagte: „Da kommt das Schiff!"

Sie ließ ihn stehen, und während alles um sie ineinander wogte, betrat sie mit schwankenden Schritten den Steg.

Auf ihrem Gesicht entstand eine kleine Falte, dicht am Mund, die gab ihr einen wehen, gealterten Ausdruck.

Dahlström zuckte die Achseln. Aber sie tat ihm leid. Und als sie zusammen auf das Schiff gingen, sagte er leise zu ihr: „Ich wußte ja nicht, daß er Ihnen noch so nahe war!"

In diesem Moment war sie ihm ganz entrückt. War er es nicht, um den sie ihre Ehe gelöst hatte, ohne sich freilich des Grundes bewußt zu sein — und nun — er war ihr nur so weit Freund, wie er es ihrem Gatten war.

Als sie auf dem Deck des Dampfers saßen und zurückblickten nach der kleinen Insel, war die Sonne schon untergegangen. Gena ging allein in die Kajüte; die Begleitung ihrer Schwester lehnte sie ab. Da starrte sie durch die kleinen Luken aufs Wasser und suchte, sich das zitternde Sehnen ihrer mit dem Gefühl ringenden Seele zurückzurufen — aber sie empfand nichts mehr bei diesen Erinnerungen. Das letzte kurze Gespräch hatte gleichsam alles in ihr ertötet und ausgelöscht.

Auch ihres Mannes gedachte sie. Vielleicht hatte der immer noch erwartet, daß zwischen ihr und Dahlström etwas Entscheidendes geschehen könne — o, wie sie das jetzt beschmutzte! Und bis vor kurzem hatte sie es noch selbst erwartet, erhofft.

Unterwegs traf Dahlström noch einen Kollegen, der ihn nicht losließ, und so gingen die Schwestern mit Riese allein.

Digitized by Google

Der Professor war guter Laune bis zuletzt. Er hatte bemerkt, wie dankbar das gute Fräulein Dietrich für seine Art, mit ihr sich abzugeben, gewesen. Und das freute ihn.

Künstlerinnen sind eben nicht so zuverlässig in ihren Stimmungen, dachte er.

Als die Mädchen allein über den langen finsteren Hof schritten, fiel Gena ein, wie sie einmal Grete Trechting hier hatte tanzen sehen und sich spiegeln in den schwarzen, regennassen Granitkreuzen und Grabsteinen.

Das Bild verfolgte sie noch eine kurze Weile. Aber sie scheuchte es mit wehem Lächeln hinweg. Er hatte ihr ja nie gehört — gleichviel also, wer ihn besaß.

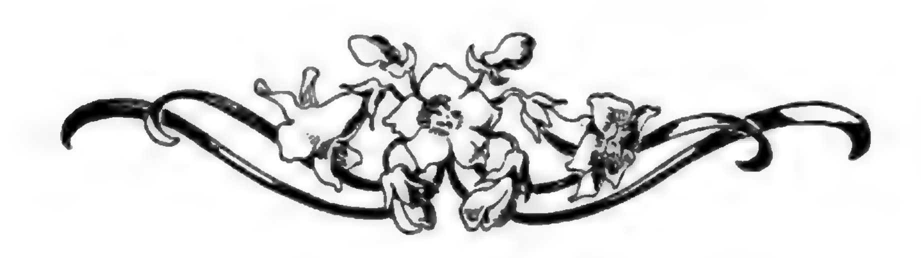
Als sie endlich in ihrem Zimmer war, löste sich erst die Starrheit, die auf ihr gelegen.

Die Schwester war ermüdet und legte sich gleich schlafen.

Gena öffnete die Tür zum Atelier. Da stand sie allein, hilflos und elend. Der Mond schien in den großen stillen Raum. Sein Licht fiel auf die verhüllten Arbeiten, auf die kahlen Wände.

Die Einsamkeit tat weh.

Aber in diesem großen Schmerz, der ihr jetzt langsam brennende Tränen erpreßte, lag vielleicht schon der Keim zur Genesung. Ganz unwillkürlich formten ihre Finger ein halbfeuchtes Tonklümpchen, dessen Kühle sie wohlig berührte. In ihrem Inneren entstanden reiche Bilder, unklare Empfindungen rangen nach Ausdruck. Und da kehrten ihre Gedanken und Hoffnungen zurück zu dem, was sie schon einmal nach herber Enttäuschung aufgerichtet und lebenswillig gemacht — zu ihrer großen, herrlichen, befreienden Kunst.



In einer Sommernacht

Waldher ruft eine Nachtigall,
Ein Stern steht bei dem andern,
Ich blicke ziellos hinaus in die Nacht,
Und meine Gedanken wandern ...

Die Nacht war lau, die Nacht war hell,
Der Mond war aufgegangen,
Im blütenduftenden Fliederstrauch
Die Nachtigallen sangen.

Mit dunklen Augen sahst du mich an,
Deine feinen schmalen Hände
Umspannten das Haupt mir, dein heißer Mund
Küßte mich ohne Ende.

Mit dunklen Augen sahst du mich an,
Du warst betrübt zum Sterben,
Und stöhnend kam durch die Sommernacht
Dein Bitten, Betteln und Werben.

Dann schriest du plötzlich qualvoll auf,
Schlaff sanken die Arme dir nieder,
Mit müden Schritten gingst du davon —
Wir sah'n uns niemals wieder ...

Der Mond steht überm Abendfeld,
Im Nachtwind wogen die Saaten ...
Wo weilst du, die mich so sehr geliebt,
Und die ich doch treulos verraten?

Wilhelm Lobsien

Digitized by Google

Gefäß mit Deckel; Schale; Oberseite einer Vase und Pinselhalter in rotem Seidengehänge; Zellenschmelz auf Kupfer in chinesischer Ornamentik, erworben 1890 in Kyoto. (Sammlung Münsterberg, Berlin.)

Zu Münsterberg, Japanische Metallarbeiten.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

a Prähistorische Glocke. Vor dem sechsten Jahrhundert. (Höhe 1,35 m, Durchmesser etwa 0,5 m, Dicke der Wandung 4,55 mm.) (Aus Hayaishi, Histoire de l'art du Japon; auch bei Gowland.) b Glocke mit Ornament am Klöppel hängend, im Kloster Todaiji, Nara, mit Inschrift, 756. (Höhe 3,9 m, Durchmesser 2,7 m, Dicke 2 bis 2,5 cm; nach Gowland etwa 40 Tonnen Gewicht.) (Aus Kokkwa Yohō.) c Glocke mit runder Anschlagfläche am Außenmantel für den außerhalb der Glocke wagerecht schwingenden Holzklöppel. Im Kloster Shiwa, Kyoto, 1633. (Nach Photographie von Gowland.)

Japanische Metallarbeiten

Von

Oskar Münsterberg

(Nachdruck ist untersagt.)

Bronze

Die Ureinwohner Japans, die Ainos, stellten sich ihre Jagd- und Kampfeswaffen mit Spitzen aus Stein oder Knochen her, während jede Metallverwendung unbekannt war. Erst nach der Einwanderung fremder Völkerschaften wurden auch Bronzewaffen in Japan verwendet. Die Einwohner hatten die Kunst des Bronzegießens, welche in den alten Kulturstätten Westasiens schon Jahrhunderte früher bekannt war, aus ihrer Heimat, dem Indischen Archipel, mitgebracht. Die ältesten Gegenstände, welche in Bronze gegossen wurden, waren zweischneidige Schwerter in Form der kurzen Schwerter der Griechen. Einzelne Funde zeigen Griff und Klinge in einem Stück gegossen, während andere nur eine Zunge haben, an der der Griff aus anderem Material befestigt wurde. Der Guß geschah wahrscheinlich in zweiteiligen Steinformen, wie es noch in neuester Zeit in Korea beim Guß von Silberstücken beobachtet wurde. Von diesen Schwertern sind ganz wenige erhalten.

Kohlenbecken aus Kupfer mit Drachen und Löwenkopf mit Ring im Maul, in Reliefarbeit. Sechstes Jahrhundert. (Aus Kokkwa, Heft 114.)

In den ersten Jahrhunderten der prähistorischen Zeit finden sich nur Bronzeschwerter und Bronzepfeilspitzen, bis in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt das zweischneidige Bronzeschwert von dem einschneidigen Eisenschwert völlig verdrängt wurde.

Ob es sich hierbei um eine neue Einwanderung von Völkerschaften oder nur, wie später bei der Einführung der chinesischen Kultur, um das Vordringen neuer Gedanken und Techniken handelte, wissen wir nicht. Jedenfalls sind Bronzeschwerter in den Gräbern niemals mit Eisenschwertern, wohl aber diese mit Bronzepfeilspitzen zusammen gefunden

Digitized by Google

Wasserkanne mit Eingravierungen, geflügeltes Pferd im westasiatischen Stil darstellend, aus Metallegierung von Kupfer, Blei und Zinn (Sawari), die Gravierungen mit Gold eingelegt; Drachenkopfdeckel mit Augen aus blauen Steinen; (etwa 52 cm hoch), früher im Kloster Horiuji, jetzt im kaiserlichen Hausschatz. Angeblich gebraucht vom Prinzen Shotoku (um 600), vielleicht chinesisch. (Aus Kokkwa, Heft 143; auch bei Hayashi, Histoire de l'art du Japon.)

worden. Bis zum siebenten Jahrhundert n. Chr. findet sich zu Verzierungszwecken Kupfer gegenüber Bronze bevorzugt. Besonders wird Eisen mit dünnen, oft vergoldeten, selten versilberten Kupferplättchen belegt.

Das Kupfer war von frühester Zeit an ein Importartikel aus Süd- und Ostasien, sowohl aus China wie aus Korea. Nach japanischen Quellen soll erst im Jahre 698 n. Chr. Kupfer in Japan selbst entdeckt worden sein. Jedenfalls wurde damals das erste Geldstück aus Bronze („Wadō-Zeni") geprägt, und der Zeitabschnitt — die Japaner zählen die Jahre nicht fortlaufend wie wir, sondern in gewissen Jahresgruppen, die besondere Namen bekommen — wurde „Wadō" genannt, was auf Japanisch Kupfer bedeutet. Vielleicht wurden damals erst so bedeutende Mengen Kupfererze gefunden, daß zur Einführung der Bronzemünze geschritten werden konnte. Es erscheint kaum denkbar, daß die doch immerhin während tausend Jahren nicht unbedeutenden verbrauchten Quantitäten Kupfer einzig und allein durch Einfuhr auf dem doch unsicheren Wege der Schiffahrt erlangt sein sollten. Jedenfalls war in der prähistorischen Zeit, also etwa bis zum siebenten Jahrhundert, Kupfer ein seltener und kostbarer Artikel.

Die zahlreich ausgegrabenen Glocken in den verschiedensten Größen sind sicher nicht japanischen Ursprungs, sondern wohl aus den damals unabhängigen Ländern der heutigen Südstaaten Chinas als Kupfer-Rohprodukt eingeführt. Die abgebildete Glocke (S. 351, a) hat ein Maß von etwa 1,35 m und etwa 0,50 m in der Öffnung und ist an keiner Stelle mehr als etwa 4,5 mm dick, so daß ein Gebrauch als Klangglocke unmöglich ist. Neben der Dünne des Mantels beweist auch das völlige Fehlen irgendeiner Abnutzung am Hänger, daß die zahlreichen in den verschiedensten Größen gefundenen Glocken nicht als Klangglocken gebraucht sind. Der Guß ist ganz vortrefflich und beweist eine große Erfahrung in der Technik.

Die prähistorischen Waffen und Rüstungen erheben noch keinerlei Anspruch auf eine künstlerische Ausgestaltung, sondern zeigen eine einfache Verzierung mit Punkten, Linien und Kreisen, wie wir sie bei Besprechung der Ornamentik kennen gelernt haben (vergl. „Monatshefte", August 1904, Abbildung S. 674). Eine künstlerische Betätigung läßt sich erst verfolgen, als die Verbindung mit China und Korea angeknüpft und nachdem im sechsten Jahrhundert mit der Einführung des Buddhismus auch eine kirchliche Kunst begründet und durch koreanische und chinesische, später durch japanische Mönche weiter entwickelt worden war. Während im Anfange des siebenten Jahrhunderts (607) der erste große Tempel, das Horiujikloster zu Nara,

Kwannon-Statuette (40 cm hoch) aus Gold- und Kupferlegierung, früher im Kloster Horiuji, Nara, jetzt im kaiserlichen Hausschatz. Nach der schwer lesbaren Inschrift entweder aus dem Jahre 591, und dann die älteste Buddhastatue in Japan, oder aus dem Jahre 651. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art.)

begründet wurde, war schon hundert Jahre später, zur Zeit, als Nara die Hauptstadt des Landes war (708 bis 797), die erste Blütezeit der Bronzetechnik. Damals bereits wurde jedes entstehende Problem künstlerisch und technisch gleich vollendet gelöst. Das abgebildete Kohlenbecken ist aus Kupfer getrieben und zeigt völlig chinesische Motive, wie wir sie an Bronzevasen aus der vorchristlichen Zeit finden (Abbild. S. 351). Ebenfalls auf ein chinesisches Vorbild weist die Wasserkanne in ihrer eleganten schlanken Form, mit dem Drachenkopf als Deckel (Abbild. S. 352). Die technische Ausführung sowie besonders die geschickte Eingravierung eines geflügelten Pferdes mit Goldeinlage lassen vermuten, daß nicht nur die Vorlage, sondern auch die Ausführung in China vollendet ist. Die Zeichnung des „Pegasus“ weist auf indische oder Sassaniden-Vorbilder hin. Auch begegnet uns hier das Einlegen von Gold und Steinen, welche Technik in China durch chinesische Schriftsteller schon aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. bezeugt wird. Derartige Inkrustierungen sind bei japanischen Lackarbeiten in früher Zeit durchaus üblich (vergl. „Monatshefte“, November 1904, Tafel). Auch finden wir hier nicht reines Kupfer, sondern wie bei den Spiegeln der prähistorischen Zeit eine Legierung angewendet, die mehr eine weiße Bronze (Sawari) darstellt. Meistens ist dem Kupfer 24 bis 29 Prozent Zinn beigemengt, und es scheint kein Zufall zu sein, daß dieselbe Legierung uns auch bei den Spiegeln der alten Phönizier und Römer begegnet.

Buddha (Sanskrit: Bhaishajyagura; japanisch: Yakushi), sitzend auf Thron (Höhe 4,25 m) mit Ranken- und Traubenornament und Figurenrelief in Metopenform; an den Seiten Mond und Sonne als stehende Figur auf Lotosblumen (3,94 m hoch); aus dunkler Bronze in Wachsschmelzverfahren hergestellt, im Yakushikloster (681 gegründet), Nara. Anfang des achten Jahrhunderts, vielleicht von dem buddhistischen Priester Gyôgi. (Aus Kokkwa, Heft 153, Vorderansicht bei Anderson, Pictorial arts of Japan, Plate 2.)

Die erste Buddhafigur aus Metall im Kloster Horiuji (Abbild. S. 352) ist nicht mehr genau zu datieren, da die Inschrift sowohl 591 als auch 651 gedeutet werden kann. Die Form zeigt uns das indisch-chinesische Vorbild, welches mancherlei Abweichung von den koreanischen Holzfiguren aufweist. Die Überwindung der technischen Schwierigkeiten beim Guß verlangte eine zusammengedrängte Stellung und gestattete nicht jene freiere Haltung der Hände und Füße, wie die gleichzeitigen Holzfiguren in realistischer Ausführung sie uns zeigen. Um so mehr Wert ist auf den eleganten Schwung der Linien und auf die Sauberkeit des Gusses gelegt. Interessant ist auch das Kostüm, indem wir hier schon jenen dicken Wulst am Fußende des Kleides kennen lernen, der eine charakteristische Eigentümlichkeit des Frauengewandes bis zur modernen Zeit geblieben ist. Der Heiligenschein ist als besonderes Stück gegossen und zeigt ein stilisiertes Flammenmuster in der Form eines Palmenblattfächers.

Flammenornament mit sechs Engeln, von denen zwei kniend die Flöte blasen und vier fliegend Gegenstände in den Händen tragen, aus Bronze (jede Hälfte 2,25 : 0,64 m) an der Turmspitze der Pagode des Yakushikloster, Nara, 750. (Aus Kokkwa, Heft 158.)

Berühmt sind die um die Wende des siebenten Jahrhunderts gegossenen Statuen der buddhistischen Götterdreiheit: Amithaba, Kwanyin und Mahasthama im Horiujikloster. Unsere Abbild. S. 353 zeigt die ebenfalls aus dem achten Jahrhundert stammende sitzende Statue von Yakushi mit zwei Nebenfiguren im Yakushikloster zu Nara. Die Figuren sind meist vergoldet, aber die Bronze ist eine weiche Legierung aus Kupfer, Zinn und Blei. Es erscheint wahrscheinlich, daß diese Werke teilweise von Koreanern oder Chinesen gegossen sind, ähnlich wie byzantinische Mönche die ältesten Kunstwerke in den deutschen Klöstern hergestellt haben. Jedenfalls lassen sich noch nirgends besondere japanische Eigentümlichkeiten erkennen, sondern

Digitized by Google

die eingeführten Formen des Festlandes wurden kopiert.

Ein besonderes Interesse beansprucht die Verzierung des Thrones der Yakushifigur. An der unteren Seitenwand ist ein eigentümliches Flachrelief, das sitzende Menschen mit bewegten Armen darstellt. Genaue Erklärungen fehlen, aber die Körperformen lassen die Darstellung von Hindus vermuten; wahrscheinlich ist es die ungenaue Kopie einer indischen Vorlage, und dort scheint diese eigenartig eingerahmte Fläche aus der Metope des griechischen Tempels entstanden zu sein. Derartige eingerahmte Flächenbilder finden sich in Indien in der buddhistischen Zeit häufig. Aus der architektonisch rechteckigen Umrahmung ist die in der Wachsform bequemer herstellbare abgerundete Form entstanden.

Auf griechische Vorbilder weist noch mehr das Rankenornament an der Seite der oberen Platte des Thrones hin. Überhaupt erinnern die rechteckigen Flächen und der stufenförmige Aufbau an Vorbilder aus Marmor, wie sie dem Japaner fremd waren.

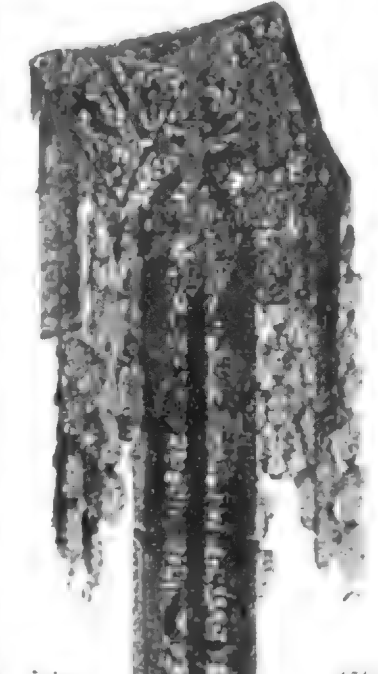
Ein besonders in früherer Zeit sehr beliebtes Sujet bildeten die Engel, wie die Lehre Buddhas sie als Dienerinnen der ins Nirvana eingegangenen Buddhas mit besonderer Freude schildert. Meistens werden sie fliegend mit flatternden Gewändern und Schärpen dargestellt. Während nach der christlichen Auffassung die Engel den Ruhm Gottes mit Posaunen verkünden, unterhalten nach der buddhistischen Lehre die Engel die in das Nirvana Eingegangenen mit Tanz und Musik.

In der Wetterfahne des Yakushiklosters aus der Mitte des achten Jahrhunderts (Abbild. S. 354) sind die fliegenden und knienden Engel in die stilisierten Flammenornamente sehr geschickt eingeordnet. Noch reicher wirkt die etwas ältere Tempelfahne (s. nebenstehende Abbild.) im kaiserlichen Besitz. Diese aus beweglich aneinandergereihten Metallflächen bestehenden Fahnen werden in den Tempeln aufgehängt und sind beliebte Schmuckstücke.

Im Schwunge der Körperkonturen zeigt sich der starke Einfluß der chinesischen Schriftzeichen, und zwar schon zu einer Zeit, als das japanische Kanakane-Alphabet noch gar nicht erfunden war.

Charakteristisch für die Verzierungsweisen des achten Jahrhunderts ist die Verbindung von fortlaufenden gräkosierenden Ornamenten mit freien chinesischen, oblatenartig nebeneinander gefügten Einzelbildern. Ein hervorragendes Denkmal dieser Ausführungsart ist ein aus Silber hergestelltes Hohlgefäß (Abbildung S. 356) mit vielen Gravierungen vom Jahre 766. Die lebendige Zeichnung der galoppierenden Reiter und Tiere zeigt, welche hohe Vollendung in der Auffassung des Lebenden die Chinesen, die Lehrmeister Japans, schon damals besessen haben mußten (Abbild. S. 357). Nach vorzüglichen Vorlagen ist die Zeichnung in Silber übertragen, aber noch fehlt jedes Verständnis, eine einheitliche Landschaft zu komponieren und perspektivische Anordnungen zu treffen. Die Schmetterlinge sind größer als ein Menschenkopf, und die Blumen überragen selbst die Felsen; dennoch entbehrt die primitive Darstellung der Jagdszenen nicht einer plastischen Realität.

Die naive Art, wie einzelne Pflanzenstauden zur Andeutung des Wiesengrundes hingesetzt sind, wird im siebzehnten Jahrhundert wieder auf-



Tempelfahne aus Kupfer, vergoldet, in Ornament-Verzierungen stehende und fliegende Menschen- und Engelgestalten (Höhe 3,20 m, ...) im Horiujikloster, Nara, jetzt im kaiserlichen Hausschatz. Wahrscheinlich siebentes Jahrhundert. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art, Bd. X.)

genommen, als das Streben, die Natur in ihrer Gesamtheit und Stimmung aufzufassen, durch eine oft symbolische Schilderung und geschickte Flächenverzierung abgelöst wurde.

Unter dem chinesischen Einflusse hatten auch die Glocken neue Formen erhalten. Während der Mantel (Abbildung S. 351, b) in seinen geraden Linien noch an die prähistorische Glockenform erinnert, zeigt der ausgebuchtete Rand, der gebogene obere Teil sowie besonders der mit vierfachem Blattformornament verzierte Klöppel den chinesischen Einfluß. Wir sehen hier, wie die altüberlieferte geradlinige Form allmählich in die gewölbte chinesische Form der späteren Zeit übergeführt wird. In der Mitte der Kette, welche das Ornament als Abschluß trägt, ist eine Querstange als Klöppel angebracht, die bei Bewegung nach zwei Seiten anschlägt.

Hohlgefäß aus Silber mit Rankenborde und Jagdszenen (vergl. Abbild. S. 357). Im Todaijikloster, datiert 766. (Nach Originalaufnahme von Gowland.)

In der folgenden Zeit ist die chinesische Bogenform völlig durchgeführt, und auf fast allen späteren Glocken (Abbild. S. 351, c) finden wir auch die bisher geraden Seitenflächen gewölbt. Zugleich ist die ganze Oberfläche mit einer oft wechselnden Verzierung überzogen. Der Klöppel wird nicht mehr im Inneren der Glocke, sondern außen, unabhängig von der Glocke, angebracht. Er besteht in einem hölzernen Balken, der an Stricken wagerecht aufgehängt ist und ebenfalls wagerecht gegen den Mantel der Glocke geschwungen wird.

Diese, eine gewisse Feierlichkeit nicht entbehrende Form hat bis in die moderne Zeit keine Änderung erfahren, im besonderen bleibt jener in Europa gebräuchliche, nach außen gebogene Rand unbekannt. Der Ton wurde auf diese Weise mehr konzentriert.

Die Spiegel wurden, als Symbol der Sonnengöttin, schon in prähistorischer Zeit in kreisrunder Form aus weißer Bronze gegossen. Unter dem Einfluß der chinesischen Ornamentik wurde zwar die runde Grundform beibehalten, aber der Rand wurde ausgebuchtet oder in geschweifter Form gezackt angeordnet. Die Anordnung auf der Rückseite des besonders reich dekorierten Spiegels aus dem kaiserlichen Schatzhause Shosoïn zu Nara (Abbild. S. 358) zeigt rein chinesische Vorbilder. Die Einteilung in ein Mittelfeld und zwei Ringe läßt uns drei ganz verschiedene Stile erkennen. Auf dem äußeren Rande ist eine der chinesischen Literatur entnommene Inschrift, deren stilisierte Wortzeichen von Blumen und Vögeln in fliegender Bewegung belebt werden. Den inneren Rand schmückt ein Rankenornament mit verschiedenen Vögeln, das an klassische Vorbilder griechischer Kunstarbeiten erinnert. Zwar sind die Blätter oft unnatürlich dem Raume angepaßt und ähneln Wolken, aber die ganze Zeichnung entbehrt nicht eines edlen Stiles, der durchaus unjapanisch ist und später völlig verloren geht. Im vollsten Gegensatz zu dieser mehr konstruktiven Anordnung steht das Mittelbild in echt chinesisch-japanischem Stil. Der Knopf in der Mitte des Spiegels zum Durchziehen der Schnur ist als Mittelpunkt eines Wassers gedacht, mit zerstreut herumliegenden Felsen und Inseln. Vierbeinige Drachen mit langem Schlangenhals winden sich in dem Wasser, und darüber fliegen Kraniche und Gänse mit ausgebreiteten Flügeln. Neben diesen bewegten Tiergestalten sind eigenartig chinesische Wolkenornamente als Füllung der Fläche angeordnet. Auf einer der Inseln sitzt eine Frauengestalt unter Bäumen, ein flaches Saiteninstrument spielend, während ein mächtiger Vogel vor ihr steht; auf der anderen Seite steht auf einsamem Felsen ein Mann. Der Vogel ist noch mit ausgebreiteten Flügeln dargestellt, da zuerst nur der

Digitized by Google

fliegende Vogel die Künstler interessierte und die Darstellung der ruhenden Tiere einer späteren, höheren Entwickelung angehört. Diese oblatenartig nebeneinander gesetzten Einzeldarstellungen stehen in Beziehungen zu den Versen am Rande, welche von der Trauer der getrennten Geliebten sprechen. Wir finden hier bereits das Streben, die lyrischen Dichtwerke Chinas zu illustrieren, aber der primitiven Kunstauffassung entsprechend wird nicht — wie in der Malerei der Renaissancezeit — die Stimmung durch ein Gleichnis in der Natur wiedergegeben, sondern durch sachliche Darstellung in naiver Erzählungsform. Die reiche Verzierung, die vorzügliche Ausarbeitung des Ornaments, die Ausführung in Gold zeigen eine solche Vollendung, daß wir staunen müssen, wenn wir bedenken, daß vielleicht nur hundert Jahre früher die erste Bronzefigur in Japan gegossen wurde.

Eine einfachere Verzierung zeigt ein Spiegel (Abbild. S. 359) im Horiujikloster, dessen vierklauiger Drache der runden Fläche geschickt angepaßt ist. Auch hier ist der frei bleibende Raum einfach mit Wolkenornamenten ausgefüllt. Die Japaner haben stets dieses freie Komponieren auf der Fläche im Anklang an die Formen ihrer Schriftzeichen bevorzugt und dadurch jenen eigenartigen Stil erzeugt, zu dem die arabisch-geometrische Ornamentik den Gegenpol darstellt. Die Technik der Wachsformen begünstigte diese für Einzelstücke bequeme Fertigstellung.

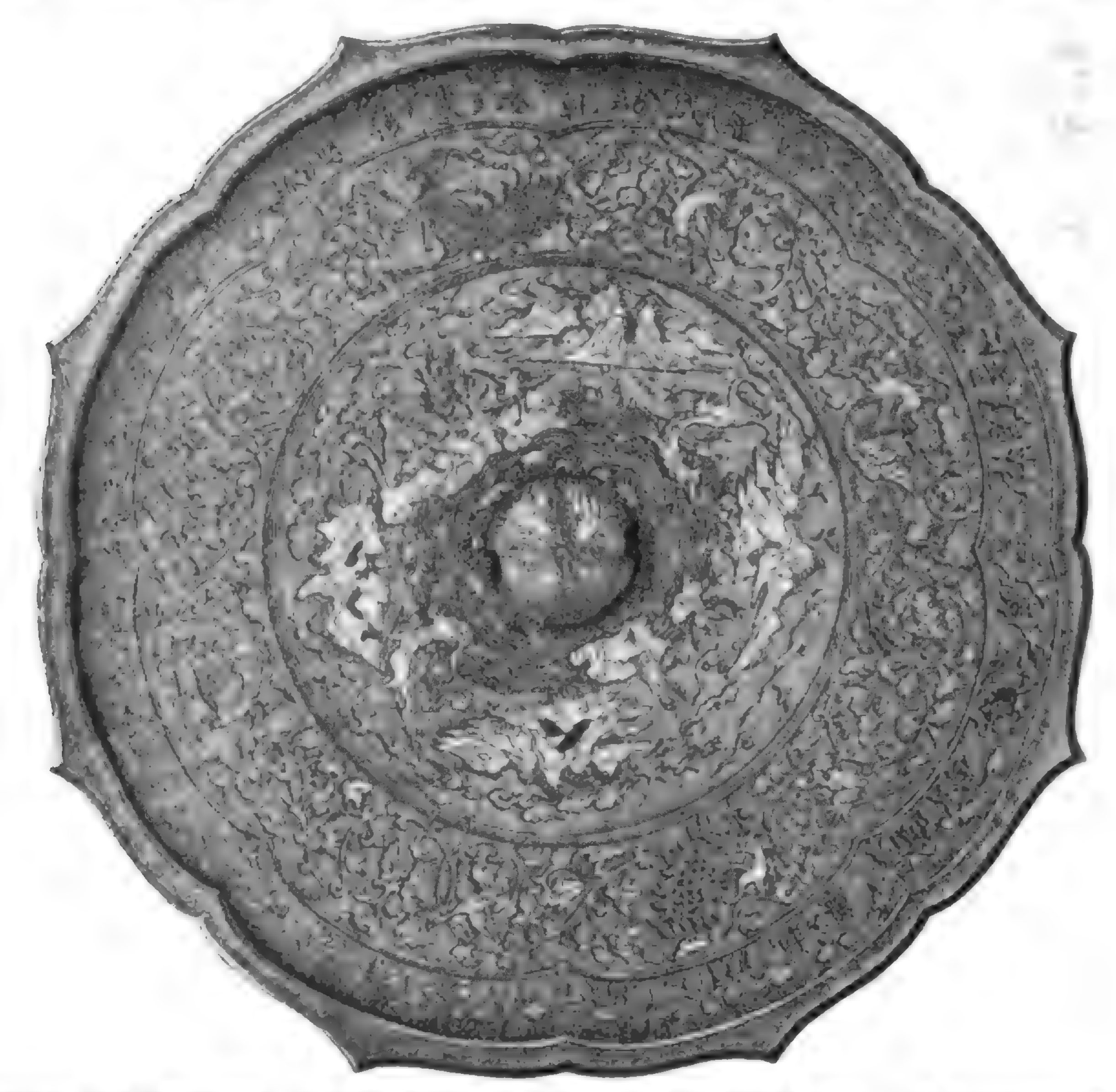
Den Spiegelornamenten verwandt sind die Metalltrommeln, welche zuerst nach der Eroberung der Staaten im Süden des heutigen China, 41 v. Chr., von Chinesen gegossen sein sollen. Aus ihnen hat sich der Gong, eine Art Bronzetrommel entwickelt. Daneben kamen auch Klangplatten auf, bald rund, bald in geschweifter Form, ähnlich dem Klöppel an der abgebildeten Glocke (S. 351, b). Eine solche gongförmige Klangplatte in einem reichverzierten Gestell wird im Kloster Kofukuji zu Nara aufbewahrt (Abbild. S. 359). Die Erfindung der Komposition der klingenden Metallfläche zwischen den aufbäumenden

Zeichnung auf dem Hohlgefäß aus Silber Abbild. S. 356: Jäger zu Pferde, zwischen Hügeln und Pflanzen, auf Wildschwein, Steinbock und Vögel jagend. Im Todaijikloster, datiert 766. (Nach Originalaufnahme von Gowland.)

Digitized by Google

Drachenfiguren, bewacht von dem ruhig liegenden Vierfüßler, hat etwas uns modern Berührendes. Die Lebendigkeit der Bewegung, die Grazie in der Durchführung erinnert eher an Arbeiten des letzten als an solche des achten Jahrhunderts.

Schon in sehr früher Zeit scheint die Sitte bestanden zu haben — ähnlich den Zeiten. Durch wiederholte Beschädigungen wurde die Ergänzung einzelner Teile in späterer Zeit notwendig, so besonders dürfte das flache, unproportionierte Dach eine spätere Zutat sein. Der Seitenteil (Abbild. S. 360) zeigt einen tanzenden und die Becken schlagenden Engel im Flachrelief und Gitterwerk. Die langen Schleier, in ihren ge-



Rückseite eines Metallspiegels, Zeichnung in Gold auf Silbergrund. Die Inschrift besagt: „Die Gedanken weilen bei den Geliebten, für die der Spiegel zuerst hergestellt wurde Der Vogel Hoho kommt in den Wald zurück. Die Drachen springen über das Meer. Beide warten auf die Rückkehr. Wenn man den Spiegel aufmacht, dann sieht man darin die Geliebten. Die beiden Gestalten sind getrennt, wie oft haben sie geweint." Achtes Jahrhundert. Aus dem kaiserlichen Schatzhause Shosoïn, Nara. (Aus Kokkwa Yoyo.)

Wachskerzen, die man in christlichen Ländern dem Andenken Verstorbener weiht —, Standlaternen aus Stein oder Bronze in den Tempeln oder am Grabe aufzustellen. Die achtseitige Laterne aus dem Kloster Todaiji (Abbild. S. 359) ist die älteste erhaltene Bronzelaterne. Die Einteilung mit geraden Flächen zeigt die primitive Form gegenüber den meist kugelförmigen Laternen späterer schwungenen Linien, die Durcharbeitung des Faltenwurfes des Gewandes und der Ausdruck des Gesichts entsprechen, im Gegensatz zu dem mehr feierlichen Stile der Gottheiten damaliger Zeit, einer gewissen Rokokoauffassung unter dem Einfluß chinesischer Malerei.

Auch die kleinen Gebrauchsgegenstände in der Kirche wurden künstlerisch verziert, wie die Spitze eines Rasselstabes (Abbild. S. 360)

Digitized by Google

zeigt, dessen Name von den sechs Ringen, welche beim Gehen ein lautes Geräusch machen, kommt. Derartige Wanderstäbe mit langem Stock wurden von indischen Priestern — ähnlich wie das Glöckchen der katholischen Priester — benutzt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der symmetrische Aufbau der Außenkontur zeigt den gräko-indischen Einfluß.

Neben diesen einfachen und ernsten Formen findet sich in Silberarbeiten schon im achten Jahrhundert eine üppige Überladung und Verschnörkelung, wie sonst nur die Spätrenaissance in Italien eine solche hervorgebracht hat. Die Bodhisatvakrone (Abbildung S. 361) zeigt ein Gewirr von Ranken, Blumenschnörkeln und Strahlen aus Silber und dazwischen Steine und Kristalle, Perlen und Spiegelstückchen und von jeder Seite eine Gottesfigur. Wenn nicht japanische Forscher die Herstellung in Japan verbürgen würden, könnte man eher an ein europäisches Stück des siebzehnten Jahrhunderts glauben.

Rückseite eines Metallspiegels im Kloster Horiuji, Nara, wahrscheinlich neuntes Jahrhundert. (Nach Anderson, Pictorial arts of Japan.)

Somit sehen wir im achten Jahrhundert eine völlige Beherrschung der Bronzetechnik. Gravierung, Treibung, Vergoldung, Metall- und Steineinlagen, flache und hohe Reliefarbeiten sowie der runde Vollguß sind bekannt, und selbst vor der Ausführung komplizierter Modelle oder Werken in gewaltigen Dimensionen schreckt der Künstler nicht zurück. Technisch bringen auch die späteren Jahrhunderte keine wesentliche Neuerung.

Schon von dieser Zeit an werden in Japan alle Bronzen ausschließlich im Wachsschmelz-Verfahren hergestellt. Formenguß, der ähnlich wie bei Geldstücken die mechanische Vervielfältigung gestattet, ist unbekannt. Jedes einzelne Stück ist ein Unikum, das von geschickter Hand mit Messer und Stichel zuerst in Wachs geformt ist und dann, nach Ausschmelzen des Wachses durch Einfüllen des flüssigen Metalles in den Hohlraum, der durch das Entfernen des Wachses entsteht, gegossen wird. Eine Nachziselierung des Bronzegegenstandes darf — mit einzelnen Ausnahmen, die die Technik verlangt, wie z. B. bei ganz dünnen Teilen, die nicht auslaufen würden, also den Fühlhörnern einer Hummer oder dergleichen — nicht stattfinden. Das Wachsmodell muß in allen Einzelheiten so fein ausgearbeitet und der Guß muß so gleichmäßig und sorgsam erfolgt sein, daß das Stück nach Zerbrechen des Außenmantels aus der Form völlig fertig hervorgeht. Eine Nachziselierung, welche an modernen Bronzen häufig besonders gerühmt wird, zeigt stets, daß ein minderwer-

Gongförmige Glocke (Kwagenkei), von Drachen gehalten, auf ruhendem Löwen (Höhe etwa 0,97 m), im Kloster Kofukuji, Nara. Achtes Jahrhundert. (Nach Photographie von Gowland; auch bei Brindley und bei Hayashi abgebildet.)

Bronzelaterne, achtseitig, im Kloster Todaiji, Nara. Wahrscheinlich aus dem achten Jahrhundert, aber 1101 von Yeikwan repariert und ergänzt und 1669 zwei gestohlene Seitenteile neu gegossen. (Nach Tajima, Selected relics of Japanese art.) Einzelteil vergl. S. 360.

tiger Guß vorliegt. Solche Nachziselierung ist stets dann erforderlich, wenn Fehler im Material vorliegen oder wenn Gußformen für mechanische Vervielfältigungen angewendet werden, die ohne Beseitigung der Gußnähte und Nacharbeitung des Abgusses zu roh und unsauber aussehen würden. So war jedes Modell nur einmal brauchbar, und es ergab sich daher von selbst, daß jedes neue, selbst ähnliche Stück doch Abweichungen von der Hand des Künstlers aufweist. Die europäische Art, vom fertigen Guß neue Formen zu schaffen und von diesen stets neue Wachsmodelle zu formen, ist in Japan bis vor wenigen Jahrzehnten ganz unbekannt gewesen.

Das Anwendungsgebiet war bis zum neunten Jahrhundert im wesentlichen auf die Kirche und den Hof beschränkt. Dementsprechend ist auch der Stil ein feierlicher, ernster,

Seitenteil (1,20 : 0,5 m) der Laterne S. 359, darstellend einen musizierenden Engel (Gandhârva). Wahrscheinlich zwölftes Jahrhundert. (Nach Tajima, Selected relics of Japanese art.)

in den chinesischen Vorbildern und den gräkoindischen Ornamenten befangener.

Die Zeit vom neunten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts ist von den Kriegen der großen Familien erfüllt, und die Betätigung der Kunst auf allen Gebieten, mit Ausnahme der Literatur und ihrer Illustration und des Waffenhandwerks, trat völlig zurück. Keine prunkvollen Tempel wurden errichtet, keine kostbaren Paläste erbaut, bis durch den Sieg der Minamotofamilie der Anbruch einer neuen Kunstepoche begann. In gleicher Weise wie die Skulptur und Malerei hatte auch die Bronzetechnik neue national-japanische Ideen empfangen. Nicht mehr galt es nur der Kirche und dem Priester zu dienen, sondern auch dem Feldherrn und dem Fürsten. Die Vorbilder wurden nicht mehr nur chinesischen Formen nachgeahmt, sondern die Natur des eigenen Landes wurde beobachtet, und ein gewisser realistischer Zug beherrschte die zweite Glanzepoche japanischer Bronzekunst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Spitze eines indischen Rasselstabes aus Gold und Kupfer, im Kloster Zentsuji, Provinz Sanuki. Chinesische oder japanische Arbeit, wahrscheinlich neuntes Jahrhundert. (Nach Tajima, Selected relics of Japanese art.)

Selbstverständlich blieb die kirchliche Kunst erhalten, aber keine neuen Ausdrucksformen wurden ersonnen. Den Höhepunkt der monumentalen Bronzearbeiten bildet das bekannte Riesendenkmal, der „Daibutsu“ in Kamakura aus dem Jahre 1252.

Auch Glocken wurden damals zahlreich gegossen, so besonders jene zu Kamakura, die dadurch berühmt geworden ist, daß sie aus dreihundertdreißigtausend von Priestern des Klosters gesammelten Kupfermünzen hergestellt sein soll. Die Formen der Glocken entsprechen unserem Bilde (S. 351, c) und bleiben stets unverändert.

Die Anwendung der Spiegel, in der prähistorischen Zeit das Attribut der Feldherren und noch heute eine der Kroninsignien des Kaisers, drangen in immer weitere Kreise des Volkes. Dementsprechend veränderte sich auch die Verzierungsweise. Sahen wir im

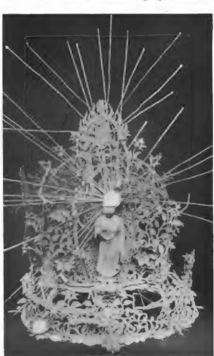
Google

achten Jahrhundert in der ringförmigen Anordnung noch vorwiegend den traditionellen gräko-chinesischen Stil, so werden jetzt neue Muster aus der Malerei und der Textilkunst entnommen. Während sich das Bild auf der Rückseite veränderte, blieb die kreisrunde Form mit dem Knopf für die Schnur in der Mitte immer beibehalten, und erst in den letzten Jahrhunderten kam ein fester Handgriff auf.

Der abgebildete Reiter (S. 362) aus dem zwölften Jahrhundert ist zwar chinesischen Ursprungs, aber da er in Japan erhalten und geschätzt wird, ist er der Zeitrichtung entsprechend. Hier begegnen wir einer Verbindung der hohen Kunst mit dem Kunstgewerbe. Pferd und Reiter in stilisierter, aber doch der Natur abgelauschter Form sind als Räuchergefäß verarbeitet. Die ruhige, ernste Form der buddhistischen Schule, die aus der klassischen Skulptur griechischer Kunst entstanden, ist verlassen. Der Aufbau der Gruppe zeigt einen Schwung der Linien, und die Ausführung ist belebt von der Bewegung des sich aufrichtenden Pferdes. Derartige Reiterdarstellungen sind bis auf die neueste Zeit (Abbild. S. 362) sehr beliebt. Häufig wird auch ein Knabe, auf dem Büffel reitend, dargestellt, aber niemals wird die Figur auf der Mitte des Tieres, wie meist in Europa, dargestellt, sondern meist nach hinten verschoben, um jenen unregelmäßigen Schriftrhythmus zu erzielen.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, als die Malerei der Renaissance zur höchsten Blüte entwickelt worden war und selbst die Lacktechnik vorübergehend eine große Vollendung erreichte, wird uns von keiner weiteren Entwickelung der Bronzetechnik berichtet. In der glanzvollen Periode des Ashikaga Shogun Yoshimasa (1449 bis 1479) wurde ein Riesenbuddha für den Tempel Hase bei Kamakura von etwa neun Meter Höhe errichtet, aber kein Künstlername aus dieser Zeit ist erwähnenswert, und kein Werk hat die früheren übertroffen. Kriege durchwühlten wieder das Reich. Das Schmieden von Klingen war die gefeiertste und meistgeschätzte Kunst, und für den Schmuck von Kirchen und Palästen war nur wenig Interesse vorhanden.

Erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als Yedo, das heutige Tokyo, zur Hauptstadt erhoben wurde, konzentrierte sich dort das Kunstleben des ganzen Landes,



Krone einer Bodhisatvafigur im Hokkedoaltar im Todaijikloster, Provinz Yamato, mit Miniaturfigur (etwa 22 cm hoch) und zwölf verschiedenen Blumen aus Silber, mit Spiegeln, Perlen, Steinen und Kristallen. Anfang des achten Jahrhunderts. (Aus Kokkwa, Heft 157.)

und die dritte Blütezeit der Bronzetechnik begann, die bis zur modernen Zeit währte.

Zahlreiche Buddhafiguren wurden in den verschiedensten Größen hergestellt, aber keines kann sich mit den berühmtesten Arbeiten und den Riesendenkmälern vergangener Zeiten an Schönheit oder selbst nur an Größe messen. Ohne Verbesserung der künstlerischen Auffassung wurden die überlieferten buddhisti-

Digitized by Google

schen Vorbilder in mehr realistischer oder stilistischer, einfacher oder reicherer, besserer oder schlechterer Ausführung wiederholt.

Jürōjin auf aufstehendem Pferde (Höhe etwa 17 cm), Kōrō aus Bronze, Pferdegebiß mit Edelsteinen ausgelegt, wahrscheinlich zwölftes Jahrhundert, China. (Aus Kokkwa, Heft 103.)

Aus den Künstlern, die mit der Seele die Formen ihrer Religion erfunden hatten, wurden Kunsthandwerker, die nach auswendig gelernten Vorbildern in mehr oder minder vollendeter Technik den Bedarf deckten.

Am Ende des sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde durch den Bau von Schlössern und Grabmonumenten in Yedo und Nikko der Bronzeguß in erhöhtem Maße der Architektur dienstbar gemacht, und für diesen Zweck wurden neue Formen gestaltet. Man hat darauf hingewiesen, daß ein nicht geringer Einfluß hierbei von den Europäern, besonders den Jesuiten ausgeübt zu sein scheint. Erzählten doch nicht nur die zahlreichen Europäer von den Prachtbauten Europas, sondern auch japanische Abgesandte kamen wiederholt nach den europäischen Kolonien und bis Rom. Auch haben wohl zahlreiche Abbildungen eine Vorstellung europäischer Architekturen vermittelt.

Ein hervorragendes Denkmal des siebzehnten Jahrhunderts ist das Tor (Abbild. S. 363, b) zum Grabmonument des 1604 verstorbenen Shogun Iyeyasu. In ernster, vornehmer Form ist der Aufbau nach dem Vorbilde der Holzarchitektur angeordnet. Die einfach gestaltete Tür zeigt in Feldern, wie die Holztechnik sie verlangt, das buddhistische Rad des Gesetzes, Rosetten und Blumenornamente. Rechts und links stehen Fabeltiere: Komaïnu und Amaïnu, in Form des chinesischen Löwen, und dahinter ist das Grabmonument selbst (Abbild. S. 363, a) in einer aus der indischen Stupa entstandenen einfachen Ausführung. Auf Treppenstufen ein runder Zylinder mit Verzierungen von geraden Linien und einem überragenden geschweiften Dach. Davor steht auf einem großen Tisch, verziert mit dem im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von der Tokugawafamilie angenommenen Wappen des dreifachen Blattes (Aoiwappen), die Dreiheit der heiligen Gefäße in altchinesischer Gestalt: in der Mitte das Räuchergefäß, links die Blumenvase und rechts den Leuchter. Dieser ist dargestellt durch den Reiher, der auf der Schildkröte steht, den Symbolen des Glücks und der Ewigkeit. Hier begegnet uns zum erstenmal seit dem dreizehnten Jahrhundert wieder eine Tiergestalt. Eine gewisse feierliche Stilisierung wie bei den gleichzeitigen Holzschnitzereien ist vorherrschend. Noch galt das chinesische Musterbuch, dessen Vorlagen wie ein Kanon kopiert wurden, und es fehlte das Studium der Natur, um neue Auffassungen zu versuchen.

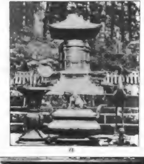
Die Sitte der Aufstellung von geschenkten Laternen in den Höfen haben wir schon bei Besprechung des achten Jahrhunderts kennen gelernt. Während damals die Formen einfach und geradlinig waren und auf die bildmäßige Verzierung der Fläche der Hauptwert gelegt war, finden wir in allen Klöstern, so auch in Nikko (Abbild. S. 363, c), reich verzierte Arbeiten, bei denen die geschwungenen Linien in guten Verhältnissen vorherrschen. Eine reiche Ornamentierung schmückt alle Teile, vom einfach gegliederten Fuß bis zum kühn geschwungenen Dach. Die technische Ausführung ist sicher viel mühseliger und kostbarer als das achthundert Jahre ältere Werk (Abbild. S. 359), aber es fehlt jener konstruktive

Pilger zu Pferde, aus Bronze in chinesischem Stil, vielleicht siebzehntes Jahrhundert. (Sammlung Cernuschi, Paris.)

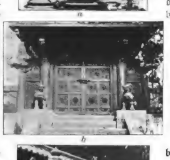
Digitized by Google

Aufbau und die Beziehung zu der Bedeutung der einzelnen Ornamente des Gegenstandes. Die Verzierungen sind Musterbüchern entnommen und mit Virtuosität überreich in den verschiedensten Techniken angebracht. Neben durchbrochenen Arbeiten finden wir flaches und volles Relief, Gravierungen und Metalleinlagen. Alle diese Sachen sind seit 1617 unberührt, in freier Natur unter dem Dunkelgrün der Bäume aufgestellt und von einer prächtigen Patina überzogen. Diese Verbindung von Natur und Bronze übt eine Wirkung aus, die in Europa leider vollständig vernachlässigt ist.

Ähnlich ist das Grabmonument des 1649 verstorbenen Iyemitsu, aber alles ist einfacher gehalten. Die Reliefs der Bronzetüren sind mit einfachen Sanskritbuchstaben in Medaillons verziert. Die Einfachheit des Grabdenkmals selbst kontrastiert mit den prunkvollen Tempelhallen, die es umgeben, und die zu gleicher Zeit errichtet worden sind. Gowland weist darauf hin, daß dieser bewußte Gegensatz der buddhistischen Sentenz entspricht: „Im Tode da ist ein Ende von aller Herrlichkeit.“



a



b

c

a Grabdenkmal des Iyeyasu, davor Tisch mit Blumenvase, Koro und Leuchter aus Bronze. Datiert 1617. b Türen mit Überdachung und Löwen zum Grabe des Iyeyasu, aus Bronze; Rosetten, Blumen- und Radornamente in Füllungen; im Kloster zu Nikko, von Iyemon Yasuije. Erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. c Standlaternen im Tempelhofe, Nikko. Siebzehntes Jahrhundert. (Nach Photographien von Gowland.)

Derselben Zeit gehört der berühmte Brunnen (Abbild. S. 364) im Kiyomizudera-Kloster zu Kyoto an. Ein großer vierkantiger Steinblock ist ausgehöhlt wie ein Sarkophag aus prähistorischer Zeit, und ein mächtiger Drache ist auf den Rand geklettert, stützt sich mit seinen vier Klauen fest auf, ringelt den schuppigen Körper und speit einen Wasserstrahl in den Brunnen. Die Oberkante des Steinbeckens ist so abgeschliffen, daß das Wasser über alle Seiten gleichmäßig überfließt.

Das Phantasiegebilde des Drachen hat hier eine Gestalt erhalten, die lebendig auf den Beschauer wirkt. Die Bewegungen des Körpers und der Klauen sind durchaus natürlich, und das ganze Ungeheuer scheint wie nach einem Vorbild aus der Natur geschaffen. Eine gewisse feierliche Größe ist den meisten Werken des siebzehnten Jahrhunderts nicht abzusprechen, während später immer mehr Bewegung und Naturalismus in den Drachendarstellungen bevorzugt wurde.

Eine zierliche Bronzearbeit, schon dem achtzehnten Jahrhundert angehörig, ist ein Tempelmodell (Abbild. S. 365). Charakteristisch für die späte Zeit sind das stark gewölbte Dach und die vielen kleinlichen Einzelheiten, welche der Arbeit die ernste Ruhe nehmen.

Die Hausgeräte wurden ausschließlich aus Ton oder Lack hergestellt. Metallene Gefäße, besonders solche von kunstvoller Arbeit, wurden erst im fünfzehnten Jahrhundert üblich. Zu gleicher Zeit wurden die Teezeremonien (Chanoyu) allgemein aufgenommen, denen verschiedene Gebrauchsgegenstände aus Bronze dienstbar gemacht wurden, wie Wasserkessel zum Aufsetzen auf die glühenden Kohlen und kleine Dreifüße. Im siebzehnten Jahrhundert wurde für immer mehr Gegenstände die Bronze bevorzugt, und es entstan-

Digitized by Google

den in abwechselungsreichen Gestalten Feuerbecken, Wasserkessel und vor allem Blumenvasen, welche auch in europäischen Sammlungen zahlreich vorhanden sind.

Bronzegefäße waren die ältesten Kult- und Kunstgegenstände in China. Diese häufig an assyrische Vorbilder erinnernden Opfergefäße zur Aufnahme des Blutes der Opfertiere, zum Aufbewahren des Weihwassers und dergleichen sind sowohl in den strengen Formen als in der stilisierten Zeichnung bis auf den heutigen Tag in China sowie in Japan für alle kirchlichen Gegenstände vorbildlich. Als in Japan auch der Gebrauch von Bronzegefäßen für das tägliche Leben aufkam, knüpfte die Technik zunächst an diese Formen an. Aus Japan sind uns zwei alte chinesische Gefäße dieser Art bekannt geworden, die sicher dem ersten Jahrtausend nach Christus angehören.

Das chinesische Wassergefäß (Abbild. S. 366) zeigt ein stark stilisiertes Ornament, welches schwer zu deuten ist.

Das chinesische Weingefäß (Abbild. S. 367) scheint uns viel eher eine Blumenvase als ein Gefäß zur Aufnahme von Flüssigkeit zu sein. Das wird aber nur daher kommen, daß die ursprünglichen Opfergefäße in späteren Zeiten zu Blumenvasen verwendet wurden. Das hackenförmige Ornament als Reste der Bandornamentik aus prähistorischer Zeit finden wir noch auf modernen Blumenvasen (Abbild. S. 368, b). Während die Verzierungen uns schon auf der alten Vase unverständlich erscheinen, aber doch noch in einer gewissen strengen Stilistik gehalten sind, sind sie auf der modernen Vase völlig sinnlos dem dekorativen Gefühl gehorchend als Verzierungsornament auf die Fläche verteilt. Ebenso ist die eckige Form in späterer Zeit immer mehr abgerundet und immer eleganter gestaltet (Abbild. S. 368, c). Diese Grundformen und Grundornamente sind bis auf den heutigen Tag erhalten, und nur an der immer mehr eleganteren und flüssigeren Ausführungsform läßt sich die moderne Zeit erkennen.

In gleicher Weise zeigen die Abbildungen S. 368 und 369 überall die gefälligen und eleganten Formen der letzten Jahrhunderte. Die Techniken sind immer reicher und abwechselungsvoller gestaltet. So ist der Wasserkessel (Abbild. S. 368, c) in Kupferblech getrieben, das Feuerbecken (Abbild. S. 368, b) in Flachrelief und der Deckel durchbrochen behandelt. Der große Wasserkessel (Abbild. S. 368, a) zeigt sowohl Flach- wie Hochrelief.

Der Bronzeguß für den Hausgebrauch wurde in allen Bezirken des Reiches handwerksgemäß hergestellt. Ich erwähnte schon oben, daß es charakteristisch für japanische Bronzen ist, daß nur Gegenstände in verlorener Form gegossen wurden, so daß jedes Stück ein Unikum ist. Guß in fester Form scheint in Japan erst 1860 von den Europäern eingeführt worden zu sein. Desgleichen sind auch ihnen erst die schlechten Kompositionen des Materials mit Zink und anderen wertlosen Materialien zu verdanken. Ja, sogar reiner Zink bronziert wird heute auf den Markt gebracht. Bei den älteren Stücken wird nur eine schwere und gute Mischung aus vorwiegend Kupfer angewendet, welche nur so viel Zusatz von Blei und Zinn enthält, um jene weiche dünne Flüssigkeit für den oft schwierigen Guß herzustellen und eine schöne Patina zu sichern. Diese wird

Wasserspeiender Drache aus Bronze auf Steinbecken im Kloster Kiyomizudera, Kyoto. Erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. (Aus A. Fischer, Wandlungen im Kunstleben Japans.)

Digitized by Google

nicht nur durch den natürlichen Guß und die Mischung des Materials, sondern häufig auch durch nachträgliches Behandeln der Oberfläche besonders reich gestaltet. Aber ein Anstreichen oder Überlackieren blieb unbekannt, immer wird die Oberfläche durch Polituren oder Auftragungen, durch Gold oder Silber, durch Ätzungen oder Oxydierungen erreicht.

Die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aufkommende naturalistische Malschule hat auch auf die Bronzearbeiten einen nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt.

War zuerst die alte traditionelle chinesische Ornamentik und die stilisierte Darstellung von buddhistischen Tieren bevorzugt (Abbild. S. 363), so wurden jetzt die Tiere nach der Natur kopiert und auch die kleinen Insekten, Libellen, Vögel und Fische dargestellt. Ein Beispiel dieser Zeit gibt uns das Koro in Gestalt eines einfach geflochtenen Korbes (Abbild. S. 369, a), der auf einer niedrigen Blattpflanze steht. Die Wurzel der Pflanze bildet zugleich den Fuß des Gefäßes, und Zweige mit Blättern umrahmen den Korb. Die Ausführung dieser Blätter zeigt nicht mehr eine stilisierte Form, sondern ist mit einem scharf beobachteten Naturalismus wiedergegeben. Einzelne Blätter sind bald am Rande, bald in der Mitte von Insekten angefressen. Fast jedes Blatt zeigt Bewegung: bald ist die Spitze umgebogen, bald das ganze Blatt umgeknickt. Ein Abbild der Natur, wie Wind, Wetter und Insekten die Pflanze verkümmert haben. Auf den Blättern sitzt eine große Zikade, deren Flügel das ganze Netzwerk der natürlichen Flügel zeigen. Die Arbeit ist auch als Gußstück bewundernswert.

Tempelmodell in Metall. Achtzehntes Jahrhundert. (Aus Kokkwa, Heft 106.)

Neben dieser oft namenlosen Handwerkertätigkeit ist in den letzten Jahrhunderten eine Anzahl Künstler hervorgetreten, welche besonders charakteristisch durch die Auswahl gewisser Modelle wurden.

Einen besonderen Ruf hat Seimin (1760 bis 1838) durch seine Schildkrötendarstellungen (Abbild. S. 369, d) erreicht. Diesem an sich unförmlichen Tiere verstand er durch gefällige Kompositionen einen malerischen Reiz zu geben.

Toun im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ist besonders berühmt geworden durch seine Drachendarstellungen. Ein Werk seiner Hand sehen wir in dem Koro (Abbild. S. 369, b), bei welchem zwei Klauen und die Schwanzspitze als Füße des Räuchergefäßes verwendet sind, während die Drachenfigur, bald im Flachrelief verlaufend, bald im Hochrelief kräftig heraustretend, das einfache Gefäß umklammert. Seiner Schule entstammt auch das Räuchergefäß (Abbild. S. 369, g), dessen Sockelmontierung wohl erst in Europa gemacht worden ist. Die reich bewegte und nicht einheitlich erfaßte Komposition zeigt die Hand des Schülers und läßt die Größe des Meisters vermissen.

Die Bronzetechnik wird heute noch in Japan gerade so gepflegt wie in früheren Jahrhunderten, nur sind wirklich gute Arbeiten so teuer, daß sie nur selten auf dem europäischen Markt Absatz finden, während anderseits kein gebildeter Japaner sich jene modernen Bronzesurrogate aufstellen wird,

Digitized by Google

welche selbst in Palästen Europas neben den hervorragendsten europäischen Arbeiten eine eigentümliche Rolle spielen.

Zellenschmelzarbeiten
(Email cloisonné)

Über die Entstehung der Zellenschmelzarbeiten (Email cloisonné) sind in Europa trotz des Buches von Bowes („Notes on Shippo") noch immer sehr falsche Anschauungen verbreitet, besonders da dies Buch viel weniger bekannt ist als das ältere, farbig illustrierte desselben Verfassers: „The Japanese Enamels", welches völlig verkehrte Ansichten über die historische Entwickelung der Zellenschmelzarbeiten enthält. Es kommt weiter hinzu, daß die japanischen Zellenschmelzarbeiten ganz verschiedene Charakteristiken in der Technik, im Dessin und in der Form aufweisen, so daß man nach Analogie anderer Kunstgewerbe eine Entwickelung des Stils zu erkennen glaubt, während tatsächlich auch selbst die Arbeiten des scheinbar alten Stils in gleich primitiver Qualität noch heute ausgeführt werden.

Material und Ornamentik geben uns somit keinen Anhalt, um die Geschichte der Entwickelung dieser Technik festzulegen. Wir sind daher auf jene Angaben angewiesen, welche der Historiker aus dem Leben der Künstler zusammenstellen konnte. Professor T. Jokohi, der als Kunsthistoriker einen Namen in Japan besitzt, hat eine ausführliche Untersuchung über diese Fragen angestellt, und seinen Ausführungen folge ich im wesentlichen. Herr Dr. Tsuji hatte die Freundlichkeit, eine Übersetzung dieser Arbeit Jokohis anzufertigen.

Historisch beglaubigte Gegenstände japanischer Herkunft aus der frühhistorischen Zeit sind nicht erhalten; doch scheint in der Ashigagazeit die Zellenschmelzkunst nicht unbekannt gewesen zu sein, da in einem Brief ausdrücklich die Zellenschmelztechnik (shippo ruri) viel bewundernswerter genannt wird als die Inkrustierung oder das Einlegen. In einem Tagebuch wird berichtet, daß etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Ashikaga-Shogun einen Besuch machte und dem Wirt „ein paar Blumenvasen von shippo ruri und eine Hängelaterne aus Bronze verehrte". Da an dieser Stelle jeder Hinweis fehlt, daß diese Gegenstände wirklich in Japan hergestellt worden sind, kann

Chinesisches Wassergefäß (Yu) mit Deckel und Henkel, auf vier Füßen (von vierfüßigen Yukesseln sollen nur vier Stück existieren), aus Bronze in brauner Farbe mit eingestreuten roten und blauen Flecken (Höhe etwa 64 cm), in der Sammlung Kichizaemon Sumitomo, Osaka. Aus dem ersten Jahrtausend. (Aus Kokkwa, Heft 163.)

vermutet werden, daß es sich auch hierbei um ausländische, wahrscheinlich chinesische Arbeiten gehandelt hat, um so mehr, da zu der gleichen Zeit die Arbeit mit Zellenschmelz in China unter der Herrschaft der Ming einen glänzenden Aufschwung nahm. Um so mehr erscheint diese Ansicht wahrscheinlich, weil der Shogun eher kostbare Importartikel als gewöhnliche Landesprodukte verschenkt haben mag.

Es ist anzunehmen, daß bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts, bis einerseits durch den Verkehr mit den Jesuiten und Holländern, anderseits durch die Eroberung Koreas eine Fülle neuer Anregungen in Japan eindrang, die Herstellung von Zellenschmelzarbeiten unbekannt war und alle aus dieser Zeit erhaltenen Arbeiten importiert sind.

Iyeyasu soll dem Metallziseleur Hirata Donin, genannt Hikoshiro (gestorben 1646), den Befehl erteilt haben, von den Holländern die Herstellung von Shippo zu erler-

Digitized by Google

nen. Als Iyeyasu Shogun geworden war (1603), ernannte er Hirata zu seinem Shippo-Hofkünstler, und bis 1868, durch elf Generationen, blieb diese Art der Arbeit ein Vorrecht der Hiratafamilie.

Zu ungefähr gleicher Zeit hat Hideyoshi einen bekannten Metallkünstler Yoshinaga aus der Stadt Matsuyama nach Kyoto berufen, welcher ebenfalls Schmelzarbeiten vereinzelt anfertigte. Es ist nicht festzustellen, welcher von diesen beiden Künstlern zuerst die neue Technik in Japan angewendet hat.

Im siebzehnten Jahrhundert sind Schmelzarbeiten nicht mehr selten, aber immer sind es ganz kleine Gegenstände, auf denen in bescheidenster Weise das Zellenschmelz bald auf die Metallfläche aufgelegt, bald vertieft eingeschnitten war. So sind Türgriffe im kaiserlichen Lustschloß zu Katsura bei Kioto erhalten, welche von Yoshinaga herrühren sollen, während ein Panzer des Kobori Verzierungen von Hikoshiro, dem ersten Hiratakünstler, aufweist. Von Hikoshiro sind auch Stichblätter und Schwertknäufe erhalten. Auch die Türgriffe eines Zimmers im Schlosse Nagoya aus der Zeit des dritten Tokugawa Shoguns, ferner Metallzieraten an den Tempeltüren in Nikko, an Standlaternen und an anderen Orten sind mit Shippo verziert. Hieraus geht hervor, daß etwa 1596 bis 1650 die Anwendung von Emailarbeiten beliebt, aber in bescheidenem Umfange auf ganz bestimmte Gegenstände begrenzt war. Noch völlig fehlte um diese Zeit die jetzt bevorzugte Art, den ganzen Gegenstand ausschließlich mit Zellenschmelz zu bedecken.

Erst im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ist einem Vergolder im Dorfe Hatori in der Provinz Owari, Namens Kaji Tsunekichi, die neue Belebung gelungen. Im Jahre 1832 kaufte dieser in einem Kuriositätenladen einen Teller, der durch die Holländer in Nagasaki eingeführt war und dem Shippo ähnlich sah. Dieses Metallstück nachahmend machte er zur Probe einen Pinselständer und ein Weihrauchschälchen. Erst nach langwierigen Versuchen durch fortgesetztes Schleifen und Nacharbeiten gelang es ihm, einen Teller von etwa fünfzehn Zentimeter Durchmesser herzustellen, welcher von einem Händler dem chinesischen Mingfabrikat gleichwertig erklärt wurde. Durch diesen Erfolg angefeuert, stellte Tsunekichi einen Schreibkasten her, der die Aufmerksamkeit des Fürsten von Owari erregte und 1839 zu einem Auftrag auf eine Pinselunterlage und einen Miniatursetzschirm führte. Der Fürst war über die Ausführung so sehr entzückt, daß er die Gegenstände dem Shogun zum Geschenk machte. Tsunekichi ist 1883 im einundachtzigsten Lebensjahre gestorben, nachdem er noch vorher vom Kaiser einen silbernen Becher geschenkt erhalten hatte.

Somit war Tsunekichi der Begründer der modernen Schmelzarbeit. Von ihm erlernte Hayashi Shogoro aus dem Dorfe Toshima die Technik, und dieser wiederum lehrte sie um 1860 seinem Dorfgenossen Tsukamoto Keiske und Tsukamoto Gisaburo. Von diesen hat sich Keiske ein besonderes Verdienst um eine immer größere Verfeinerung in der Ausführung erworben. Er verzierte besonders gern Pfeifenrohrfutterale und kleine Schnurhalter (Ojime).

Chinesisches Weingefäß (Tsun), einer Blumenvase ähnelnd (Höhe etwa 30 cm), aus Bronze in bläulich-grauer Farbe, an einzelnen Stellen grün, in der Sammlung von Kichizaemon Sumitomo, Osaka. Aus dem ersten Jahrtausend. (Aus Kokkwa, Heft 163.)

Die Fabrikation wurde zuerst als völliges Geheimnis bewahrt, so daß kein Fortschritt in der Technik stattfand. Keiske hatte

sogar Schwierigkeiten, den blauen Grund herzustellen, da sein Lehrer Shogoro ihm nicht das Rezept dafür gegeben hatte. Er verfolgte auf dem Markte und in den Apotheken alle diejenigen Materialien, die

a Wasserkessel mit Hahn in Drachengestalt, Henkel aus Elefantenköpfen und Deckel mit Himmelshund; aus Bronze mit altstilisierten Reliefverzierungen. (Riudsu no mizuire. Drachenkopf-Wassergefäß.) b und c Blumenvasen (Hanaike, meist Kwabin genannt). (Sammlung Münsterberg.)

Shogoro zu kaufen gepflegt hatte, und erfuhr auf diese Weise, daß es nicht eine Medizinart war, sondern blaues Glas. Damals soll er alles ihm zugängliche, offenbar von den Holländern importierte und daher seltene blaue Glas aufgekauft haben. Nach vielem Probieren gelang es ihm endlich, den blauen Untergrund herzustellen. Hiermit noch nicht zufrieden, wollte Keiske auch große Gegenstände, wie sie in China zur Zeit der Mingdynastie hergestellt wurden, nachmachen, und bei diesen Versuchen verlor er sein Vermögen. Schließlich gelang es ihm, eine sechseckige Schüssel von etwa fünfzehn Zentimeter Durchmesser bei zweieinhalb Zentimeter Tiefe zu fabrizieren, welche er für 3 Bu und 2 Shu einem Händler überließ. Eine zweite Schüssel von ungefähr fünfundvierzig Zentimeter Durchmesser ist insofern von besonderer Bedeutung, als hier zum erstenmal an Stelle der chinesischen Pflanzenornamente (Karakusa) eine japanische Landschaft, das Schloß zu Nagoya, dargestellt wurde. 1860 kam Keiske auf den Gedanken, Porzellan mit Zellenschmelz herzustellen, und verfertigte Teller, Blumenvasen und dergleichen. Um dieselbe Zeit hat eine ganze Reihe Künstler aus den verschiedensten Dörfern von Keiske die Fabrikation erlernt und selbständig gearbeitet. Da damals der Absatz noch im wesentlichen auf den Export nach Frankreich beschränkt war, so mußte die Arbeit oft aus Mangel an Aufträgen unterbrochen werden. Die Preise waren, der geringen Nachfrage entsprechend, sehr niedrig. Als der Handel etwas mehr in Gang gekommen war, hörte Keiske wieder auf, Zellenschmelz auf Porzellangrund herzustellen, und kehrte zum Kupfergrund zurück.

Kupferbleche gab es damals noch nicht in Japan, und jeder Künstler mußte sich seine Kupferunterlage selbst herstellen. 1871 wurde Keiske nach Yokohama berufen, um Unterricht in der Emailtechnik zu erteilen, wodurch der Anfang des Yokohama-Emails begründet wurde. Die steigende Nachfrage bewirkte die Umwandlung der bescheidenen Handwerkertätigkeit zur Massenfabrikation, welche größere Kapitalien erforderte.

Nach Europa soll zum erstenmal im Jahre 1865 japanisches Email eingeführt worden sein. Dann wurden 1867 in der Weltausstellung zu Paris von japanischen Fürsten unter vielen anderen Kunstarbeiten auch sechs Stücke Email ausgestellt, die vom South

a Dreifuß mit Tierköpfen aus Bronze. b Feuerbecken aus Bronze in Reliefarbeit, mit durchbrochenem Deckel, für Asche mit glühender Holzkohle zum Wärmen der Hände. c Wasserkessel aus Kupfer mit getriebenem Drachen. (Sammlung Münsterberg.)

Kensington-Museum erworben wurden. Damals wurden sie für alte Tokugawaarbeiten angesehen, während wir heute wissen, daß

Digitized by Google

es Fabrikate des Keiske gewesen sind. Auf der Wiener Weltausstellung 1873 machte eine Blumenvase von etwa fünfundvierzig

Verschiedene Gegenstände aus Bronze im Wachsschmelzverfahren hergestellt. a Kōrō in Gestalt eines geflochtenen Korbes mit Pflanzenumrankung und Libelle, gezeichnet. (Sammlung Münsterberg.) b Kōrō mit Drachenverzierung in Hochrelief, Füße aus Klauen und Schwanz des Drachen gebildet, Schule Tōūn, 1818 bis 1826. c Falke, Stil des neunzehnten Jahrhunderts. (Sammlung Cernuschi, Paris.) d Schildkrötengruppe von Seimin, 1766 bis 1838. e Reihergruppe, Stil des achtzehnten Jahrhunderts. f Altarleuchter mit Drachenverzierung und Lotosblattmanichette. Stil des siebzehnten Jahrhunderts. (Sammlung Cock.) g Kōro in Gestalt eines Drachens, Schule Tōūn, neunzehntes Jahrhundert. (b bis g nach Photographien von Gowland.)

Zentimeter Höhe, deren ganze Oberfläche mit Blumen und Vögeln verziert war, großes Aufsehen. Diese Vase hatte Keiske auf Bestellung des Professors Wagner 1871 hergestellt — wohl die erste große Vase, welche in Japan erzeugt wurde.

Auf Grund der Erfolge auf den Weltausstellungen wurde die Nachfrage in Europa und Amerika immer größer, und 1875 be-

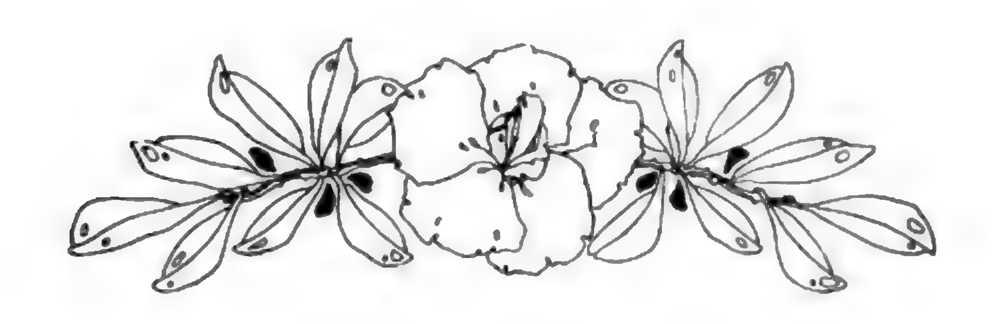
Digitized by Google

gründete die Firma Ahrens in Tokio eine Fabrik, die unter anderen Techniken auch Emailarbeiten im größten Stil unter der Leitung von Keiske und seinen beiden Söhnen herstellte. Damals wurde ein deutscher Chemiker Namens Wagner engagiert, der auf Grund deutscher wissenschaftlicher Studien alle verschiedensten Färbungen der Schmelzmasse herstellte und zugleich das Material wesentlich verbesserte. Diese Fabrik mußte bereits 1879 nach außerordentlichen Verlusten ihre Tätigkeit einstellen.

Um diese Zeit war die Schmelzarbeit kein Geheimnis mehr, und zahlreiche Schüler des Keiske hatten die Arbeit aufgenommen.

Den Söhnen des Keiske ist das Verdienst zuzuschreiben, das drahtlose Email zum erstenmal in Anwendung gebracht zu haben. Die erste Arbeit wurde von dem kaiserlichen Hausministerium angekauft. 1887 wurde eine andere Gesellschaft zur weiteren Ausgestaltung der drahtlosen Shippokunst begründet.

Die chinesischen Emailarbeiten der Mingdynastie waren die technischen und stilistischen Vorlagen, aber sie unterscheiden sich von den japanischen in erster Linie durch das Gewicht der Gegenstände, da in China ein schwerer Bronzegrund verwandt wird, während in Japan dünnes Kupferblech — mit Ausnahme bei Schwertstichblättern — in Anwendung kommt. Auch pflegen die chinesischen Gegenstände meist größer und schwerer in der Form zu sein als die japanischen, ferner wird in China blaugrün und in Japan mehr dunkelgrün als Untergrund bevorzugt.



Der Tag schläft ein

Die Berge küßt der Zwielichtschein.
Nun wir zu Tale gehen von der Warte,
Geht uns zugleich der Tag zur Neige.
Der Mond steigt hinter einer Felsenscharte
Am lichten Himmel auf. — O schweige,
O schweig', mein Herz: der Tag schläft ein. —

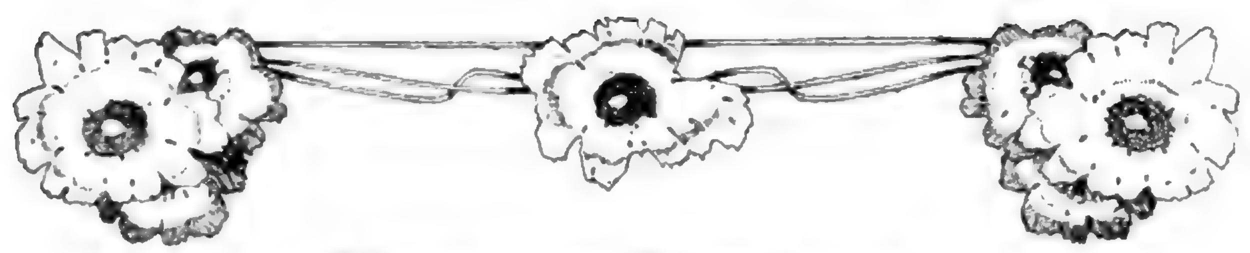
Dicht hülle dich und lautlos ein
In deine Schmerzen! — wie in Dämmerungen
Das Tal zu unsern Füßen sich geborgen. —
Als sei des Tages Schmerzensschrei verklungen,
Als schliefest über deine schweren Sorgen
Vergessend, träumend du mir ein.

Der Purpurnebel, der im Tale zieht
Wie einer fernen Geige leises Tönen,
Er ziehe mildernd in mein herbes Denken —
Laß dich mit deiner Qual, o Herz, versöhnen!
Du sollst sie in die stillen Täler lenken,
Wo Dämm'rung singt ein Wiegenlied.

Die weißen Häuser nur allein
Sie trotzen noch dem weichen Abenddunkel.
Sie reden noch von harter, klarer Tage
Zu lautem Farbenglanz und Lichtgefunkel.
Lösch' aus, mein Herz, den scharfen Ton der Klage,
Sei still, mein Herz: der Tag schläft ein! —

Gertrud Lent

Digitized by Google



Unter der Tarnkappe

Ein schleswig-holsteinischer Roman

von

Wilhelm Jensen

III

(Nachdruck ist untersagt.)

Seit der Wanderung auf den Bungsberg hatte Gebert Norweg den sonntäglichen Gottesdienst nicht wieder versäumt und tat's auch am nächsten Sonntag nicht. Doch übte die Kirche nicht mehr den früheren Eindruck aus; sie empfing ihn beim Eintritt als ein dämmernd-lichtloser, enger, fast wie bedrückender Raum, erweckte ihm ein Verlangen nach freier Luft und daneben ein Gefühl, daß seine Seele bei einer Predigt draußen in Sonne und Wind mehr zur Andacht gestimmt sein würde oder vielleicht am meisten, wenn er irgendwo allein hoch oben, mit der blauen See ringsumher, stünde und in lautloser Stille nach den Lübecker Türmen am Himmelsrand blickte. So geschah's auch heute, und bei dieser Empfindung klang ihm, ohne daß er begriff, warum, während des Orgelspiels ein ganz anderer Ton im Ohr auf, der durchaus nicht hierher gehörte. Die Stimme des sonderbaren dänischen Herrn war's, mit dem er gestern am Nußkrug zusammengetroffen: „Das muß ja eine Ssatansarbeit sein. Ssollst du das studieren oder willst du? Das wär' das letzte, was ick hätte getan." Wunderlich vernahm er's durch das Präludium des Gottesdienstes; um ihn füllte sich die Kirche außergewöhnlich dicht an, die adeligen Gutsherren aus weiter Umgegend waren vollzählig anwesend und nahmen mit ihren sämtlich in großer Toilette erscheinenden Damen ihre erblichen Reservatstühle ein. Allgemein schien eine besondere Erwartung der heutigen Predigt entgegenzusehen, mußte jedoch auf ihre Befriedigung etwas harren, denn wider seinen sonstigen Brauch hielt sich Pastor Cordemann nach dem Gesangsschluß noch in der Sakristei zurück. Dann fand noch einmal auf einer der Kanzel gegenüberliegenden Empore eine Bewegung statt, verursacht durch das verspätete Eintreffen der Hohenkamper Gutsherrschaft. Geberts Augen waren auf etwas anderes hingewandt. In einiger Entfernung, doch gerade vor ihm war, von der freiherrlich Ratlowschen Familie begleitet, der dänische Herr an die in ungewöhnlicher Art mit einer rot-weißen Draperie geschmückte Brüstung vorgetreten und nahm auf einem bequemen Lehnsessel zwischen der Baronin Dagmar und ihrer Tochter Platz. Beide Damen trugen hochelegante, doch dem Ernst des Kirchenraumes wohlangemessene, schwarzseidene, bis zum Hals hinauf geschlossene Kleidung. Besonders wurden dadurch die schlanke Gestalt und das schmale Gesicht Gerda Ratlows mit seiner Fülle lichtblonden Haares äußerst wirkungsreich hervorgehoben; weit deutlicher als in hellen Farben stellte sie so eine in der Entwickelung begriffene hohe Mädchenschönheit zur Schau, nur war sie etwas blaß, und in ihren Augen lag, wenn die niedergesenkten Lider sich flüchtig aufhoben, ein etwas müder Ausdruck.

Nun erschien Pastor Cordemann, stieg die Kanzeltreppe hinan und verneigte sich, während er die goldschnittblinkende Bibel auf die Randausbuchtung legte, leise gegen die Empore; danach räusperte er sich einmal und begann mit wohllautender Stimme seine Predigt: „Geliebte Gemeinde. Andachtsvoll an dieser heiligen Stätte zum Herrn versammelte christliche Brüder und Schwestern, welchen Namens, Standes, Ansehens und Berufes auch die göttliche Vorsehung euch nach ihrer Weisheit in dieser irdischen Zeitlichkeit unterschieden, zu arbeitsamem Dienst

Digitized by Google

auserſehen oder als erleſenes Werkzeug ihres Weltplanes zum Leiter und Herrn über viele emporgehoben hat. Mit euch allen ſei gemeinſam und gleichgewogen der Friede und die Gnade und die barmherzige Liebe Gottes. Amen.“

Anders als im Jenſeits, wo hoch und niedrig, arm und reich vor Gott gleich ſeien, erläuterte die Predigt weiter, verhielt es ſich nach der allweiſen Ordnung des Höchſten unter denen, welche noch dem irdiſchen Prüfungswandel anheimgegeben wären. Sie hielt der göttliche Ratſchluß zur Wohlfahrt aller und zum ewigen Heile jedes einzelnen in unterſchiedliche Sonderungen und Klaſſen geteilt, die er je nach ihrer Stellung hienieden anders gearteten Aufgaben und Pflichten zugewandt. Über alle aber habe er als Höchſten und auserwählten Vollſtrecker ſeines Willens den Landesherrn geſetzt, den ſchirmenden Hort der Geſamtheit, den Helfer der Schwachen und Bedrückten, dem Heiland als Troſtſpender in irdiſchen Nöten vergleichbar, wie er auch als das Haupt der Kirche ihren erhabenen Bau mit ſeiner Krone vollende. Denn ihm habe Gott als ſeinem zeitlichen Stellvertreter von ſeinem eigenen Lichte verliehen, daß er nicht gleich den Untertanen einer Täuſchung und dem Irrtum anheimfallen könne, ſondern wie vor dem Auge des Schöpfers auch vor dem ſeinigen nichts umdunkelt und verſchloſſen daliege. Darum aber, wie das Evangelium Gehorſam vor dem Entſcheid der Obrigkeit gebiete, ſo erheiſche die göttliche Weltordnung in noch weit höherem Maße von jeglichem Untertan Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht vor dem unvergleichlich von der Allmacht über alle emporgehobenen Träger der weltlichen und geiſtlichen Krone. Und ein Prüfſtein werde am Tage des Gerichtes die Frage ſein: Wie haſt du auf deinem Prüfungswandel in Taten und Gedanken dem in Ehrerbietung deine Dankesſchuld entrichtet, den der ewige Herr dir als Ausſpender ſeines Segens zum Herrn deiner irdiſchen Zeitlichkeit geordnet hat.

Dieſe Ausdeutung des Bibeltextes bildete den Grundinhalt der im übrigen nicht lang andauernden Predigt Paſtor Cordemanns. Vielmehr endete dieſe nicht unerheblich früher als ſonſt mit dem liturgiſchen Schlußgebet, in welchem der Sprecher die vorſchriftsmäßige Fürbitte für die königliche Majeſtät wie für das geſamte königliche Haus mit etwas lauter als gewöhnlich erhobener Stimme zum Ausdruck brachte. Dann begann die Orgel wieder, forderte jedoch mit Ausnahme einiger alter Frauen heute die Zuhörerſchaft erfolglos zur Mitbetätigung am Schlußgeſang auf. Von der Empore war die Hohenkamper Gutsherrſchaft ſogleich nach den letzten Worten des Gebets weggeſchwunden, ebenſo hatten alle anderen dem Adelsſtande Angehörigen raſch ihre Stühle verlaſſen, und auch die ſtädtiſchen Honoratioren und Bürgersleute drängten ſich mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit aus der Kirche ins Freie nach. Die vornehme Geſellſchaft ſchlug heute ausnahmslos, doch in einem Abſtand hinter der mit ihrem Gaſt voranſchreitenden Ratlowſchen Familie, den kurzen Weg zum Paſtoratsgebäude hinüber ein; nicht wie üblich die Damen allein, auch die Herren begaben ſich nicht nach der „Stadt Hamburg“ zur Bordeauxprobe, ſondern ſchloſſen ſich vollzählig an. Die Volksmenge ſtand, aus groß aufgeweiteten Augen gaffend, zu den Seiten aufgereiht, blieb indes ſelbſtverſtändlich in einiger Entfernung vor dem Pfarrhauſe zurück.

In dieſem befand ſich alles zum bräuchlichen ſonntagvormittägigen Empfang bereitgehalten, doch in einer feſtlicheren und viel umfänglicheren Weiſe als ſonſt; ſichtlich waren für weit zahlreichere Gäſte als ſonſt Vorkehrungen getroffen. Wohl ein halbes Dutzend gefüllter großer Schokoladekannen ſahen von Wandtiſchen her und in gleicher Anzahl hoch mit den geſchätzten „Kringeln“ betürmte Körbchen. Malwine Cordemann hatte ſich geräuſchlos-unvermerkt ſchon vor dem Predigtſchluß aus dem Gotteshauſe fortbegeben, ging, überall mit ſorglich prüfendem Blick nach dem Rechten ſehend, in ihrem ſchwarzſeidenen Kommunionkleide durch die aneinander grenzenden Räume der Wohn- und der Eßſtube umher, ſtand dann erwartungsvoll vor der Tür und begrüßte wortlos, nur mit einem tief herabſinkenden Knix die zuvörderſt eintreffende Hohenkamper Herrſchaft. Dieſe ſchien, beſonders in ihrer weiblichen Hälfte, eine hervorragende Stellung unter ihren adeligen Nachbarn einzunehmen, denn

Digitized by Google

die Verneigungen der Herren wie der Damen vor Frau von Ratlow gingen weit über das unter oft zusammenkommenden Standesgenossen bräuchliche Maß hinaus, ja einige schon ältere Komtessen knixten sogar vor der jungen Baronesse Gerda tief zu Boden. Pastor Warmund Cordemann hatte nach der Rückkunft aus der Kirche schnell seine breite, gefältelte Halskrause abgelegt, trat jetzt mit schneehell blickenden Bäffchen herein und unter einer ehrerbietigen Verbeugung an den Grafen von Wagrien heran. Dazu sprach er wohltönig: „Darf ich Eurer — dem Herrn Grafen meinen tiefstempfundenen Dank für die hohe Ehre ausdrücken, die der Herr Graf meiner geringen Behausung zuteil werden lassen —“

Er schien nur Atem zu holen, um in längerer Rede fortzufahren, doch der Angesprochene fiel ein: „Maggen Sie keine weiteren Umßweif, mein guter Pastor, Sie haben heute ßon geredet genug. Aber das war gudfordömmig eine vortrefflige Predigt, so sollten alle sein. Aug so bald fertig; ig habe nigt gerne das lange Geßwätz, und aug nigt zu ßwarz“ — der Sprecher drehte seinen Blick den beiden Ratlowschen Damen zu — „ßwarz kleidet bloß gut zu ganz blondem Haar —, was Sie haben gesagt den Leuten war von rigtigem Menßenverstand. Haben Sie nog nigt bekommen den Danebrog? ig seh' ihn nigt auf Ihrem Rock. Ein so vernünftiger Pastor mußte ja dog haben den Danebrog. Aber das muß sein eine ßatansmäßige Arbeit für die Engel, alles zu ßreiben auf, was alle Leute tun und denken, und nigts zu vergessen; das ist gut, daß ig nigt muß mithelfen dazu. Ig helfe aug nigt gerne mit bei der Sjokolade, die ist mir zu dick und zu süß, aber ig habe saamaend gekriegt einen trockenen Hals während Ihrer Predigt und würd' Ihnen sein dankbar, mein guter Pastor, wenn Sie mir wollten geben etwas Dünneres zu trinken dagegen.“

Eine Erfüllung dieses Wunsches brauchte der geistliche Wirt nicht erst vom Himmel herab zu erbitten, sie bedurfte sogar kaum einer halben Minute an Zeit, denn auf einen leichten Handwink Pastor Cordemanns trat schon im nächsten Augenblick in tadellos sauberem Sonntagsstaat eine Hausmagd zum Präsentieren eines blitzend blank geputzten Silbertabletts herzu. Darauf stand neben einem großen Kelchglas etwas von dem Pfarrhauszimmer bisher wohl noch kaum jemals Gesehenes, eine aus der „Stadt Hamburg“ herübergeholte, schon seit gestern in frischem Brunnenwasser gekühlte Flasche Champagner, die Warmund Cordemann hastig mit beglücktem Gesichtsausdruck, doch ein bißchen fliegenden Fingern anfaßte. Graf Frederik ließ einen wohlgefälligen Blick über die ländlich kräftige Gestalt des Mädchens vom Gesicht und dem vorgewölbten Mieder bis zu dem kurzen Rock und den weißbestrumpften Füßen niedergehen und sagte: „Du bist ja eine kleine smukke Perßon, so eine Tragt mag ig gerne, und davon läßt man sig gerne still maggen den Durst.“ Dann nahm er das inzwischen von Pastor Cordemann schäumend vollgeschenkte Glas, nickte: „Skaal, guter Pastor!“ und leerte es mit raschem Zuge aus.

Ulrich Ratlow, der bisher etwas seitwärts gestanden, bewegte sich jetzt heran und fragte: „Gestatten Herr Graf, daß ich die hier Anwesenden zur Vorstellung bringe?“

Der Graf von Wagrien machte eine etwas sonderbare Miene dazu, doch antwortete er: „Ja, das muß ja sein wohl, aber laß mig erst trinken nog ein Glas, das ist eine fordömmt trockene Luft diesen Tag, die kratzt im Hals.“

* * *

Der Sonntagmorgen hatte neben mancherlei Ungewöhnlichem etwas noch kaum je Geschehenes mitgebracht, daß sich unter den Zuhörern in der Kirche auch der Justizrat Libertus befunden, der sonst leider regelmäßig von seiner ärztlichen Berufspflicht verhindert wurde, an der allgemeinen Erbauung teilzunehmen. Heute indes hatte eine glückliche Fügung ihm möglich gemacht, die Zeit dafür zu erübrigen, doch nicht die weitere, daß er sich der Versammlung im Pastoratsgebäude hinzugeiellen konnte, denn ein Krankenbesuch nötigte ihn gleich nach der Beendigung des Gottesdienstes an den nördlichen Stadtrand hinaus. Dadurch geriet er auf den nämlichen, eine Strecke weit von Zaunknicken eingefaßten, heute völlig menschenleeren Feldweg, den Gebert Norweg eingeschlagen, der in Gedanken versenkt nichts

von dem hinter ihm Dreinkommenden wahrnahm, bis ihn von rückwärts her eine Frage ansprach: „Denkst du über die Predigt nach? An der kann allerdings ein künftiger Theologe sich ein Muster nehmen und lernen, wie er's in seinem Beruf zu etwas bringt."

Nun wandte der Angeredete rasch den Kopf, grüßte hastig und versetzte, aus ein bißchen unsicheren Augen dreinblickend: „Ja — ich dachte —"

„Was dachtest du?"

„Daß ich — ob mir — als nicht anders möglich — vorgeschrieben ist, daß ich Theologie studieren muß."

Wichart Libertus antwortete: „Das weiß ich nicht, von wem, als von dir selbst und deinen Geldmitteln. Aber warum? Hast du kein Vertrauen zu dir, daß du's auch so weit bringst? Schneller, als ein brauchbarer Pastor, kannst du nicht zu Amt und Brot kommen."

„Ja — mir ist es nur — seit letzter Zeit — als ob ich nicht recht die Befähigung —"

„Darüber zerbrich dir den Kopf nicht, die kommt von selbst. Die meisten Leute sind von Natur dumm und brauchen wie die Schafe einen Leithammel. Dumme Menschen etwas glauben zu machen, dazu gehört nicht sonderlich viel Kunst, das bringst du wohl zustande. Das halt' dir nur richtig vor. Willst du ins Feld hinaus?"

Gebert schwieg, doch mit einem Gesichtsausdruck, als ob er noch eine Frage verhalte, und der Arzt fügte nach: „Willst du noch etwas wissen?"

„Ja — ich möchte — wer der Herr ist, der Graf von Wagrien heißt?"

„Der Graf von Wagrien? Was geht der dich an?"

Nun erzählte Gebert kurz, wie der fremde Herr, der eben mit in der Kirche gewesen sei, ihn gestern am Nußkrug angerufen und geheißen habe, sich zu ihm an den Tisch zu setzen. Als er ausgesprochen, erwiderte Libertus: „Da hast du ja eine hohe Ehre genossen, für die du dein lebelang Dank schuldig bist. Aber zuviel bilde dir doch nicht drauf ein, es gibt nicht ganz wenig Kutscher und Stallknechte, mit denen du die allerhöchste Auszeichnung teilst. Ja so, du hast's neuestens auf Geschichte stehen, da fängst du allerdings am richtigsten mit der Landeshistorie an. Der Graf von Wagrien ist der Kronprinz Friedrich oder Frederik von Dänemark, dein künftiger Landesherr; so erlauchte Persönlichkeiten reisen meistens nicht unter ihrem wirklichen Namen. Er war zweimal hochebenbürtig verheiratet — ‚gift' heißt's auf dänisch —, zuerst mit seiner Cousine, nachher mit einer mecklenburgischen Prinzessin; das war für unser aller Glück sehr notwendig, denn wenn er einmal stirbt, ohne uns einen rechtmäßigen Sohn von sich zu hinterlassen, so geht's mit seinem königlichen Haus zu Ende. Wir sind aber bis jetzt nicht so glücklich geworden, er hat mit beiden Frauen keine Kinder gehabt und sich zweimal von ihnen oder sie sich von ihm scheiden lassen, im vorigen Jahre zuletzt. Seine erste Heirat war der jetzigen Mutter deiner Weidengertenfreundin Gerda Ratlow nicht gerade angenehm; sie hieß damals Komtesse Gyldencron, kam täglich ins Königsschloß, wo sie mit dem Kronprinzen zusammenwar, und machte sich stark Rechnung drauf, die künftige Königin von Dänemark oder was sonst zu werden. Der Fehler in der Rechnung, glaub' ich, steckte nur in ein paar Sommersprossen; mir ist's wenigstens neulich einmal so gekommen. In Kopenhagen soll damals viel gelacht worden sein und die Komtesse rasch zugegriffen haben, dadurch aus der Residenz wegzukommen, daß sie Gutsherrin auf Hohenkamp wurde. Nun war er inkognito hier im Land und ist auf den Einfall gekommen oder vielleicht drauf gebracht worden, seine Jugendkameradin einmal wiederzusehen. So bist du gestern zu der hohen Ehre gelangt und wir heute zu der schönen Predigt deines Vorbildes, des Herrn Pastors. Er hätte seinem Vaterunser diesmal passend noch eine Bitte für junge Mädchen anfügen können: ‚Und lasse mich keine Sommersprossen bekommen ...' Guten Morgen."

Gebert ging mechanisch weiter ins Feld hinaus, um ihn ragten in der hellen Sonne des Julianfangs die verschiedenen Knicksträucher voll in Blüte, zwischen denen emporgerankter Jelängerjelieber duftete, und Goldammern sangen, sich auf den Zweigspitzen wiegend, ihre eintönige Liedstrophe. Aber etwas anderes stand ihm vor dem Blick, ein aus der Kirche her zurückgebliebenes, nicht verlöschtes eigentümliches Bild:

Digitized by Google

der dänische Herr vom Nußkrug auf der Empore zwischen den beiden schwarzgekleideten Damen sitzend. Die eine von diesen hatte er wohl zum erstenmal gesehen, wenigstens erinnerte er sich nicht anders, doch die Ähnlichkeit hätte ihm nicht Zweifel gelassen, es müsse die Mutter von Gerda Ratlow sein. Von dem Haar der letzteren war ein Licht ausgegangen, als falle durchs Kirchenfenster ein Sonnenstrahl drauf; ohne eine Regung während der ganzen Predigt saß sie, wie er sich ein marmornes Steinbild vorstellte, eine Verkörperung hochmütigen Stolzes, vor aller Augen den Platz neben dem dänischen Kronprinzen einzunehmen.

Der also war der Graf von Wagrien, der künftige König. Er hatte sich niemals eine Vorstellung von einem König gemacht, empfand nur, so wie den gestrigen Besucher des Nußkrugs würde er sich ihn nach Aussehen und Wesen nicht gedacht haben. Von dem, was der Herr Justizrat gesprochen, war ihm, wie oftmals, manches nicht verständlich geworden, aber es hatte den Eindruck erregt, als habe sich in seinen Äußerungen, trotz der „hohen Ehre", deren er zweimal Erwähnung getan, keine besondere Zuneigung und Ehrerbietung kundgegeben.

Das Bild verharrte vor Geberts Augen fort, doch sah er statt des Grafen von Wagrien wieder Gerda Ratlow, und ihm schoß jählings ein Wunsch auf, der künftige König möchte dabei zugegen gewesen sein, als er im Hohenkamper Park im Begriff gestanden, ihr mit dem Weidenzweig ins Gesicht zu schlagen. Denn er fand, wie aus der Luft herabgefallen, plötzlich eine Erklärung für ihr Benehmen gegen ihn: sie wisse, daß seine Mutter nicht verheiratet gewesen sei, deshalb wende sie beim Vorbeifahren mit höhnischem Lachen den Kopf nach ihm um. Davon strömte sonderbar, ohne irgendwelche Berechtigung, in ihm ein Widerwillen gegen den Grafen von Wagrien über, der sich so leutselig gegen ihn benommen hatte. Aber er sah in der Phantasie Gerda Ratlow mit diesem im Hohenkamper Park gehen, und er hörte sie fragen: Wie kann Er sich unterstehen, hierher zu kommen? und sie ließ ihn vor den Augen ihres königlichen Begleiters durch ihre Diener wie einen unverschämten Betteljungen hinausjagen.

Dazwischen stieg etwas anderes in seinem Kopfe auf. Die Predigt des Herrn Pastor war gewiß außerordentlich vollkommen in ihrer Form und ihrem Vortrag gewesen, aber er hätte nicht auf der Kanzel dastehen und sie halten mögen.

Der Herr Justizrat hatte gesagt, er wisse nicht, von wem ihm zum Gebot gemacht sei, Theologie zu studieren, als von ihm selbst und seinen Geldmitteln. Dem war eben alles gleichgültig, was sein Leben außer der leiblichen Unterkunft und der körperlichen Gesundheit anging.

Ihm ward in dieser Stunde klar: er hatte nie darüber gedacht, sondern es war für ihn gedacht worden, von dem Herrn Pastor und von seinem Lehrer, daß er Theologe werden solle. Und in der dunklen, luftlosen Hinterstube bei der Mutter Schlerbaum hatte ihm auch gar kein anderer eigener Gedanke kommen können.

Allein stand er auf der Welt, ohne Freunde und Ratgeber, darauf angewiesen, selbst sich zu beraten und zu helfen, in sich selbst zu finden, was er für die Zukunft eines fremd vor ihm liegenden Lebens tun und lassen müsse. Andere hatten Vater und Mutter, die ihnen mit Liebe als Führer und Wegweiser zur Seite gingen; er besaß nichts als einige kalte Geldmittel für seinen Lebensunterhalt. Mit einer bitteren Empfindung überkam's ihn: der Herr Justizrat hätte ihm alles das, woran er schlimmen Mangel litt, zu ersetzen, zu sein und zu geben vermocht, wenn er nicht ebenso kalt, liebeleer und im Grunde feindselig gegen ihn gesinnt wäre.

Plötzlich jedoch durchfuhr's Gebert Norweg, wie ungerecht er sich über seine Verlassenheit auf der Welt beklage. Er begriff nicht, was seit seinem Weggang aus der Kirche, einem undurchsichtig dichten Nebel gleich, ihn in ein völliges Vergessen eingehüllt habe. So freundlos-einsam hatte er allerdings dagestanden, ohne daß ihm in seinem dumpfen Hinleben ein Bewußtsein davon gekommen, aber seit Wochen, fast schon seit zwei Monaten besaß er ja an einem Menschen alles, dessen er bedurft, was sein Gemüt sich nur wünschen konnte, eine tägliche Genossin, eine Freundin, eine Schwester, in deren Gegenwart ihn kein Gefühl einer Entbehrung anrühren konnte. Zugleich mit

Digitized by Google

einem glücklichen Aufklopfen des Herzens wandte er jäh den Fuß, ging rasch eine Strecke und lief dann auf Feldwegen seiner heimatlichen Behausung zu.

Als er in dieser ankam, traf er seine Hausgenossin im Garten an, wo sie Meta Kienast einige leichte Verrichtungen ausführen ließ. Wieder Sonntag war's, doch Bertrade Engemann erging es wie Wichart Libertus, sie vermochte vor notwendigen Beschäftigungen nie die Zeit zu erübrigen, sich an der Predigt Pastor Cordemanns zu erbauen. Ihr war nichts weiter möglich geworden, als während der Kirchzeit rasch einen kurzen Gang zum Zweck einer Besorgung nach der „Stadt Hamburg" zu machen; dagegen hatte sie sich bei der Rückkunft diesmal des Feiertags erinnert und ein diesem entsprechendes Kleid angelegt, zwar kein blütenfarbig helles, vielmehr im vollsten Gegensatz dazu eines aus leichter schwarzer Seide, das sie seit ihrer Übersiedlung von Altona her nicht mehr getragen. Darin gemahnte sie an ihren Witwenstand, daneben indes machte die dunkle Farbe ihre Figur schlanker als sonst, und da es kein Trauer-, sondern ein Gesellschaftskleid mit einem kleinen Ausschnitt am Halse war, trat die weiße Frische desselben sehr lebhaft und anmutig zutage. Geberts Augen hafteten mit stummer Überraschung auf ihr, der fremdartige Anblick rief ihm wieder das Bild auf der Kirchenempore wach.

Da er nichts sprach, fragte sie lächelnd: „Warum siehst du mich so an? Gefalle ich dir in dem alten Kleid nicht?"

Nun antwortete er: „O doch — es steht dir sehr gut — schwarze Farbe steht zu hellblondem Haar sehr schön."

Sie fiel ein: „Na, so hellfarbig ist meins doch nicht gerade."

Und er versetzte schnell: „Nein — gar nicht — das meinte ich auch nicht — zu deinem steht es gerade sehr gut." Etwas stotternd brachte er's heraus, und sein Gesicht ward ein bißchen rot dabei; hinterdrein aber flog ihm ein Ton, der wie ein unterdrücktes „Ach!" klang, vom Mund. Denn da er den Kopf ein wenig abgedreht hatte, traf sein Blick auf etwas draußen vor der Gartenpforte, und ihm kam dabei ins Gedächtnis, er habe das dort gegenwärtig Aufgetauchte schon unter den Zuhörern in der Kirche wahrgenommen, indes nur flüchtig mit den Augen drüberhin streifend, ohne einen Gedanken dranzuknüpfen.

Ihm Bekanntes war's, nämlich das Gesicht des jungen Erbpächters von Buchenhorst, Christoph Wittkops, der ebenso, wie einmal vor bald zwei Monaten, über die Pforte hereinsah und seine Augen mit gespanntem Interesse auf die wuchtige Erscheinung Meta Kienasts gerichtet hielt.

„Guten Tag, Frau Leutnant," sagte er jetzt. „Darf ich noch mal wieder zu Ihnen hereinkommen? Sie haben wohl mit dem jungen Herrn etwas Wichtiges zu besprechen, aber lange will ich Sie ja auch nicht aufhalten, bloß ganz kurz."

„Ach — sind Sie's, Herr Wittkop? Wie kommen Sie um diese Zeit hierher zur Stadt?"

„Ja, ich passe Ihnen wohl vermutlich nicht, Frau Leutnant — aber ich hörte gestern, daß heute morgen was Besonderes in der Kirche lossein würde, und da wollte ich mir doch unseren künftigen König mal ansehen. Darum bin ich zur Stadt gefahren, Sie haben ihn doch gewiß auch angesehen?"

„So, darum," versetzte die junge Witwe. „Nein, ich interessiere mich nicht für solche Dinge und habe auch nicht Zeit dazu."

Jetzt aber machte der junge Pächter, ohne länger zuzuwarten, selbst die Tür auf und sagte hereintretend: „Von Ihrer kostbaren Zeit will ich Ihnen auch gar nichts nehmen, Frau Leutnant, die können Sie ja gewiß besser zubringen. Das ist wohl die Meta da?"

„Ja," antwortete Bertrade Engemann so einsilbig als denkbar und trat, ohne sich mehr um den eigenmächtigen Öffner der Pforte zu bekümmern, nach rückwärts an ein Blumenbeet und erteilte Meta die Anweisung: „Hier kannst du das Loch graben." Doch augenscheinlich im Zweifel, ob Meta Kienast richtig verstanden habe, welche genaue Stelle gemeint sei, nahm sie ihr einen Spaten aus der Hand, setzte den niedlichen Zwickelschuh ihres schmalen, schneeweiß bestrumpften rechten Fußes drauf, drückte das Eisen damit leicht in den Boden ein und wiederholte: „Hier."

Digitized by Google

Nun nahm Meta die Arbeit auf, und Christoph Wittkop rief bald bewundernd: „Das ist ja wirklich eine tüchtige Person — aber man sollte es wahrhaftig kaum für möglich glauben, daß bei Menschen so ein Unterschied zwischen Händen und Füßen sein kann."

Das letzte war ihm mehr nur als lautgedacht vom Mund gekommen, und Bertrade sagte: „Sie meinen, zwischen unnützen und solchen, die zu etwas taugen. Das können Sie gern geradezu aussprechen, Herr Wittkop; ich überschätze mich nicht und bin nicht blind, daß ich glaubte, meine könnten sich in der Tauglichkeit mit denen von Meta messen."

„Nee, das können sie wirklich nicht, nehmen Sie's nicht übel, Frau Leutnant, dazu müßte einer ja blind sein." Der Antwortgeber holte erst einmal Atem, ehe er, Meta Kienast, die das Loch jetzt fertig gegraben, den Kopf zudrehend, fortfuhr: „Ich könnt' solches Mädchen grad' auf meinem Hof brauchen, wo die Erntearbeit bald in Gang kommt. Tüchtige Leute haben's bei mir gut und mehr Lohn, als sie sonstwo kriegen; zu essen gibt's auch genug, das gehört dazu, wenn einer ordentlich bei Kraft bleiben soll. Du gefällst mir ganz gut, Meta, ein Handgeld sollst du auch bekommen und kannst gleich mit mir auf dem Wagen nach Buchenhorst mitfahren."

Meta Kienast schien durchaus nicht verwundert über sein Ansinnen, sondern fast, als ob sie darauf vorbereitet gewesen sei und eine Erwiderung schon vorrätig gehalten habe: „Och nee, Herr Wittkop — bitte, dat denken Se nich. Davör bün ick jo groten Dank schullig, wat Se vun mi meent — awers vun de Fru Leutnant much ick üm nix weggahn. De is jo rein as en Engel, un beter kann ick dat jo nerms an keen anner Stell nich kriegen."

Noch merkwürdiger als ihre Antwort erschien aber eigentlich das Verhalten Bertrade Engemanns. Zweifelsohne hatte sich in seinem mißglückten Versuch eine boshafte Heimtücke kundgegeben, doch die junge Witwe gab keinerlei Anzeichen davon, daß ihr dies zum Bewußtsein gekommen sei, weder durch einen Ausdruck innerlicher Empörung, noch durch einen leisesten spöttischen Zug des Triumphes über die verdiente Niederlage seines perfiden Unterfangens. Nicht das geringste hatte sich an ihrer Miene verändert, sie sagte nur zu der ob ihrer ungewohnten rednerischen Leistung mit ebenso hochroten als dicken Backen dastehenden Meta: „Das andere wollen wir heut' nachmittag fertig machen, es ist spät, geh' hinein und decke den Tisch — du bist gewiß sehr hungrig, liebster Gebert. Leg' ein Gedeck mehr auf, in der ‚Stadt Hamburg' ist heute jedenfalls kein Stuhl frei, und wir können Herrn Wittkop ja nicht verhungern lassen, er muß mit unserer Hauskost vorlieb nehmen."

„Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, Frau Leutnant — aber freilich mit ‚Stadt Hamburg' mag sich das nun wohl heute so verhalten, da sind ja wirklich eine Unmasse Leute vom Land zu diesem Tag in der Stadt — aber ich bin auch noch gar nicht hungrig und komme noch früh genug zum Essen zu mir nach Hause —"

So saß Wittkop denn um etwas später in der tadellos ordentlichen Eßstube mit an dem überaus sauber gedeckten Mittagstisch und nahm an der „Hauskost" der Witwe Engemann teil.

„Das ist mal vortrefflich alles gekocht; essen Sie immer so gut, Frau Leutnant?" unterbrach er eben ein längeres Schweigen. „Ich glaube, von der Meta könnte es so nicht herrühren, danach sehen ihre Hände doch nicht recht aus."

Dazu lächelte die Hörerin leicht und entgegnete: „Nein, dafür wären ihre Hände wohl nicht geeignet, wenigstens möchte ich solche Probe nicht mit ihnen anstellen." Sie streckte ihre kleine, hübsch gepflegte Hand nach einer auf dem Tische stehenden Weinflasche, die in gewisser Weise ein Seitenstück zu der heute im Pastoratsgebäude entkorkten Champagnerflasche bildete, denn wie diese dort, war jene hier etwas zum erstenmal von den Zimmerwänden Gesehenes. Daraus schenkte Bertrade in das geleerte Glas ihres Gastes mit der Bemerkung ein: „Sie sind freilich wohl an Besseres gewöhnt, Herr Wittkop."

„Nein, was Besseres kann man ja kaum haben, das ist wirklich ein ganz ausgezeichneter Rotwein wie nur der beste in ‚Stadt Hamburg'."

Und er erwies sich damit unbewußt als ein erfahrener Kenner, da die junge Witwe, als sie am Morgen zum Behuf einer Erkundigung nach der „Stadt Hamburg" hinübergegangen war, die Flasche von dort aus dem besten Vorrat des Kellers mitgenommen hatte.

Ungemein sorglich, beinahe zärtlich beflissen zeigte sie sich für Gebert Norweg, wählte von den Speisen das beste aus, um es selbst ihm auf den Teller zu legen, und richtete häufig Fragen an ihn, die von ihrer liebevollen Bedachtnahme auf sein Wohlbefinden Zeugnis abgaben. Doch fand Vertrade Engemann dabei auch Zeit, sich ihrer einmal übernommenen Wirtinpflicht gegen ihren unliebsamen Gast zu erinnern und suchte passende Gegenstände zu seiner Unterhaltung heranzuziehen. Dabei legte sie dann wohl eine so genaue Kenntnis von Roggen, Gerste, Hafer, Weizen, sogar Buchweizen und sämtlichen Hülsenfrüchten an den Tag, daß der junge Erbpächter sie mit halboffenem Mund eine Weile sprachlos-verwundert ansah, bis er hervorbrachte: „So was hätte ich mir gar nicht denken können; wovon wissen Sie denn das so gut, Frau Leutnant?"

Sie antwortete: „So wenig, meinen Sie; eine Frau weiß ja eigentlich von nichts recht Bescheid, ich habe mich nur von klein auf dafür interessiert —"

Doch beim letzten Wort zuckte sie leicht mit der rechten Schulter, ein unterdrückter Schmerzlaut kam ihr über die Lippen, und zugleich führte ihre Hand eine unwillkürliche Bewegung nach der Gegend des Schlüsselbeins aus. Einen Augenblick später stand sie vom Sitz auf und sagte: „Ich weiß nicht — es tut recht weh — ich glaube, es muß mir im Garten ein Dorn ins Kleid an den Hals heruntergefallen sein. Bist du so gut, lieber Gebert, mir zu helfen und ihn herauszuziehen? Ich werde nicht dahinsehen können."

Sie ging rasch in ihr Schlafzimmer, wohin der Aufgeforderte nachfolgte. Doch gleich hinter der geschlossenen Tür fühlte Vertrade nochmals mit der Hand an die Stelle und sagte überrascht: „Jetzt ist er fort — wahrscheinlich beim Aufstehen weiter heruntergeglitten — da ist's nicht nötig." Sich näher an das Ohr ihres Hausgenossen biegend, flüsterte sie weiter: „Wie dumm, daß der langweilige Mensch uns um unseren gemütlichen Mittag gebracht hat, auf den ich mich gefreut hatte. Aber ich konnte nicht anders, sondern mußte ihn ja einladen, dazubleiben; daß er's annehmen würde, dachte ich freilich nicht."

So kehrten die beiden rasch in die Eßstube zurück, wo Christoph Wittkop mit einem roten Kopf und einer sichtlich veränderten Miene saß. Er wollte etwas sagen, griff indes erst einmal nach seinem Glas, trank es aus und brachte dann hervor: „Das ist ja schnell gegangen — aber es ist ja gut, daß Sie jemanden so zum Helfen im Haus haben —"

Dabei stand er auf, und die junge Witwe fragte mit einem Ton von Verwunderung: „Wollen Sie schon fort, Herr Wittkop? Warum so auf einmal? Ist's Ihnen nicht gut?"

„Ja, das ist wohl besser — nein, mir ist es ganz gut. Ich bedanke mich schuldigst für die gute Bewirtung, Frau Leutnant — daran hatte ich ja gewiß gar nicht gedacht. Auch nicht an das wegen der Meta, das war nicht richtig von mir und kam mir nur so unbedachtsam heraus; ich bin bloß hergekommen, weil ich den künftigen König doch mal ansehen wollte. Aber — das kann mir natürlich nicht angenehm sein, daß ich zweimal, ohne daß ich's gewollt habe, bei Ihnen im Hause zu Gast gewesen bin, Frau Leutnant — und ich möcht' mich natürlich dafür gern, wie man sagt, revanchieren, daß ich Ihnen mal ein Mittagsessen auf Buchenhorst vorsetzen könnte. Sonst ist es ja ein unangenehmes Gefühl für mich, so bei Ihnen in der Schuld zu sein."

Dazu schüttelte indes die Eingeladene leicht den Kopf und versetzte: „Das ist gewiß sehr freundlich von Ihnen, Herr Wittkop, und ich danke Ihnen bestens für Ihre gute Meinung, aber ich gehe nie irgendwohin von Hause fort und könnt's auch gar nicht, weil ich meinen Freund niemals für seine Mittagsmahlzeit den Händen von Meta überlassen würde. Aber glauben Sie nicht etwa, Herr Wittkop, daß ich Ihnen den Versuch, mir Meta abspenstig zu machen, übelgenommen habe; ich bin bei allem immer für

Offenherzigkeit, und wenn ein Geschäft Sie wieder zur Stadt bringt, lassen Sie sich nicht durch eine unnötige Besorgnis, ich könnte eine schlechte Meinung von Ihnen bekommen haben, abhalten, wieder bei uns einzusehen. Es wird mich nur freuen."

So ging denn nun Christoph Wittkop wieder draußen auf dem Feldweg, indes nicht weniger mißvergnügt als beim vorigen Mal. Und leise vor sich hinmurmelnd: „Es wird mich nur freuen" wanderte er höchst mißmutig durch die sonntagnachmittagstille Lange Twiete der „Stadt Hamburg" zu.

Den unliebsam verbrachten Mittag, auf den Bertrade Engemann sich zu voreilig und vergeblich gefreut hatte, ersetzte in vollem Maße der Abend durch das ungestörte Zusammensein der beiden Hausgefährten. Die junge Frau war sehr fröhlich gestimmt und lachte manchmal, ohne daß ein recht begreiflicher Anlaß dazu vorlag; die Neugierde der vielen heute zur Besichtigung des künftigen Königs vom Lande in die Stadt gekommenen Leute schien sie außerordentlich zu belustigen, da sie selbst nicht den geringsten Antrieb dazu besessen und ihren Fuß deshalb nicht aus dem Garten hinausgesetzt hatte. Sie meinte, von solchem Ansehen habe man nichts weiter als Vergeudung von Zeit, die sich viel nützlicher anwenden lasse. Im Gespräch machte sich's, daß Gebert von seinem gestrigen Zusammentreffen am Nußkrug mit dem Grafen von Wagrien erzählte und dann zum erstenmal von seinem Widerwillen gegen Gerda Ratlow sprach, der sich noch nie, selbst nicht bei der Begegnung im Hohenkamper Park, so heftig in ihm geregt habe wie an diesem Morgen in der Kirche. Dafür besaß die Hörerin volles Verständnis, denn sie erwiderte kopfnickend: „Sie hat's vermutlich darauf abgesehen, sich bei dem Kronprinzen in Gunst zu setzen, um irgendeinen Vorteil dadurch zu gewinnen. Es ist traurig zu sagen, aber es gibt weibliche Geschöpfe, die sich für solchen Zweck unglaublich verstellen können, so daß jemand, der nichts von ihrer Verschlagenheit kennt, glauben muß, sie gingen gerad' auf das Gegenteil von dem aus, was sie im Schild führen. Doch das ist nur kluge Berechnung, um zu ihrem Ziel zu kommen; mitunter freilich darf man's ihnen nicht verargen, weil sie nichts Schlechtes im Sinn tragen, sondern Gutes stiften wollen, das auf andere Weise nicht möglich ist. Aber nach dem, was du gesagt hast, scheint mir die Baronesse Ratlow mit anderem umzugehen, und vor derartigen Geschöpfen kann ein junger Mann sich nicht genug in acht nehmen."

Das war ernsthaft gesprochen, und auch bei der Fortsetzung des abendlichen Gesprächs ward Bertrade nicht mehr von ihrer vorherigen Lachlust überkommen. Gebert fiel's erst jetzt plötzlich ein, daß er sich heute nicht nach dem Herkommen im Hause des Herrn Pastors eingestellt habe, und er knüpfte eine Mitteilung der Gedanken und Empfindungen daran, die sich ihm im Feld in bezug auf sein theologisches Studium aufgedrängt hatten. Dem hörte seine Freundin achtsam zu und antwortete: „Das mußt du tun oder lassen, dünkt mich, wie du es in dir fühlst, darein kann sich kein anderer mit seinem Rat mischen. Nur meine ich, ein Beruf, bei dem man nicht mit dem Herzen ist, den soll man sich nicht wählen, sonst wählt man sich nichts Gutes aus, sondern Übles. Was mich angeht, so habe ich von der Natur keine Gedanken an ein Jenseits, bei dem ich mir nicht recht etwas vorstellen kann, mitbekommen, sondern allein den Trieb, hier auf der Erde so glücklich zu sein und werden und andere zu machen, als es möglich ist. Das scheint mir auch der Zweck des Menschenlebens zu sein."

Das gab zu erkennen, daß Bertrade Engemann etwas mehr in sich trage, als im gewöhnlichen Tagesverlauf aus ihr zum Vorschein geriet. Und noch deutlicher trat dies um einiges später zutage, als Gebert Norweg einmal plötzlich die Frage vom Munde kam: „Ist jemand denn darum zu verspotten und zu verachten, weil seine Mutter nicht verheiratet gewesen ist?"

Das verstand die Befragte zunächst nicht, er mußte erst die Erklärung nachfügen, daß er sich selbst damit meine, der Herr Justizrat habe ihm einmal geäußert, die Leute sagten es so. Nun schüttelte sie den Kopf und versetzte: „Nein, da bist du nur zu bedauern, daß du keinen Vater gehabt hast; du selbst kannst ja nichts dafür."

Bertrade Engemann stand rasch auf, trat zu ihm hin und setzte mit einer hörbar be-

Digitized by Google

wegten Stimme hinzu: „Du bist ein liebes Kind — ich will deine Mutter sein.“ Dabei bog sie sich vor, küßte ihn auf die Stirn und sagte dann: „Ich glaube, der Herr Justizrat ist ein sehr weiser Mann und gut für uns beide bedacht gewesen, daß er uns hier im Hause zusammengebracht hat, denn wir waren beide gleich füreinander nötig. Du bist schon ganz anders geworden, als wie du kamst, und ich bin ihm auch dankbar, wenn er freilich wohl an mich nicht dabei gedacht hat. Nun wollen wir aber zu Bett gehen, Gebert. Schlafe recht gut!“

Sie hätte sich eigentlich sagen müssen, daß auch ein mütterlicher Kuß von einer so jungen Witwe für einen jungen Mann kein recht heilsames Schlafmittel enthalte.

* *
*

Kronprinz Frederik, der zukünftige König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein, dehnte seinen Besuch auf Hohenkamp noch für zwei Tage weiter aus; das Zusammensein mit seiner Jugendkameradin nach fast zwanzig Jahren befriedigte offenbar die von ihm mit diesem Wiedersehen verknüpften Erwartungen, und beim Abschiednehmen sprach er die Hoffnung aus, daß seine Wirte ihm im nächsten Jahre Gelegenheit geben würden, ihnen in Kopenhagen die gastliche Aufnahme vergelten zu können. Er war zu Schiff von dorther gekommen und fuhr auch ebenso über die See zurück, ohne das holsteinische Land weiter zu berühren; für Einsichtige konnte nicht wohl ein Zweifel darüber bestehen, daß die alte Beziehung zwischen ihm und Frau von Natlow nicht den eigentlichen Grund seiner Hierherkunft gebildet habe, sondern nur einen Vorwand, im Auftrage seines Vaters sich über die Stimmung in Holstein persönlich zu unterrichten. Um ein Jahr zuvor hatte König Christian VIII. einen „Offenen Brief“ erlassen, in welchem er deutlich sein Vorhaben kundgetan, sowohl eigenem Trachten als dem Andrängen einer mächtig angewachsenen dänischen Partei Folge zu leisten und mittels eines Verfassungsbruches die deutschen Herzogtümer dahin zu vergewaltigen, daß er sie unter die Oberherrschaft Dänemarks bringe und mit diesem zu einem Gesamtstaat vereinige. Wie in Dänemark sollte beim voraussichtlichen Erlöschen der Dynastie auch in Schleswig-Holstein die weibliche Abkunft des dänischen Königshauses für erbberechtigt erklärt, dadurch die Fortdauer seiner botmäßigen Zugehörigkeit zum Inselreich gesichert werden. Das lief den von jeher beschworenen Landesrechten der Herzogtümer zuwider, in denen die Erbfolge des Mannesstammes galt und der Thron beim Aussterben der männlichen Abkommen rechtmäßig dem Herzog von Augustenburg zufiel. Aus dieser schon seit geraumer Zeit vorbereiteten, allmählich weiter fortgeschrittenen Bedrohung entstammte „die Aufregung der Advokaten und Professoren“ in der holsteinischen Ständekammer zu Itzehoe, die mit energischen, nach Kopenhagen gerichteten Protesten das Landesrecht wahrte; doch auch die übrige Bevölkerung war während des letzten Jahresverlaufs mehr und mehr zu einem Verständnis des ihr drohenden Rechtsbruches herangereift. Nicht lange nach dem Erscheinen des „Offenen Briefes“ hatte der König Schleswig und Holstein bereist, war indes allerorten, besonders in der Stadt Plön, auf deren Schlosse er seinen Geburtstag begehen wollte, mit so schweigend-eisiger Kälte empfangen worden, daß er sich veranlaßt gefühlt hatte, in einem Nachtragsbrief die vom ersten ausgesprochenen Absichten wenigstens scheinbar zu verleugnen. Doch war das allgemeine Mißtrauen zu stark aufgewacht, um sich durch diese Abschwächung täuschen und beruhigen zu lassen.

Unter solchen Umständen maßten begreiflicherweise die politisch Verständnisfähigen der Anwesenheit des Grafen von Wagrien im Hohenkamper Schlosse weiterreichenden Zweck als den eines Privatbesuches bei; von seinem Jugendverhältnis zur Komtesse Dagmar Gyldencron hatten außerdem nur recht wenige nähere Kenntnis. Auch ihn selbst kannte man in den Herzogtümern eigentlich kaum, wußte nur, daß seine Erziehung arg vernachlässigt und sein Wesen von wenig „königlicher“ Art sei. Dann und wann herüberkommenden Erzählungen zufolge suchte er, allem höfischen und gesellschaftlichen Formenzwang im Innersten widerstrebend, mit Vorliebe seinen Umgang in unteren, selbst niedrigsten Volksschichten. Als Naturmitgift

Digitized by Google

trug er eine gewisse Gutmütigkeit in sich, die keinem Tiere Leid antat, doch verband er damit vollste Zügellosigkeit in ihm aufgeweckter Gelüste und Begierden; seine zweimalige Scheidung war nur unter dem Vorwand erfolgt, daß beide Ehen kinderlos zu bleiben gedroht, in Wirklichkeit hatten die jungen fürstlichen Frauen sich nach kurzem geweigert, ein weiteres Zusammenleben mit ihm zu führen. Er war seines Lebenswandels halber eine Zeitlang nach Island verbannt, danach bis zum Tode seines ersten Schwiegervaters, König Friedrichs VI., in der jütischen Festung Friedericia fast in Gefangenschaft gehalten worden; seine politischen Meinungen und Neigungen lagen völlig im Dunkel, da er keinerlei Einfluß übte und zweifellos, solange sein Vater regierte, in dieser Hinsicht ohne jede Bedeutung blieb. Zutage trat nur, daß er ein eingefleischter Däne, allem Deutschtum abgeneigt sei, doch gleicherweise auch allem Vorrang des Adels und der geistlichen Prälatenschaft; den ersten „Offenen Brief" des Königs hatte er mitunterzeichnet, ob aus eigenem Entschluß oder dazu genötigt, ließ sich nicht entscheiden. Um seines demokratischen Behabens willen aber neigte man in Schleswig-Holstein vielfach dem Glauben oder der Hoffnung zu, daß er einmal nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten, sondern mit der Thronbesteigung des „König Frederik den Syvende" die Herzogtümer von der Gefahr ihnen drohender Vergewaltigung erlöst sein würden.

So gingen die Erwartungen bezüglich der späteren Stellungnahme des Kronprinzen zu der alle Gemüter beschäftigenden Frage auseinander; trotz den ihm anhaftenden bedenklichen Eigenschaften und seinem würdelosen Benehmen hatte aber die Anwesenheit des Thronerben auf Hohenkamp bei der „Ritterschaft" im östlichen Holstein die althergebrachte Zauberwirkung ausgeübt, daß der gesamte Adel gewetteifert, in seine Nähe zu gelangen und dem von der Gnade Gottes gesetzten künftigen Herzog von Schleswig-Holstein seine untertänige Ehrfurcht zu bezeugen. Fraglos war die Mehrzahl der herbeigekommenen großen Gutsbesitzer deutsch gesinnt und keineswegs gewillt, das Landesrecht der Herzogtümer, mit dem sich ihre Privilegien untrennbar verknüpften, vernichten zu lassen; allein vorderhand hatte noch der eingeborene Trieb der Aristokratie, sich in dem Glanzlicht der vom Königssohn ausstrahlenden Sonne zu baden, überwogen, und ein Teil der ihm dargebrachten Huldigung war folgerichtig auch den Wirten des hocherlauchten Hohenkamper Gastes zugewandt worden. Die, oder wenigstens Frau von Ratlow und ihre Tochter, trugen dänisches Blut in sich, doch Ulrich Ratlow konnte ebenfalls bei seinem innersten Einvernehmen mit ihnen wohl halb wie der gleichen Nationalität zugehörig angesehen werden; so war's leicht begreiflich, daß der Graf von Wagrien sich Hohenkamp zum Aufenthaltsort gewählt, von seinem Besuch dort sehr befriedigt gewesen, und die Annahme war gerechtfertigt, es könne einmal von der freiherrlichen Familie in wichtigen politischen Angelegenheiten ein bestimmender Einfluß ausgeübt werden.

Nun indes lag das Schloß am Strande wieder in seiner vorherigen Stille da, der Gutsherr gab sich den Anordnungen für die bevorstehende Ernte hin, während Dagmar Ratlow sich eifrig einer bisher von ihr versäumten besseren Ausbildung ihrer Tochter in bezug auf die dänische Sprache unterzog. Trotz dem täglichen Unterricht indes machte sich bei der Schülerin kein Erfolg bemerkbar. Fast schien es, als leiste Gerda dem mütterlichen Gebot mit einem inneren Widerstreben Gehorsam und suche sich der „Konversationsstunde" möglichst dadurch zu entziehen, daß sie um die dafür angesetzte Zeit nicht im Hause anwesend war.

Auch das Städtchen lag der gewohnten Ruhe zurückgegeben, bei seinen Bewohnern war die Erscheinung des Kronprinzen ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen, gab höchstens ein paar Tage lang in den Honoratiorenhäusern zu flüchtigem Gerede Anlaß, um danach bald der Vergessenheit anheimzufallen. Nur um ein halbes Dutzend Wochen später ward die Erinnerung daran noch einmal aufgeweckt, als das Kieler Wochenblatt unter seinem absonderlichen Gemisch von Nachrichten aus sämtlichen Weltteilen auch die amtliche Verkündigung brachte, daß Seine Majestät der König dem Pastor an der Michaeliskirche, Warmund Cordemann, für die langjährige segensreiche Tätigkeit in seinem Wirkungskreise allergnädigst den

Digitized by Google

Danebrogs-Orden dritter Klasse verliehen habe. Diese Zeitungsmitteilung bewahrheitete der Genannte nach dem Gottesdienst des nächsten Sonntages auch selbst, indem er bei der weiblichen Schokolade-Versammlung im Pastoratsgebäude das goldene, weiß emaillierte, von roten Rändern umzogene Ritterkreuz auf der linken Brustseite seines Summars befestigt trug.

Die ritterschaftlichen Herren hatten ihre Damen nicht wieder in die pfarrhäuslichen Empfangsräume begleitet, sondern sich nach althergebrachter Weise in die „Stadt Hamburg“ begeben, um dort beim vortrefflichen Bordeauxwein ein Stündchen lang ihre Meinungen über Tagesläufte und gemeinsame Interessen auszutauschen. So gingen sie des Anblicks der kreuzgeschmückten Brust des Pastors Cordemann verlustig und fanden demgemäß zu keinen Äußerungen über sie Anlaß. Nur einmal fiel eine kurze, von der Zeitungsnachricht verursachte Bemerkung, daß eigentlich eine Veränderung des Danebrog-Ordens stattgefunden habe, insofern dieser seit seiner Gründung bis zum Anfang des Jahrhunderts lediglich ein Vorrecht der Abkommen altadeliger Geschlechter gebildet, nach einer Bestimmung König Friedrichs VI. nunmehr aber auch an sogenannte verdienstliche Leute bürgerlichen Standes verliehen werde. Es sei deshalb wohl zu besorgen, daß Krethi und Plethi zu ihm gelange.

In Gebert hatte sich inzwischen die ihm aufgedämmerte Erkenntnis, er sei für das theologische Studium und den Beruf eines Pastors nicht innerlich veranlagt, zu einer Entscheidung und zu festem Entschluß ausgebildet; was er statt dessen ergreifen könne und wolle, wußte er sich nicht zu sagen, doch eine Nötigung dazu lag auch noch nicht vor, und er setzte einstweilen seinen täglichen Schulgang zu Matthias Harms regelmäßig wie bisher fort. Nur dem Herrn Justizrat machte er von der Umwandlung seiner Zukunftsabsicht, etwas ungewiß zögernden Mundes, Mitteilung; er erhielt darauf, wie zu erwarten stand, nur die Antwort: „So? Darüber mußt du ja bestimmen, wie's dir am vorteilhaftesten vorkommt.“

Das klang abweisend genug. Doch auch im übrigen zog ihn nichts anderes mehr in die Wohnung des Arztes als die Benutzung der Erlaubnis, sich dort aus der Bibliothek naturgeschichtliche und historische Bücher zu holen, und er richtete es so ein, daß er dies möglichst während einer Abwesenheit desselben zur Ausführung bringen konnte. Allerdings geriet er dadurch fast unvermeidlich zur Begegnung mit Stine Berens und in ein Kreuzfeuer ihr vom Mund flatternder Fragen über die Witwe Engemann, was die morgens, mittags und abends im Hause anhabe, welche Reden sie führe, und mit was für Augen sie ihm Gutenacht sage, und er konnte dabei nicht in Zweifel bleiben, daß seine Besorgnis dem Herrn Justizrat gegenüber nur zu wohl begründet sei. Denn Stine schloß ihr Examen stets mit der Konstatierung ab: „Jung, du warrst jo as en Puter in'n Kopp; na, dat mutt jo god in'n Tog sin, un weer bi su'n Personnasch jo ok nich anners to denken.“

Daß er rot geworden, empfand Gebert und wußte auch, weshalb. Für ihn gab es außerhalb seines neuen Heimathauses auf der Welt nichts mehr von irgendeinem Wert und einer Bedeutung; dort lebte er zusammen mit jemandem, der oder die ihn liebhatte, und die er ebenso wieder liebhatte. Mit dem Wort hatte er wenigstens mehrere Monate lang sein Gefühl belegt gehabt, aber dies seit den letzten Wochen als ein anders geartetes erkannt, das auch eine andere Bezeichnung und Benennung verlangte. Die war ihm mit der richtigen Erkenntnis jenes Gefühls aus den Schillerschen Gedichten aufgegangen: er liebte Vertrade, nicht wie eine Schwester oder Freundin, sondern wie eine — dafür fehlte ihm freilich das Wort, doch den Sinn und Inhalt desselben fand er gleichfalls in den Gedichten — wie „Laura“ oder „Minna“ oder „Emma“, wie Max Piccolomini Thekla geliebt hatte. Wo er ging und saß, was immer er tat und betrieb, war sie neben ihm, sah er sie vor sich, sprach er in menschenleerem Feld und Wald laut zu ihr; beim wirklichen Zusammensein mit ihr dagegen war er wortarm geworden, saß oft schweigsam vor sich hinsehend, in der Scheu, durch irgendeine Kundgebung des Mundes oder Blickes das in seiner Brust Getragene zu offenbaren. Dies machte sein höchstes und einziges Glücksbesitztum aus,

Digitized by Google

Karl Kappstein: Reh im Grünen.

Zu Malkowsky: Monotypien.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

das er aber verborgen halten mußte, denn mit Worten aussprechen ließ sich's nicht, und anderseits konnte er zu keiner Sicherheit darüber gelangen, ob Bertrade ihn ebenfalls in gleicher Weise liebe oder nur wie in den ersten Monaten, seitdem er zu ihr gekommen, liebhabe. Manchmal glaubte er aus ihrem Wesen das eine und dann wieder das andere herauszuempfinden; in seinem Inneren fand Tag um Tag und Woche um Woche ein stetiger Wechsel von Hoffnung und Bangnis statt, von Beseligung und Enttäuschung. So barg er vom Morgen bis zum Abend ein verschwiegenes Auf- und Abwogen in sich, doch vollzog sich dies ohne schmerzlichen Widerstreit; vielmehr fühlte er den Übergang von der Abschwächung seines Hoffens zum Neuerwachen als das Schönste, was einem Menschen im Leben zuteil werden könne.

Was Bertrade ihm ihrerseits wieder entgegenbringe, ließ sich in der Tat aus ihrem Verhalten nicht erkennbar entnehmen. Als junge Witwe gab sie sich mutmaßlich über den Anlaß seiner Wesensveränderung in ihrer Gegenwart keiner Täuschung hin, sondern erkannte, daß eine erste Liebe in ihm aufgekeimt sei und sich anwachsend seiner bemächtigte. Ohne einen Eindruck konnte dies sie jedenfalls nicht belassen; er war in gewisser Weise ihr Werk, das des Zusammenlebens mit ihr, jedenfalls war er im Frühling als ein vollständig anderer ins Haus gekommen, wie er jetzt zu Ende des Sommers vor Augen stand. Überraschend schnell hatte sich aus dem langaufgeschossenen, doch haltlos, wie äußerlich und innerlich verkümmert zurückgebliebenen jungen Menschen die regelrechte Art eines zum Beginn selbständigen Lebens heranreifenden jungen Mannes entwickelt, und zwar eines unverkennbar von der Natur vor anderen mit leiblichen und geistigen Vorzügen bedachten. Das wäre fraglos in der dumpfen Hinterstube der Mutter Schlerbaum nicht geschehen, sondern die helle „Villa“, die heitere Jugend und die körperliche wie sonstige Frauenmitgift Bertrade Engemanns hatten diese nicht mehr zu erwartende wunderähnliche Wandlung geschaffen. Sie war vollberechtigt, selbst sich dies Verdienst zuzumessen, sich zu bezeugen, daß der Aufenthalt in ihrem Hause überaus fördernd auf ihn eingewirkt habe. Dazu hatte unbedingt eine liebevolle Fürsorge nicht allein für sein leibliches Wohlbefinden, mehr noch für seine Gemütsverlassenheit gehört; allerdings war sie dabei vielleicht ein bißchen unbedachtsam verfahren, da ihrer immerhin doch schon etwas reiferen Lebenskenntnis die Vorstellung hätte aufdämmern können, es sei nicht gerade undenkbar, daß sich aus solcher häuslichen Gemeinsamkeit im Herzen eines so jungen Mannes ein über Freundschaft hinausgehendes Gefühl zu entwickeln vermöge. Jedenfalls konnte sich Bertrade Engemann nicht wohl mehr einer Täuschung darüber hingeben, sie sei der Gegenstand einer Liebe ihres jungen Hausgenossen. In welcher Art sich ihr eigenes Gefühl dazu verhalte, trat, wie gesagt, nicht klar erkennbar zutage; sicherlich war Gebert Norweg so, wie er sich verändert hatte und weiter fortzuschreiten versprach, nicht ungeeignet, ein weibliches Herz zu gewinnen, noch besonders, da sich's um etwas handelte, dem ein solches nicht ganz leicht Widerstand entgegenzusetzen vermag: um eine erste, schwärmerische Jünglingsliebe.

So ward's eine schöne Spätsommerzeit für Gebert, wohl manchmal von etwas zagendem, doch zumeist von glücklichem Herzklopfen erfüllt, das ihn keineswegs hinderte, sich auch mit Gedanken zu beschäftigen und sie allmählich in seinem Kopf weiterreifen zu lassen. Das Studium der Theologie hatte er zwar mit sicherem Entschluß aufgegeben, doch sich statt dessen bisher kein anderes vorgesetzt; jetzt erkannte er, ernstlich darüber ratschlagen zu müssen, und entschied sich mehr und mehr zur Wahl der Naturwissenschaft für seinen künftigen Beruf. Freilich verband er keine recht deutliche Einsicht damit, ihm schwebte nur ungewiß vor, daß der Weg dahin wohl durch das Studium der Medizin führe; Matthias Harms konnte er darüber nicht befragen, der einzige zu solcher Auskunftserholung war für ihn der Herr Justizrat, so nutzte er eine Gelegenheit, bei diesem Aufhellung zu erlangen. Die ließ der Befragte ihm auch nach gewohnter Weise zuteil werden, vollkommen gleichgültig in bezug auf seine geäußerte Absicht selbst, doch kurz sachlich die notwendigen Bedingungen für sie erläuternd. Selbstverständlich seien die Geldmittel Geberts nicht ausreichend, um ihm

Digitized by Google

von vornherein die Wahl eines naturwissenschaftlichen Faches zu ermöglichen, das jedenfalls erst in späterem Alter Aussicht auf eine Anstellung biete. Wenn sein Trachten nach einem solchen stehe, eröffne ihm allerdings nur die Medizin einen Zugang dazu; als Arzt könne er sich verhältnismäßig früh in die Lage versetzen, seinen Unterhalt zu erwerben und bei etwaiger Begabung und Ausdauer vielleicht die Zeit erübrigen, ein ihn besonders anziehendes Fachstudium zu betreiben.

Eine neue Richtschnur zur Gestaltung seiner Zukunft hatte Gebert zwar nicht erhalten, etwas aber war doch, als bisher von ihm nicht bedacht oder nicht gewußt, sich fest einhakend in seine Vorstellung gedrungen, daß die Arzneiwissenschaft ihm am raschesten zum eigenen Erwerb seines Lebensunterhaltes verhelfen werde, und vor seiner Erwägung stand damit sofort die Wahl der Medizin als Beruf sicher beschlossen. Denn zugleich kam ihm klar zum Bewußtsein, der treibende Grund zu seiner Raterholung sei eben das Verlangen gewesen, sobald als möglich durch ausreichende Einkünfte auf eigenen Füßen zu stehen. Er veranschlagte, bei eifrigem Studium könne er dahin durch ärztliche Praxis in fünf bis sechs Jahren gelangen; dann war er in den Stand gesetzt, sein höchstes und einziges Lebensziel zu erreichen, Vertrade zu heiraten. Daraus erwuchs ihm ein ganz neuer Antrieb und Drang; eigentlich völlig interesselos hatte er den letzten Sommer hindurch dem Schulunterricht beigewohnt, keinen Zweck mehr in noch weiterem Erlernen des Lateinischen und Griechischen sehen können. Doch jetzt erkannte er, diese Vorbildung für seinen neuerwählten Beruf sei zugleich die Stufenleiter zu seinem Herzensglück, und er wandte sich dem höheren Emporklimmen auf ihr mit einem so achtsamen und fleißigen Bemühen zu, daß Matthias Harms fast täglich wieder in Erstaunen über den aufgeweckten Geist und die Fortschritte seines Schülers geriet.

Durch weite Stoppelfelder und gelb werdende Blätter kündigte sich nun das mähliche Herannahen des Herbstes an, und um Gebert dehnten sich leere Koppeln und begann in den Holzungen das Laub zu rascheln, wenn er ständig am Nachmittag einen längeren Ausgang ins Freie hinaus machte. Nicht mehr nach der ärztlichen Vorschrift des Herrn Justizrats tat er's, vielmehr aus eigenem Bedürfnis, hauptsächlich um eine Zeitlang ganz allein mit seinen Gedanken und seinem Herzschlag zu sein. Dann sprach er in der Einsamkeit zuweilen laut vor sich in die Luft und zwar Schillersche Gedichte, von denen er bei jugendlich vortrefflichem Gedächtnis vom öfteren Lesen eine beträchtliche Anzahl auswendig wußte; manche deklamierte er so um ihres Bezugs willen, den sie zu dem Gefühl in seinem Inneren besaßen, doch häufig auch solche der philosophischen Art, besonders die „Ideale“, aus einem anderen Trieb. Mit ihrem Gedankeninhalt verband er kaum ein weiteres Verständnis, als daß ihn eine dunkle Empfindung von Schönheit aus ihnen anrührte, aber der Tonfall und Wohllaut der Verse übten bei ihrer lauten Wiedergabe eine wie berauschende Wirkung auf ihn aus. Um den Heimkehrenden begann jetzt meistens schon das Zwielicht einzufallen, und die Abende waren länger geworden; dann arbeitete er noch eifrig in seiner Giebelstube bei dem kleinen Lämpchen und begab sich erst, wenn er zum Essen gerufen ward, hinunter, um ein paar Stunden lang den Lohn für seine Tages„beschäftigung, die nie ermattete“, einzuernten; diesen Ausspruch der „Ideale“ wußte er sich aus seinem eigenen Tun zu deuten. Zu öfteren Malen versuchte er wieder, seiner Hausgenossin Schillersche Gedichte vorzulesen, vermochte jedoch für die philosophischen gleicherweise wie im Anfang, als er das Buch erhalten, auch jetzt kein Interesse bei ihr zu wecken; sie hörte nur stumm zu. Dagegen wenn er sich ab und zu ein Herz faßte, ihr aus dem Gedächtnis die Gedichte an „Laura“, „Minna“ oder „Emma“ vorzutragen, spielte ihr ein leichtes und reizvolles Lächeln um die Lippen, sie gab dazu ihrer Verwunderung Ausdruck, wie es möglich sei, so lange Gedichte richtig herzusagen. Entschieden aber befolgte Vertrade einen gefaßten Vorsatz, ihm durch keine achtlose Vertraulichkeit ein Zeichen ihrer Erkenntnis und Erwiderung seiner Liebe zu geben, das ihn ohne Wissen und Willen zu offenem Aussprechen derselben hätte fortreißen können. Nur mehr beim Auseinandergehen am Abend nahm sie kurz seine

Hand mit den stets gleichen Trennungsworten: „Schlafe gut und träume Schönes!“ Das war ein vielfach bräuchlicher, nichts Ungewöhnliches sagender Gutnachtwunsch, doch durch seinen Ton drang er jedesmal Gebert beglückend ins Innerste und entschädigte ihn voll für ein etwa vorher von ihr beobachtetes kühleres Verhalten.

Draußen setzten nun die Äquinoktialstürme ein und erweckten in ihm eines Nachmittags, als der Wind sich aus Westen mehr gegen Norden gedreht, den Wunsch, einen Weg nach dem Strand einzuschlagen, um das hohe, schon von weitem vernehmbare Anrauschen der See zu betrachten. So kam er am Nußkrug vorüber, wo die heftige Luftbewegung Blätter und Früchte von den Zweigen abriß, daß die ersteren ringsum wie flatternde Vögel umherschwebten und die Nüsse zu Hunderten, auf dem Boden aus den äußeren Schalen springend, niederknatterten; Timm Ladegast und eine Magd waren emsig mit dem Einsammeln der Ernte beschäftigt. Der Anblick rief Gebert die Erinnerung an den eigentümlichen dänischen Herrn, welcher der Kronprinz und zukünftige König gewesen, wach und damit zugleich auch die an Gerda Ratlow; beider hatte er seit Monaten nicht mehr gedacht, die seinen Kopf und sein Herz einzig mit Bertrade erfüllt gehalten. Doch wie er jetzt weiterging, kam ihm das Bild von der Kirchenempore zurück, und er fand plötzlich ein Verständnis in sich, das ihm damals noch nicht gekommen. Wenn die junge Baronesse es darauf anlege, die Gemahlin des Thronfolgers und künftige Königin von Dänemark zu werden, so stimmte das ganz mit ihrem aristokratischen Hochmut, ihrem inneren Wesen überein. Bei dieser Aufklärung über ihre Absicht bemächtigte sich seiner aufs neue der tiefste Widerwille gegen sie. Er wußte, hatte seitdem erfahren, was Liebe sei, und nicht denkbar war's, daß ihr Herz solche für den Grafen von Wagrien, auch abgesehen von seinem Alter, in sich trage. Sie mußte ein im vollsten Sinne des Wortes erbärmliches Geschöpf sein, das darauf ausging, sich für den Glanz und Rang einer Krone zu verkaufen, und nicht einmal des Hasses, sondern nur der tiefsten Verachtung eines Menschenherzens würdig war, in dem die Liebe als das höchste, einzig wirkliche Lebensgut und -ziel ihren Thronsitz eingenommen hatte.

Selbstverständlich betrat Gebert beim Weitergang nicht den Hohenkamper Park, sondern hielt sich seitwärts an diesem vorbei, suchte einen Fußsteig, der ihn ziemlich weit westlich entfernt an den Strand brachte. Hier traf ihn, als er aus dem Schutz eines Buschgeländes ans offene Ufer hingeriet, der Sturm mit voller Gewalt ins Gesicht, zunächst fast Auge und Ohr betäubend. Er hörte nur das hohle Brausen der See, sah ungewiß das weiße Geflacker hochanrollender, sich überschlagender, mit tausend Kieseln raiselnder Wellen, fühlte das Ansprühen ihm feucht entgegengepeitschten Gischtes. In solchem Aufruhr hatte er das Wasser noch niemals gewahrt, doch rasch wurden seine Sinne damit vertraut, empfanden es als etwas Köstliches, Wundersames, das ihm Leib und Seele wie mit einem Rauschgefühl umwob. Und willenlos trieb's ihn, mit seiner Brust und Stimme dawider aufzuwetten, daß er dem Luft- und Wogengetöse laut eine Strophe aus dem „Taucher“ entgegenwarf:

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.“

Die nachfolgenden Strophen wußte er nicht auswendig, doch der Drang in ihm war noch nicht gestillt, und so fügte er eine vom Schluß des Gedichtes, die sein Gedächtnis bewahrt, hinterdrein:

„Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.“

Etwas närrisch hätte es vielleicht einem Zuhörer geklungen und sich ebenso auch angesehen, wie der junge Sprecher bei den letzten Versen seine Arme weit gegen die See ausbreitete, als stehe er selbst im Begriff, sich in das Schaumgewühl hineinzustürzen. Doch in der Strandeinsamkeit war niemand zugegen, und ihm war zum erstenmal das rechte Verständnis der Schillerschen Dichtung gekommen. Dabei blitzte es auch ihm selbst aus den Augen, wie wenn er wirklich der Taucher sei.

Aber wie er jetzt gegen einen heftigen Gischtschwall den Kopf zur Seite wandte, hatte er doch unbemerkt einen Zuhörer gehabt oder vielmehr eine Zuhörerin, die sich unweit hinter einer hoch zusammengeschwemmten Seetangbrüstung aus offenbar niedriger Sitzstellung aufgehoben und verwundert ihre Augen nach ihm gerichtet hielt. Er sah die schlank aufrechte weibliche Gestalt dastehen, ohne gleich ihre Erscheinung deutlich aufzufassen. Die starken Windstöße ließen ihre Kleider flattern und streuten halb verschleiernd gelöste seine Haarfäden über ihr Gesicht. So blickten zunächst seine Augen sie überrascht an, wie die ihrigen ihn; erst die goldartige Hellfarbigkeit ihres Haares brachte ihn darauf, es müsse die Baronesse Gerda von Ratlow sein. Wie sie jetzt sich mit der Hand das verwehte Haar von den Augen fortstrich, erkannte er klar, sie sei's.

Gebert Norweg überkamen bei ihrem Anblicke gleichzeitig zwei ineinander fließende Vorstellungen. Er habe sich durch sein emphatisch lautes Deklamieren gegen Wind und Wellen lächerlich vor ihr gemacht, und sie stehe im Begriff, dies ihm ihrem Wesen gemäß kundzugeben. Eine Weidengerte, sie dafür zu züchtigen, gab es hier am Sandufer nicht, auch hatte sie bewiesen, ihr Spottgelüst kenne keine Furcht, und außerdem war durch sein Zusammenleben mit Bertrade ein verfeinertes Gefühl in ihm zur Herrschaft gelangt. Ein Mann durfte einem weiblichen Wesen gegenüber seine überlegene Körperkraft nicht anwenden, auch eine Todfeindin nicht schlagen.

Sich hurtig verknüpfend, durchschoß es so seinen Kopf, zugleich mit dem Gefühl, er müsse rasch ihrem Hohn zuvorkommen. Und aus dieser Erkenntnis flog ihm laut der Zuruf vom Mund: „Sehen Sie hier nach Dänemark hinüber, ob der königliche Freiersmann wiederkommt?“ Danach drehte er sich kurz um und ging mit groß ausholenden Schritten auf dem Fußsteig, der ihn hergebracht, zurück.

Als das wieder erreichte Buschgelände ihn verdeckte, drehte er einmal zurückblickend den Kopf um. Sie stand noch ohne Regung an der nämlichen Stelle, ob ihr Gesicht ihm nachgewandt sei, ließ sich aus der Entfernung gegen den Wind nicht mehr unterscheiden. Aber jedenfalls hatte er sie durch die Kundgabe seines Wissens, weshalb sie sich allein drüben am Strande aufhalte, richtig getroffen, verdutzt und unfähig gemacht, ihr hochmütiges Lachgelüst an ihm auszulassen. Der kurze Vorgang hatte Gebert doch in eine innerste Erregung versetzt; trotzdem es nicht mit nüchterner Vernunft im Einklang stand, konnte er sich nicht enthalten, seinem Gefühl nochmals Luft zu machen:

„Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!“

Ja, er war ein Glücklicher, ging dem Glück entgegen, und Berauschendes überkam ihn aus dem Klang der Verse. Auch ein Glück war's gewesen, daß der Herr Justizrat auf den Einfall geraten, ihm die für ihn selbst wertlosen Gedichte Schillers zu überlassen; er fühlte klar, eine der Quellen seines inneren Auflebens sei aus ihnen entflossen, und der kleine Band mit dem unverständlichen Schriftwort „Elsa“ auf der ersten Seite enthalte in Wahrheit dasjenige, wie er's in der im Gastzimmer des Arztes verbrachten Nacht geträumt, daß eine dunkelgekleidete Gestalt in die Stube getreten und mit einer weißen Elfenhand das Buch als einen Schatz an das Kopfende seines Bettes hingelegt habe.

Wie er den Nußkrug wieder erreichte, hatte der Sturm noch so an Macht zugenommen, daß er nicht nur einen Hagel knatternder Nüsse, sondern von einem der hohen Bäume einen loskrachenden dicken Ast mit zu Boden schleuderte und zwar nur wenige Schritte vor Geberts Füßen; wäre er bereits um ein paar Sekunden auf der Straße weiter gewesen, so hätte die schwer wuchtig niederschlagende Masse ihn getroffen und fraglos zerschmettert. Doch so hatte sein Leben ja nicht enden können, denn es lag noch, kaum erst wirklich begonnen, vor ihm, und als eine wundertätige, allmächtige Fee hielt die Liebe ihre Schutzhand über seiner Zukunft. Ohne Anhalt das quer über den Weg getürmte Zweiggewirr seitwärts umbiegend, schritt er eilfertig weiter; doch hatte der Zwischenfall seine Gedanken von der Begeg-

Digitized by Google

nung am Strande abgelenkt, vielmehr die Erinnerung daran vollständig weggelöscht, und alles Trachten in ihm ging allein darauf hinaus, so schnell als möglich zu Bertrade nach Hause zu gelangen. Es begann schon leise zu dämmern, wie er an sein Ziel hinankam; dann spannten seine Augen sich einmal verwundert an, denn etwas Ungewöhnliches sah ihm entgegen. Auf dem schmalen Stadtrandwege vor dem Zugang zur „Villa" stand ein kleiner Einspännerwagen, und Meta Kienast hielt ein Pferd am Zügel.

Auf den ersten Hinblick hatte er gemeint, es sei eine sonderbare Augentäuschung, doch stellte es sich keineswegs als eine solche heraus, denn die nett aussehende Chaise war vor kaum erst zehn Minuten an die Gartenpforte hingerollt, Christoph Wittkop von ihr abgestiegen und mit einem ziemlich schweren Korbe in den Garten getreten. Bertrade Engemann befand sich bei der milden Luft trotz dem heftigen Wind noch im Freien, um einige von ihrem Birnbaum heruntergeschüttelte Früchte aufzulesen, hatte zur Festhaltung ihres Haares ein rotseidenes Tuch über den Kopf geschlungen, das sich, den Schläfen entlang ihr Gesicht einrahmend, unter dem Kinn verknüpfte, und sah, von einem schnaubenden Ton des Pferdes aufmerksam gemacht, verwundert um, fast zugleich indes auch schon den jungen Erbpächter auf sie zukommen. Er machte ein Gesicht, dem man ansah, daß ihm nicht recht auf der Zunge liege, was er sagen wollte, brachte dann jedoch hervor: „Sind Sie auch dabei, Birnen zu sammeln, Frau Leutnant — die sind ja in diesem Sommer recht gut reif geworden. Ich bin heute wegen einer notwendigen Sache zur Stadt gefahren, und wie ich wegfuhr, fiel mir ein — Meta kann ja wohl nur einen Augenblick das Pferd halten — nein, wegen ihrer bin ich gewiß nicht hergekommen, das werden Sie mir auch nicht zutrauen, Frau Leutnant."

Bertrade Engemann war sichtlich von der Ankunft des Besuches vollständig überrascht, schlug ein paarmal mechanisch mit ihren hübschgepflegten Händen einige an ihrem Rock hängen gebliebene halbdürre Blätter ab und gab dadurch dem Ankömmling Zeit, seinen ersten Begrüßungsworten noch hinzuzufügen: „So ein Tuch um den Kopf macht sich mal gut, und das ist wirklich ein nettes Hauskleid, was Sie da anhaben, und steht Ihnen eigentlich noch besser als das schwarzseidene Sonntagskleid, worin ich Sie das letztemal traf."

„Ja, ich dachte an ganz anderes und mußte mich erst ein bißchen besinnen — aber jetzt, natürlich, Sie sind's ja, Herr Wittkop; das konnte ich freilich am wenigsten erwarten. Entschuldigen Sie das Kopftuch und mein altes Hauskleid, das ist allerdings nicht für Besucher eingerichtet und mag wohl danach sein, Spottlust wachzurufen. Doch in meinen Verhältnissen setzt eine bedachtsame Frau ihre besseren Anzüge bei solcher Gartenarbeit nicht dem Wind und Wetter aus, und ich trage meine Kleider ja für mich, nicht für die Augen von anderen, die bei derartigem Wetter nicht hierher zu kommen pflegen. Sie haben zwar trotzdem wegen einer notwendigen Sache, sagten Sie, zur Stadt fahren müssen — aber —"

„Ja, aber," erwiderte Christoph Wittkop, „die Sache ist nämlich so, Frau Leutnant — nein, ein Spott war das mit dem Hauskleid wahrhaftig nicht von mir, da tun Sie mir weiß Gott unrecht. Aber es konnte mir doch natürlich nicht angenehm sein, daß ich zweimal, ohne daß ich's gewollt hatte, bei Ihnen im Hause zu Gast gewesen war, und es mußte mir natürlich was dran liegen, mich gern einmal dafür, wie man sagt, zu revanchieren. Aber zu einem Mittagsessen bei mir nach Buchenhorst wollten Sie ja nicht kommen, weil Sie wegen dem mit der Meta bös auf mich waren; das konnte ich Ihnen ja auch nicht ganz verdenken, denn ich weiß selbst nicht, wie ich damals so dazu gekommen bin, tun hätte ich's ja nicht müssen. Weil Sie aber zuletzt sagten, einsehen dürfte ich darum doch mal wieder bei Ihnen, so fiel mir beim Wegfahren heute ein, daß die Birnen bei mir in diesem Sommer so gut reif geworden sind, wie ich's noch kaum je erinnere, und da dacht' ich, könnt' ich Ihnen einen Korb damit vorreichen, denn gute Birnen ißt ja eigentlich jeder gerne."

Er machte dazu den Deckel seines mitgebrachten Korbes auf, der sich mit einem ausgesuchten goldgelben Inhalt vollgefüllt zeigte, und die junge Witwe sagte darauf-

Digitized by Google

blickend: „Das ist ja sehr artig von Ihnen, Herr Wittkop; die sind allerdings viel schöner als meine Birnen hier, und ich bin in der Tat eine Freundin von gutem Obst —"

Das veranlaßte ihn, einzufallen: „Daß ich Sie auch beim Birnensammeln treffen würde, konnte ich mir ja freilich nicht vorstellen. Das Obst gedeiht überhaupt in dem Jahr ganz vortrefflich, auch die Äpfel werden sehr gut — da ist es denn wohl besser, weil es mit den Birnen nicht recht gepaßt hat, daß ich Ihnen mal einen Korb Gravensteiner Äpfel vorbringe, wenn die erst reif geworden sind, denn revanchieren möchte ich mich doch gerne, das muß ja jeder begreifen. Es gibt so viel Äpfel dies Jahr, ich weiß noch gar nicht, wo ich vernünftig damit bleiben soll, und habe mir schon halb gedacht, es wär' eigentlich gar nicht unklug, sie öfters mal in die Stadt herzubringen und zu sehen, ob sie sich hier verkaufen lassen, denn das Schicken bis nach Kiel würde sich doch wohl nicht eintragen. Ich müßte hier nur jemand wissen, der sich für den Absatz in den guten Häusern durch Empfehlung vielleicht ein bißchen mit umtäte — natürlich denke ich nicht daran, daß er sich die Mühe umsonst machen sollte — aber ich bin wenig bekannt in der Stadt und weiß niemand dafür."

„Es wäre gewiß schade drum, Herr Wittkop, wenn Ihre guten Äpfel, die sicherlich vielen sehr willkommen sein würden, ungenutzt verdürben. Zu einer Beihilfe bei ihrem Verkauf hier weiß ich freilich auch niemanden, aber — wollen Sie nicht ins Haus treten, wir könnten dann einmal die Leute in der Stadt durchgehen, die vielleicht geeignet —"

Weiter indes gelangte die Sprechende nicht, denn in diesem Augenblick ging die Gartenpforte auf, Gebert Norweg trat heimkehrend herein, und abbrechend flog sie ihm mit dem Ausruf entgegen: „Gottlob, daß du wieder dabist; ich war so in Unruhe um dich, es könnte dir bei dem Sturm etwas zustoßen."

Sie glücklich frohsinnig anlachend, fiel er ein: „Das wollte er vielleicht auch, aber durfte es nicht, weil ich lebend zu dir nach Hause kommen mußte." Und kurz setzte er hinzu, wie am Nußkrug der dicke Baumast dicht vor ihm auf der Straße niedergebrochen sei.

Bertrade teilte seine übermütige sorglose Stimmung keineswegs; ihr Gesicht zeigte, daß sie jählings ein heftiger Schreck übermannt, ihr Arm schlang sich angstvoll um seinen Nacken und zog seinen Kopf an den ihrigen, um sich zu vergewissern, daß sie ihn wirklich unversehrt wieder zurückerhalten habe. Noch im Flur überschüttete sie ihn mit Fragen und zärtlichen Vorwürfen, die Anwesenheit Christoph Wittkops war ihr augenscheinlich völlig in Vergessenheit geraten, sichtlich aber auch stand Gebert, hochroten Kopfes, wie in halber Betäubung über den so überquellend liebevollen Empfang vor seiner Hausgenossin, so daß sein Zustand ihr die Mahnung nötig zu machen schien: „Ich seh' es dir an, du bist angegriffen und mußt dich erst etwas erholen; geh' in deine Stube und lege dich ein Weilchen zum Ausruhen aufs Bett."

Von solchem Bedürfnis fühlte er zwar eigentlich nichts, dagegen verlangend das, ein wenig mit seiner herzklopfenden Empfindung allein zu sein, und so kam er ihrem Geheiß nach.

Der junge Hofbesitzer war unbeachteter Augen- und Ohrenzeuge des Vorganges gewesen und hatte mit erstem Antrieb eine Bewegung gemacht, die ihm zugeteilte Rolle eines überflüssigen Zuschauers aufzugeben und nach seinem Fuhrwerk zurückzukehren. Dann indes änderte er offenbar seine Ansicht, blieb, den Fuß ruckhaft zurücksetzend, auf dem Fleck stehen und ging nun, wie Gebert nach oben verschwand, ebenfalls in den Flur nach. Hier stand Bertrade Engemann noch, sah ihm mit ernstem Blick etwas ungewiß ins Gesicht und stieß hervor: „Das war ein Schreck — nehmen Sie's nicht übel, Herr Wittkop, ich hatte ganz vergessen, daß Sie — mir zittern die Knie noch, und ich muß mich — wenn der Ast um ein paar Sekunden später heruntergebrochen wäre —" Sie öffnete die Tür der Wohnstube und ließ sich auf einen Stuhl nieder: „Wollen Sie sich nicht auch setzen, Herr Wittkop — wir sprachen von Ihren Äpfeln, und daß Sie wünschten — aber ich sehe, Sie haben sich auch erschreckt und sehen ganz verändert aus —"

„Nein, erschreckt hab' ich mich gar nicht, dazu hätte ich gar keinen Grund gewußt. Nein, ich danke, zu sitzen habe ich nicht mehr

Digitized by Google

Zeit. Aber das müssen Sie mir schon zugeben zu sagen, Frau Leutnant, ich finde es nicht recht von Ihnen, wie Sie mit dem jungen Menschen umgehen und sprechen. Er ist doch auch, sozusagen, nicht von Holz und Stein und kein richtiger Junge mehr und könnte sich dabei doch etwas einbilden —"

„Einbilden? was sollte er sich einbilden? Ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen, Herr Wittkop. Wenn man jemand liebhat, ist das doch ganz natürlich, scheint mir. Das würde ich bei jedem, den ich liebhätte, und von dem ich wüßte, daß er mich auch liebhätte, und daß es ihm nicht zuwider wäre, ebenso tun."

Ihre ungewöhnlich weit aufgeschlagenen Augen hielten sich auf den vor ihr Stehenden mit einem Ausdruck gerichtet, in dem sich lesbar ein Mitleid kundgab, daß er nach seinen Äußerungen nicht zu den solcher natürlichen, edlen und beglückenden Empfindungen fähigen Menschen gehöre und deshalb auch keine Aussicht habe, während seines Lebens jemals von irgend jemandem liebgehabt zu werden. Deutlich sprach dies aus Bertrade Engemanns großgeöffneten Augen, die einen an Sternenschein erinnernden Glanz ausstrahlten. Mildes lag darin, das keine Mißachtung, nur eine Wehmut über die unglückliche, wenn auch zum Teil selbstverschuldete Veranlagung und Daseinsbestimmung eines Mitmenschen aussprach, und merkbar ward Christoph Wittkop vor diesem schweigsam redenden Blick unheimlich überkommen.

Der mitleidig bewegten jungen Witwe blieb nur übrig, ihm schonend aus seiner peinlich verlegenen Lage herauszuhelfen. Das führte sie mit der ihr zu Gebot stehenden Geschicklichkeit durch die jetzt von einem leichten Lächeln begleitete Erwiderung aus: „Doch, Sie wollten von einer nützlichen Veräußerung Ihrer Äpfel mit mir sprechen, Herr Wittkop — bitte, nehmen Sie Platz dazu."

Aber danach war's ihm, heut' wenigstens, entschieden nicht mehr zu Sinn, denn er antwortete hastig: „Nein, ich danke vielmals, Frau Leutnant — ich kann Meta doch nicht länger bei dem Pferde stehen lassen, und es wird heut' abend gewiß auch bald schon sehr dunkel, daß ich suchen muß, nach Hause zu kommen. Sie müssen ja doch auch die Äpfel erst mal selbst probieren, ob sie wirklich gut zu empfehlen sind — vielleicht erlauben Sie, daß ich Ihnen bald mal einen Korb zur Probe vorreiche, und dabei könnten wir ja weiter — weil es doch für uns beide von Nutzen wäre —"

„Wie Sie's für richtig ansehen, Herr Wittkop, das überlasse ich natürlich ganz Ihrem Ermessen."

Da er merklich um der drohenden Dunkelheit willen Scheu hegte, länger zu bleiben, und durchaus aufbrechen wollte, überwand sie sich, ihn höflich auch bis an die Gartenpforte zu begleiten, wo er hastig nach seiner Geldbörse griff und Meta Kienast ein preußisches Talerstück in die Hand drückte. Das war ein unverhältnismäßig hohes Entgelt für ihre nur etwa viertelstündige Dienstleistung, sie riß vor sprachlosem Erstaunen den Mund fast bis nach beiden Ohren auf, so daß er gewissermaßen entschuldigend hinzufügte: „Ich hab' gerade nichts anderes bei mir — aber ein Handgeld für Meta soll es nicht sein — nein, das soll es gewiß nicht bedeuten, Frau Leutnant."

Dazu gelang's ihm, die Oberlippe ein bißchen zum Lachen zu verziehen, doch eigentlich zumute war's ihm danach, wie er nun auf dem leichten Wagen davonrollte, keineswegs. In Nachdenken vertieft, fuhr er durch den gleichmäßig fortdauernden Sturm nach Buchenhorst in seine Junggesellenbehausung heim.

* *
*

Seit der von der Pariser Julirevolution verursachten Erregung, deren plötzlicher Stoß wohl einige sich auf die Nachbarländer übertragende, doch bald wieder zur Ruhe gelangte Wellenschwingungen hervorgerufen, hatte über dem größten Teil Europas siebzehn Jahre hindurch ungewöhnliche ereignislose Stille gelegen. In Wirklichkeit zwar bildete dies nur täuschenden Anschein der Oberfläche eines Gewässers, die mannigfach wallende Grundströmungen und auftreibende Quellen unter sich barg; besonders in fast sämtlichen deutschen Staaten hatte sich bei der bürgerlichen Bevölkerung eine langsam mehr und mehr großgewachsene innere Auflehnung gegen Mißstände und Mißgriffe von seiten der Regierungen angesammelt. Einem neuen Zeitgefühl zuwiderlaufende Bevor-

Digitized by Google

zugung und Vorrechte des Adels, polizeiliche Willkürmaßnahmen, fürstliche Begünstigung der orthodox-pietistischen Herrschaftsbestrebungen der Kirche machten einen Grundstock der Unbefriedigung aus; Verlangen nach nicht nur beratender, sondern wirklicher Anteilnahme des Volkes an der Gesetzgebung zur Abstellung zahlreicher Schäden und Ungerechtigkeiten war gleichmäßig in vielen Köpfen der gebildeten Stände, wie der breiteren unteren Schichten entstanden. Doch äußerte diese Mißstimmung sich kaum anders als in vertrauten Kreisen und Unterhaltungen an abendlichen Stammtischen, verstummte in der Gegenwart den staatlichen Behörden angehöriger Personen und dehnte sich nicht auf politische Gebiete aus.

Nur nach einer Richtung fand davon eine Ausnahme statt; es traten nämlich im Laufe des Jahres 1847 auch da und dort größere öffentliche Versammlungen auf, bei denen eine Frage äußerer Politik laut und eindringlich beredet wurde. Die bezog sich auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und den „Offenen Brief" König Christians des Achten, durch welchen eine gewalttätige Einverleibung jener in Dänemark bedrohlich zu erwarten stand. So wenig man sonst auch an die Möglichkeit einer Abänderung der kleinstaatlich ohnmächtigen Zerrissenheit Deutschlands dachte, so war doch in auffälliger Weise ein Allgemeingefühl wach geworden, es widerstreite der deutschen Ehre, in geduldiger Untätigkeit einer Rechtsverletzung der beiden Herzogtümer, ihrer Lostrennung vom deutschen Bundesgebiet zuzusehen, und fand allerorten ungewohnt energischen Ausdruck. Ein gewisser Zusammenschluß des deutschen Volkes nach einer bestimmten Richtung ward dadurch hergestellt, der mit einheitlicher Forderung eine von den schleswig-holsteinischen Ständen an den „Bundestag" in Frankfurt gerichtete Beschwerde über den drohenden Verfassungsbruch unterstützte. Solchem Andrängen gegenüber konnte jener nicht wohl umhin, sich gleichfalls mit der volksaufregenden Rechts- und Streitfrage zu beschäftigen, doch zwischen zwei innerlichen Widersachern, Österreich und Preußen, als seinen Hauptbestandteilen zerspalten, gab er nur eine unbestimmte Erklärung ab, in der zwar die Berechtigung der Herzogtümer zu ihrer Beschwerdeführung anerkannt, ein Eingreifen in den Weitergang der Angelegenheit indes als zur Zeit nicht erforderlich erachtet wurde.

So lag diese im Herbst des Jahres in ungewisser Schwebe, und nun legte sich mit dem Beginn der kalten Zeit eine winterliche Stillstandsruhe nicht nur auf die verödeten Feldfluren, sondern, wenigstens scheinbar, ebenso auch auf die Gemüter; das Leben zog sich mehr ins Haus, an den geheizten Ofen zurück, die Witterung machte Zusammenkünfte größerer Volksmengen seltener; wie kriegführende Heere nach altüberliefertem Brauch ein Winterquartier bezogen, begaben sich auch die Reden, Erwartungen und Besorgnisse hinsichtlich der Zukunft Schleswig-Holsteins ziemlich zur Ruhe. In den deutschen Bundesstaaten geschah's derartig, und auch in den Herzogtümern selbst machte sich jedenfalls die Aufregung nach außen nicht mehr so stark als während des Sommers bemerklich. Ein drängender Anlaß dazu von seiten Dänemarks fand auch nicht statt, dort schien man ebenfalls eine Waffenruhe in dem Kampf eintreten zu lassen. Mindestens fehlte es an allen auf das Gegenteil hinweisenden Nachrichten; im Dezemberanfang kam nur einmal eine von anderer Art aus Kopenhagen herüber, die allerdings mannigfaches Gerede veranlaßte. Der König Christian sollte sich eines Abends, von plötzlichem Unwohlsein befallen, aus einer Hofgesellschaft zurückgezogen haben. Er stand im sechzigsten Lebensjahre, und es ging Gemunkel von einem leichten Schlaganfall.

Naturgemäß lag das kleine wagrische Ackerbaustädtchen noch tiefer als größere Orte im Winterschlaf, aller Feldarbeit hatte frühzeitiges Schneetreiben schon im November ein Ende gemacht, der geringe Gewerbebetrieb vollzog sich jetzt unhörbar hinter festgeschlossenen Werkstattüren, so konnte die Stille in den Straßen während der Woche zumeist mit der eines Dorfes wetteifern.

Nur am Sonntagmorgen rollten wie stets die nun auch geschlossenen Kutschen der adeligen Gutsbesitzer über das Pflaster, Pastor Warmund Cordemanns Predigt versammelte eine je nach dem Wetter etwas größere oder geringere Anzahl andächtiger, überwiegend weiblicher Zuhörer in der Kirche, aus der

Digitized by Google

die vornehmen Damen nachher in Pelzen, mit Boas und Muffs zur erwärmenden Vorkehr ins Pastoratsgebäude hinüberschritten, während die Herren sich bei den guten Bordeauxflaschen der „Stadt Hamburg“ wohl sein ließen. Von jeher gaben sich der nämlichen sonntäglichen Beschäftigung auch einige bürgerliche, kleinere Hofbesitzer hin, selbstverständlich nicht im selben Raume mit der Aristokratie, sondern in einer über die breite Flurdiele entlegenen Nebenstube.

Durch eine zufällige Anknüpfung war auch der junge Buchenhorster Erbpächter zur Teilnahme an diesem Zusammentreffen veranlaßt worden. So hatte er sich in letzter Zeit gewöhnt, ebenfalls am Sonntag mit seinem leichten Einspänner zur Stadt zu fahren, doch machte er der Offenheit seines Wesens gemäß kein Hehl daraus, daß er's nicht tue, um die Kirche zu besuchen. Dazu empfand seine Natur einmal kein Bedürfnis, und als Bürgerlicher fühlte er auch nicht die Verpflichtung, seinem Hofgesinde durch ein anspornendes Beispiel voranzugehen. Vielmehr traf er erst nach dem Schluß des Gottesdienstes in der „Stadt Hamburg“ ein, um dort ein paar Stunden mit seinen Standesgenossen über dies und jenes des landwirtschaftlichen Berufes zu sprechen, sowie sich an ihrem gemeinsamen Mittagsessen und einer guten Rotweinflasche zu beteiligen; einen unbedachtsam leichtfertigen Aufwand bedeutete dies für ihn nicht, da man seinen stattlichen Hof mit Recht allseitig als den einträglichsten in weitem Umkreis schätzte.

Dagegen verstand er sich auf das Kartenspiel nicht, blieb, wenn es begann, wohl noch ein Weilchen, der L'hombrepartie zusehend, sitzen, verlor dann indes begreiflicherweise doch das Interesse daran und kehrte, da noch genug Tageshelle für die Rückfahrt vor ihm lag, zum Zeitverbringen in der „Villa“ Bertrade Engemanns ein. Jedoch nicht deshalb allein, sondern auch aus geschäftlichem Anlaß; er brachte jedesmal ein Körbchen mit einer neuen Apfelsorte mit, über die ihm ein Geschmacksurteil von ihr erwünscht war, denn er hatte unter ihrem Beirat seinen glücklichen Einfall verwirklicht und einen Krämerladen mit dem Verkauf seines überreichlichen Obstes betraut, und das machte häufigere Besprechungen mit der Frau Leutnant notwendig. Dabei stellte er sich in einem gegen früher vorteilhaft veränderten Licht dar. Merkbar ging dies von einem Bestreben aus, der Frau Leutnant vorzuhalten, das häßliche und beleidigende Bild von ihm, das ihre Augen vor sich sähen, stimme doch nicht völlig mit der Wirklichkeit überein.

So betrug sich denn auch Bertrade während seiner Sonntagsbesuche mit einer wenngleich kühlen, doch artigen Höflichkeit, die nur allemal am Ausgang seines Besuches einen Abbruch erlitt. Dann war sie fühlbar weiterer Unterhaltung mit ihm überdrüssig geworden und gab dies deutlich dadurch zu verstehen, daß sie Gebert Norweg aus seiner Giebelstube herunterrief und ihm ausschließlich ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Wie sehr sie mit dem Herzen an ihm hänge, konnte sie sich nicht enthalten, auch in der Gegenwart des jungen Hofbesitzers durch mannigfache Zeichen der Vertraulichkeit mit Wort, Blick und Hand an den Tag zu legen. Entschieden lag etwas Demütigendes für Christoph Wittkop darin, daß er beim Hereintreten eines noch so unreifen jungen Menschen gewissermaßen zu einem Nichts wurde, und er fuhr jedesmal nach Buchenhorst mit dem Vorsatz zurück, sich dem nicht wieder auszusetzen. Aber da er sich einmal an die sonntägliche Unterhaltung in der „Stadt Hamburg“ gewöhnt hatte, die Fahrt also deshalb doch unternahm, verblieb ihm beim Beginn des L'hombrespiels immer noch ungefähr eine sonst nicht recht hinzubringende Stunde, so daß er unversehens doch wieder auf den Weg nach der „Villa“ geriet.

Mit Gebert war inzwischen eine neue Veränderung vorgegangen, die erkennbar noch fortschritt. Er empfand dies selbst und wußte sich auch zu sagen, von wo und wann sie ihren ersten Anfang genommen, nämlich von dem Sturmtage, an welchem er nach dem Seestrand gegangen, dort Gerda Ratlow angetroffen und bei der Heimkehr wegen seiner Erzählung von dem dicht vor ihm niedergekrachten Nußbaumast von Bertrade mit so heftigem Schreck empfangen worden, daß sie fast besinnungslos ihren Arm um seinen Hals geschlungen und seinen Kopf fest gegen den ihrigen gezogen hatte. Seitdem war etwas ihm bis dahin unbekannt

Digitized by Google

Gewesenes über ihn und in ihn geraten, sich darin kundgebend, daß seine verheimlichte Liebe zu Bertrade ihn nicht mehr wie vordem mit dem schönen, stillbeseligenden Glückgefühl erfüllte. Vielmehr hatte sich, allmählich stärker anwachsend, eine fremde innere Unruhe seiner bemächtigt, sowohl im Gemüt als körperlich, oft sich in heftigem Herzklopfen äußernd; oft lag er stundenlang ganz oder halb wach mit nicht selten plötzlich heißaufglühendem Kopf, bis allerhand Vorstellungen, die sich aus seiner Phantasie herausgebaren, nicht in liebliche, sondern stürmisch erregende und durchschauernde Träume übergingen, aus denen er am Morgen eher ermattet als erquickt aufwachte. Damit verband sich eine eigentümliche Scheu beim Zusammensein mit seiner Hausgenossin. Er vermied vollständig, ihr in die Augen zu sehen, als bange ihm davor, daß sie in den seinigen etwas lesen könne; nur wenn sie's nicht wahrzunehmen vermochte, haftete sein Blick auf ihr mit einem sonderbar flimmernden Glanz. Blässe und Röte wechselten manchmal jäh in seinem Gesicht, und ein merkbares Zittern konnte seine Glieder befallen. Im geschlossenen Raum ward's ihm zu eng, er mußte mit versagender Brust aufspringen, um draußen im Freien tief nach Atem zu ringen, und lief stundenlang ziellos kreuz und quer auf verschneiten Wegen umher. Selbst aus der Schulstube trieb's ihn einigemal gewaltsam so hinaus; natürlich litt seine Aufmerksamkeit beim Unterricht, überhaupt sein im Sommer entflammter Lerneifer darunter, so daß Matthias Harms ihn häufig verständnislos kopfschüttelnd ansah.

Die Veränderung an Gebert konnte dem Blick Bertrades nicht entgehen. Nach ihrer Ansicht hatte er sich seit seinem Entschluß zum medizinischen Studium überarbeitet; sie empfahl ihm ein zeitweiliges Ablassen davon, möglichst langen täglichen Aufenthalt und Bewegung in der frischen Luft und frühes Zubettgehen, um kräftigenden Schlaf zu gewinnen. Vielleicht schwebte ihr bei dem letzten Rat auch eine Empfindung vor, es könne dienlicher für ihn sein, das Beisammensein nach dem Abendessen etwas abzukürzen, doch eigentlich war dazu kein Grund vorhanden, denn sie mußte aus seinem Benehmen erkennen, die in ihm erwachte erste jugendlichschwärmerische Liebe für sie sei aus seinem Gefühl wieder geschwunden. Ob ihr das eine innere schmerzliche Enttäuschung bereite, war aus ihrem Verhalten nicht zu entnehmen, jedenfalls nicht aus einem Nachlassen ihrer stetigen Achtgabe auf das zu seinem Besten Erforderliche. Nur ließ sich nicht leugnen, daß die junge Witwe dabei ab und zu einmal ein wenig gedankenlos und dadurch unvorsichtig handelte. Bei ihren Erkundigungen nach seinem Befinden strich ihre Hand ihm dann und wann aus Teilnahme unwillkürlich das draußen vom Wind verwirrte Haar von der Stirn zurück, ließ es auch sonst wohl an der einem jungen, heranwachsenden Mann wie Gebert gegenüber gebotenen Vorsicht fehlen. Namentlich an jedem Sonntagnachmittag erfreute er sich solcher Zärtlichkeitsbeweise, augenscheinlich in einem Zusammenhang mit dem Besuch Christoph Wittkops. Nicht als ob Gebert von einem Widerwillen gegen diesen in Erregung versetzt werde, er sah im Gegenteil stets schon länger erwartungsvoll durch sein Fenster nach der Ankunft des jungen Erbpächters aus, harrte dann mit stürmischem Herzklopfen auf den ihn von oben herunterrufenden Stimmenklang seiner Hausgenossin und auf die sonst während der Woche ihm nicht zuteil werdenden Liebesbeweise, mit denen sie sich nur um ihn bekümmerte.

Nahe vor den Weihnachtstagen begegnete Gebert einmal auf dem Schulrückweg dem Herrn Justizrat, bei dem er sich seit Monaten nicht mehr vorgestellt hatte. So besorgte er, von ihm deswegen befragt zu werden. Er suchte deshalb dem Arzte rasch vorbeizugehen, ward indes durch eine Handbewegung angehalten. Doch seines völligen Ausbleibens während so langer Zeit tat Wichart Libertus keine Erwähnung, schien dies vielmehr völlig unbeachtet gelassen zu haben. Dagegen sagte er, ihn kurz mit ärztlich prüfendem Blick anschauend: „Deine Augen sehen wieder nicht so aus, wie sie's normalerweise sollten, anders als im Frühling, eher als littest du an Fieberanfällen. Bekommt dir etwa die Luft und Kost an deiner jetzigen Unterkunftsstelle nicht? Dann müßte ich eine andere für dich ausfindig machen.“

Digitized by Google

Plötzliche Röte schoß Gebert ins Gesicht, ehe er hastig, halb stotternd, die Antwort hervorbrachte: „Nein, Herr Justizrat — ich bin ganz wohl und mit allem völlig zufrieden — und möchte nicht —"

„So? Wenn ich mich getäuscht habe, ist's ja besser und natürlich vorteilhafter, daß du vor deinem Weggang zur Universität nicht mehr wechselst, sondern bis zum Frühjahr noch dort bleibst. Aber ausgiebige Bewegung ist dir jedenfalls nötig, dazu gibt der Frost jetzt ja auch beste Gelegenheit. Eislaufen ist dem Körper und Geist nach allen Richtungen zuträglich, du tust am klügsten, dir drüben aus der Eisenhandlung gleich ein paar Schlittschuhe mitzunehmen."

Gebert versetzte: „Darauf zu laufen, verstehe ich nicht."

Doch Libertus erwiderte: „Das lernt sich in deiner Jugend bald, einigemal hinzufallen, schadet nichts und erzieht zur Geschicklichkeit. Es geht dabei wie bei allem, daß man erst aus Erfahrung lernt."

Er machte Miene, seinen Weg fortzusetzen, als Gebert ihm noch leise nachrief: „Ich bin nicht — die Schlittschuhe müßten wohl bezahlt werden."

Der Arzt zog seine Börse hervor, nahm ein Goldstück aus ihr, das er Gebert hinreichte, und setzte hinzu: „Laß es wechseln und behalte, was übrigbleibt. Du hast vielleicht noch sonst ein Weihnachtsbedürfnis, ich rechne dir's von deinem Vermögen ab. Die Teichwasser sind dick zugefroren, habe ich gestern auf einer Fahrt gesehen. Ich wünsche dir vergnügte Feiertage."

Gebert war froh, ohne weitergehende Fragen losgekommen zu sein, und trat in den kleinen Eisenhandlungsladen hinein. In diesem wurden ihm ein paar Schlittschuhe angepaßt, wobei der Verkäufer bemerkte, die würden in dem Jahr wohl viel zu brauchen sein, denn der harte Winter mache schier Miene, als ob er sogar die Ostsee ein gut Stück zufrieren lassen wolle; Geberts Gedanken waren indes weder bei dieser Mutmaßung, noch bei seinem Einkauf, er begab sich so schnell als möglich wieder auf die Lange Twiete hinaus und seiner „Heimat" zu. Der Weg führte ihn an der ehemaligen Wohnung der Mutter Schlerbaum vorbei, und einen Augenblick rührte ihn die Erinnerung an, daß er einmal dort in der dunklen Hinterstube oder eigentlich wohl viele Jahre lang von seinem frühesten Kinderdenken her gehaust habe. Doch ihm war's, als müsse das in einem anderen Leben gewesen sein, mit dem sein jetziges in gar keinem Zusammenhang stehe; wirklich angefangen hatte sein Leben erst mit dem Tage, an welchem der Herr Justizrat ihn plötzlich von hier weggeholt, und eine unausdenkbare Zeit war schon seitdem vergangen. Fast laufend ging er weiter, sein Herz schlug immer schneller, je mehr sein Heimweg sich verkürzte; beim Eintritt ins Haus öffnete er hastig die Wohnzimmertür und traf Vertrade gerade dabei, wie sie vorm Spiegel eins der eben hergestellten Kleider angelegt hatte. Sie machte ihm keinen Vorwurf, daß er nicht geklopft habe, denn das Gesellschaftskleid war beinahe vollständig fertig, nur an dem weiten Ausschnitt fehlte wohl noch ein Spitzenbesatz, so daß er ein wenig zu tief herabreichte, und sich umwendend, fragte sie nur: „Findest du, daß es gut sitzt?"

Er stand mit weitoffenen Augen, hochroten Gesichts darauf hinblickend, und antwortete stockend: „Ja — so — so schön habe ich dich noch nie gesehen."

Dazu lachte sie: „Du meinst, Kleider machen Leute, aber für mich passen solche nicht. Mich freut's aber doch, daß es dir gefällt. Hast du dir Schlittschuhe gekauft?"

Die hielt er in der Hand und versetzte, ohne mit dem Blick von ihr abzulassen, der Herr Justizrat habe ihm eben unterwegs geraten, viel auf dem Eis zu laufen. Dem pflichtete Vertrade nickend bei: „Das ist gewiß auch gut, mir kommt vor, dir steigt in letzter Zeit das Blut leicht etwas zu Kopf. Nun bitte ich dich, hinauszugehen, denn ich muß dies Kleid ausziehen, um das andere auch noch zu probieren."

Er blieb indes stehen und brachte verworren vom Mund: „Warum muß ich — darf ich nicht —?" merkbar wußte er nicht, was er eigentlich sagen wolle.

Jetzt lachte sie wieder: „Nein, du darfst nicht, Gebert — das Warum kannst du dir doch denken." Den Fuß vorbewegend, setzte sie hinzu: „Bist du ein närrisch gedankenloser Mensch," und die Tür öffnend sagte sie mit drolligem Ton: „Bitte, Herr Norweg."

Digitized by Google

Nun verließ er wortlos die Stube, hörte, halb schwanken Schrittes die Treppe hinansteigend, daß sie hinter ihm den Türschlüssel im Schloß umdrehte. In seiner Giebelstube setzte er sich, die Schlittschuhe noch in der Hand haltend, und starrte auf den Boden. Eine Betäubung drohte über ihn zu kommen. So stand er jäh wieder auf, ging geräuschlos auf den Zehen zurück zum Flur hinunter und in den Garten hinaus.

Wie in völliger Geistesabwesenheit trug er immer noch die Schlittschuhe mit sich, nahm dies jetzt erst gewahr, und aus ihnen kam's ihm mit einem Antrieb oder vielmehr mit einer Deutung, wie er vielleicht dem schwindelnden Zustand seines Kopfes abhelfen könne. Die vom Arzt erwähnten Teichwasser fielen ihm ein, und obwohl das Mittagsessen bevorstand, lief er blindlings in der Richtung nach jenen davon. Atemlosmachende Bewegung war das, was ihm not tat, und bei seinem Ziel eingetroffen, schnallte er eilig die Schlittschuhe an und versuchte, mit ihnen auf die Eisfläche hinauszulaufen. Das erheischte Kunstfertigkeit und mißglückte natürlich beim erstmaligen Unterfangen; er fiel hin, raffte sich auf und schlug wieder zu Boden. Doch dies schreckte ihn nicht ab, verstärkte eher seinen Eifer. Nach einer Stunde schon vermochte er sich bei langsamem Lauf einigermaßen auf den Füßen zu halten und sein Blick dabei die winterliche Umgebung aufzunehmen. Rings dehnten sich weite Schneegelände, da und dort von dunklen Waldrändern begrenzt; schwarz flogen vereinzelte Krähen mit einem krächzenden Ruf durch die trübe Luft, sonst war nichts von Regung und Leben in der toten Einsamkeit. Auch so war die Welt schön, anders zwar als im Sommer, aber sie sprach mit einem wundersamen Schweigen zur Seele, machte sie freier, wie die Bewegung des Schlittschuhlaufens die atembeengte Brust; der Rat und Antrieb des Herrn Justizrats war gut gewesen und ihm in der rechten Stunde zuteil geworden.

Als er nach Hause zurückkam, begann der kurze graue Dezembertag schon zu dunkeln; Bertrade empfing ihn nicht vorwurfsvoll, doch mit einem verständnislos-verwunderten Kopfschütteln. „Du scheinst heute wunderlich mit dem linken Fuß aus dem Bett gekommen zu sein; erst redetest du so närrisch, und danach läufst du fort und läßt mich fast bis zum Abend mit deinem Essen auf dich warten.“

Er entschuldigte sich damit, daß er die Schlittschuhe probiert habe, und sie versetzte darauf lachend: „Dann haben wir heute ja beide einen Probiertag gehabt.“ Doch als sie ihm sein nachträgliches Mittagsgericht aufgetischt, das er mit einer seit Monaten nicht mehr bewiesenen Eßlust völlig verzehrte, sagte sie ernsthaft: „Du hast vom Eis besseren Hunger als sonst mitgebracht. Das ist gut und nötig für dich, da sorge nur dafür, daß du ihn täglich so bekommst.“

Im Eislauf hatte es Gebert rasch zu völliger Sicherheit gebracht, da er die unterrichtsfreie Weihnachtswoche zur Übung benutzen gekonnt; eine gewisse Leidenschaft für das Eislaufen war über ihn gekommen, machte ihm die Teichwasser, die sich kaum als winzige Landseen bezeichnen ließen, zu eng, schwellte in seinem Inneren einen brennenden Wunsch an, auf einer unabsehbaren Bahn ins Endlose hinausgleiten zu können. Doch mußte er sich mit dem einzig weit um die Stadt vorhandenen begnügen und begann hier so auch das neue Jahr, an dessen Festtag Christoph Wittkop, wider seine Gewohnheit schon in der Frühe von Buchenhorst abgefahren, sich bereits am Vormittag zur Abstattung einer Gratulation bei der Frau Leutnant eingestellt hatte. Diese Beeinträchtigung eines solchen besonderen Tages fiel der jungen Witwe merklich noch mehr als sonst zur Last; sie wandte ihr wirksames Mittel, Gebert herunterzurufen, dagegen an und empfing ihn, da sie seiner am Morgen noch nicht ansichtig geworden, nicht nur mit einer Handreichung, sondern auch mit einem herzlichen Glückwunschkuß zum neuen Jahr; zum erstenmal geschah's, daß ihre Lippen die seinigen berührten. Doch der Erfolg des sonst seinen Zweck erfüllenden Mittels versagte diesmal, denn er bestand nur darin, daß der so zum Jahresanfang Begrüßte vor dem Aufbruch des unliebsamen Besuchers plötzlich wieder aus der Stube verschwunden war. Und auch danach machte der letztere keine Anstalt, sich davon zu begeben, blieb vielmehr sitzen und ließ Bertrade Engemann schließlich nichts anderes

Digitized by Google

übrig, als aus Höflichkeit und Rücksicht auf ihren pekuniären Vorteil die Frage an ihn zu richten, ob er, statt im Gasthof zu Mittag zu essen, an ihrem einfachen Tische teilnehmen möge. Das nahm Christoph Wittkop heute, ohne sich erst dagegen zu sträuben, an; es zeigte sich, daß für den Mittagstisch um des festlichen Tages willen doch etwas in besonderer Art vorgesorgt gewesen, und die junge Hauswirtin nahm an ihm mit ihrem unvermuteten Gast statt mit Gebert Platz, der währenddessen in fliegender Hast auf den einsamen Eisflächen der Teichwässer umherkreiste.

* * *

Ein altes Sprichwort sagte: „Wenn die Tage längen, fängt der Winter an zu strengen," und der Beginn des Jahres 1848 bewährte die Richtigkeit dieser Erfahrung. Von einem Zunehmen der Tage war vorderhand noch nichts bemerkbar, dagegen steigerte sich in den ersten Januarwochen die Kälte täglich fühlbar, sichtbar und hörbar. Ohren, Nasen und Hände verspürten es empfindlich, die Augen nahmen es an allmählich umfangreicher, bis zu Armesdicke anwachsenden Eiszapfen gewahr, und dem Ohr bekundete sich's durch den hochkreischenden Ton des sprödgefrorenen Straßenschnees unter den Wagenrädern. Man gedachte seit langem keines so harten Winters; die Himmelskundigen brachten zum Teil ihn mit dem Neumond in Verbindung, während ein anderer Teil weissagte, der Frost werde vielmehr nach richtiger Einsicht in die witterungsbedingenden Verhältnisse seinen höchsten Grad erst beim Eintritt des Vollmondes erreichen; übereinstimmend jedoch ging die Ansicht der Landleute dahin, ein so strenger Januar sei nicht schädlich, sondern sogar erwünscht, vernichte mancherlei Schädlichkeit auf den Feldern und lasse einen guten Frühling wie ebenso nachfolgenden Sommer mit reichem Ernteertrag erhoffen. Auf einen solchen, wenigstens in landwirtschaftlichem Sinne, konnte Gebert Norweg für sich keine Erwartung setzen, doch auch für seinen Zustand erwies sich die große Kälte unstreitig als günstig, legte ihm gewissermaßen beständig einen kühlenden Umschlag um Kopf und Glieder.

An einem Morgen kam die Nachricht, daß sich die ihrerzeit wohl nicht ernst gemeinte Prophezeiung des Eisenwarenhändlers erfüllt habe, die Ostsee wirklich weit hinaus zugefroren sei. Das erfüllte auch ein Verlangen Geberts, ließ ihn am nächsten Tage mit seinen Schlittschuhen zum Strand hinübergehen, und wie er dort ankam, dehnte sich vor ihm in der Tat die See als festgewordene Masse scheinbar bis an den Horizont; die letzten Tage waren völlig windstill gewesen und das ruhige Wasser in eine fast spiegelglatte und klare Eisfläche verwandelt worden, deren erkennbare Dicke schon ausreichende Tragkraft kundtat. Der Ankömmling befriedigte sofort sein Begehren durch hurtiges Hinausgleiten auf die wie aus Kristall geebnete Bahn; ganz anders ging der Flug über sie hin als auf den schmalbegrenzten Teichen, doch erwies sich der erste Eindruck ihrer endlosen Ausdehnung als eine Täuschung. Der Blick unterschied zwar ihren Abschluß nicht, aber dem Ohr machte dieser sich schon aus der Entfernung durch ein eigentümliches Geräusch bemerkbar. Gerade vor und gleichmäßig weit nach beiden Seiten fortgestreckt, erscholl ein unterlaßloses Geschrei, Geschnatter, Getöse von tausend und abertausend, dicht zu einem dunklen Gürtel zusammengedrängter Wildgänse, -enten und Tauchvögel aller Art; dort mußte freies Wasser sein, in dem sie nach Fischen haschten und sich lärmend ihre Beute streitig machten; große Möwen und Seeschwalben jagten, ebenso kreischend, über ihnen hin und her. Vermutlich hatte eine Strömung das Gefrieren des Wassers weiter hinaus verhindert, und das Eis lief drüber nicht, sich allmählich verdünnend, aus, sondern hörte, mit scharfem Rande abfallend, überall plötzlich auf.

So sah der Schlittschuhläufer sich auch hier eine Grenze gesetzt, doch immerhin war das ihm überlassene Gebiet unvergleichbar mit dem bisherigen, rührte, zumal als das Zwielicht einzufallen anfing, mit einem Gefühl der Schrankenlosigkeit an, und die Wirkung der weiten Einsamkeit erhöhte sich noch, wie am unbewölkten Himmel allmählich der Mond heller hervortrat. Seine Scheibe war zu halber Ausrundung vorgeschritten und stand hoch im Südwesten, überfloß,

Digitized by Google

schon ziemlich lichtstark, die leere Eisfläche mehr und mehr mit einem magisch-ungewissen Schein. Der übte nicht nur die gesuchte körperliche Beschwichtigung auf Gebert, ließ auch in seinem Kopf eine Erhellung, eine Erkenntnis aufdämmern. Als begriffen trat zum erstenmal vor ihn hin, was während der letzten Monate in ihm vorgegangen, aus ersten unmerklichen Regungen zu einer überwältigenden Flut angeschwollen sei, die ihn leiblich und geistig mit Untergang bedrohe. Der mußte er durch Willenskraft einen festen Damm entgegensetzen, sie mit dem Aufgebot aller Entschlußkräfte und aller Hilfsmittel in sich niederringen, um sein Verbleiben bis zum Abgang auf die Universität zu ermöglichen. Dann wurde er dem täglichen Zusammensein mit seiner Hausgenossin, ihrem Anblick, der daraus beständig erneuten Gefahr entrückt, konnte zu dem, was ihn den Sommer hindurch mit heimlicher Beseligung erfüllt, seiner ruhig beglückenden Liebe für sie zurückgelangen. Die war durch das auf ihn Hereingestürmte so verwandelt worden, wohl etwas auch durch eine ahnungslose Unvorsichtigkeit Vertrades mit herbeigeführt; doch hauptsächlich war das Unheilvolle daraus entsprungen, daß er ganz allein, unberaten und ungewarnt, der unbekannten Gefahr überlassen gewesen. Erst aus sich selbst hatte er diese kennen lernen müssen, wie's der Herr Justizrat vom Schlittschuhlaufen gesagt, erst aus eigener Erfahrung. Dann nähme er Vorteil davon auf die Universität mit — das hatte sich gleichfalls auf das Eislaufen bezogen, doch unbewußt eine tiefergehende Bedeutung in sich geborgen. In der Entfernung wich gewiß die Erregung seines Gemütes von ihm ab, er konnte dort wieder alles Trachten ungeschwächt auf sein neugewähltes Studium der Medizin richten, etwa in fünf Jahren bis zum Examen vorrücken, so als Arzt das Ziel und den Zweck seines Lebens zu erreichen, Vertrade zu heiraten. Jetzt verband er mit dieser künftigen Gemeinsamkeit eine wenn auch noch nicht bestimmt deutliche Vorstellung und fühlte eine Dankbarkeit in sich, daß er vor Gefahren, denen sein Aufenthalt auf der Universität ihn sonst wahrscheinlich schutzlos preisgegeben hätte, schon hier durch sein letztes Schuljahr gesichert worden sei. Daran hatte freilich der Herr Justizrat, als er ihn im Hause der Witwe Engemann untergebracht, nicht gedacht, und ihm kam kein Dank dafür zu.

Diesen Ertrag brachte Gebert Norweg von seinem heutigen Eislauf im Mondlicht mit heim und nahm in den nächsten Tagen stets um dieselbe Zeit seine Zuflucht zur festerstarrten See, die einem Antäusboden gleich auch auf die festere Stärkung seines Vorsatzes wirkte. Niemand außer ihm befand sich zum Schlittschuhlaufen dort, mindestens nicht mehr nach dem Dämmerungsbeginn, nur wenige unter den jüngeren Stadtbewohnern fanden Gefallen daran oder besaßen die Fertigkeit dazu; auch die zwei Stunden des Hin- und Rückganges durch den Schnee hielten davon ab. Obgleich Gebert meistens erst verspätet zum Abendessen nach Hause kam, zeigte Vertrade sich doch mit seinem täglichen Tun einverstanden, ermahnte ihn sogar, nicht davon abzugehen; sie erkannte sowohl an seinem Wesen, wie an seinem sich bessernden Aussehen eine günstige Wirkung, und ihr lag offenbar daran, diese weiter fortschreiten zu lassen.

So erfuhr er infolge seines abendlich langen Ausbleibens auch nichts davon, daß während seiner Abwesenheit neuerdings der junge Erbpächter von Buchenhorst ein paarmal auch an einem Wochentage in die Gartenpforte eingekehrt und über eine Stunde lang im Hause geblieben war; beim erstenmal hatte er einen Grund angegeben, durch den er zu so ungewöhnlicher Zeit nach der Stadt genötigt worden sei, aber so hell, wie's jetzt am Abend werde, gehe es ja gut mit dem Heimkommen, von der starken Kälte, über die andere viel Rede machten, verspüre er gar nichts und stelle es sich nur hübsch vor, so beim Mondschein mit seinen Gedanken zurückzufahren. Dergestalt mußte Vertrade Engemann nunmehr auch in der Woche auf sein plötzliches Erscheinen gefaßt sein, und ihr ging dabei das Hilfsmittel ab, ihren Hausgenossen herunterrufen zu können, um Christoph Wittkop zum Weggang zu veranlassen. So kehrte Christoph Wittkop nach seiner Verabschiedung nicht mehr wie früher mißmutigen Sinnes, sondern augenscheinlich mit hübschen Gedanken, wie er sie sich für die Heimfahrt im Mondschein vorgestellt hatte, gen Buchenhorst zurück.

Digitized by Google

Wenn aber der Eisenwarenhändler zum Ruf eines verläßlichen Propheten gelangt war, so büßten dafür andere als wetterkundig Angesehene an der Glaubwürdigkeit ihrer Vorhersagungen einiges ein, nämlich diejenigen, welche den Höhepunkt der strengen Frostperiode als erst mit dem Vollmond zusammenfallend verkündigt hatten. Zwar geschah's seit Menschengedenken ab und zu, daß die Witterung sich sogar eine kleine Abänderung an den Vorschriften des hundertjährigen Kalenders erlaubte, doch einer so auffälligen, in den stärksten Gegensatz zu seinen Bestimmungen tretenden, wie in der dritten Januarwoche dieses Jahres, konnte sich kaum jemand entsinnen. Der Himmel bewahrte ein gleichmäßig wolkenloses Gesicht, und ebenso nahm der Mond nach seiner regelrechten Weise zu, trotzdem indes fingen eines Nachmittags plötzlich Nasen, Ohren und Hände an, nichts mehr von prickelnder Kältewirkung zu spüren, sondern von einem völlig entgegengesetzten angenehmen Gefühl berührt zu werden, und ebenso dauerte es auch in den nachfolgenden Tagen fort. Das diente selbstverständlich den Vertretern der Eigenschaft des Neumondes, die höchsten Frostgrade zu erzeugen, zu einem wohlberechtigten Triumph; sie weissagten nunmehr den Eintritt einer länger anhaltenden Regenzeit, während Pastor Cordemann in seine Sonntagspredigt einen bewegten Dank für die allmächtige und allgütige Fügung des Höchsten einschloß, der stets im Augenblick der Not hilfreich aller seiner Geschöpfe gedenke.

Im übrigen erlitten die siegreichen Wetterpropheten eine kleine Triumphabdämpfung, denn der von ihnen angekündigte Regen trat nicht ein, nur die Bekämpfung des grimmigen Feindes durch die „weichen Himmelslüfte", die von der Vorsehung aus Süden her entsendet wurden, hielt an; leise strich ein warmer Anhauch über die Felder hin und ließ, ohne Niederschlag zu bringen, die Schneedecke auf ihnen etwas zusammensinken.

So kam am Ende der dritten Januarwoche der Vollmond bringende Tag heran, dem Gebert Norweg mit dem Wunsch, ihn beschleunigen zu können, entgegengeharrt. Infolge der zunehmenden Lichtstärke des Mondes hatte das Eislaufen allabendlich noch an Reiz gewonnen, der nun seine höchste Vollendung erreichen mußte. Das Aufgehen fand jetzt erst später statt, völliges Nachtdunkel begann schon um vier Stunden vorher, doch Gebert wartete mit dem Aufbruch, bis es von der Kirchturmuhr sechs schlug; Sternenschein und Schneerückglanz reichten aus, ihn den bekannten Weg sicher finden zu lassen. Beim Weggang sagte er zu Bertrade, es werde heut' wohl ziemlich spät bis zu seiner Heimkunft, bat sie, nicht darauf mit ihrem Zubettgehen zu warten, sondern ihm etwas zum Abendessen in seine Stube zu setzen; das nahm sie auch ohne Widerrede auf, begriff vollkommen, daß er diesen Abend recht lange draußen zu genießen beabsichtige, und wünschte, der Vollmond möge alles erfüllen, was er sich von ihm verspreche. Sie hätte ihn gern begleitet, doch verstand sie leider nicht, auf Eisschuhen zu laufen, und mußte also allein im Hause zurückbleiben. Sie gab ihm gewissermaßen als vorzeitigen Gutnachtgruß in einer Weise die Hand, aus der herzliche Gesinnung für ihn sprach, und so ging er, durch die körperliche Berührung ihrer Hand mit einer tiefen Glückseligkeit im Gemüt erfüllt.

Sein Weg führte im Anfang ein Stück weit auf der Straße nach Hohenkamp zu, und eine wundersame Nacht war's, im Gegensatz zu dem Schneeüberzug ringsum beinahe sommerhaft lind und lau, ungewiß, doch hinreichend vom Geflimmer der Sterne durchhellt. So unbewegt still wie in den vorherigen Nächten war dagegen die Luft nicht, ein säuselnder Ton, manchmal ein leises Fauchen klang aus der Höhe herunter und deutete daraufhin, daß oben Südwind aufgestanden sei, und beim Nußkrug machte dieser sich, offenbar tiefer herabsinkend, auch in den Bäumen hörbar. Er konnte ihnen in ihrer jetzigen kahlen Entlaubung nichts weiter anhaben, als daß er ihr Gezweig zu leichtem Knarren brachte, doch rief dies Gebert das Gedächtnis an den Ast wach, den der Herbststurm hier dicht vor ihm auf den Boden niedergeschmettert hatte. Von dem, der Rückkehr nach diesem Vorfall, war die Verwandlung in ihm, die Erregbarkeit seiner Phantasie und seines Blutes ausgegangen. Darüber hatte er in schwerem Gegenkampf die Herrschaft erlangt, fühlte wenigstens, daß ihm gelingen müsse und werde, bis zum

Digitized by Google

Fortgang auf die Universität sein Zusammenbleiben mit Bertrade nicht unmöglich zu machen.

Nun zweigte er am Krug linkshin ab, auf den Steig, den er bei seiner ersten Wanderung nach dem Strande zur Umgehung des langgestreckten Hohenkamper Parkes eingeschlagen. Damals hatte der Wind ihm, wie sich seinem Weitergang widersetzend, ins Gesicht gestanden, heute traf er ihn im Rücken, als ob er seinen Fuß rascher vorwärts bringen wolle. Statt schäumende und gischtsprühende Wellen ans Ufer zu peitschen, hätte er jetzt das Wasser, wenn es nicht zu fest-unbewegbarer Masse erstarrt gewesen, vom Strande gegen Norden abgetrieben.

Noch ebenso wie das Land, lag die Eisfläche nur matt vom zitternden Schein der Sterne angehellt, wie der zu ihr Hinangekommene auf sie hinauslief. Ihm schien, es sei heut' stiller als sonst, das unablässig rohrende Gelärm der zahllosen Wasservögel fehle; doch weiter nordwärts gelangend, erkannte er die Meinung als irrtümlich, vernahm die gleichmäßige Anwesenheit der gürtelbildenden Wildenten, -gänse und Taucher. Ihr Geschnatter, Geschrei und Getöse war unverändert, nur trug der Südwind den Ton in die offene See hinaus, ließ ihn erst in der Nähe hörbar werden und kennzeichnete dadurch erst unweit vom Strande das Aufhören des Eises. Rechtzeitig genug aber erscholl noch die Warnung, um Gebert vor einer drohenden Gefahr ausweichen zu lassen; abbiegend kreiste er im Halbbogen zurück. und jetzt tauchte es am südöstlichen Himmelsrande wie ein glutrotes, schnell höher anwachsendes, mächtiges Brandgeloder herauf, Der erwartete, mit seiner untadeligen Pünktlichkeit erscheinende Vollmond war's, hurtig sich zu einem gewaltigen Feuerball ausrundend, dann langsamer mit lichter werdender Farbe emporsteigend.

Der Schlittschuhläufer hielt unwillkürlich an und sprach laut vor sich hinaus: „Bertrade — wärest du bei mir, Bertrade, und unsere Augen könnten es zusammen so sehen —“

Dazu war Bertrade Engemann aber nicht in der Lage, denn sie saß, fleißig mit einer hübschen Stickerei beschäftigt, bei ihrer Lampe zu Hause, doch hob sie um dieselbe Zeit ihren Kopf einmal auf, denn ihr klang's im Ohr. als ob draußen die Gartenpforte ihren beim Öffnen leicht knarrenden Ton von sich gegeben habe. Vielleicht kam Gebert doch schon früher zurück, oder war's eine Täuschung gewesen? So setzte sie ihre Tätigkeit wieder fort; um ein bißchen später indes stellte sich heraus, daß beides nicht zutreffe. Denn es ward an die Stubentür geklopft, das zeigte an, Gebert sei's nicht, und daraus drängte sich ihr halb die Mutmaßung auf, Christoph Wittkop warte draußen auf eine Antwort. Denn auf seinen plötzlichen Besuch auch zu ungebräuchlicher Stunde mußte sie sich ja neuerdings gefaßt halten, ihr Mund erwiderte mit einem „Herein!“, aber ihr Gesicht zeigte doch einen Ausdruck von starker Überraschung, als der junge Erbpächter wirklich eintrat. Oder vielmehr blieb er auf der Schwelle mit einem unsicher scheuen Blick stehen und brachte etwas verlegen hervor: „Es ist ja freilich schon ein bißchen spät, daß Sie wohl keinen Besuch mehr erwartet haben, Frau Leutnant, Sie dachten wohl, es wäre Ihr Miteinwohner im Hause, welcher anklopfte.“

„Sind Sie's, Herr Wittkop? So spät erwartete ich allerdings niemanden mehr und war im ersten Augenblick etwas noch von meiner Arbeit geblendet. Nein, Gebert konnte es nicht sein, weil er erst vor einer Stunde an die See aufs Eis gegangen ist.“

„Das wird bei dem Südwind wohl nicht lange mehr festhalten, er wird ja beinah' wie ein Sturm heut' abend. Ihre Hände müssen doch immerzu fleißig sein, das gibt gewiß ein niedliches Stickmuster für ein hübsches Kissen. Da sind Sie wohl ganz allein zu Hause, denn Meta ist ja wahrscheinlich auch schon drüben bei ihren Eltern weg.“

„Ja, schon länger, um diese Zeit habe ich sie nicht mehr nötig.“

„Ich dachte mir, es wäre heute so hübsch, in der warmen Luft beim Vollmondschein nach Buchenhorst zurückzufahren und sich dabei vielleicht vorstellen zu können — nein, das hatte ja nichts mit meinem Herfahren zu tun und war nicht der Grund dazu, sondern ich dachte — mir tat's nämlich vorgestern so leid, daß Meta mit ihren Frostbeulen so schlimm daran ist und am Ende ihre Finger bald gar nicht gebrauchen kann.

Digitized by Google

Karl Kappstein: Jabirus.

Zu Malkowsky: Monotypien. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Sie sind ja gottlob so gut wie nur möglich daran, Frau Leutnant, und bei Ihren Händen könnte man sich's ja auch gar nicht anders vorstellen; ich glaube, die werden, wenn Sie mal graues Haar kriegen, immer noch ebenso hübsch aussehen, und das ist gottlob doch noch sehr lange hin. Aber bei Meta, meine ich, muß doch etwas geschehen, und ich habe mich deshalb nach einem guten Mittel gegen Frost erkundigt, die Mägde auf dem Hofe leiden ja viel daran."

„Das ist ja sehr menschenfreundlich von Ihnen, Herr Wittkop, darum noch so spät die lange Fahrt zu machen. Bitte, wollen Sie sich nicht setzen ..."

Er folgte der Einladung. „Ja, das ist – eine von den Mägden kennt es — aber sie meint, wenn es richtig anschlagen soll, da müßte sie es selbst bei ihr anwenden und Meta deshalb für etwas nach Buchenhorst herauskommen."

Dies Ansinnen Christoph Wittkops legte den Verdacht nahe, daß er seinen früheren mißglückten Versuch, des tüchtigen Mädchens für sich habhaft zu werden, mit verschlagenem Sinn erneuere. Doch die junge Witwe begnügte sich damit, ihm ohne ein äußeres Zeichen der Empörung darüber nur ruhig zu erwidern: „Sie wissen, Herr Wittkop, daß ich mich von Meta nicht trennen kann."

„Ja, das" — er drückte erst einmal wieder die Augen zu, ehe sich ihm die Worte zum Fortfahren auf der Zunge einstellten — „das wäre ja vielleicht auch nicht notwendig — ich meine, wenn Sie vielleicht für so lange mit Meta zum Besuch nach Buchenhorst kämen — zu lange könnte er für mich gar nicht dauern —"

Diese Vorstellung aber wirkte auf Bertrade Engemann so drollig ein, daß sie darüber in ein lautes, indes sehr hübsch klingendes Lachen ausbrach und dazu nur mühsam die Erwiderung hervorbrachte: „Ich sollte zu längerem Besuch bei Ihnen auf Buchenhorst — bei jemandem, dem das ganze weibliche Geschlecht nur mit Ausnahme von der Meta so schrecklich widerwärtig ist — das ist wirklich ein zu komischer Einfall —"

Danach mußte Bertrade noch wieder ebenso unwiderstehlich lachen und hob sich dabei, um freier atmen zu können, unwillkürlich vom Stuhl auf. Aber in ihrer belustigten Stimmung wurde sie von ihrer sonstigen achtsamen Geschicklichkeit bei allem Tun im Stich gelassen, denn sie stieß unvorsichtig an den Tisch und brachte dadurch die kleine Lampe darauf bedenklich zum Schwanken. Zwar griff ihre Hand schnell noch zum Halten danach, aber zu spät war's; zwar nicht umschlagend, losch die Lampe doch aus, und statt ihres Lichtscheines fiel in die plötzlich dunkel gewordene behagliche Wohnstube nur von draußenher durchs Fenster, wenigstens noch ein bißchen Erhellung gebend, ein schmaler Strahlenwurf des aufgestiegenen Vollmondes herein.

— — — — — — — — — — — — — — —

In diesem, doch in seinem unbeeinträchtigt vollen Licht kreiste Gebert Norweg auf der weiten, nächtlich-einsamen Fläche umher. Ihm schien's, als werde er von Flügeln mit Blitzesschnelligkeit getragen, nun hier und im Nu wohl schon um tausend langsame Gangschritte fortgeschwebt, wenigstens so lange ihm der Wind im Rücken stand. Beim Umwenden gegen ihn freilich erlitt die Geschwindigkeit eine ziemliche Verminderung; der Süd nahm noch weiter an Stärke zu, fuhr dann und wann mit einem jähen Stoß daher. Ein ungewöhnlicher, an der Ostseeküste höchst seltener Wind war's; wäre er derartig aus anderer Richtung gekommen, hätte er das Schlittschuhlaufen unmöglich gemacht, so aber atmete sein Brausen mit der linden Wärme an, rief der Phantasie die Vorstellung eines tropischen Landes, aus dem er herstamme, wach und erhöhte die Köstlichkeit der Nacht noch. Denn die ward immer wundervoller, je weiter der Mond aufstieg; er selbst goß seine Lichtfülle aus, doch der Boden gab sie ihm ebenso zurück; das spiegelglatte Eis warf überall die Strahlen glitzernd, blitzend und blendend wieder in die Höh'. Alles war ein Meer von Glanz, und so hell dieser die Nacht machte, verlieh er ihr doch zugleich auch eine Undurchsichtigkeit, umgab ringshin das Auge wie mit rieselnden silbernen Schleiervorhängen. Durch sie hin ließ sich nur auf unbestimmbare, aber jedenfalls geringfügige Entfernung etwas deutlich gewahren oder hätte es tun lassen, wenn anderes als die gleichmäßige Eisebene und die glimmernde Luft darüber vorhanden gewesen wäre. Doch sonst war nichts; ein-

mal hatte Gebert bei seinem Umherkreisen aus dem Flimmergewebe augenblickkurz einen Schatten hervortauchen zu sehen geglaubt, der indes, schon im nächsten Moment spurlos wieder zergehend, sich nur als eine Täuschung kundgegeben. Niemals aber war er noch von solchem Rauschgefühl überkommen worden, zu dem auch der weiche Wind noch verstärkend beitrug; unwiderstehlich trieb's ihn, zum erstenmal wieder zu tun, was ihm seit Monaten nicht mehr in den Sinn geraten. Laut sprach oder rief er Schillersche Verse vor sich hinaus; unter ihm klang ab und zu ein knarrender und leis knackender Laut, wie ihn wohl kleine, durch Pressung im dicken Eise entstehende Zersplitterungen verursachten, ohne etwas an seiner Festigkeit zu ändern. Sonst kein Ton als hin und wieder der Rufschrei einer vom offenen Wasser herüberjagenden, flüchtig mit dem weißen Brustgefieder aufblinkenden Möwe.

Oder — war das möglich? Gebert hielt einmal aufhorchend an, durch die Luft kam ein Klang, dem andere gleicher Art folgten, und es konnte kein Zweifel bleiben; der Südwind trug Glockenschläge von der Stadt klar vernehmbar bis hierher, die Turmuhr schlug elfmal.

Beinah drei Stunden waren ihm wie vorbeigeflogen, so ward's wohl Zeit, daß er sich auf den Heimweg begab. Bertrade saß doch vielleicht, bei ihrer Stickarbeit auf seine Rückkunft wartend, noch auf — wie leibhaft sah er durch das Strahlengespinst um ihn ihr von der kleinen Lampe angehelltes Gesicht vor sich.

In der Wirklichkeit traf das freilich nicht zu, denn die Lampe war durch ihre Unachtsamkeit erloschen, und Bertrade Engemann hatte sie nicht wieder angezündet, obgleich Christoph Wittkop seinen Besuch noch mehrere Stunden lang ausgedehnt hatte, so daß er jetzt erst von der „Stadt Hamburg" wieder nach seinem Hof abfuhr.

Gebert Norweg lief dem Strande zu. Da schlug's ihm von diesem her wie ein Geknatter zahlreicher Flintenschüsse ans Ohr und nun jäh hinterdrein gleich einem krachenden Kanonenschlag, donnerähnlich nachrollend —

Was war's gewesen? Ein Wintergewitter bei wolkenlosem Himmel und ungetrübt fortflammendem Vollmond? Das schien nicht glaubhaft. Instinktiv beschleunigte er seinen Lauf, und nun rührte ihn eine Empfindung an, als gehe unter seinen Füßen eine leichte gleitende Bewegung vor. Doch das mußte ein täuschendes Gefühl sein, was konnte sich bewegen?

Plötzlich schlug, vielleicht ein Dutzend Schritte weit vor seinen Augen, ein Sprühguß von silbernen Tropfen scheinbar aus dem Boden auf, und zugleich durchschoß eine dämmernde Vorstellung seinen Kopf. Ein Augenblick noch, da klang ein Geplätscher, jäh mußte er anhalten, offenes Wasser, leicht vom Winde gewellt, lag dicht vor ihm. Mit dunklerer Farbe dehnte es einen Gürtel oder eine klaffende Lücke zwischen seinem Standplatz und dem erkennbar nahen Strande entlang.

Das erklärte mit einem Schlage, was geschehen war. Die weiche Luft und Sonne der letzten Tage hatten am Ufer hin das dünnere Eis über dem seichten Vorgrund zermürbt, so daß es der pressenden Wucht des stürmischen Südwindes nicht mehr standgehalten. Von der festeren Masse abgeborsten, trieb es, in Stücke zersprungen, zwischen dem aufspritzenden Wasser. Das erste Durchschießen von tausend Rissen und Sprüngen hatte ein Getöse wie Flintengeknatter erzeugt, dann war gleich danach mit kanonenschußartigem Gekrach der Losbruch des Ganzen gefolgt.

Nur etwa hundert Schritte mochten's hinüber bis zum Strande durch das hier wohl kaum knietiefe Wasser sein, doch Gebert kam der Gedanke nicht, diese Rückwegmöglichkeit zu benutzen; der nächste Antrieb ließ ihn seitwärts am Eisrande hinlaufen, um eine Stelle zu finden, wo die Verbindung mit dem Lande nicht zerstört sei. Schon nach kurzem aber mußte er wiederum plötzlich Halt machen, denn er geriet abermals an einen klaffenden Spalt, der sich hier quer vor ihm von Süden gegen Norden erstreckte. Ungeheure Druckgewalt hatte, sich weiter fortpflanzend, auch die feste Eisdecke durchsprengt.

Ein Hinübergelangen war nicht möglich, ihm blieb nur, in die entgegengesetzte Richtung zurückzukehren, dort sein Suchen zu erneuern. Doch bald trat seinem Weiterkommen das gleiche Hemmnis entgegen, der

Digitized by Google

nämliche Zerspaltungsvorgang hatte sich auch hier zugetragen und wahrscheinlich ebenso der ganzen Küste entlang. Es bestand nirgendwo mehr ein Zusammenhang mit ihr; er erkannte, daß er sich auf einem abgetrennten Stück der zertrümmerten Eisdecke befinde. Wie zuvor tragkräftig und von beträchtlichem Umfange mochte es sein, doch war eine schwimmende Scholle, die der Südwind gegen Norden vom Ufer abtrieb. Und jetzt ließ dies sich nicht mehr erreichen; die kurze Zeit des Hin- und Widerlaufs hatte genügt, den offenen Wassergürtel bis zum Strand wohl um das Dreifache zu verbreitern.

Sonst aber war für den Blick alles unverändert. Der Vollmond sandte seinen Glanz wie bisher herab, und glitzernd, blitzend und blendend spiegelten seine Strahlen rundum von der Eisfläche zurück. Nur war diese zu der einen treibenden Scholle geworden; Gebert verband noch keinen klaren Gedanken damit, was dies bedeute, lief nochmals in die Richtung zurück, aus der er gekommen.

Da tauchte unweit von ihm aus dem silbernen Flimmergewebe der Luft wieder der Schatten hervor, den er vielleicht vor einer Stunde einmal augenblickkurz wahrzunehmen gemeint hatte. Auch jetzt nicht genauer unterscheidbar und gleich wieder hinter den Schleiern zergehend; nur so viel war zu erkennen gewesen, daß es eine dunkelgekleidete menschliche Gestalt sein müsse. Auf dem Eise und zwar auf der abgelösten Scholle war doch noch ein zweiter Schlittschuhläufer vorhanden, der, vermutlich in weite Fernen hinauskreisend, nur das eine Mal in die Nähe Geberts geraten und ihm flüchtig zu Gesicht gekommen. Jetzt schien er seinen Lauf gegen den Strand hin genommen zu haben, wohl um auch zu suchen, ob sich noch irgendwo an ihn hinübergelangen lasse.

Einige Zeit verging, ehe Gebert Gewißheit ward. In der Tat war's ein Mensch, der seine Schlittschuhe inzwischen abgelegt haben mußte, denn er stand ohne Regung auf sicheren Füßen unweit vom Rande der Eisscholle und blickte über das nun schon höhere Wellen aufschwellende Uferwasser hin. Zum erstenmal erhellte sich's dem rasch Hinzugleitenden zu einem Begreifen, er befinde sich in dringender Gefahr, von dem Südwind in die offene Ostsee hinausgetrieben zu werden, er mit dem dort vor ihm Stehenden zusammen, und unwillkürlich rief er diesem zu: „Wir müssen durchs Wasser hinüber — hier ist's wohl noch so seicht, daß es geht —"

Der Angerufene wandte den Kopf um, und von seinem Munde kam windverweht-halbverständlich, doch wie aus gleichmäßiger Ruhe hervor, als Erwiderung nur das Wort: „Wozu?"

Gebert aber stutzte jäh zurück; er unterschied jetzt erst, daß die Gestalt vor ihm weibliche Kleidung trug, und zugleich ließ ihr dem Monde zugekehrtes Gesicht ihn die Baronesse Gerda von Ratlow erkennen.

Sie drehte den Kopf wieder ab und ging, nah dem Eisrande entlang, davon.

Von Kindheit auf im Schlittschuhlaufen geübt, hatte sie während der letzten Zeit stets, doch beim Tageslicht, mehrere Stunden auf der festgefrorenen Wasserfläche vor dem Hohenkamper Park, weit nach beiden Seiten hinausschweifend, zugebracht. Heute aber war sie von ihrer Mutter im Hause zurückgehalten und zu langandauernder Konversationsübung in dänischer Sprache genötigt worden; dieser Mangel an gewohnter Bewegung hatte sich ihr mit einem Druck auf den Kopf gelegt, ihr noch am Abend wie atemverengend auf der Brust gelegen, so daß sie, statt sich ins Bett zu begeben, ohne Vorwissen ihrer Eltern unbemerkt noch mit ihren Schlittschuhen fortgegangen und aufs Eis hinausgeglitten war. Es drängte sie zu sehr; seit dem letzten Sommer hielt sie's wie mit einem Zwang erfaßt, täglich Stunden hindurch unter jeder Witterung im Freien, beim Rauschen der Wellen allein in der Strandeinsamkeit zu sein, und der Vollmond wirkte heute eine unwiderstehliche Zugkraft wie auf Leute, die er in nachtwandlerischen Zustand versetzte, auf sie aus. Mit geschlossenen Augen war sie zumeist gelaufen, durch das Vernehmen des Gelärms der Wasservögel vor dem Aufhören des Eises gewarnt und mechanisch von dieser Bedrohung abbiegend; nur einmal schlug noch ein anderer Ton an ihr Ohr, der einer sonderbar laut gegen den Wind Verse sprechenden Stimme, die ihr kundgetan, daß sie

Digitized by Google

nicht völlig allein auf der nächtlichen Bahn umherkreise. Ohne die Lider zu öffnen, war sie seitwärts vorübergebogen und dann nach einer Zeit gleichfalls von dem Flintenschüssen ähnlichen Geknatter mit dem hinterdreinkrachenden Donnergetöse überrascht worden. Dessen Ursprung hatte sie, mit allen Vorgängen an der See vertraut, sogleich richtig gedeutet und sich dem Ufer zugewandt, doch ohne ihre Laufgeschwindigkeit zu beschleunigen, diese eher vermindernd.

So befand Gerda Ratlow sich gegenwärtig zusammen mit Gebert Norweg auf der abgetrennt zwischen anderen nordwärts davontreibenden Scholle, und die erste Empfindung in ihm, als er sie erkannt, war, ihr geschehe recht, das was sie verdiene. Seit der flüchtigen Strandbegegnung im Herbststurm hatte er mit keinem Gedanken mehr an sie gedacht, doch dies abermalige unerwartet-plötzliche Zusammentreffen rief in seinem Inneren alle Erinnerungen an sie, mit dem, was sich daran knüpfte, seinen ganzen Widerwillen gegen sie wach, und ihn ergriff's gleich einem Triumphgefühl. Hier war die hochfahrende Baronesse, die künftige Königin von Dänemark in der gleichen Lage wie er, konnte keine Lakaien herbeirufen, ihnen Befehle zu geben. Sie mochte ihre Stimme noch so laut anstrengen, sich Beistand zu schaffen, niemand hörte sie, nur das Eis, das Wasser und der Wind, und die ließen sich nicht von ihr gebieten.

Jetzt hatte das Strahlengespinst der Luft die Fortgeschrittene seinem Blick wieder entrückt, nur ihre abgelegten Schlittschuhe lagen, achtlos von ihr zurückgelassen, auf dem Eis; die waren allerdings unter den so verwandelten Umständen nicht mehr zu gebrauchen, im Gegenteil bei allem hinderlich, und mechanisch entledigte sich Gebert der seinigen ebenfalls. So jäh war alles gekommen und wieder fortgeschwunden, daß nur jenes triumphierende Gefühl in ihm lebendig geworden; nun tauchte, dies noch erhöhend, in seinem Kopf auch ein Gedanke, eine Vorstellung auf. Was Gerda Ratlow tun und versuchen mochte, blieb erfolglos; sie mußte, überall auf Wasser treffend, hierher zurückkehren, ihn um Beistand zu bitten. In ihrer Angst darum bei ihm zu betteln — auf den Knien — mit den Augen der Phantasie sah er sie so zu Tode gedemütigt vor sich.

Aufhorchend spannte sein Ohr sich, aus der Richtung, wohin sie davongegangen, ihr vergebliches Rufen um Hilfe nach dem Strand hinüber zu vernehmen. Doch kein Ton erscholl von dorther, lautlose Stille, außer dem glucksenden Geräusch des Wassers, lag rundum.

War es ihr doch gelungen, weiter der See zu eine Stelle aufzufinden, wo noch ein Zusammenhang mit dem benachbarten Trümmerstück geblieben, und setzte dies sie möglicherweise instand, sich dennoch ans Land hinüberzubringen? Dann ging die Entkommene drüben in Sicherheit ihrem Schlosse zu, und seine Befriedigung, ihr werde in dieser Nacht nach Recht vergolten, war nur ein töricht-eitler Wahn gewesen.

Unwillkürlich bewegte Gebert seinen Fuß vor. Mit verändertem Empfinden sagte er sich dabei im nächsten Augenblick, es sei ihm durchaus gleichgültig, ob Gerda Ratlow eine Brücke ans Ufer entdeckt habe, aber natürlich müsse er in der von ihr eingeschlagenen Richtung nachgehen. Wenn sie sich noch an den Strand geborgen hatte, so konnte er's durch Benutzung der Stelle, die sie ausfindig gemacht, gleicherweise.

Bald jedoch blieb dem suchend Fortschreitenden kein Zweifel über den Sachverhalt. Die Zersprengung hatte der Breite nach die ganze Eisdecke durchquert, nirgendwo eine den Übergang gestattende Verbindung belassen. Im Gegenteil erweiterte sich zusehends die Kluft zwischen dem Hier und Drüben. Offenbar war alles in große und kleinere, sich fortbewegende und voneinander entfernende Stücke zerbrochen, deren Eis nur noch die vorherige Tragkraft besaß, aber wie zu einem Wettschwimmen vom Südwind nordwärts getrieben wurde.

Welchen Umfang hatte die Scholle, auf der Gebert sich befand? Sie mußte eine der größten sein, ihre Bewegung war langsamer als die der benachbarten.

Darüber Auskunft zu erlangen, ging er ihrem Rand entlang weiter, den jetzt auch hier an der Seite die lärmenden Wasservögel zu umlagern begannen. Tauchend, flatternd, um Beute streitend, drängten sie sich in die rasch breiter werdenden Lücken zwischen den Schollen, dem Strand entgegen.

Digitized by Google

Da dunkelte durch das Strahlennetz der Schatten wieder vor ihm auf. Er hatte schon nicht mehr an die Anwesenheit Gerda Ratlows gedacht, nur suchend nach einem etwaigen Übergang ausgeblickt. Sie stand jetzt am Nordende der Eisscholle vor der offenen See; ihr Gesicht war dieser zu abgewandt, für ihn nicht wahrnehmbar. Doch von nahem gesehen, bot es gegenwärtig in Wirklichkeit etwas von einem nachtwandlerischen Ausdruck; nur hielt sie die Augen geöffnet und blickte mit ihnen, unbeweglich dastehend, als komme ihr nichts von dem Vorgehen um sie her zum Bewußtsein, ganz reglos-ruhig über die Wasserfläche hinaus.

Gebert wich von ihr ab und setzte seinen Rundweg fort. Der Gedanke, der ihn bei ihrem ersten Erblicken angerührt, war von ihm abgefallen. Er hatte vergessen gehabt, daß sie sich nicht von Furcht bezwingen lasse, und ihr Hochmut ließ sich augenscheinlich nicht zu einer Bitte um Beihilfe herab; außerdem, welche stünde in seiner Macht? Er dachte überhaupt an nichts als an seinen Zweck, den Umfang der Scholle auszukunden. Der stellte sich bei der Nachzählung in der Länge und Breite ziemlich gleichmäßig als einige hundert Schritte betragend heraus; das Vorwärtskommen ohne Schlittschuhe ward durch die Glätte des Eises schwierig gemacht, erforderte, um ein Ausgleiten zu verhüten, vorsichtig-langsames Gehen. So verrann trotzdem Zeit, bis er den geringen Umkreis ausgemessen, und während ihrer Dauer hatten sich die Dinge umher völlig verwandelt. Von benachbarten Eisflächen ließ sich nichts mehr wahrnehmen, die Scholle trieb allein und merkbar jetzt schneller in freiem Wasser. —

Daran dachte Bertrade nicht, war ohne Ahnung, in welche Lage er geraten sei. Bertrade — vor seinen Augen gestaltete sich ihr Bild, wie sie ruhig schlafend lag, und alles Denken in ihm flog zu ihr hinüber. Morgen früh klang ihre Stimme umsonst zu seiner Stube hinauf, um ihn herunterzurufen —

Da stand Gerda Ratlow wieder nahe vor ihm, noch auf demselben Platz und ebenso regungslos; sie schien sich seit seinem Rundgang nicht bewegt zu haben. Eine Erregung anderer Art als vorher hatte sich aus der Vorstellung der letzten Minute seiner bemächtigt; von ihr gedrängt, lief er auf die dunkle Gestalt zu, und vom Mund flog ihm fast ohne Wissen laut die aus seinem Inneren auftreibende Frage: „Was können wir tun?"

Das junge Mädchen wandte den Kopf um und antwortete nur wieder mit einem gelassen ruhigen Wort: „Untergehen."

Plötzlich durchfuhr es Gebert Norweg daraus blitzgleich zum erstenmal mit einer klaren Erkenntnis: das Eis mußte sich allmählich im Wasser verringern, zerlockern — sie trieben hilflos zusammen dem Untergang entgegen. Das übertäubte ihm die Besinnung, ließ ihn hervorstoßen: „Sterben — ich will nicht sterben!"

Mit gleicher Ruhe klang die Stimme Gerda Ratlows kurz noch einmal: „Fürchtest du dich davor?"

„Ich will zurück zu ihr — will leben — will mit Bertrade leben —"

Noch ebenso besinnungslos kam's ihm über die Lippen; nun machte ihre Schulter eine leichte zuckende Bewegung, danach bewegte auch ihr Fuß sich, sie ging wieder davon, und der Lichtschleier ließ sie verschwinden.

Jetzt erlangte Gebert seine verlorene Beherrschung zurück, doch sah er ihr mit noch irr kreisenden Gedanken nach. In ihrer Frage hatte kein Ton des Hohnes gelegen, nur ein sicherer Gleichmut — sie begab sich fort, weil seine Gegenwart ihr lästig war — sie wollte allein untergehen —

Noch jünger war sie als er, und ihr bangte nicht davor, zu sterben. Jäh aufsteigend, überloderte ein heftiges Schamgefühl ihm rot die Stirn. Ein Mädchen war sie und er ein Mann, und er hatte Todesfurcht laut aus sich herausbrechen lassen.

Nicht gleich einem Lakeien wie im Hohenkamper Park hatte sie ihn eben mit „Er" angeredet, sondern mit „du", wie's ihr damals erst nachher, als er sie feige genannt, im Zorn vom Munde geflogen; er erinnerte sich augenblicklich daran. Doch aus Zorn war's jetzt nicht geschehen, sowenig als aus ihrer Stimme Mißächtliches geklungen. Die Frage war nur wie der lautgewordene Gedanke eines Nichtbegreifens gewesen, daß jemand sich vor dem Tode fürchte.

Als Todesgenossen befanden sie sich hier, und von solchen fiel Brauch und Form des

Digitized by Google

Lebens als nichtig ab. Auch Gebert empfand, nach seiner plötzlichen Erkenntnis des ihnen gemeinsam Bevorstehenden würde er ohne Besinnen Gerda Ratlow ebenso „du“ genannt haben. Sie war keine Baronesse und künftige Königin mehr, nur ein hilflos dem Verderben zutreibendes Menschengeschöpf wie er. Eigentlich waren sie beide schon Tote.

Als Gedanken oder mehr als Empfindungen drängte sich's wechselnd so durch seinen Kopf. Dabei kam's seltsam über ihn: er wollte nicht sterben, alles in seinem Inneren trachtete nach Rettung, nach Weiterleben! Aber dennoch legte sich ihm eine Beschwichtigung auf diesen ringenden Lebensdrang, und er fühlte auch, woher sie stamme und ausgehe. Von dem Mut, mit dem ein Mädchen, noch jünger als er, klaglos dem Tode entgegensah. Dem wollte er nicht nachstehen, oder vielmehr diese Fassung Gerda Ratlows zwang auch in ihm den Aufsturm des Lebensverlangens nieder. Und zugleich damit seinen Widerwillen, seinen Haß gegen sie; die schwanden ab wie alle Bräuche und alle Unterschiede zwischen ihnen. Sie war eine mit ihm Sterbende; nur bis zum gleichzeitigen Geschlossenwerden sahen ihre Augen und die seinigen noch das nächtige Strahlengewoge um sie her, das Gewölbe des Himmels über sich. Dann fiel schwarze Finsternis auf sie; beide waren sie nicht mehr, gewesen und ausgelöscht, gleichgültig, was vorher gewesen. Aller Wille und Drang in ihm sträubte sich dagegen, doch er war ruhig geworden wie Gerda Ratlow.

Sie hatte sich wieder von ihrem Standplatz fortbegeben, seiner Anwesenheit auszuweichen; das war nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen, wohl begreiflich. Sie wollte mit ihren letzten Gedanken allein sterben; daß dies unabwendbar sei, wußte sie ja.

Zum gleichen trieb's auch ihn, in diesen letzten Lebensstunden mit sich allein zu sein. Sein Denken wandte sich wieder von ihr ab und zu Bertrade zurück. Nur ein schöner Traum war seine Zukunftshoffnung gewesen, den er jetzt zu Ende träumte. Wie glücklich wäre er mit ihr geworden; alles, was sein stillseliges Gefühl im Sommer seit dem Herbst mit stürmischen Wallungen überdrängt gehabt, war aus ihm weggeschwunden. Ganz füllte es seine Brust aus, wenn er jetzt noch zu ihr zurückkommen könnte, würde er nur seine beglückende Liebe, gegen alles andere gefeit, wieder mit sich heimbringen. Unverständlich war's, doch einen Augenblick lang rührte es ihn an, als sei auch diese Beschwichtigung aus dem Verhalten Gerda Ratlows über ihn gekommen.

Lebend stand das Bild Bertrades vor ihm, und mit dem vor Augen, dem letzten Gedanken an sie wollte er sterben. Mechanisch ging er über die Scholle hin und wider, nahm unbewußt mit dem Blick und der Empfindung auf, daß sie sich verändere. Die Glätte ihrer Oberfläche minderte sich, ab und zu erscholl ein Knacken, als ob sich Sprünge unter ihr bildeten, da und dort geriet sie in eine leicht abgeschrägte Lage. Immer rascher ward sie fortgetrieben, rundum ging an den Rändern aufzischendes Wellengewoge; darüber stand der Vollmond jetzt beinahe scheitelrecht, ließ erkennen, daß bereits zwei oder drei Stunden seit dem Losbruch der Eisdecke vom Ufer vergangen sein mußten. Der Schwarm der Wasservögel war verschwunden, dem freigewordenen Strande zugerückt; nur einige große Heringsmöwen kreisten mit weitklafternden Schwingen über dem Trümmerstück, hielten in der Luft an, als lauerten sie spähend auf eine ihnen nicht mehr entgehen könnende Beute, und schossen zuweilen, scharf-widrig kreischend, bis nahe auf das Eis herunter.

Die Anzeichen häuften sich, daß der völlige Untergang nicht lange mehr warten lasse. Gebert sagte sich, es sei auch besser so als weitere Hinausschiebung des unvermeidlichen Endes; ein Trieb sogar kam über ihn, es zu beschleunigen, drängte ihm den Fuß von der Schollenmitte nach ihrem Nordrand hin. Wenn der versank, war der Kampf am schnellsten vorbei. Wenn er durch einen freiwilligen Sprung in die See den Tod beschleunigte, bewies er im letzten Augenblick auch Gerda Ratlow noch, daß er sich nicht fürchte, ihr an Mut nicht nachstehe.

So wandte er sich der Richtung zu, wo sie vermutlich war, und unterschied jetzt schon die dunkle Gestalt seiner Todesgefährtin aus etwas weiterer Entfernung; wie die Glätte des Eises hatte, wohl durch die Vorneigung der Fläche, auch seine Rückspiegelung abgenommen, und das Strahlengewebe war durch-

Digitized by Google

sichtiger geworden. In unveränderter Haltung sah er sie wieder abgewandt stehen; nicht zu ihr hin wollte er, nur gleichfalls an den Nordrand der Scholle. Doch wie sein Fuß im Begriff war, seitwärts abzubiegen, durchfuhr ein stark knatternder Ton unter ihm den Boden. Als eine Ankündigung klang's, das Eis bereite sich, auseinander zu klaffen, und unwillkürlich stand Gebert von seinem Vorhaben ab, schritt geradeaus bis zu Gerda Ratlow hin und sagte: „Nun geht's zu Ende."

Kurz und nur halb den Kopf wendend, versetzte sie: „Ja," blickte dann wieder auf die mit Schaumkämmen anrollende See. Aus ihrer Stimme wie aus ihrer Unbeweglichkeit sprach nichts als ruhige Erwartung. Nur eines war nicht in Ruhe, der Wind hatte ihr Haar losgerissen und warf es langflatternd um sie her; seine goldhelle Farbe ward vom Mondlicht zu einer silberähnlichen verwandelt.

Vom Munde Geberts klangen noch einmal Worte, wohl als letzte. Sie drängten sich ihm gewaltsam über die Lippen herauf, mehr für ihn selbst als für seine Todesgefährtin: „Wenn ich dich retten könnte, täte ich's."

Sie hörte oder verstand's nicht, erwiderte nichts drauf, und einige Augenblicke standen die beiden ohne Laut nebeneinander. Nur Wind und Wasser fauchten, und die Möwen über ihnen kreischten schärfer und näher.

Da — was für eine Riesenmöwe schoß von rechtsher dicht über den Wellen heran?

Plötzlich griff die Hand Geberts unbewußt nach Gerda Ratlows Schulter, und er stieß aus: „Das ist keine — ist ein Segel — siehst du's?"

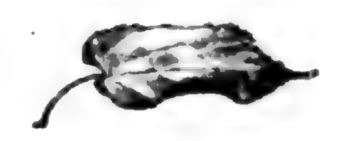
Sie fuhr, wie aus nachtwandlerischem Zustand aufgeschreckt, zusammen, und ihre Schulter zog sich mit einem jähen Ruck unter seiner Hand fort, während es aus seiner Brust jauchzend hervorbrach: „Wir sollen noch leben —!"

Nun rief er, so laut es seine Stimme vermochte: „Hier — hier — helft!" und jetzt deutlich erkennbar war's ein Bootsegel oder ein größeres, das einer breitbauchigen Fischerschluppe, zwei kraftvoll hochwüchsige Mannesgestalten in Ölröcken und Südwestern standen darin. Sie hörten den Ruf, doch bedurfte es seiner nicht; ihre geübten Augen hatten schon die treibende Scholle mit dunklen menschlichen Schatten auf ihr wahrgenommen. Das Fahrzeug kam geschickt heran, ein Ruf in dänischer Sprache scholl, und zwei Enterhaken flogen, das Eis packend, herüber. Von einer entgegengestreckten Hand gezogen, befand Gebert sich im nächsten Augenblick in Sicherheit; nun sagte einer der Fischer auf Plattdeutsch: „Dat weer Tid, wa is de anner?" Der Befragte drehte den Kopf, Gerda Ratlow war nicht neben ihm, und sein Beihelfer brummte: „Dat's jo en Döschkopp, hett he us nich sehn?" Mit einem Sprung sich über Bord schnellend, ging er vorsichtig auf dem Eis der Stelle zu, wo sich die Gestalt der Zurückgebliebenen unterscheiden ließ. Sie stand regungslos, und der Fischer rief ihr unwirsch zu: „Na, wist du mit oder wist du mit de Fisch hüt' noch Soltwater drinken?" Aber auch daraufhin rührte sie sich nicht, und jetzt knurrte er, nahe herangekommen: „Dat's jo en Deern, bi de is dat meist nich richti in'n Kopp. Do mutt een ehr Föt inne Hann nehmen."

Ohne weitere Umstände zu machen, schlang er die wuchtigen Arme um die scheinbar von Besinnung Verlassene, hob sie auf und kehrte mit ihr an das Fahrzeug zurück, wo er sie dem anderen über den Bordrand hinreichte: „Do, nimm de lange Deern — dat is jo to'n Düwel Tid, dat Jis knackst as en olen Pott, de barsten will."

Das hörte und sah Gebert Norweg noch, doch nur noch mit halbem Bewußtsein. Nach der langen ungeheuren inneren Erregung hatte der jähe Übergang aus der sicheren Todeserwartung zum Leben seine Widerstandskraft erschöpft. Er sank in dem Augenblick, wie die Schluppe von der Scholle abglitt, taumelnd am Boden um und fiel in schweren Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Georg Gottfried Gervinus in den vierziger Jahren.

Das Gervinussche Ehepaar

Mit unveröffentlichten Briefen von Gervinus und Ferdinand Gregorovius

Erinnerungsblätter zu Gervinus' hundertstem Geburtstage (20. Mai 1905)

von

Caroline Vickers

(Nachdruck ist untersagt.)

„Gervinus ist angekommen. Ich sah ihn noch nicht."

So lautet in den „Römischen Tagebüchern" unter dem 2. Dezember 1866 die erste Erwähnung des Mannes, dessen Freundschaft Gregorovius späterhin so hoch schätzen lernte. Über das Wann und Wo ihres ersten Zusammentreffens fehlt eine genaue Angabe. An beiden Männern waren die weltgeschichtlichen Ereignisse des sich zu Ende neigenden Jahres keineswegs spurlos vorübergegangen. Gregorovius, geboren und erzogen auf preußischer Erde, empfand auf italienischem Boden die Siegestaten seiner Landsleute mit glühender Begeisterung. Sie schienen ihm wie „das Schauspiel eines losbrechenden Stromes geschichtlicher Ereignisse nach so langer fauler Stagnation in Deutschland". Er sah als Folgen der Schlacht von Sadowa zum mindesten voraus: „die Eini-

Google

gung Deutschlands durch Preußen, die Vollendung der italienischen Nationalunabhängigkeit, den Fall des Dominium Temporale, die Absetzung Frankreichs von der über Europa angemaßten Herrschaft." Die „große Zeit" hob ihn selbst über schweren persönlichen Kummer, der ihn eben erst betroffen hatte, hinweg und machte diesen „leichter tragen".

Anders stand es mit Gervinus. Es ist bekannt und bedarf keiner ausführlichen Wiederholung, daß der Verlauf der politischen Ereignisse in Deutschland nicht nach seinem Sinne gewesen ist. Er konnte das Schicksal der annektierten „Holstenstämme" nicht verschmerzen. Nach seinem strengen Rechtsgefühl war ihnen großes Unrecht geschehen, dessen Sühne er mit der eisernen Konsequenz seines starken und großen Geistes fortan vom preußischen Königshaus verlangte. Süddeutscher von Geburt, hatte er doch schon in jungen Jahren für die hohe Mission Preußens schriftlich und mündlich Propaganda gemacht. Daß er schon als sechsundzwanzigjähriger Mann das Heil für sein Vaterland in Preußen suchte, beweisen die Worte, die er im Sommer 1831 in sein Notizbuch eintrug: „Wenn in dem südlichen Deutschland eine Revolution ausbricht, so schlägt sie ohne weiteres fehl; aus Mittel- und Norddeutschland muß uns das Heil kommen, so sehr man über Preußen schimpft: denn dort ist Nachdruck, Ordnung und militärische Kraft." Ja, noch früher schon war er bestrebt gewesen, den großen Weltereignissen allseitig gerecht zu werden. „Möchte ich," schreibt er Ende 1830 in einem Briefe, „möchte ich auch nicht mit jenem Griechen wünschen, lieber Achill als Homer zu sein, so begreife ich doch wohl, daß es solche Wünsche und solche Wünscher gibt, und daß die großen Naturen auf diesem und jenem Wege um den Vorrang streiten." Er selbst war ein Mann des Friedens, und nach seiner Meinung ist dieses ganze Zeitalter auf „wissenschaftliche und industrielle Interessen gestellt". In diesen Dingen will er sein Vaterland wetteifern sehen mit unseren Nachbarstaaten, „zur gegenseitigen Förderung der höchsten zivilisatorischen Werke und Zwecke".

Wie nach den Wirrnissen und politischen Enttäuschungen der Jahre 1848/49, so richtete Gervinus auch in dem ereignisvollen Sommer 1866 seine Blicke nach dem sonnigen Himmel Italiens. Dort wollte er im kommenden Winter an seinem Buche „Händel und Shakespeare" arbeiten. Gregorovius scheint ihn indessen während seines römischen Aufenthalts nicht häufig gesehen zu haben, und es finden sich außer einigen interessanten Unterhaltungen über die Zustände und Entwickelung Deutschlands und Italiens nur spärliche Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern.

Ende April 1867 reiste das Gervinussche Ehepaar von Rom ab, und im nächsten Sommer fand Gregorovius die Freunde in Heidelberg wieder. Es gewährte ihm einen wahren Genuß, sie in ihrer einfachen, schönen

Georg Gottfried Gervinus (1824).

Häuslichkeit zu sehen. Im Wagen und zu Fuß machten sie mit ihm herrliche Ausflüge in die Umgebung der unvergleichlichen alten Musenstadt. Durch sie lernte er einige der Heidelberger Universitätsprofessoren kennen,

Digitized by Google

darunter Eduard Zeller, dessen „transparente Physiognomie“ ihn an Rosenkranz erinnerte. Gregorovius arbeitete, als er am 8. August von seiner Rheinreise zurückkehrte, zehn Tage auf der Bibliothek, wo er zwei wertvolle Handschriften fand. Leider bin ich nicht im Besitze der Gregoroviusschen Briefe an Gervinus. Aus Gervinus' Briefen an Gregorovius lasse ich dagegen zwei hier folgen.

Heidelberg, 11. August 68.

Mein verehrter Herr und Freund!

Sie wollen der Pein einer Einladung hierher enthoben sein; die Curie in Heidelberg, die an Unfehlbarkeit, Untrüglichkeit, Rechthaberei und Widerspruchsunfähigkeit der römischen nichts herausgibt, beauftragt mich daher, Ihnen die Vorladung zu schicken, in möglichst kurzer Frist auf möglichst lange Frist zu erscheinen, bei Strafe des Anathems. Sie werden die hohe Stelle zwar nur in einem curiosen Nymbus mystischen Dunkels sehen können, darum bleibt doch die geschehene Citation nicht minder klar, deutlich und hell.*

Ich komme von meinem Amt und Auftrag zu meiner Meinung. Welch ein Gedanke, von Rom nach München, und nicht H. sehen zu wollen! Sich bei vierundzwanzig Grad Wärme zu ergötzen und nicht noch vier in Kauf nehmen zu wollen! Für H. zu schwärmen, da es durch eine Musiküberschwemmung gefährlich war, und es nicht besuchen zu wollen, da diese Wasser gänzlich verlaufen sind, da heute (eben bei Ankunft Ihres Briefes) die Baumgartens sogar auf einer Schweizertour hier durch- und abgereist sind, im Hause aber nichts von musikalischem Wasser übrig ist, als die stillen Thränen der kranken Augen, die keine Noten lesen dürfen.

Zum Ernst zu kommen: so ist die kleine Frau wirklich seit Monaten einsitzend im Halbdunkel an einer Entzündung der Netzhaut des linken Auges. Dies soll doch nicht hindern, daß wir Sie fleißig bei uns haben wollen; bei abendlichen Gängen aufs Schloß kann auch die Frau mitmachen; anderen Naturgenüssen am Tage müßten Sie freilich ohne ihre Mitfreude an Ihrem Vergnügen, allein oder mit mir und etwa dem Hauptmann haben; alles andere Vereinsvolk wird weg sein. Auch wir beide warten mit Schmerzen, ob wir noch ein wenig in die Berge kommen; doch ahnt mir, daß ich es im September allein werde thun müssen und daß die arme Frau, um den ganzen schönen Sommer betrogen, im Zimmer den Übergang zum Winter wird machen müssen. Gönnen Sie uns einen kleinen Abstecher herüber. Ich mag kein Wort weiter schreiben in der sicheren Meinung, Sie kürzlich hier zu sehen.

Die Frau grüßt bestens. Auf baldiges Wiedersehen also! Wir meinen, Sie sollten H. vor Kufstein aufsuchen.

Treulich Ihr Gervinus.

Heidelberg, 17. 2. 68.

Verehrtester Herr und Freund!

Dank für Ihre freundlichen und guten Nachrichten. Meine Frau hat Ihr Brief, Gott sei Dank, in gebessertem Zustande gefunden. Sie hat an der Stelle ihres früheren Augenarztes, der nach Amerika ausgewandert ist, jetzt einen anderen, der ein ganz anderes Regime vorschrieb: sie ist nun des absoluten Dunkelarrestes entnommen, sie darf und soll viel ausgehen (was der sonnenlose Winter mehr erlaubt) und darf auch wieder Musik treiben; so hat sie, wovon sich schon leben läßt, Natur und Kunst. Mir selbst ist ein drückender Alp abgewälzt; einen sonst gesunden Menschen systematisch zu solcher Langenweile und schlechtem Humor verurteilt zu sehen, wie sie es früher war, ist mir auch äußerst peinlich geworden.

Ihrer guten Früchte, die Ihnen der Aufenthalt bei Lindau* gebracht hat, freue ich mich uneigennützig, obwohl in großem Neide; denn mir fehlte eben solch eine Ausspannung, deren ich sehr bedürftig war. Wildbad konnte sie mir nicht geben und ich sehe dem Winter nicht ohne Sorgen entgegen ...

Ich kann mir Sie doch selbst nach Ihrem Abschluß mit Rom doch eigentlich garnicht außer Rom denken. Zum Glück haben Sie wohl noch eine Weile Zeit, Alles gründlich zu erwägen. Wäre ich jünger, um Ihnen von unserem Hause mehr versprechen zu können als greisenhaftes, so trieb ich an Ihnen hierher zu kommen, oder erwöge mit Ihnen, ob Sie nicht in Rom bleiben und wir zu Ihnen stoßen sollten. Wie oft haben wir selbst bedacht, ob wir nicht Heidelberg mit München tauschen sollten. Meine einsiedlerische Natur hält mich immer wieder hier fest. Wüßte ich, daß mein musikalisches Buch** Sie irgend anziehen könnte, so hätte ich es Ihnen gern zu Füßen gelegt. Wirklich wagte ich es nicht; Sie dürfen es aber ganz offen an mich verlangen, wenn Sie hineinsehen mögen. Ich glaube nichts originelleres und nichts klareres geschrieben zu

* Diese neckische Anspielung auf die römische Kurie war ein Prophetenwort. Sechs Jahre später (1874) wurde Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ auf den Index gesetzt, das Dekret vom Osservatore Romano veröffentlicht und an die Türen von St. Peter, Santa Maria Maggiore und dem Lateran angeschlagen.

* In Schachen.

** Händel und Shakespeare.

Digitized by Google

haben, aber ich muß bei der von so vielen Seiten her klagen hören, selbst von Freunden und Musikkundigen, es sei so schwer. Die Musikfreunde also wollen nicht über Musik denken; soll ich es dann einem Musikfeinde zumuten?

Von uns beiden die schönsten Grüße; auch an alle Freunde, die unser denken. Gelegentlich hören wir wohl wieder von Ihnen.

Treulich
Ihr Gervinus.

Gervinus' Studierzimmer in Heidelberg (Leopoldstraße 5).

Erst im September 1868 sahen sich die Freunde in München wieder. Gervinus hatte sich von schwerer Diphtheritis, die ihn „hart an den Pforten des Hades vorbeiführte", erholt. Auch das langwierige Augenleiden seiner Frau war überstanden. Gregorovius schreibt: „Wir verlebten einige angenehme Stunden zusammen, besuchten auch die Galerie Schack. Schack war abwesend in Venedig."

Als Gregorovius im nächsten Jahre (1870) nach München kam, war in Deutschland der Krieg erklärt. „Die Aufregung," schreibt er am 24. Juli, „in welche die Kriegserklärung das Vaterland versetzt hat, verschlingt alles Persönliche. ... Der Geist von 1813 erwacht. Ein Enthusiasmus wie in der Väter Tagen." Gregorovius' Bruder kämpfte als Hauptmann der Artillerie im I. Armeekorps unter Steinmetz. „Wäre der Krieg abgetan!" lautet die Tagebuchaufzeichnung vom 15. August. „Blutarbeit, sei sie noch so heroisch, ist eine Schande für unsere Zivilisation."

Den Freund wiederzusehen, dessen innerste Überzeugung in diesen Worten so klar ausgedrückt ist, war Gregorovius nur noch einmal vergönnt. Er schreibt am 29. September in Karlsruhe: „Gestern fuhr ich nach Heidelberg. Abends kam die Nachricht von der Übergabe Straßburgs! Heidelberg flaggte; Musikchöre zogen durch die Stadt." — „Heute bei Gervinus. Er urteilte, daß nach den großen Siegen Elsaß und Lothringen beim Reich bleiben müssen, und daß ihr Grundwesen so deutsch sei, daß sie in Kürze vollkommene Glieder Deutschlands sein werden."

Im nächsten Frühjahr, am 18. März 1871, starb Gervinus, der „Deutscheste der Deutschen", wie Jakob Grimm ihn nannte. Von ihm durfte Eduard Zeller, sein Freund und Kollege, mit vollstem Rechte in seiner ergreifenden Grabrede sagen: „Es mußten sich mancherlei Gaben und Eigenschaften in eigentümlicher Verknüpfung zusammenfinden, wenn er der sein sollte, als den wir ihn gekannt und verehrt haben. Ein männlicher Ernst, eine charaktervolle Selbständigkeit und Bestimmtheit, eine unbestechliche Wahrheitsliebe, ein strenges Rechts- und Pflichtgefühl, ein Adel der Gesinnung, dem alles Niedrige

Digitized by Google

und Gemeine im Innersten widerstrebte; und dabei ein weiches menschenfreundliches Gemüt, eine seltene Feinheit und Tiefe der Empfindung und bei allem Gefühl seines Wertes, bei aller Würde des Benehmens eine persönliche Anspruchslosigkeit, die bei einem so bedeutenden Manne in Erstaunen setzen könnte, wenn nicht die gediegensten Charaktere immer auch die bescheidensten zu sein pflegten."

Gregorovius beklagt den Verlust seines Heidelberger Freundes und sagt im Tagebuch: „Eine bedeutende persönliche Beziehung ist für mich erloschen. Gervinus war ein durchaus edler Mann, fest in sich begründet und unerschütterlich, von weitumfassendem Verstand, ein groß angelegter prosaischer Geist. Dem Vaterland läßt Gervinus ein unzerstörliches Denkmal seiner Geisteskraft und seines Patriotismus zurück: die Geschichte der poetischen Nationalliteratur, die er philosophisch gegründet hat."

Für Gervinus' Witwe war der Verlust unermeßlich. Ihre Lebenssonne war untergegangen, und die Welt erschien ihr tot.

Indessen, ehe ich sie weiterbegleite auf ihrem jetzt so einsamen Lebenswege, möchte ich den Blick zurückwenden auf ihre Kindheit und Jugendzeit.

Gervinus entwirft in seiner im Jahre 1860 geschriebenen, aber auf seinen Wunsch erst nach dem Tode seiner Frau gedruckten Selbstbiographie* ein meisterhaftes Charakterbild von ihr. Die edle Auffassung trägt ganz das Gepräge seiner eigenen Liebenswürdigkeit und seinen sittlichen Natur. Wem es, wie mir, vergönnt war, Frau Gervinus im Leben genau zu kennen, der wird ihr ganzes Sein und Wesen in diesen lebenswahren Zügen wiedererkennen:

„Ton und Sprache, Haltung und Anstand, Gesichtszüge und Mienenspiel, alles drückte an ihr die reine Natürlichkeit einer gesunden Seele in gesundem Körper aus. .. Ohne Arg und Falsch, wie ihre Naturanlage war, war sie unter herzensguten Eltern, von einer frommen Mutter zu Demut und Milde erzogen worden und ohne strengen oder harten Tadel aufgewachsen, gewohnter, wie es bei dem Dichter heißt, ‚mit einem Kusse tausend Meilen, als mit dem Sporne zehn Schritte' getrieben zu werden."

* G. G. Gervinus' Leben von ihm selbst. 1860. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1893.

In Heidelberg, ihrem Geburtsort, lernte Gervinus seine Frau als junge Waise kennen und lieben. Ihr Vater, Hofrat Schelver, Professor der Medizin und Naturforscher, stand während seines Aufenthaltes in Jena in wissenschaftlichem und freundlichem Verkehr mit Goethe, der vor nun etwa zweiundachtzig Jahren von ihm sagte: „Wie man jetzt nach allen Seiten hin Ultras hat, liberale sowohl als königliche, so war Schelver ein Ultra in der Metamorphosenlehre; er brach den letzten Damm noch durch, der sie innerhalb des früher gezogenen Kreises gefangen hielt."

Schelver starb 1832. Zwei Jahre zuvor hatte Frau Gervinus als zehnjähriges Kind ihre Mutter verloren. Dieses schwere Geschick und andere Kümmernisse hatten nicht wenig zu einer frühzeitigen Entwickelung ihres Gemütslebens beigetragen.

Erst sechzehn Jahr alt, im Schmuck einer entzückenden Anmut und Jugendfrische, reichte sie dem Manne ihres Herzens die Hand für das Leben und teilte während einer fünfunddreißigjährigen Ehe in alleiniger innigster Gemeinschaft Wohl und Weh mit ihm. Gervinus besaß nach seinen eigenen Worten „einen Herd, an dem er der Stürme des öffentlichen Lebens lachen konnte".

Die kinderlose, schwer geprüfte Frau würde ihre Vereinsamung nach dem Tode ihres Mannes kaum ertragen haben, hätte nicht die Energie ihrer Natur nach und nach Wege gesucht, um in eigenem geistigen Schaffen und in steter Arbeit Lebenszweck und -ziel zu finden. Ihre erste Sorge war es, dem geliebten Manne auf dem schönen Friedhof in Heidelberg ein würdiges Denkmal zu setzen. Ihrem Schönheitsgefühl und seinen Kunstsinn konnte nur das Beste in seiner Art Befriedigung gewähren, und Gervinus' Marmorbüste gab jetzt die Veranlassung zu dem Briefwechsel mit Ferdinand Gregorovius. Dessen erster Brief lautet:

Rom, Via Gregoriana 13.
6. April 1871.

Ich eile, verehrte Frau, Ihnen auf Ihren gütigen Brief gleich damit zu antworten, daß ich Ihnen mittheile wie folgt:

Die Gypsbüste Ihres Gemals steht unversehrt in der ersten Reihe des Repositorium von W.s Atelier. Ich empfand eine große Freude, als mir

Digitized by Google

der Bildhauer dieſelbe ſofort vorwies; ſie erſchien mir durchaus gelungen und lebensähnlich. Obwol ſie Ihren Gemal in noch verhältnißmäßig jüngeren Jahren darſtellt, iſt doch in dem ganzen Kopf dieſelbe ruhige Männlichkeit und klare Entſchiedenheit des Denkers glücklich ausgedrückt, wie ich ſie in ſeinen ſpäteren Jahren als die weſentlichen Charakterzüge erkannt habe. Es iſt Ihnen demnach die Möglichkeit hier in Rom geboten — und das freut mich ungemein der römiſchen Erinnerung an unſer ſchönes Zuſammenſein wegen — eine porträtgetreue Büſte Ihres Gemals in kurzer Zeit anfertigen zu laſſen. Jedenfalls würden Sie ein ſchon Vollendetes und für Sie ſelbſt in Rom geſchichtlich Gewordenes den Verſuchen vorziehen, die man aus Photografien und mit Hülfe der abgenommenen Maske nicht immer glücklich anſtellen kann. Ich erwarte Ihre Anordnungen, wie ich überhaupt ſtets zu allem von Herzen bereit bin, womit ich Ihnen dienſtbar ſein kann.

Glücklich diejenigen, welche nach einer männlich vollendeten Laufbahn bis zum Stadium des Daſeins in marmorner Ruhe angelangt ſind. Das Leben beginnt mit dem Thon, aus welchem es unter Mühen und Kämpfen zur Geſtalt herausgearbeitet wird, aber nur die bevorzugten Geiſter dauern dann noch in der klaren Idealität des Marmors fort. Wenn ich den Lebensgang dieſes edeln Mannes überdenke, ſehe ich wol viel Kampf und Widerſpruch im Beginn, aber dann auch eine lange und glückliche Epoche der Conſequenz glücklichen Thuns und Gelingens, in einer beneidenswerten Zurückgezogenheit ohne Verſchloſſenheit, und dieſes Glück haben Sie ſelbſt ſo lange ihm ſichern helfen und mit ihm geteilt. Sie verloren für Sie Unermeßliches; es iſt leicht zu ſagen, daß die Geiſteswelt, in der Sie neben ihm lebten, für Sie nicht aufhören kann lebendig zu ſein, aber auch dieſer troſtreiche Zuſammenhang wird Sie nicht davor ſchützen, die tiefe Lücke des Daſeins zu empfinden, aus welchem Ihnen die volle Gegenwart entriſſen iſt. In Ihrem Briefe aber erkenne ich mit Freude den Mut und Kraftentſchluß einer edeln Frau, welche auch nach ſolchem Verluſt nicht aufhören kann, für den Reſt der Tage dem Leben und ſeiner Pflicht die beſte Geſtalt zu geben.

Ich habe Ihnen viele Grüße von Lindemanns zu ſagen — Erhardts ſah ich noch nicht — wir Freunde vereinigen unſere Wünſche für Ihr dauerndes Wol.

Ihrer ſtets verehrungsvoll eingedenk

F. Gregorovius.

Victorie Schelver als Gervinus' Braut
(ſechzehn Jahre alt).

Da die Porträtähnlichkeit der im Jahre 1848 in Rom gemachten Büſte ihr nicht genügte, zog Frau Gervinus vor, ſie nach Photographien und nach der Totenmaske von dem Karlsruher Künſtler Möſt herſtellen zu laſſen. Über den Atlantiſchen Ozean hinüber ſchrieb ſie mir in wehmütig beglückter Stimmung über die Befriedigung, die ihr das Gelingen dieſes Denkmals gewährte.

Etwa ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes gab Frau Gervinus deſſen „Hinterlaſſene Schriften“ heraus, wozu ſie ein erklärendes Vorwort ſchrieb, in dem ſie unter anderem ſagt:

„Der Friedens-Abſchluß ſelbſt, den mein Mann bei vollſter Geſundheit erlebte, machte, wenn auch keinen ſtürmiſchen, doch einen ſehr gehobenen Eindruck auf ihn; und wer ihn mit unermüdlichem Eifer die kleinen Lampen (zur feſtlichen Beleuchtung) ſeines Hauſes hätte anſtecken ſehen, dem wäre ſicher jede Vorſtellung eines finſtern, gramvollen Gemütes, das einer Verſtimmung über die Zeit erlegen, unzugänglich geweſen. Ebenſo konnten in jener Zeit viele (von ihnen) den Eindruck mitgenommen haben, daß ein Gefühl von Freude und Stolz ihn erfülle über die Kraft und Zucht ſeines Volkes, die er in dieſem Krieg bewährt gefunden.“

Aus einem Briefe von Gregorovius vom 2. Juli 1871 gebe ich folgenden Auszug:

Digitized by Google

„Die Entfremdung Ihres Gemahls von den letzten großen Ereignissen im Vaterlande oder von der Politik, welche diese seit 1866 dirigierte, ist nur ein leiser Schatten, welcher einen Augenblick lang die Erinnerung an einen so hochherzigen und edlen Patrioten betrüben konnte. Dies schwindet dahin, weil es dem Moment angehört. Sie sehen, wie man im Vaterlande anfängt, jenen Widerspruch als das zu begreifen, was er ist: ein klassischer Charakterzug der Eigenartigkeit dieser auf sich selbst gestellten unerschütterlichen Männlichkeit. Es kommt jede wahre und echte Individualität an den ihr gebührenden Platz im Pantheon, worin die dankbare Nachwelt bedeutende Menschen ehrt. — Ich schreibe diese Zeilen heute, wo Rom im Festschmuck prangt, als Hauptstadt den König Italiens aufzunehmen — ein geschichtlicher Tag, der mich zumal tief bewegt.

Leben Sie wol, verehrte Frau! Ich denke oft an Heidelberg und erinnere mich Ihrer Güte und des Wohlwollens Ihres Gemahls mit Freude und Dankbarkeit. Ich fühle fortdauernd diesen Verlust als einen persönlichen, als den einer meiner liebsten Beziehungen zum Vaterlande ..."

Vier weitere Briefe von Gregorovius lauten:

Rom, Via Gregoriana 13.
9. Juni 1872.

Verehrte Frau!

Erst spät fand ich die stille Sammlung, die „Hinterlassenen Schriften" Ihres Gemahls zu lesen; ich that es mit Pietät, und ich danke ihm und Ihnen für diese Gabe. Daß Sie diese Blätter veröffentlichten, war nicht nur eine heilige Pflicht gegen ihn, sondern auch ein wirklicher Dienst, welchen Sie allen Menschen im Vaterland geleistet haben, denen das Andenken von Gervinus teuer ist, und deren Zahl ist so groß, daß sie nur durch die Grenzen Deutschlands selbst begrenzt wird. Ich weiß nicht, welche Wirkung jene Schriften dort hervorgebracht haben, doch ich stelle mir vor, daß durch sie viel von der Unklarheit zerstreut worden ist, die sich in den leidenschaftlichen Stürmen der letzten Zeit um das Bild des verehrten Mannes zu ziehen begonnen hatte. Diese Nebelhülle wird bald gänzlich gefallen sein und die Gestalt des Patrioten glänzend vor der Nachwelt stehen, die ihn nie vergessen kann. Mir aber bleibt für jetzt der Gedanke noch immer schmerzlich, daß dieser edle Geist von deutschestem Gepräge in Mißstimmung vom Vaterlande schied, gerade zu der Zeit, als dieses die thatsächliche Krisis durchmachte, aus welcher es unter so furchtbaren Kämpfen endlich als ein mächtiger Nationalstaat hervorging, um die politische Reformation zu beginnen, auf welche sein Einfluß mit Notwendigkeit gewiesen hat. Wohin jene Deutschland führen, und welche organische Gestalt sie ihm einst geben wird, weiß Niemand zu sagen, denn der einzelne Mensch, so durchdringend auch sein Geist im Reiche der Ideen sein mag, steht blind vor dem Rätsel der Weltgeschichte, deren Gang sich nach dem Spiel der Kräfte ordnet, von welchen wir die Gesetze nimmer kennen. Die Kräfte, die im Jahre 1866 das Werk begannen, welches seit Jahrhunderten den Deutschen als nationales Ziel vor Augen stand, entsprechen in ihrer Gewaltsamkeit nicht dem politischen Begriff, noch dem hohen moralischen Ideal in der Seele von Gervinus. Ich fühlte und fühle ihm diesen Widerspruch tief nach, obwol ich in der Fremde lebend dem Gewebe der heimischen Entwickelung nicht nahe gekommen bin. Doch als Beobachter der Geschichte weiß ich, daß die Idee, wenn sie sich verkörpert, als Gestalt niemals sich selbst vollkommen entspricht, und daß die Arbeit des reformatorischen Gedankens in der Welt niemals ohne Anwendung gewaltsamer Mittel zu Stande kam, und nie ohne die feineren Fibern des Gewissens und des Rechtsgefühls zu verletzen. Dies wenigstens wird Gervinus mit Genugthuung erfüllt haben, daß der Nationalkrieg von 1870, wozu unser Vaterland durch fremde Frevel gezwungen wurde, dasselbe ohne Makel ließ, und ich denke mir, er würde sich mit der Gegenwart vertragen haben, wenn er auch jene gewaltsamen Umstürze des ungroßmütigen Jahres 1866 nie verschmerzte. Im Grunde aber entnehme ich aus seinen letzten Schriften, daß das nationale Ziel, welches auch ihm als nur durch die Machtentwicklung Preußens realisierbar erschien, nur unwesentlich von dem verschieden gewesen ist, welches in Folge des letzten Kriegs heute thatsächlich erreicht ist ...

In wahrhafter Ergebenheit

Ihr F. Gregorovius.

Rom, Via Gregoriana 13.
27. December 1872.

Verehrte Frau!

Herzlichen Dank für die Übersendung der drei Photografien, welche mir die größte Freude gemacht haben. Die beiden großen, nach dem Leben, sind sicherlich vorzüglich zu nennen. Die kleinere, nach der Büste Ihres Gemahls gemachte, läßt auch diese als ein wenigstens mein eigenes Erwarten übertreffendes gelungenes Werk erkennen.

Ich freue mich zu sehen, daß Sie, verehrte Frau, in Ihrer heiligen Erinnerungen gewidmeten Tätigkeit eine unversiegbare Quelle des Lebens besitzen, und daß ihr auch Freuden entströmen, die den Schmerz mildern, und ihn bemeistern Sie mit einer liebevollen Tatkraft, indem Sie an der reichen Nachlassenschaft der geistigen Welt Ihres Gemals weiter fort gestalten. Möchten Sie mit

Digitized by Google

und durch diese Tätigkeit auch einen befriedigenden Zusammenhang mit der Welt wieder finden, dessen wir ja nicht ganz entbehren können.

Seit dem Ende des November bin ich wieder im alten Rom. Viele Menschen drüben tadeln mich drum, ich weiß es. Ich liebe mein deutsches Vaterland, wie nur irgend einer seiner Söhne, aber vielem dort bin ich entfremdet, dem Clima, der schwerfälligen Lebensweise, auch der Pedanterie. Ich will hier noch ein wenig in der Sonne sitzen, in meines Lebens Herbsttagen, und auch der großen und wahrhaft brüderlichen Liebe genießen, welche mir die Römer und ich möchte sagen das ganze intelligente Italien zu beweisen beginnen. Ist es nicht schön, in zwei edeln Ländern eine Heimat zu besitzen? ...

Alles Gute und Schöne!

In aufrichtiger Verehrung

Ihr F. Gregorovius.

Rom, Via Gregoriana 13.
Februar 1880.

Hochverehrte Frau,

Sie haben mich durch Ihre freundlichen Zeilen sehr erfreut — nur bedauerte ich, daß Sie sich abhalten ließen, die Reise nach Rom anzutreten. Nach einem alten Wort führen alle Wege nach Rom — Sie selbst aber wissen doch wol, daß der kürzeste hierher noch immer die Straße München-Brenner ist, da der Gotthardt-Tunnel erst am heutigen Tage durchbrochen wird, am letzten Februar 1880, welcher zugleich der fünfte Sonntag eben dieses kurzen Monats ist. Aber auch jetzt ist diese Jahreszeit für Sie zum reisen die beste. Die Lüfte werden lau; die Mandeln blühen; die olympische Sonne strahlt wundervoll auf Stadt und Campagna herab. Kämen Sie nun noch, verehrte Frau, so würden Sie viele Menschen erfreuen, welche Ihrer und Ihres unvergeßlichen Gemals treu gedenken. Kämen Sie bald, so würde auch ich noch Sie hier begrüßen: doch schon am 20. März gedenke ich Rom zu verlassen. In 8 Tagen kommt mein Bruder; wir schiffen uns dann um jene Zeit in Neapel nach Athen ein, um so endlich einen schon lange gehegten Plan auszuführen. ... In Rom würden Sie viele Veränderungen finden. ... ehedem war der Aufenthalt hier wie eine Einweihung in die eleusinischen Mysterien, wo sich der Mensch zu idealen Höhen erhob — jetzt rennt er nur dem lahmsten Vergnügen nach und sein höchstes Glück ist, auf einem Hofball gewesen zu sein. — Ich bin auf dem Sprunge, nach Frascati zu fahren, die Herrlichkeit Latiums in diesem Ätherglanz zu genießen. Leben Sie wol, verehrte Frau, beglückt in Ihrer weihevollen Einsamkeit durch die Werke reinster Pietät, denen Sie Ihr Leben widmen.

Ferd. Gregorovius.

Rom, 9. März 1890.

Hochverehrte Frau,

wie schön und liebenswürdig, daß Sie sich meiner wieder erinnert haben! Ihrer habe ich auch oft

Frau Victorie Gervinus, geb. Schelver.

gedacht! Ihre Zeilen trafen mich in Rom. Sie wissen, wie ich glaube, daß ich seit einer Reihe von Jahren immer in die ewige Stadt zurückkehrte. Aber diesmal konnte ich das nicht um die gleiche Zeit. Ich wurde da im vorigen Jahre durch den Druck meiner letzten Arbeit, der Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, in München festgehalten, und erst im October brach ich nach Rom auf. Ich lebte seither hier den Winter hindurch. Er war glanzvoll durch fast immer wolkenlosen Himmel, aber doch kalt. Die Influenza, welche daheim leider so manche Opfer gefordert hat, war auch hier: sie tritt massenhaft, doch mild auf. Der Tod des Herzogs von Aosta kam hinzu, um die Stadt in wirklich empfundene

Trauer zu versenken. Ich erlebte kaum je einen so stillen Winter hier. Der römische Carneval erwies sich auch aus andern Gründen als für immer erloschen. Die ganze Weise des Seins hier ist unter einem neuen Menschengeschlechte neu geworden, und wir Alten gehören schon der Vergangenheit an. Ich staune, wenn ich bedenke, welche Umwälzungen ich hier bis heute erlebt habe. Ein Häuflein Veteranen meiner Zeit dauert noch fort. ... Ich war doch recht froh, mich wieder hier eingelebt und meinen Platz als Bürger Roms wieder eingenommen zu haben. Vielleicht war es das letzte Mal; denn der Krug, der zum Brunnen Trevi geht, bricht doch einmal ...

In alter Verehrung ergeben

Ferd. Gregorovius.

Im Mai 1873 gab Frau Gervinus ihres Mannes Übersetzung zu Händels Oratorientexten* heraus mit einer Erläuterung zu seinem Vorwort. Mit Recht war dieses Bändchen ihrem Herzen besonders teuer. War doch diese meisterhafte Leistung von Gervinus' Übersetzungskunst die Frucht seiner Mußestunden, in denen er sich von der anstrengendsten Tagesarbeit erholte. Für ihn und seine Frau war während vieler Jahre ihres ehelichen Lebens die Pflege der Musik ein Lebenselement. In der Selbstbiographie erzählt Gervinus u. a. von den musikalischen Bestrebungen seiner Frau:

„Sie sammelte in späteren Jahren eine Anzahl Schülerinnen um sich, die sie auf einem von der gewöhnlichen Praxis abweichenden Weg, Gesang und Spiel stets Hand in Hand geschlungen, selbst Kinder schon auf den geistigen Gehalt der Musikstücke hinweisend, in die Tonkunst einführte. Schon früher aber war es wesentlich ihr Betrieb und Werk gewesen, daß wir fast durch ein ganzes Jahrzehnt einen kleinen Singverein um uns versammelt hielten, mit dem wir sehr mangelhaft im Beginne, zuletzt mit den schönsten Erfolgen fast alle, auch die größten Händelschen Oratorien neben gelegentlichen Abbeugungen zu Bach und Mozart, zu Marcello und Allegri aufführten und so den großen Kunstbau in dem Ganzen der ächten, unverstümmelten Werke jenes Meisters anschauen lernten, wozu selbst Thibaut, der nur das Schönste auszupflücken liebte, keine Anleitung gegeben hatte."

Die wenigen, die noch am Leben sind von den damals in den fünfziger Jahren Mitwirkenden, erblicken gewiß, wie auch ich, jene Musikabende im verklärenden Lichte der Erinnerung. Es waren ideale Stunden unserer Jugendzeit!

So war die unermüdliche Frau, die, wie Gervinus weiter sagt, „fast alle die anstrengenden Proben und Aufführungen unserer Oratorien, zu welchen wir eine stattliche Zuhörerschaft heranzuziehen pflegten, selber mit ungebrochenen Kräften stets geleitet und begleitet hatte," wohl gerüstet für die Herausgabe einer vorzüglichen Sammlung Händelscher Arien und Rezitative.* „Diese Musik," sagt sie in ihrem Vorwort, „ist fürs Haus, für die Familie vorzugsweise geschaffen." Es war ihr heißer Wunsch, daß die Sammlung, die sie ganz im Sinne ihres Mannes zusammengestellt hatte, ein Familienbuch für das deutsche Volk werden möchte. Damit das Werk Allgemeingut würde, war auch ihre Ausarbeitung des Klavierauszuges so einfach wie möglich gehalten.

Auch unter der jüngeren Generation von heute sind manche, die aufs Innigste mit Frau Gervinus verbunden sind. Aus Liebe zur Musik rief sie Ende der fünfziger Jahre eine Kinderklasse ins Leben, die sie im Klavierspiel und Gesang unterrichtete. Was diese Kinder im Laufe einiger Jahre leisten konnten, möchte man als mustergültig hinstellen: eine Präzision, Klarheit und Weichheit des Anschlags, eine Tonreinheit und Korrektheit der Aussprache, wie es nicht oft berufsmäßige Lehrer von ihren jungen Schülern rühmen können. Stets war sie den Kindern in warmer, mütterlicher Freundschaft zugetan, und auch diese blieben ihr treu im späteren Leben. Was sie bei ihr gelernt, das lehrten sie als Mütter ihre Kinder oder als vielbegehrte Lehrerinnen ihre Schüler. Ohne Übertreibung darf man sagen, das „Senfkörnlein", das sie gesät, ist aufgeblüht zu hundertfältiger Frucht.

Ihr letztes Werk erschien im Sommer 1892: „Naturgemäße Ausbildung in Gesang und Klavier mit besonderer Rücksicht auf gemeinschaftlichen Unterricht nebst einer Harmonielehre und einer gewählten Sammlung von Liedern und Klavierstücken." Die Schwierigkeiten, zum Teil in ihrer Aufgabe selbst gelegen, suchte sie mit seltener Ausdauer und

* Händels Oratorientexte. Übersetzt von G. G. Gervinus. Berlin, Franz Duncker, 1873.

* Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Karl Kappstein: Herbstlandschaft.

Zu Malkowsky: Monotypien.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Google

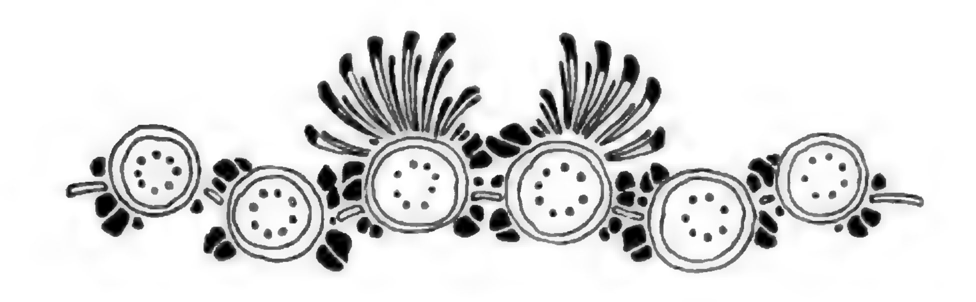
Digitized by Google

Hingebung zu überwinden. Eifrig und gewissenhaft studierte sie Anatomie und Physiologie, soweit diese in direkter Beziehung stehen zu Klavierspiel und Gesangskunst. Alles technische Können war ihr nur Mittel zum Zweck; Gründlichkeit des Lernens ihr Grundsatz. In Beziehung auf diesen Punkt drückte Helmholtz nach Durchlesung ihres Manuskriptes seine Anerkennung ihrer Unterrichtsmethode, die er für sehr zweckmäßig und richtig hielt, in den Worten aus: „Namentlich kann ich Ihrem Grundsatz meine vollste Zustimmung nicht versagen, daß der Schüler angehalten werden muß, leichte Sachen vollendet vorzutragen und dagegen schwerere nur der Ausbildung der organischen oder instrumentalen Mechanik wegen zu üben.“ Erst nach ihrem Tode wurde ihre köstliche Sammlung von einheimischen und ausländischen Volksliedern herausgegeben.

Am 2. Juni 1893 nach kurzer Krankheit, von treuester Freundeshand bis zum letzten Augenblicke gepflegt, beschloß die unvergeßliche Frau ihr reiches Leben.

An ihrem Grabe versammelten sich noch einmal ihre Schülerinnen, die bei der Todesnachricht von nah und fern herbeigeeilt waren. Zum letztenmal sangen sie für die geliebte Lehrerin. Unter den Klängen der wunderbar schönen Arie „Engel, ewig licht und klar, nehmt mich auf in eure Schar“ aus Händels Oratorium „Theodora“ wurde ihr Sarg an der Seite ihres Mannes gebettet, wo nun ein Stein sie beide deckt.

Auf dieses seltene Ehepaar findet das Schillersche Wort: „Ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele“ seine volle Anwendung. Ernst waren sie in ihrer Pflichterfüllung, groß und gut war ihr Streben. Möchten ihre deutschen Tugenden, ihr Fleiß, ihre Einfachheit, ihre Gemütstiefe und Überzeugungstreue der jungen Generation unserer „raschen, wirbelfüß'gen Zeit“ ein Vorbild sein!



Pfingstgebet

Geist, der mich aus Abgrundtiefen,
Wo im Nichts ich traumlos schlief,
Zu des Lebens Hochgebirge,
Seinen Sonnenfeldern rief:
Der durch Wälder mich geleitet,
Wo des Schicksals Sturmwind rauscht,
Wo das Ohr dem Klaggemurmel
An der Tränenquelle lauscht:
Wo die Schuld im Dunkel lauert
Und das Herz, das Haupt beschwert: —
Führtest mich durch ihre Schlingen,
Ihre Netze unversehrt!

Führtest hin mich zu dem Brunnen,
Drin der Taten Chaos hängt
Und aus bodenlosen Tiefen
In das Dasein strebt und drängt!
Schauer fassen meine Seele,
Zweifel an ihr nagt und zehrt,
Und mit heißem Inbrunstbeten
Fleht zu dir, die dein begehrt:
„Laß mich Schöpferwonnen ahnen,
Geistdurchglutet, geistdurchbebt,
Laß mich heben aus den Tiefen
Eine Tat, die ewig lebt!“

Odi Schoenbrod

Digitized by Google

Monotypien

Ein Blick in die Künstlerwerkstatt

von

Georg Malkowsky

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Kupferstecher und Kunstschriftsteller Adam Bartsch erwähnt in seinem noch heute mustergültigen Hauptwerke „Le Peintre Graveur“ (Wien, 1802. Bd. XXI, S. 40) fünf in der Wiener Albertina, Bd. XV, Nr. 1 bis 5, befindliche Drucke von Giovanni Castiglione, gen. Benedetto (1616 bis 1670), deren Technik den Kennern bisher viel Kopfzerbrechen verursacht hatte. Er bezeichnet die Motive als „Verkündigung an die Hirten“, „Madonna mit Christkind im Stall“, „Flucht nach Ägypten“, „Die Auferweckung des Lazarus“ und „Drei Hirten an einem Feuer“. Er spricht dann weiter seine Ansicht über die Herstellung dieser Drucke folgendermaßen aus: „Da die Aquatinttechnik zur Zeit des Künstlers noch nicht erfunden war, müssen diese Blätter in irgendeiner anderen Weise angefertigt sein. Wir glauben das von Castiglione angewandte Verfahren entdeckt zu haben. Nach unserer Meinung bemalte Castiglione eine polierte Kupfertafel mit Ölfarbe, entfernte diese, wo es seine Zeichnung erforderte, für Lichter und Halbschatten mit einem Holzstabe und druckte dann von der so hergerichteten Platte wie gewöhnlich.“

Auf Rembrandtschen Radierungen, wie in seinem „S. Franziskus im Gebet“, lassen sich Spuren einer ähnlichen Technik nachweisen. Auf einem Abzuge dieses Blattes erkennt man deutlich die Spuren des Lappens oder Wischers, mit dem der Künstler die Druckerschwärze weggenommen hat, um leichtere Halbtöne zu erzielen. Rembrandt arbeitete bekanntlich mit der kalten Nadel direkt auf die Platte und erzielte seine grandiosesten Wirkungen dadurch, daß er den Druck selbst besorgte und sich alle Vorteile des dickeren oder dünneren Farbenauftrages zunutze machte. So gewannen die Abzüge, immer von neuem bearbeitet, den Wert von Einzelblättern, d. h. von Monotypien, die sich in Ton und Kontur voneinander unterscheiden, wenn auch die geritzte und geätzte Platte dieselbe blieb.

Aus dem Gesagten ergibt sich die Verwandtschaft der Monotypie mit Radierung, Kupferstich, Stahlstich, Aquatint, Mozzotint und ähnlichen Verfahren. Nur handelt es sich hier nicht um Vervielfältigungen, sondern um Originalarbeiten, da das Papier die Farbe völlig aufsaugt und die Metallplatte ohne eine Spur der Zeichnung glatt und blank zurückläßt. Es erhellt auch ohne weiteres, daß ein solches Verfahren, unter sorgsamer Berechnung der Druckwirkung geübt, seine eigenen künstlerischen Reize hat, die in der schnellen Wiedergabe eines Momenteindrucks, in der unmittelbar auf die Platte übertragenen Konzeption und in der durch die Regulierung der Presse bewirkten Lockerung der Umrisse und Abstimmung der Lokaltöne liegen. Der Druck verliert seine mechanische Gebundenheit und wird zum frei geübten Ausdrucksmittel, dessen Zufälligkeiten der Künstler durch Erfahrung überwindet und sich dienstbar macht.

Eine so dankbare und leichte Technik ist natürlich im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte mehrfach entdeckt, geübt und wieder verschwunden. Neben dem dilettierenden Edinburger Erfinder James Nasmyth (geb. 1808) ist hier besonders der englische Maler, Kupferstecher, Radierer und Dichter William Blake (1757 bis 1827) zu erwähnen. Er war ein Sonderling, malte und zeichnete Visionen berühmter Männer aller Zeiten und wußte sogar Tierseelen, wie z. B. die eines Flohs, künstlerisch zu fixieren. Seiner impressionistisch-visionären Art entsprach die Monotypie naturgemäß ganz besonders, er

Digitized by Google

umgab sein Verfahren mit geheimnisvollem Dunkel und hatte seine Freude daran, wenn Kenner und Kunstfreunde sich darüber den Kopf zerbrachen, wie seine Impressionen wohl entstanden sein mochten. Sein Biograph Gilchrist wußte darüber zu berichten: „Wenn er einen Öldruck machen wollte, nahm er ein Stück Pappe und zeichnete darauf mit starker dicker Tinte oder Farbe, die er trocknen ließ. Dann überging er den Grund mit dickflüssiger Ölfarbe. Er malte schnell und flüchtig, so daß der Auftrag keine Zeit zum Trocknen erhielt. Nachdem er einen Abzug auf Papier hergestellt hatte, gab er der Skizze mit Wasserfarben die letzte Vollendung.“ Nach dem Einzeldruck benutzte er die Pappe von neuem und erzielte durch Variierung des Farbenauftrages immer neue und wechselnde Wirkungen.

Seither haben sich eine ganze Anzahl besonders englischer und amerikanischer Künstler mit der Herstellung von Monotypien beschäftigt. Der Amerikaner Charles A. Walker war zufällig auf dieses Verfahren gekommen, dessen Übung in der Vergangenheit er nicht kannte. Während er an seinem Ätztisch einen Probeabzug prüfte, glitt ihm eine Skizze in die Presse und lieferte einen Druck, der einer impressionistischen Landschaft ähnelte. Dieser Vorgang erregte seine Aufmerksamkeit. Er entwarf auf einer Kupferplatte eine flüchtige Skizze in Druckerschwärze mit Finger und Wischer, ließ sie durch die Presse gehen und erzielte so seine erste Monotypie. Männer vom Range eines Chase, Whistler, Henri Guérard, Dégas und Lepic folgten seinem Beispiel und erregten am Ende des vorigen Jahrhunderts mit ihren Monotypien auf verschiedenen Ausstellungen berechtigtes Aufsehen.

Bemerkenswerte Verbesserungen ließ Hubert Herkomer dem Verfahren zuteil werden. Seine „Spongotypien“, die er sich patentieren ließ, sind mit einer Mischung von Ruß, Öl und Graphit auf Kupfer gemalt. Das Bild wird mit Bronzestaub und Asphalt bestreut und auf galvanischem Wege mit einer Kupferschicht bedeckt. Von dem hiervon gewonnenen Klischee wird dann gedruckt. Dieser Prozeß gleicht bei Ausschaltung des photomechanischen Verfahrens dem bei jeder Heliogravüre angewendeten, vor dem es den Vorzug der künstlerischen Unmittelbarkeit hat, ohne ihm an Kraft und Abtönung der Valeurs gleichzukommen.

Neuerdings hat die Monotypie durch die Berliner Maler Karl Langhammer und Karl Kappstein einen neuen künstlerischen Anstoß erfahren, der unter Kennern und Fachgenossen allgemeines Aufsehen erregt. Die Sammlungen in Berlin, Breslau, Bremen, Königsberg, Dresden haben größere Serien ihrer Original-Kunstblätter angekauft, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, handelt es sich hier um eine malerische Technik, die es auch dem minder Bemittelten gestattet, in den Besitz von wertvollen Originalarbeiten zu gelangen, und die schon aus diesem Grunde im besten Sinne des Wortes volkstümlich zu werden verspricht.

Das von Langhammer und Kappstein geübte Verfahren ist, abgesehen von ein paar nur den Erfindern bekannten Prozessen, überaus einfach. Die Metallplatte wird durch den Auftrag einer bindenden Flüssigkeit vorbereitet und auf dieser mit Kupferdruckfarben unter Beimischung einer eigenartigen, wohl auch in den japanischen Farbenholzschnitten angewendeten Lösung gemalt. Natürlich handelt es sich hier keineswegs um die Herstellung eines fertigen Bildes, das eben nur abgequetscht zu werden braucht. Die Farben werden meist nicht auf der Palette gemischt, sondern auf der Metallplatte über- und nebeneinander gelegt, um dann erst durch den Druck zusammengebracht und zu einheitlicher Wirkung vereinigt zu werden. Die zwischen zwei und hundert Prozent schwankende Aufnahmefähigkeit der Farben für das Bindemittel, die verschiedenartige Intensität, mit der sie auf dem präparierten Metallgrunde haften, die stete Berücksichtigung des Feuchtigkeitsgrades, der sie druckfähig erhält, erfordert die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Wo die Farbe fester aufsitzen soll, muß die Platte durch Ätzung oder Behandlung mit der Nadel aufgerauht, an anderen Stellen behufs leichterer Abgabe des Auftrages nachgeglättet werden. Besonderes künstlerisches Feingefühl erfordert das Aussparen des Lichtes, das Wischen mit Tampon und Holzstäbchen, um Halbtöne, Schattierung und Modellierung zu erzielen. Der Druck auf Japanpapier erfolgt dann in einer gewöhnlichen Handpresse von

Digitized by Google

der feuchten Platte, deren gesamter Farbenauftrag resorbiert wird. Da es hier vorwiegend auf die richtige Spannung ankommt, um sowohl Quetschungen als zu leichtes Übergehen zu vermeiden, ist der Künstler, der des Effektes sicher sein will, gezwungen, sein eigener Drucker zu sein, und ist selbst dann noch Enttäuschungen durch Zufälligkeiten ausgesetzt, die das gesamte Resultat seiner Arbeit in Frage stellen.

Zieht man aus diesem technischen Prozeß die ästhetischen Schlüsse, so ist es augenfällig, daß auf diesem Weg ein ganz eigenartiges Kunstwerk zustande kommt. Der Meister muß gewohnt sein, prima vista mit einer Sicherheit seine Farben hinzusetzen, die jede nachträgliche Korrektur unnötig macht. Er hat nicht nur keine Zeit, sich kritisch prüfend vor sein Werk zu stellen, da er nicht einmal die sonst durch das Trocknen bewirkten Nuancierungen abwarten kann, sondern er sieht es überhaupt erst fertig, nachdem es allen Zufälligkeiten des Druckes ausgesetzt die Presse verlassen hat. In den wenigen Stunden, die zwischen der ersten Anlage und dem Druck verstreichen, verbraucht er unter solchen Umständen mehr künstlerische Energie als bei tagelanger Arbeit. Und doch ist das Resultat seines Mühens ein überaus lohnendes. Kein anderes Verfahren ist so geeignet, bei aller Fertigkeit der Durchführung in so hohem Grade die unmittelbare Wirkung einer Impression auszuüben. Die schnell und keck hingesetzten Farben, die überall angedeutete und doch nirgends aufdringliche Technik, die ausgleichenden und kontrastierenden Spuren des Tampons und des Stäbchens, all diesen Kennzeichen künstlerischer Arbeit geht man mit hohem Genuß nach, ohne daß der Gesamteindruck eines frei und mühelos in einer günstigen Stunde geschaffenen, nur einmal vorhandenen und nie wieder nachgebildeten Kunstwerkes einen Augenblick verloren ginge. Der Druck ist in diesem Falle kein notwendiges, für die Vervielfältigung unerläßliches Übel, er wird zum ergänzenden, das Kunstwerk bewußt erst eigentlich hervorbringenden Mittel.

In wie hohem Grade sich die Technik der Monotypie der künstlerischen Eigenart ihrer Neuentdecker anbequemt, beweisen die von uns reproduzierten Arbeiten von Langhammer und Kappstein. Die impressionistische, auf Luft- und Lichterscheinung gestimmte, aber auch die Bodenformation energisch festhaltende Auffassung Langhammers kommt in seiner „Windmühle“ ebenso zur Geltung wie seine subtilere Wiedergabe der sich gegen den tiefblauen Nachthimmel scharf abhebenden Ecke von St. Jakob in Rothenburg ob der Tauber. — Karl Kappsteins in braunroten Tönen leuchtende Herbstlandschaft wie seine grüne Waldlichtung, unter deren blühenden Büschen ein Reh lagert (Reh im Grünen), erscheinen in der Monotypie wie mühelos hingetuschte Veduten, während man an seinen Jabirus, marabuartigen Stelzfüßlern, jeden leichten und doch wohl berechneten Pinselstrich zu erkennen glaubt.

Die Zukunft der Monotypie liegt zunächst in dem Umstande, daß sie nur von Künstlern geübt werden kann, die ihre Ausdrucksmittel souverän beherrschen und schon in dem Augenblick, wo sie den Pinsel ansetzen, genau wissen, was sie wollen. Sie wird niemals zur bloßen Skizze, da ihre Technik die direkte Arbeit vor der freien Natur ausschließt und somit nicht die Allüren der Pleinairmalerei annehmen kann; sie verflacht aber auch nicht zur Ateliermühsal, da sie ein schnell fertiges Zufassen erfordert und wohl Anschauung und Erinnerung voraussetzt, aber auch niemals dazu verleitet, aus einer Vedute eine Komposition herauszuquälen.

Was dem kunstliebenden Publikum gegenüber nicht oft genug betont werden kann, ist der Umstand, daß es sich bei der Monotypie weder um eine kaschierte Reproduktion, noch um eine durch absichtliche Vernichtung der Platte künstlich vereinzelte Leistung, sondern um ein wirkliches Original handelt, das nur einmal existieren kann, da die Metallplatte den gesamten Farbenauftrag abgeben muß. Platte und Presse verlieren ihre mechanische Gebundenheit und werden in der Hand des Künstlers zu einem freien Kunstmittel, das sich seinen Absichten mit größerer Leichtigkeit fügt als Palette und Leinwand.

Digitized by Google

Suworow-Rymnikskij. Nach dem Kupferstich von Nikolaus Iwanowitsch Utkin (Originalgemälde von Schmit, kurfürstl. sächs. Hofmaler).

Suworows Kämpfe in der Schweiz

Eine kriegsgeschichtliche Studie

von

Ernst Boesser

(Nachdruck ist untersagt.)

Die monatelange heldenmütige Verteidigung Port Arturs hat alle Völker Europas nicht bloß mit Bewunderung erfüllt für die Heldentaten der Angreifer, sondern auch für die wunderbar entwickelte Fähigkeit der russischen Soldaten, Strapazen zu ertragen. Da dürfte es nicht unangebracht sein, die Erinnerung an ein Unternehmen wachzurufen, bei dem vor etwas mehr als hundert Jahren gleichfalls ein russisches Heer Schwierigkeiten überwunden und Strapazen erduldet hat, die fast einzig in der Weltgeschichte dastehen. Es sind die Kämpfe, die 1799 Suworow in der Schweiz zu bestehen gehabt hat, und sie dürften wohl ein um so höheres Interesse beanspruchen, als wenigstens ein Punkt, an dem sie sich abgespielt haben, die Teufelsbrücke an der Gotthardstraße, ein alljährlich von vielen Tausenden besuchtes Reiseziel ist und doch die meisten dieser Tausende ratlos vor dem mächtigen Russendenkmal stehen, dem gewaltigen

Digitized by Google

griechischen Kreuz, das unweit der Brücke in den Felsen eingehauen ist.

Als im Winter 1798/99 die österreichische Regierung an Zar Paul I. die Bitte richtete, er möge an die Spitze des österreichisch-russischen Heeres, das in Italien die Revolution bekämpfen sollte, den in vielen Kämpfen bewährten General Suworow stellen, schmeichelte diese Aufforderung dem Zaren sowohl als auch dem General selbst, und dieser unterzog sich der dornenvollen Aufgabe, als russischer General wesentlich österreichische Interessen nach den Weisungen der Hofburg zu verfechten. Indessen zeigte sich bald, daß dies eine unausführbare Aufgabe war, und mit Freuden ging Rußland auf eine Änderung des Kriegsplanes ein, nach der Suworow alle verfügbaren russischen Truppen zum Kampf in der Schweiz verwenden sollte.

Hier nahm Masséna nach seiner Niederlage bei Zürich eine Defensivstellung auf dem Albis ein. Ihm gegenüber stand bei Zürich ein russisches Heer unter Korsakoff, eine österreichische Abteilung unter Hotze deckte die Gegend zwischen diesem und dem Gotthard.

Suworow plante einen umfassenden Angriff der drei Heere auf Masséna. Er wählte für den Übergang den ihm zunächst liegenden Paß, den St. Gotthard, versäumte es aber, sich über dessen Beschaffenheit genauer zu unterrichten, und verließ sich völlig auf die Mitteilungen der ihm beigegebenen österreichischen Generalstabsoffiziere. Diese aber verschwiegen ihm, daß der Saumpfad, der ja damals, vor der Erbauung der Gotthard- und der Axenstraße, die einzige Verbindung bildete, bei Flüelen am Vierwaldstätter See endete, und daß man von hier nach Schwyz nur zu Schiff gelangen könne.

Suworow war damals ein Mann von siebzig Jahren, besaß aber noch den Tätigkeitsdrang des Jünglings. Er war streng gegen andere, am strengsten gegen sich selbst. Militärisch war er ein Draufgänger, er bevorzugte die blanke Waffe vor der Schußwaffe, strategisch wirkte er mit Vorliebe durch Umgehungen. Sein Heer bestand aus den Korps Derfelden und Rosenberg und zählte rund 20000 Mann. Statt der im Gebirgskrieg nicht verwendbaren Feldartillerie hatte er fünfundzwanzig auf Maultieren zu befördernde Gebirgsgeschütze; von den Truppen Hotzes kam zunächst die Brigade Auffenberg in Betracht, die im oberen Vorderrheintal stand.

Verteidigt wurde der Gotthard von der etwa 12000 Mann starken Division Lecourbe, deren Hauptteile bei Altdorf und bei Glarus standen, während die Vortruppen ins Urserental vorgeschoben waren.

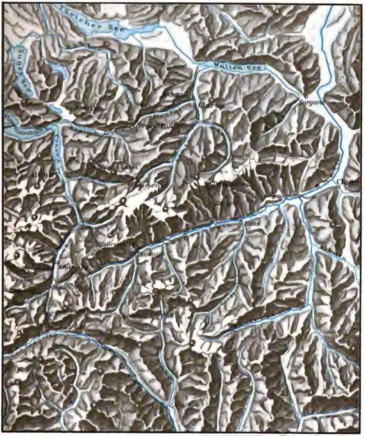
Suworows Plan für den Gotthardübergang war folgender: General Rosenberg geht von Biasca über den Lukmanier nach Dissentis im Vorderrheintal, um im gegebenen Augenblick über die Oberalp ins Urserental vorzubrechen. Die Brigade Auffenberg geht aus dem Rheintal ins Maderanertal über und bedroht bei Amsteg die französische Rückzugslinie; Derfelden stürmt den Gotthard und wirft den Feind über die Teufelsbrücke zurück. In der Gegend von Schwyz gewinnt dann das Heer Suworows Fühlung mit Hotze und Korsakoff. Den Sturm auf den Gotthard hoffte Suworow am 19. September ausführen zu können, doch erlitt der ganze Zug gleich zu Anfang dadurch eine verhängnisvolle Verzögerung von fünf Tagen, daß die zum Transport der Geschütze, der Munition und der Lebensmittel nötigen 1400 Maultiere durch Verschulden eines östereichischen Beamten nicht rechtzeitig gestellt wurden. So begann der Zug erst am 21. September und zwar unter schwierigsten Witterungsverhältnissen.

Bis Biasca blieben die beiden russischen Korps zusammen. Hier trennte sich das Korps Rosenberg von den übrigen, um über den Lukmanier und die Oberalp seine Umgehung der feindlichen linken Flanke auszuführen. Unter strömendem Regen gelangte Rosenberg auf schlüpfrigen Pfaden vom 21. bis 23. ins Rheintal und nahm etwas oberhalb Dissentis' Stellung. Am gleichen Tage erreichte Suworow mit dem Hauptheer Dazio, 10 km unterhalb Airolo. Die Märsche begannen stets vor Tagesanbruch. Suworow selbst ritt munter auf einem Kosakenpferd. Einen sehr militärischen Eindruck muß er in seinem weißen Kamisol und weißen Hosen mit dem dünnen, abgetragenen sogenannten Vatermäntelchen und dem runden, breitkrempigen Hut gerade nicht gemacht haben.

Auf den 24. war nun der Angriff auf den Gotthard durch Derfelden, auf die Rück-

Digitized by Google

zugslinie durch Rosenberg festgesetzt. Die Paßhöhe hielten drei Bataillone der Brigade Gudin besetzt und waren teilweise bis Airolo vorgeschoben, ein Bataillon stand an sten Maße zustatten. Gehört doch das Tal Tremola zu den wildesten und wüstesten Teilen der Schweiz. Jede Krümmung des Weges, jeder Felsvorsprung bot den Ver-



Geogr. Anstalt v. George Westermann, Braunschweig

Kilom.

Skizze zu Suworows Zug durch die Schweiz.

der Furka, zwei an der Oberalp. Eine weitere Brigade Loison stand im Reußtal von Andermatt bis Altdorf, Lecourbes Hauptquartier.

War somit die Suworow gegenüberstehende Truppenmacht auch nicht bedeutend, so kam ihr doch das Gelände im allerhöchteidigern eine neue nahezu uneinnehmbare Stellung und Deckung. Der erste französische Widerstand war bei Airolo zu erwarten. Gegen diese Stellung wandte Suworow dieselbe Maßregel der Umgehung im kleinen an, die er im großen durch die Entsendung des Korps Rosenberg über den Luk-

Digitized by Google

manier zur Eroberung des Gotthard angeordnet hatte.

Fürst Bagration erhielt den Auftrag, nachts zwei Uhr aufzubrechen, unterhalb Airolos rechts abzubiegen und, die linke Flanke des Feindes umgehend, die Paßhöhe zu gewinnen. Die Hauptkolonne brach um drei Uhr auf und zog talaufwärts gegen Airolo. Der Regen hatte aufgehört, aber Nebel und Wolkenfetzen erfüllten das Tal. Es war zwei Uhr nachmittags, ehe die Vortruppen handgemein wurden. Die Umgehungstaktik Suworows bewährte sich. Die Franzosen mußten ihre erste Stellung, die sich östlich des jetzigen Tunneleinganges befand, und ebenso eine zweite am eigentlichen Eingang ins Val Tremola aufgeben und sich fechtend bis zur Paßhöhe zurückziehen. Allerdings erlitten die Russen schon hier schwere Verluste.

Nun aber nahmen die Franzosen, verstärkt durch Truppenteile der Brigade Loison, eine außerordentlich starke Stellung südlich des Hospizes ein. Zwei Sturmangriffe scheiterten und kosteten den Russen 1200 Mann.

Die bekannte Anekdote, nach der Suworow sich ein Grab habe graben lassen, in das die Soldaten ihn betten sollten, wenn sie den Sturm nicht fortsetzen wollten, ist wahrscheinlich aus einer sehr harmlosen Szene entstanden, bei der Suworow durch persönliches Eingreifen eine Störung im Marsche beseitigte.

Es war bereits vier Uhr, als Suworow den dritten Sturmangriff befahl — da endlich erschienen die Truppen Bagrations auf dem schneebedeckten Gipfel in der linken Flanke der Franzosen. Deren völlig unerwarteter Angriff veranlaßte die Franzosen, ihre Stellung aufzugeben und sich nach dem Urserental hin zurückzuziehen. Die Paßhöhe war damit in den Händen der Russen. Nach kurzer Rast, und nachdem Suworow im Hospiz ein Gebet verrichtet hatte und von den Kapuzinern mit Kartoffeln und Erbsen bewirtet worden war, nahm er die Verfolgung auf und warf den Feind ohne Schwierigkeit bis Hospental zurück. In diesem Augenblick übernahm Lecourbe, der mit den übrigen Truppen der Brigade Loison eingetroffen war, den Oberbefehl, brach aber den Kampf auf die Nachricht hin ab, daß auch in seinem Rücken, von der Oberalp her, russische Truppen im Anmarsch seien.

Rosenberg war morgens aufgebrochen, hatte in schwerem Kampf die Höhe des Oberalppasses gewonnen und stieg, während die Abenddämmerung und schwere Wolken das Tal umhüllten, ins Urserental hinab. Damit war Lecourbe der Rückzug durch das Urner Loch ins Reußtal abgeschnitten.

Deshalb stürzte er sein sämtliches Geschütz in die Reuß und kletterte mit seinen Soldaten, die an den Gebirgskrieg gewöhnt und meist mit Steigeisen ausgerüstet waren, während der Nacht über die völlig unwegsamen Höhen des 2550 m hohen Bätzberges, der jetzt in sich und auf seinen Abhängen die gewaltigen schweizerischen Festungswerke trägt, ins Tal der Göschenenreuß hinüber — eine Leistung, die die höchste Anerkennung verdient.

Der frühe Morgen des 25. September brachte nun den schweren Kampf am Urner Loch und an der Teufelsbrücke. Die Angaben über diese Kämpfe gehen bei den Berichterstattern ziemlich weit auseinander. Es sind deren drei: der österreichische Erzherzog Karl, der preußische General von Clausewitz und der Russe Miliutin. Ersterer geht von der falschen Voraussetzung aus, die Franzosen hätten den eigentlichen Brückenbogen der Teufelsbrücke gesprengt. Clausewitz verbessert zwar diesen Fehler, schließt sich aber im übrigen der Darstellung des Erzherzogs rückhaltlos an. Am zuverlässigsten scheint die eingehende, auf kritischer Sichtung aller Berichte beruhende Schilderung Miliutins zu sein.

Das Gelände war vor Erbauung der Gotthardstraße wesentlich anders als jetzt. Das Urner Loch war schmal und niedrig. Beim Austritt aus ihm befand man sich 21 m höher als die alte, 1888 eingestürzte Teufelsbrücke, zu der der Saumpfad sich links herum gezogen zu haben scheint, während jetzt die Straße in großer Kehre rechts herum die neue Brücke gewinnt. Im übrigen darf das Gelände wohl als bekannt vorausgesetzt werden.

Lecourbe war, wie erwähnt, während der Nacht über den Bätzberg ins Göschenental hinübergestiegen, hatte aber seine Truppen von Göschenen aus nicht zur Teufelsbrücke hinauf, sondern talabwärts geführt; wahrscheinlich hatte er erfahren, daß die öster-

Digitized by Google

reichische Brigade Auffenberg bei Amsteg seine Rückzugslinie bedrohte. So befand sich an der Teufelsbrücke nur eine verhältnismäßig kleine Nachhut. Eine Abteilung war aufs rechte Ufer vorgeschoben und hatte das einzige Geschütz, das zur Verwendung gekommen zu sein scheint, auf den Ausgang des Tunnels gerichtet. Die übrigen standen am linken Ufer oder auf der Brücke selbst.

Schon der erste Versuch, durch den Tunnel durchzubrechen, brachte furchtbare Verluste. Die russische Vorhut griff daher wieder zu dem Mittel der Umgehung. Eine Abteilung von 300 Mann erklomm die Felsen rechts des Urner Lochs, 200 Jäger und dann ein ganzes Bataillon überschritt oberhalb des ungeheuren Wassersturzes, den man auf der Brücke stehend vor sich hat, mit ungeheuren Schwierigkeiten den Fluß und kletterte nun an den Felswänden des linken Ufers stromab. Wie sich Menschen hier haben halten und bewegen können, erscheint kaum faßlich, aber sie haben es fertig gebracht und sind schließlich jedenfalls auf die steile Geröllhalde gelangt, die man, über das obere Brückengeländer blickend, gerade vor sich hat. Von hier zur alten Brücke zu gelangen, muß bei hohem Wasserstand unmöglich gewesen sein, da gerade hier, also unmittelbar oberhalb der Brücke, die Felsen senkrecht aufsteigen. Bei etwas niederem Wasserstand, wie er im Herbst zu sein pflegt, mag es möglich gewesen sein, über die im Flußbett liegenden Felsen zur Brücke hinüberzuklettern.

Die rechte Umgehungskolonne erreichte zuerst die Höhe, und ihr Erscheinen brachte Verwirrung in die Franzosen. Die auf dem linken Ufer Stehenden beeilten sich, den zur eigentlichen Brücke hinüberführenden Bogen zu sprengen, wozu jedenfalls schon Vorbereitungen getroffen waren. Es gelang ihnen so schnell, daß die aufs rechte Ufer vorgeschobene Abteilung, die zunächst ihr Geschütz in den Strom hinabstürzte, größtenteils abgeschnitten wurde und die meisten von ihnen entweder beim Versuch, durch das Felsenbett der Reuß hinüberzugelangen, abstürzten oder den Kugeln des russischen Bataillons erlagen, das die Verwirrung benutzte und aus dem Urner Loch vorbrach. Nun begann ein wütendes Kleingewehrfeuer zwischen den durch den Fluß getrennten Gegnern, bis die linke Umgehungskolonne auf der Geröllhalde oberhalb der Brücke erschien und gegen diese selbst vordrang. Gleichzeitig hatte auch eine weiter links ausgreifende Abteilung, die den Fluß bei Urseren überschritten hatte, die Höhe des Bäzberges erreicht. Dadurch sahen sich die Franzosen gezwungen, ihre Stellung an der Brücke zu räumen. Die Russen schleppten von einem benachbarten Schuppen Balken herbei, um die Lücke der Brücke auszufüllen, die Offiziere, die immer in der ersten Reihe der Kämpfenden waren, banden mit ihren Schärpen die Balken zusammen. Ein Major war der erste, der auf dem schwankenden Steg hinübergelangte, aber sofort von einer tödlichen Kugel getroffen zusammenbrach, ein Kosak war der nächste, er brach durch und stürzte in den Abgrund.

Russendenkmal an der Teufelsbrücke.

Digitized by Google

Inzwischen aber erreichte die linke Umgehungskolonne die Brücke, trieb den weichenden Feind vor sich her und machte auf und neben der Straße den größten Teil nieder. Die Suworow beigegebenen österreichischen Pioniere fingen an, die Brücke ordnungsmäßig wiederherzustellen. Doch ging dies zu langsam, die russischen Zimmerleute nahmen ihnen die Arbeit ab und wurden schneller damit fertig. Trotzdem wurde es mindestens vier Uhr, bis die Hauptkolonne den Marsch wieder aufnehmen und über Göschenen nach Wassen vordringen konnte, das sie erst tief in der Nacht erreichte, da die Franzosen auch die zwischenliegenden Brücken zerstört hatten.

Während des Kampfes an der Teufelsbrücke war es Lecourbe trotz der Versuche Auffenbergs, ihm bei Amsteg den Rückzug zu verlegen, gelungen, bis an den See zu gelangen, den Suworow am folgenden Tag, also am 26. September erreichte. Lecourbe behauptete das linke Ufer und brach die über die Reuß führenden Brücken ab, die russischen Truppen lagerten rechts der Reuß am Ausgang des Schächentals. Ein französisches Magazin, das sie in Altdorf erbeuteten, kam den gänzlich erschöpften Russen sehr zustatten, deren Lasttiere noch weit zurück waren.

Suworow hatte unter unglaublichen Schwierigkeiten in sechs Tagen den Weg von Bellinzona bis zum See zurückgelegt; immerhin war er einen Tag später nach Altdorf gekommen, als er berechnet hatte. Denn am 26. wollte er bereits mit Hotze und Korsakoff bei Schwyz Fühlung gewinnen. Und nun war er zwar in Luftlinie nur 15 km von Schwyz entfernt, aber mit Schrecken erkannte er jetzt erst, daß eine Verbindungsstraße nicht vorhanden war. Die auf dem See befindlichen Schiffe hatten die Franzosen natürlich in Sicherheit gebracht. Am östlichen Ufer trennte ihn von seinem Ziel eine mächtige Gebirgskette, die sich im Roßstock bis 2463 m erhebt. Zwischen diesem und der noch höheren Windgälle führt ein Fußpfad über den Kinzigkulm in einer Höhe von 2076 m ins Muottatal hinüber, in dem eine Fahrstraße nach Schwyz hinabgeht. Da der im Schächental aufwärts führende Weg ihn zu weit rechts abgeführt hätte und es ein Zurück für ihn nicht gab, so sah Suworow nur die eine Möglichkeit vor sich, das unmöglich Scheinende zu wagen, nämlich mit einem Heer, mit Lasttieren und Gebirgskanonen auf einem Fußpfad ins Muottatal hinüberzuklettern, den um diese Jahreszeit kaum noch ein kühner Gemsjäger zu betreten pflegt. Bädeker kennzeichnet ihn mit den Worten „acht Stunden, ziemlich beschwerlich, Führer für Geübte unnötig.“ Das Wetter war trüb, dichte Nebel bedeckten die Höhen und schlugen sich unten als Regen, oben als Schnee nieder. Der Pfad war schlüpfrig, wo er über Fels ging, kaum erkennbar; die Soldaten befanden sich in traurigem Zustand, die Stiefel zerrissen, die Kleider durchnäßt, nichts im Magen und der Brotbeutel leer — daß der Zug trotzdem gelungen, ist einer der schönsten Ruhmestitel für die Disziplin und die Leistungsfähigkeit der russischen Truppen. Am 27. früh brach die Vorhut auf; bald mußten die Soldaten einzeln gehen; die bepackten Pferde und Maultiere vorwärts zu bringen, machte unendliche Mühe; viele von ihnen stürzten ab und gingen elend zugrunde. Auch der Verlust an Menschen war groß, beim Abstieg fast noch größer als beim Emporklimmen. Als nach zwölf Stunden die ersten die Gegend des Dorfes Muottatal erreichten, hatten die letzten den Aufstieg noch lange nicht beginnen können. Sechzig Stunden dauerte der Übergang im ganzen; natürlich ließ Lecourbe den Abmarsch nicht unbehelligt, aber mit bewunderungswürdiger Tapferkeit wies die russische Nachhut alle Angriffe ab, bis endlich auch sie sich dem traurigen Zug anschließen konnte. Leichen von Menschen und Tieren, Sterbende und gänzlich Erschöpfte bezeichneten nun den Weg übers Gebirge.

Das Traurigste für Suworow aber war, daß seine Vortruppen das Muottatal von Feinden besetzt fanden, und daß im Laufe des 28. und 29. immer sicherere Nachrichten darüber eintrafen, daß Masséna schon am 25. dem Angriff der Gegner zuvorgekommen war, und daß Korsakoff bei Zürich, Hotzes Abteilungen in der Umgegend des Walensees völlig geschlagen waren. Hotze selbst war gefallen. Masséna sammelte seine Truppen in dem Talboden von Schwyz, andere französische Abteilungen zogen das

Digitized by Google

Linttal hinauf. Damit wurde Suworows Lage zu einer verzweifelten. Den etwa 60000 Mann Massénas stand er mit 18000 gegenüber; und in welchen Zustand waren die! In dieser Lage berief Suworow am 29. einen Kriegsrat. Suworow schilderte in einer Erregung, wie sie noch niemand bei ihm erlebt hatte, das Fürchterliche ihrer Lage, aber er verzweifelte noch nicht, er wußte, was er dem blindem Gehorsam, der Anspruchslosigkeit und Leistungsfähigkeit seiner Soldaten zumuten konnte. Ins Schächental zurückzugehen, war unmöglich, ebenso unmöglich war es, nach Schwyz vorzubrechen und den Kampf mit dem dreimal stärkeren, durch den Sieg selbstbewußten Heer Massénas aufzunehmen. Die einzige Möglichkeit war, dem Feind auszuweichen und rückwärts die Verbindung mit den Abteilungen des österreichischen Heeres zu suchen.

Aus dem oberen Muottatal führt der nur 1550 m hohe Pragelpaß hinüber ins Klöntal, aus dem man ohne Schwierigkeit Glarus und weiterhin den Walensee, Sargans und das Rheintal erreichen kann. Dies war für Suworow der gegebene Weg, und für ein Heer, das eben erst den 500 m höheren Kinzigpaß überstiegen hatte, konnte er trotz der inzwischen immer größer werdenden Erschöpfung keine wesentlichen Schwierigkeiten bieten.

Noch am 29., ehe die ersten Lasttiere mit Mundvorräten vom Kinzigkulm in Muottatal eintrafen, ging die österreichische Brigade Auffenberg als Vorhut nach dem Pragel ab, warf den von Glarus aus vorgeschobenen französischen Posten zurück und verbrachte die Nacht oberhalb des malerisch am Fuß des Glärnisch gelegenen Klöntalsees. Am Morgen des 30. brach die Hauptmasse des russischen Heeres auf, während das Korps Rosenberg zurückblieb, um den Rückzug durch Vorstöße in der Richtung auf Schwyz zu decken. Inzwischen hatte die schwache Brigade Auffenberg einen schweren Stand, erst als Fürst Bagration mit der Vorhut eintraf, gelang es, den Feind bis ans östliche Ende des Sees zurückzuwerfen und am nächsten Morgen den Weg nach Glarus zu eröffnen. Hier traf im Laufe des Tages auch Suworow selbst mit dem Hauptteil des Heeres ein und erließ nun an Rosenberg den Befehl, gleichfalls den Pragel zu übersteigen.

Rosenberg hatte sich indessen seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise entledigt. Fehlerhafte Anordnungen Massénas geschickt benutzend, hatte er am 30. September und am 1. Oktober nicht nur dessen Angriffe auf seine Stellung bei Muottatal abgewiesen, sondern hatte ihm schwere Verluste beigebracht und ihn bis hinter Schwyz zurückgeworfen. Die abseits der jetzigen Fahrstraße liegende Suworowbrücke erinnert noch durch ihren Namen an diese Kämpfe; eigentlich sollte sie Rosenbergbrücke heißen! Um seinen Abmarsch zu verdecken, erließ er an die Bewohner von Schwyz den gemessenen Befehl, für den folgenden Tag Fleisch, Brot und Wein für 12000 Russen bereit zu halten. Masséna ließ sich dadurch täuschen, er-

Suworowdenkmal in St. Petersburg.

Digitized by Google

wartete am 2. Oktober den Angriff Rosenbergs, und als er endlich die Überlistung erkannte, hatte dieser bereits einen Vorsprung von zwölf Stunden, der sich nicht wieder einbringen ließ. Immerhin kamen die letzten Truppen Rosenbergs erst am 4. Oktober bei Glarus an, und dadurch erklärt sich leicht der mehrtägige Aufenthalt Suworows in Glarus, der ihm oft von seinen Kritikern zum Vorwurf gemacht worden ist.

Suworows Truppen waren in und um Glarus vereinigt. Was nun beginnen? Zum Angriff in der Richtung auf den Walensee vorgehen konnte er nicht wegen des Verlustes der gesamten Artillerie, und weil auch die Patronen auf die Neige gingen. Wenn auch Suworow der blanken Waffe, vor allem dem Bajonett den Hauptwert beimaß, so wäre es doch eine unverantwortliche Tollkühnheit gewesen, hätte er es noch auf eine Schlacht ankommen lassen. So entschied sich denn der Kriegsrat, den er am 4. Oktober in Glarus zusammenberief, einstimmig dafür, nicht lintabwärts zu ziehen, sondern vielmehr über die Berge hinüber ins Rheintal zu steigen, wo das Heer wieder in kampffähigen Zustand versetzt werden konnte. Der Panixer Paß war nun aber viel schwieriger als Kinzigkulm und Pragel. Er ist 2407 m hoch, und aus den Angaben Bädekers: „von Elm bis Panix neun Stunden, Führer achtzehn Franken", kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, welchen Strapazen die Russen bei diesem Übergang im Oktober und bei kaltem, nassem Wetter entgegengingen. Er übertraf an Furchtbarkeit alles, was sie bis dahin geleistet hatten. Noch in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober brachen sie auf. Fürst Bagration deckte den Rückzug. Im Sernftal ging es hinauf, und unter fortwährenden Gefechten der Nachhut erreichte das Heer im Laufe des Tages Elm, das letzte Dorf des Tales. Um zwei Uhr nachts wurde wieder aufgebrochen, und nun kam der schwierigste Teil des Marsches. Wiederum konnten die Soldaten nur einzeln emporklimmen; wer ausglitt, stürzte in die Tiefe und war nicht zu retten. Die letzten Geschütze gingen verloren und ebenso der größte Teil der noch vorhandenen Lasttiere. Ohne Rast zog den ganzen Tag die Kolonne über den Bergrücken hin, und doch erreichte nur die Spitze des Zuges an diesem Tag, dem 6. Oktober, das jenseit gelegene Dorf Panix. Die übrigen mußten, wo sie beim Anbruch der Nacht erschöpft niedersanken, die Nacht verbringen. Eine eisige Kälte trat ein, und Hunderte erfroren hier oben auf der Höhe des Gebirges.

Endlich brach der 7. Oktober an, der letzte Tag des furchtbaren Zuges. Gegen Abend waren die Reste des Suworowschen Korps in Ilanz im Rheintal versammelt, am 8. erreichten sie unangefochten Chur. Hier fanden sie Lebensmittel in Fülle, und in kurzer Frist waren alle Leiden vergessen; nicht lange, so ließen sich wieder lustige Soldatenlieder hören.

Von den rund 20000 Russen, die aus Italien abgezogen, waren nicht ganz 15000 mehr vorhanden. Der Verlust erscheint, wenn wir die fortwährenden Gefechte und die Strapazen der Märsche berücksichtigen, gering. Die Verwundeten, soweit sie in Lazarettbehandlung gekommen waren, hatte Suworow in Muottatal und in Glarus zurückgelassen und der Menschlichkeit der Gegner empfohlen. Leichter Verwundete haben sich jedenfalls in großer Zahl mitgeschleppt.

Die kriegerischen Leistungen des russischen Heeres waren zu Ende. Denn bald traten Ereignisse ein, die den Zaren veranlaßten, von dem Bunde mit Österreich zurückzutreten und Suworow sowohl als auch Korsakoff nach Rußland zurückzuberufen.

Vom Standpunkt der Strategie aus war der Zug Suworows von vornherein ein völlig falsch angesetztes Unternehmen. Die militärischen Leistungen aber, zu denen er Führer und Soldaten gezwungen hat, nötigen uns die äußerste Bewunderung ab, sie gehören noch heute zum Großartigsten, was die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Und darum: führt die Reise uns die Schöllenen hinauf und sehen wir das einfache, aber so gewaltige Russendenkmal vor uns, ehren wir in unseren Gedanken die Helden von 1799. Hut ab vor Soldaten, die solches geleistet haben!

Digitized by Google

Freunde

Eine Geschichte aus Kindheitstagen

von

Luise Algenstaedt

(Nachdruck ist untersagt.)

Auf dem Kirchhof sind wir aufgewachsen. Die Hügel und Grabkreuze waren die Zeugen unserer Spiele, und die darunter schlummern waren uns Vertraute. Auf das Heer der Denksteine fiel von je unser Blick, wenn wir aus den Fenstern unserer Mädchenstube schauten, und die Kronen der beiden gewaltigen Linden an der Pforte beschirmten sie und uns zugleich. Zwischen den grünen Ruhestätten wuchs meine Freundschaft mit Lotte auf, der Küstertochter, und auf einem Grabhügel sitzend, tauschten wir unsere Erlebnisse und Meinungen miteinander aus. Die Küsterkinder gehörten ebensosehr zu diesem Stück Erde wie ich und meine Geschwister.

Doch wenn ich einsam hier streifte, war es noch mehr. Dann begannen die Inschriften zu erzählen — von Wiege und Grab und dem, was dazwischen und was darüber hinausliegt. Denn in diesen Inschriften waren nicht nur die äußeren Lebensumstände der darunter Ruhenden, sondern ihr Wesen, ihr letzter Gedanke und das blutende Herz der Zurückbleibenden. In den Inschriften war das Ergebnis gezogen aus dem Kampf der armen himmelgeborenen Seele gegen die Wucht der Erde, die nun noch den Sarg zu zerdrücken trachtete. Wie ein Schrei tönten sie oft — so erschütternd. Denn nun, da die Schläfer schweigen, müssen die Steine schreien! Was die Hinterbliebenen in die Inschrift gedrängt, ist jedesmal das Beste, was sie wußten.

Ich sah, die drunten lagen, in meiner Phantasie auf der Höhe ihrer Jahre — in Lieblichkeit, Kraft und Schönheit, und die Alten in rührender Würde, dachte sie mir unmittelbar aus diesem Zustande heraus ins Grab gesunken, und meine Seele empfand einen Widerhall des Schmerzes, den ihr Scheiden verursacht. Denn der Zwischenzustand von Leiden, Schwachheit und Entstellung war mir unbekannt — den Tod als Erlöser begriff ich nicht.

Ich sah im Geiste die Nachbarleute an jenem zukünftigen Tage sich aufrichten, wie ich und meine Geschwister aufstanden — sich die Augen reiben und verwundert einander den ersten Gutenmorgen sagen. „Du bist es? Mir ahnte die ganze Zeit, daß du in der Nähe ruhtest. Wie hast du geschlafen?“ — „Köstlich — und du? Was hat dir geträumt?“ — „Bruder — unbeschreiblich herrlich! O — siehe da — er kommt!“ Ich sah sie alle sich aufrichten und den Traum von ihren Wimpern scheuchen, sah sie die Arme ausstrecken wie Kinder, die von der Mutter aufgenommen sein wollen — und Jubel aus ihren Augen brechen. Und die ich in leiblicher Armseligkeit gekannt, umkleideten meine Vorstellungen mit der neuen Kraft und Schöne und weideten sich daran, wie sie über ihre eigene Herrlichkeit staunten.

Dies Vergnügen überwog mir früh manche andere. Doch mein Leben hatte auch noch Seiten von mehr Munterkeit. Es war die Zeit, wo ich nicht mehr selbst den Abhang der Mergelgrube durch Schafgarbe und Melde hinunterkollerte, sondern andere anfeuerte, es an meiner Statt zu tun — wo ich mit Lotte Albumverse über Vergißmeinnicht und unbekannte Schmerzen der Freundschaft und Liebe tauschte.

Der Verkehr mit den Küsterkindern gehörte zur Tradition unseres Hauses; Lotte

wurde mit Selbstverständlichkeit meine Freundin. Doch übte sie auch einen wirklichen Zauber auf mich durch ihre Kühnheit, Schlagfertigkeit und List, und in den Händeln, welche sie sich häufig zuzog, stand ich bedingungslos zu ihr. Seitdem unser Unterricht im Englischen begonnen, verstärkte sich ihre Stellung im Dorfe aber so sehr, daß sie meiner Hilfe kaum mehr bedurfte, denn der ganze neue Wortschatz wanderte in ihr Arsenal. Unaufhaltsam sprudelten die Vokabeln von ihren Lippen, wenn sie sich vor ihren Verfolgern auf den Kirchhof zurückgezogen hatte und von der Mauer herab eine ihrer glänzenden Volksreden hören ließ. Die so Gescholtenen grollten und bewunderten zugleich, und da sie nicht wußten, in welchem Maße die sonderbaren Ausdrücke Strafe forderten, gingen sie schließlich auseinander.

Unsere Beziehungen störte nichts als Lottes Eifersucht auf meinen kleinen Hund „Jenentz“, der oft mitten im Spiel durch seinen unbewußten Liebreiz und seine Freundlichkeit meine Teilnahme ablenkte, und dem sie dann gern mit dem Fuß die Richtung angab, die er zu nehmen habe. Noch mehr fast verletzte mich aber der grimmige Witz, welchen sie dabei über ihn ausgoß. Daß er ein Gefäß aller Häßlichkeit und Untugend und meine Zuneigung für ihn Verrat an unserer Freundschaft sei, mußte ich so oft hören, daß ich fast begann, es für möglich zu halten, und mich zuweilen zu einem rauhen Ton gegen meinen treu ergebenen Diener und Liebling hinreißen ließ. Gegen meinen „Jenentz“, der sich durch nichts erbittern ließ, dessen Augen wohl trauern und eine bescheidene Frage erheben konnten, der jedoch ohne einen Rest von Vorwurf frohlockte, wenn meine Gnade sich ihm wieder zuwandte! „Jenentz“, der niemals den Glauben an mich verlor, und in dessen Liebe kein Heuchelschein war!

Es kam ein Tag, an welchem meine Eltern verreist waren und wir ausnahmsweise unsere ganze Freizeit im Gespräch, und zwar auf dem Kirchhofe, verbrachten, wohin das Hündchen von Rechts wegen nicht kommen durfte. Es handelte sich um Spuk und Gespensterei.

Wir saßen unter der größten Kirchhofslinde auf der Rundbank von grünen Latten und wurden der Sache nicht müde. Beide konnten wir etwas vertragen, doch die Menge übermochte uns zuletzt, und immer größer wurden die Augen, häufiger das scheue Umsichblicken, und das Lachen bekam einen gezwungenen Klang. Endlich verspottete jede die andere wegen ihrer Leichtgläubigkeit, rühmte sich ihres eigenen Mutes und vermaß sich, ihn in dieser oder jener Art zu beweisen. So steigerten wir uns in den abenteuerlichen Plan hinein, gleich diese Nacht die den Geistern gehörende Stunde im Mondschein zusammen auf dem Kirchhof zu verbringen. Für sie war es leicht, unbemerkt aus dem Hause zu schlüpfen, und — meine Eltern waren fort.

Der Entschluß deuchte mir groß und herrlich zu sein, und unsere Freundschaft erhielt dadurch eine mystische Weihe. Wie einen Wächter und Verbündeten sah ich am Abend still den Vollmond heraufziehen und nickte ihm zu. Auf der Dorfstraße zur festgesetzten Zeit erwartete ich Lotte, und wir betraten gemeinsam den wohlvertrauten Platz. Es hatte vor kurzem halb vor Mitternacht geschlagen. Dicht nebeneinander wandelten wir auf dem breiten Hauptwege, nun nicht mehr plaudernd, sondern ernst und schweigsam.

„Wir brauchen nur eine gute Stunde auszuhalten,“ sagte Lotte, „um ein Uhr ist die Zeit vorüber — dann ist das Bett noch warm. Die paar Augenblicke vergehen rasch.“

„Ja,“ erwiderte ich, „und es bleibt immer ein schönes Bewußtsein, wenn wir das getan haben.“

Keine erinnerte jetzt mit einer Silbe an die am Tage erzählten Geschichten, doch wechselten wir manchmal ein paar Worte über gleichgültige Dinge, weil das Mut machte. Die scheinbare Ruhe der einen erhöhte in Wirklichkeit die der anderen, und die menschliche Stimme hat etwas Trauliches. Kroch dann und wann ein Unbehagen an mich heran, so gab ich ihm doch keinen Ausdruck, weil ich damit meine Freundin um ihre Fassung zu bringen fürchtete.

Wir gingen über den magisch aufschimmernden silberbleichen Kies, und unsere Schatten huschten mit uns. Weich, verschwimmend und ungewiß erschien alles, was sonst grell und hart in der Sonne lag. Selbst die weißen Kreuze hatten wechselnde Umrisse,

und die Büsche, Trauerweiden und jungen Eschen sahen wie gestorben aus. Was wir über alle Maßen gut kannten, war nicht mehr dasselbe; die ganze Wirklichkeit war in Frage gestellt, und unaufhörlich plagten sich meine Augen, sich zurechtzufinden.

Umstände verändern die Sachen, und die am Tage ausgetauschten Geschichten gewannen jetzt immerhin eine andere Beleuchtung.

Indem wir um die alte dreistufige Kirche wandelten, fiel mir ein, daß so die Leichenzüge gingen; ohne Erklärung holte ich deshalb Lotte mit mir herum in die entgegengesetzte Richtung, wobei freilich wieder die Möglichkeit eintrat, einem schemenhaften Leichenzuge zu begegnen. Ja, auf der weißlich glänzenden Grasfläche zur Seite sah ich plötzlich ganz genau die stillstehenden Schatten eines solchen, ohne daß ich im Wege die Gestalten fand, von denen sie ausgingen. Ich packte Lottes Handgelenk und drängte sie ungestüm zur anderen Seite und an den dunklen Gebilden vorüber, ohne etwas zu erklären, und in stummer Übereinkunft verließen wir nun diesen Hauptweg ganz. Als ich in ihr Gesicht sah, war sie geisterbleich. Was in ihrer Seele vorging — ob sie gesehen hatte, was ich sah, weiß ich nicht. Äußerlich bewahrte sie Ruhe, aber ihre Stimme war klanglos und kurzatmig, als sie nach einer Weile in burschikosen Wendungen vorschlug, daß wir uns wie am Morgen unter die Linde setzen wollten. Ich war's zufrieden.

Mitternacht mußte ganz nahe sein, als Lotte ihr weißes Gesicht mit einem merkwürdigen, etwas krampfhaften Lächeln zu mir wandte und sagte, hier zu zweien beisammen zu sitzen, sei eigentlich keine Kunst — das Wahre würde sein, wenn wir auch einzeln uns über den Kirchhof bewegten. Sie sei gern bereit, damit zu beginnen — sie wolle gleich einmal den ganzen Fußsteig entlang bis an die Mauerpforte gehen; wenn sie dann zurückkomme, solle ich es ebenso machen.

Der Gedanke schien mir gut. Ich bewunderte ihre Kaltblütigkeit aufrichtig und folgte ihrem dicken Zopf mit den Augen, als sie zwischen den Grabkreuzen hinging, zuerst langsam, dann immer schneller, bis sie lief. Sie hoffte jedenfalls, ich werde dies letztere nicht bemerken, und ich beschloß edelmütig, es ihr bei der Wiederkehr nicht vorzuhalten; um so eher konnte ich mir dann erlauben, es ebenso zu machen.

Doch was war das? Die gußeiserne Kirchhofstür kreischte in ihren Angeln und fiel zitternd ins Schloß, und über die Dorfstraße setzte in wilden Sprüngen meine Freundin, um in der Hintertür ihres Hauses zu verschwinden.

Zorn und Entrüstung brausten in mir auf, wurden aber rasch erstickt durch das Grauen, denn vom Turm hallten die zwölf Glockenschläge der Mitternacht und ließen mich in der Stellung, welche ich, um nachzuspringen, gerade einnahm, fast erstarren. Mein Impuls, zu folgen, sank ohnmächtig in sich zusammen; ich hatte nicht mehr den Mut dazu, denn ohne Zweifel würde ein unbeschreiblich grausiges Etwas sich an meine Fersen geheftet, sich mir in den Weg gestellt, mich von der Seite angefallen und mich festgehalten haben. Ich ließ mich langsam auf die Bank zurücksinken und legte meine Hände ineinander. Ich konnte nur hoffen, der Beobachtung dieses Etwas zu entgehen, indem ich ganz klein in mich zusammenkroch und mich still verhielt. So saß ich lange Zeit wie eine Maus wachsam und scheu und achtete auf das geheimnisvolle Weben rings um mich, das nicht das Auge und nicht das Ohr, das nur der innere Sinn wahrzunehmen vermochte, und das mehr und mehr sich auf mich zu lenken schien. Gerade weil es unsichtbar und geräuschlos war, konnte es nur vom Geisterreich ausgehen.

Ich hoffte, daß es mich mit der Zeit vergessen werde; aber nicht lange, dann fühlte ich, daß es mich allmählich einspann. Ich hätte das Grauenvolle aus seiner Reserve gelockt und zu einem raschen Handstreich gezwungen, wenn ich die Fäden zerrissen und versucht hätte, fortzustürzen. Außerdem glaubte ich gehört zu haben, daß das in Unordnung geratene Schloß einschnappte, wie es bei heftigem Zuwerfen gewöhnlich tat. Und die andere Tür, welche zum elterlichen Garten führte, wurde abends regelrecht verschlossen.

Gewiß wurde mir jedoch, daß ich unter der Linde nicht bleiben durfte, denn ihr Stamm gab eine Deckung ab, hinter der

Digitized by Google

alles mögliche heranschleichen konnte. Wenn man auch noch so rasch einen solchen Stamm umkreist, kann man doch nie zu der vollen Gewißheit kommen, daß nicht ein überaus flinkes, geschicktes und unheimliches Wesen gegenüber dieselben Bewegungen ausführt — daß es nicht, wenn man sich ermattet niedergelassen hat, sich an der Rinde entlang schmiegt und mit Geisterarmen herübergreift. Deshalb schlüpfte ich unter den tief niederhängenden Zweigen hervor und hatte nun die reine Himmelskuppel über mir, die allein niemals Furcht einflößt. Und doch entsetzte mich dabei jedes Geräusch, das ich selbst im Laub und hohen Grase verursachte.

Nun stand ich da nach allen Seiten sichtbar und hatte auch deutlich das Gefühl, daß ich angesehen wurde. „Wenn es kommt, so sehe ich es wenigstens kommen," sagte ich mir. Die am Morgen gehörten Erzählungen belebten sich in furchtbarer Weise, sogar die von mir selbst erfundenen; ihre Gestalten waren Geister, die ich gerufen, und hatten nun ein Anrecht auf mich. Meine ganze Lage war wie gemacht für das grauenvolle Erlebnis.

Ich kämpfte mit mir. Der Kirchhof war doch kein Ort des Schreckens für mich! Ich sah mein Elternhaus liegen, wenn es jetzt auch dunkel und teilnahmlos war. Ich glaubte, aus meinem eigenen Zimmer, dessen Fenster ich halboffen gelassen, das Winseln meines „Jenentz" zu hören, der wohl seine Herrin vermißte. Die Schläfer in den grünen Betten waren meine Freunde. Ihnen war es nur um Frieden zu tun und um das glückselige Traumgesicht vom kommenden Morgen, das ihren Schlummer durchwob; sie hatten wahrlich besseres im Sinn, als wie sie ein geängstigtes Menschenkind quälen möchten.

Wirklich kam ich so weit zur Fassung, daß ich wieder die Dinge um mich prüfen konnte, als aus den Schallöchern des Turmes, wo die Eulen hausten, durchdringend der mir wohlbekannte Ruf tönte: „Hu—ih! Hu—ih! Huhuhuh —" Immer war mir der Schrei unangenehm gewesen; nun erschien er mir als die Stimme der Nacht, die in sich selbst schaudert. Gleichzeitig stand ein leiser Wind auf, und wie auf ein Zeichen begannen die Gestalten und Schleier, die Schatten und Streifen, die bis dahin hingen, standen oder hingestreckt lagen, rings um mich durcheinander zu schweben.

Ich legte die Hand schützend an meine Kehle und suchte mich mit meinen Blicken zu verteidigen. Nach vorn konnte mir nichts entgehen. Aber wenn man „es" kommen fühlt, ist es immer von der Seite oder von hinten. Oft drehte ich mich deshalb plötzlich, um „es" zu überraschen. Diese Bewegung steigerte aber schließlich meine Furcht.

Es wäre mir nicht schwer geworden, das Staket oder die Mauer zu überklettern, doch auch daran hinderte mich das Gefühl, daß ich den Schrecken nicht so lange unbewehrt den Rücken wenden könne.

Der Eulenruf wiederholte sich. Endlich fing mein Ohr aber auch einen Laut tröstlicher Art auf: das Rollen eines Wagens in der Dorfstraße. Er kam zu meiner unendlichen Erleichterung näher, und ich sah, daß es der Planwagen des freundlichen alten Hausierers war, der regelmäßig die Dörfer der Umgegend besuchte. Ich wollte meinen Stolz opfern, das Ausgelachtwerden in Kauf nehmen, um mir seinen Beistand zu verschaffen, und winkte deshalb von meinem Standort aus mit beiden Armen, indem ich dazu seinen Namen rief. Aus meiner gepreßten Kehle kam es freilich mehr wie ein Klageschrei —

Der Erfolg war, daß vorn unter dem weißen Plan ein runder Hut hervorkam und sich rasch wieder zurückzog. Gleichzeitig klatschte die Peitsche auf die Wachstuchdecken der Pferde, und diese setzten sich in scharfen Trab.

Er hatte etwas gesehen, was ich selbst nicht sah. Ein unaussprechliches Grauen ging durch mein Gebein und steigerte noch mein Wahrnehmungsvermögen. Ich preßte die geballten Hände an die Wangen, suchte das Furchtbare durch meine Blicke zu bannen und merkte dabei, wie die große starke Linde in ihrem Laubwerk von oben bis unten erzitterte. Die ganze Umgebung richtete ihr Augenmerk jetzt in verstärktem Maße auf mich. Jeder Rosenstock schien sich mit dem nächsten über mich zu bereden, jeder Grabstein über mich nachzusinnen — in jedem dunklen Winkel schien etwas geplant zu werden, was mich betraf — und die Linde sah erwartend auf mich nieder.

Digitized by Google

Da wagte ich etwas Verzweifeltes — die Felsenwand der Kirche mußte ich erreichen. Ich durchbrach meine Erstarrung, stürmte durch Gras und Büsche und flog über die Hügel, während ich deutlich fühlte, daß „es" aus allen Winkeln kam und seinen geheimnisvollen Tritt auf meine Spur setzte. Luftige Scharen waren hinter mir — immer mehr flatternde Wesen erwachten und schlossen sich an —

Nun berührte ich die Wand — nun drehte ich mich zurück, und — „es" mußte im selben Augenblick Halt machen. Zu Streifen und Büschen und Grabsteinen erstarrt lag oder stand wieder alles.

Die Kirchenmauer in ihrer trotzigen Massenhaftigkeit war ein stärkender Gegensatz zu all dem Nichtzufassenden, Schwankenden und Schwebenden, und sie war wie von innen imprägniert durch die Worte, die nichts mit Nachtgestalten zu tun haben. Ich legte meine Hände gegen diese Mauer und fühlte etwas wie Ermutigung in mich übergehen, und dies und jenes fiel mir ein, was ich dem Halbkreise vor mir hätte zurufen können, wie Lotte ihren Feinden die englischen Drohungen —

Und dann etwas Wirkliches, ein dunkles Etwas, das sich rasch am Boden heranbewegte. Es war körperhaft, denn die Gräser bogen sich in seiner Bahn zur Seite, es suchte mit Hast kreuz und quer — und jetzt umtanzte es mich in rasender Freude, zappelte in meinen Armen und strebte, mich leidenschaftlich zu liebkosen: „Jenentz", mein Hündchen, das die Treue getrieben, das ihm fast unerreichbare Fenster zu erklimmen und den tiefen Sprung hinab zu wagen, um sein törichtes, banges „Herrchen" heimzuholen! „Jenentz" — dich hatte mir mein Engel gesandt!

Kein Vorwurf von ihm, keine peinliche Frage, kein Schmollen. Vor seiner einfachen, unbefangenen Hundefreundlichkeit zerrann das Gewebe der Nacht in nichts.

Ich verließ meine Malstatt ohne Besinnen und ging ruhigen Schrittes mit ihm quer über den ganzen Totenacker bis zum Gartenzaun. Dort kroch er unten durch ein enges Loch und sah mit klugen Augen zurück, mich auffordernd, es ihm nachzutun. Ach, du Spaßvogel — wie konnte ich? Aber leicht schwang ich mich hinüber und dachte nicht mehr an Feinde im Rücken. —

Am anderen Morgen machte ich — das Hündchen an mein Herz gedrückt — Lotte eine Fensterpromenade; sie ließ sich nicht sehen. „Jenentz", deine Freundschaft erhielt keine mystische Weihe, aber sie stand in Taten. Du hast mich zuerst gelehrt, wie sie sein soll!

Vorsommer

Das ist ein Tag, wie ich noch keinen sah,
Das Berggelände liegt so blütentrunken,
Und tief in Blumen liegt die Heimat da
Im Glanz des Mittags, ganz in sich versunken.

Die Herde sonnt sich träg am Gartensaum,
Ein feiner Hauch umträumt die Obstrabatten,
Und tändelnd wirft ein roter Apfelbaum
In meine Fenster seine zarten Schatten.

O schöner Ort, beglückt in Duft und Glast,
Wie schmückst du dich, dein Kind zurückzuführen,
Wie seltsam zwingst du doch, den fremden Gast,
In dir so rein sein Sehnen zu verlieren!

J. J. Horschick

Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Dramatische Schillerfeiern — Sophokles' „König Ödipus" — „Die Bäuerin" von Klara Viebig — „Der Kaiserjäger", Komödie von Hans Brennert und Hans Ostwald — „Das Fest des St. Matern" von Ernst Welisch — „Eine Abrechnung", Lustspiel von Gustav Wied — „Die Herzogin von Crevette", Schwank von Georges Feydeau — Hedwig Niemann-Raabe †

Einen Lebendigen galt es am 9. Mai zu feiern, einen, der in verklärter und erhöhter Gestalt noch heute erziehend und wirkend unter uns wandelt; doch die ernsten Trauerflöre, die das Gedächtnis dieses Tages umschlingen, sollten durch die Festklänge, die da erschallten, nicht zerrissen werden: so griff man, des allzu früh Verewigten Andenken würdig und stimmungsgerecht zu feiern, mit Vorliebe zu den letzten Gaben seines Genius, zu den Werken Schillers, auf denen für uns Zurückblickende schon ein weher Abglanz seines nahen Todes liegt. „Die Braut von Messina", Wilhelm Tell", „Demetrius" — sie waren es hauptsächlich, die man sich auserkor, um das Fest seines Todes zu begehen oder besser das Fest des neuen Lebens, das mit dem Augenblicke begann, wo der Unsterbliche diese Erde verließ. Wir sahen ihn so auf dem Gipfel seiner Kunst und seiner Lebenskraft, fühlten, was er uns gab und was ihm das vorzeitige Halt! des Todes weiter uns zu geben verbot. Nicht alles, was die Schiller-Gedenkfeier an dramatischen Aufführungen zeitigte, kann hier gewürdigt werden; nur auf zwei wichtigere Veranstaltungen sei hingewiesen: auf die „Tell"-Aufführung des „Deutschen Theaters" und auf die „Demetrius"-Aufführung des „Lessingtheaters" in Berlin. Jene suchte einen Sonderruhm in der Art ihrer Inszenierung, die sich möglichst eng an die Vorschriften und Voraussetzungen des Dramas selbst anlehnte. Vor allem war die dekorative Ausstattung genau im Sinne der Dichtung gehalten. Bisher spielte der „Tell" dekorativ immer im Sommer. Nun aber läßt Schiller den Fährmann im ersten Akte sagen: „'s ist heut Simons und Judä", womit der Anfang der Handlung auf den 28. Oktober verlegt wird, der Verlauf der dargestellten Geschehnisse also in den Monat November, den Spätherbst fällt. Eines nur erweckt gegen diese Datierung Bedenken: die Apfelschuß-Szene. Findet man in der Schweiz — hat man gefragt — Mitte November noch einen Früchte tragenden Apfelbaum? Mit dieser pedantischen Frage ist in der Tat das ganze pedantische Gerüst dieser Buchstabentreue über den Haufen zu werfen. Die Weisheit wird zur Aberweisheit, wenn sich die Regie wie hier zum Sklaven eines Realismus, einer philologischen Peinlichkeit macht, die Schiller gar nicht gekannt, jedenfalls nicht respektiert hat. Derlei Entdeckungen der realistischen Elemente in Schiller waren recht verdienstvoll und hatten einen gewissen Beruf zu erfüllen, als — in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — die starke Wirklichkeitskunst, die in Schiller so gut steckt wie in jedem großen, heute noch wahrhaft lebendigen Dramatiker, durch die epigonenhafte Jambendramatik und durch die an ihr gebildete Regie- und Spielweise in Gefahr geraten war, in vager Deklamation und hohlem Prunk zu ertrinken. Heute, wo die Betonung des Realistischen auf der Bühne zu den Selbstverständlichkeiten gehört, sollte es eher die Aufgabe einer weitblickenden Regie sein, das Großzügige, das Idealistische und das Stilisierte an Schillers Dramen, wenigstens an seinen späteren Werken, herauszuarbeiten — zumal bei einer Gedenkfeier seines hundertsten Todestages, der doch in sich selbst die Mahnung enthält, nicht die begleitenden, sondern die großen, bleibenden und entscheidenden Züge seines dichterischen Wesens zu suchen. Nächst der „Braut von Messina" ist kein Schillerisches Werk so deutlich und kräftig von einem inneren Rhythmus bewegt wie der „Tell"; den Zauber dieses inneren Rhythmus aus der Dichtung, den Zusammenklang von Einfachheit und reicher Schönheit zu erlösen, die

Digitized by Google

Ketten der Tradition zu sprengen und dem Werke jene höhere Freiheit zu geben, nach der sein Pulsschlag sich sehnt, das wäre eine Aufgabe für unsere moderne Bühne gewesen, ihrer wie des großen Toten gleich würdig. Sie zu erfüllen, wäre aber, wie die Entwickelung des Berliner Bühnenwesens heute steht, nicht das Königliche Schauspielhaus, nicht die Hauptmann- und Ibsenbühne Dr. Brahms, das „Lessingtheater", nicht das „Deutsche Theater" imstande gewesen, sondern allein die Bühne Reinhardts, also das „Neue Theater", das eben erst durch seine „Sommernachtstraum"-Aufführung bewiesen hat, daß es diese verjüngende und belebende Kunst der klassizistischen Stilisierung besitzt.

Glücklicher als die „Tell"-Aufführung des „Deutschen Theaters", der auch keine außergewöhnlich bedeutenden schauspielerischen Kräfte zu Gebote standen, war die „Demetrius"-Aufführung des „Lessingtheaters". Uns ernst und wehmütig zu stimmen, ist unter Schillers dramatischen Werken keins mehr geschaffen als dieser Torso eines Riesen, dieses Abschiedswerk, dem seine letzte Liebe, die letzte Anspannung seiner todesmüden Kräfte gehörte. Als seine letzten Atemzüge verflogen waren, lag auf seinem Schreibtisch die eben vollendete Reinschrift des Marfa-Monologes:

... O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!

Wie ein Erlösungsruf des Dichters selbst, dessen Seele schon in freieren Sphären kreiste, wie ein Excelsior des sich von der Last des Leibes losringenden Genius klingen diese Worte. Und als ein gewaltiger, fast übermenschlicher Kampf mit der ermattenden Lebenskraft erscheint der ganze „Demetrius", besonders wenn wir auf die zyklopisch aufeinander getürmten Entwürfe, Skizzen und Bruchstücke schauen, die sich neben den vollendeten anderthalb Akten in Schillers Nachlaß fanden. Nirgends empfängt man so überwältigend den Eindruck eines machtvollen geistigen Herrscherwillens wie vor diesem Trümmerhaufen; nirgends darf man so tiefe Blicke in die Gedankenwerkstatt des Dichters tun wie vor diesem noch ungesonderten Chaos, über das nur wie ein Frühlingshauch das letzte Werde! hätte zu kommen brauchen, um einen herrlichen Kosmos daraus zu bilden. Auch die Schauspielkunst wird nicht ohne reichen Lohn in diese Gedankenwelt hinabtauchen, in der ein Dichter mit sich selbst zu Rate geht und über sich selbst zu Gericht sitzt. Schiller hat sich über den Charakter des Demetrius, der Marina und der Marfa so klare und gründliche Rechenschaft abgelegt, daß es für fleißige, ernste und denkende Schauspieler — nur mit solchen rechnete man in Weimar, nicht mit genialen — fast unmöglich wird, sich in Auffassung und Ausdruck zu irren. Kurt Stieler, dem im „Lessingtheater" der Demetrius zufiel, hat weder das hinreißende Feuer noch die leuchtende Intelligenz, die andere, berühmtere Darsteller dem von seinem Recht und seiner Berufung heilig überzeugten Prätendenten geben, aber er hat den weimarischen Dichtergehorsam und die weimarische Liebe zur Sache. Er bläht sich nicht, sucht nicht auf Nebenpfaden fremde, lockende Lorbeeren zu pflücken; er schmiegt und kniet sich ganz in die Aufgabe hinein, die ihm der Dichter stellt. Sein Demetrius

Kurt Stieler als Demetrius.
(Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß, Berlin.)

ist, wie Schiller es verlangt, kühn und keck, hochgesinnt, trotzig und bescheiden zugleich, und sichtbar rauschen über ihm die Fittiche jener geheimnisvollen Macht, die seinem Ehrgeiz, seinem ungeheuren Streben ins Mögliche die Rechtfertigung verleiht. Am besten war Stieler in jener Szene auf dem polnischen Reichstage, wo in Demetrius gleichsam Mönch und Ritter noch streiten. Schiller legte auf dieses Zwitterartige des Prätendenten, daß er „an den Gelehrten von der einen Seite, von der anderen an den Avanturier streife", den größten Wert und verlangte von sich und also auch vom Schauspieler, daß das Barocke, Rätselhafte, Wunderbare des Wesens fühlbar gemacht werde. Dies, die Verschmelzung gottergebener Ekstase und abenteuernder Schwär-

Digitized by Google

merei, brachte der junge Schauspieler in Wort und Blick, in Haltung und Bewegung vortrefflich zur Anschauung. Zweifeln mochte man nur an einem: ob diese Jugend, die so ganz noch weiche, flaumige Jugendlichkeit ist, die Energie des Wachstums gefunden haben würde, den tragischen Umschwung darzustellen in dem Augenblick, wo Demetrius, im Vollbesitz seiner Herrschaft und im festen Glauben an seine Rechtmäßigkeit, über die Unwahrheit seiner Ansprüche aufgeklärt, vom höchsten Gipfel in die tiefste Tiefe geschleudert wird. Wäre diese Szene vorhanden, die deutsche Dramatik hätte nichts, was sich mit ihr an tragischer Wucht messen könnte, aber auch nichts, was der modernen Schauspielkunst den Kranz höher in die Lüfte hängte. War Stielers Darstellung neu, so kannten wir die Marfa der Frau **Rosa Bertens** schon aus den sogenannten Meisterspielen des Jahres 1902. In dem Stilgewirr, das sich damals breit machen durfte, fiel ihre Leistung durch die gesättigte Reife und gehaltene Fülle ihrer Leidenschaft doppelt erfreulich auf. An Kunst der Rede und düster lodernder Glut

Rosa Bertens als Marfa in Schillers „Demetrius".
(Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß, Berlin.)

des Gefühls ist diese wahrhaft fürstliche Leistung inzwischen noch gewachsen. Wenn ihr Haß und ihr Stolz sich aus den klösterlichen Banden der Resignation loszuringen beginnen, wenn der gramerstarrte Schmerz an der noch einmal mächtig aufflammenden Hoffnung, ihren Sohn und damit ihre Macht wiederzugewinnen, schmilzt, während draußen das Eis des Stromes bricht und neue Lebenslust „ins offne Heitre der verjüngten Flur" hinausdrängt, so ist dem Dichter damit eine Zusammenstimmung von Landschaft und Empfindung gelungen, mit der sich in unserer dramatischen Literatur nur ganz wenig vergleichen kann. Rosa Bertens ist eine von jenen Künstlerinnen, die dem individuellen Gehalt dieser großen Szenen ebenso gerecht zu werden versteht wie der allgemeinen Bedeutung, die ihnen im Gesamtbilde des Dichters zukommt; sie ist nicht vergebens durch die strenge Schule der Realistik gegangen, aber sie hat darüber den höheren Stil nicht eingebüßt, ohne den nun einmal die reifsten Werke Schillers nicht wahrhaft lebendig zu gestalten sind.

Wie die „Demetrius"-Aufführung des „Lessingtheaters" durch die Marfa der Bertens, so empfing die „Ödipus"-Aufführung des „Deutschen Theaters" ihr entscheidendes Gepräge durch die Herrn Albert Heine (vom Wiener Burgtheater) anvertraute Darstellung der Titelrolle. Schiller selbst hat seinen „Demetrius" mit der Tragödie des Sophokles verglichen, namentlich im Hinblick auf die gewaltige Peripetie der beiden Dramen. Die erschütternde Wirkung, die der „König Ödipus" durch den jähen Sturz seines Helden aus schwindelnder Höhe des Glücks und der Macht in den tiefsten Abgrund des Elends und der Schuld erzielt, genoß von jeher seine staunende Bewunderung. Diese Szene wird denn auch immer der letzte Prüfstein für den Ödipus-Darsteller bleiben. Heine erschöpft sie bis ins äußerste. Ja, man hat es ihm hier und da sogar zum Vorwurf gemacht, daß er in der Darstellung des Geblendeten über die klassizistische Grenze hinaus ins Naturalistische und Krasse gerät. Damit zu glänzen, liegt ihm aber gewiß völlig fern. Nur hält er es für seine schauspielerische Pflicht, sich durch eine in diesen Dingen, in der Ertragung des Gräßlichen und Grausamen empfindlicher gewordene Gegenwart nichts von den starken Absichten des antiken Dichters abfeilschen zu lassen. Als König ist er ganz König, um als Gestürzter und Zertrümmerter ganz ein zertretenes, wesenloses Nichts zu sein. Neuere Forschung hat uns darüber belehrt, daß bei den Griechen, zumal in ihrer Tragödie keineswegs jene erhabene Harmonie herrschte, von der einst so viel geschwärmt wurde; so gewinnt Heine den Mut, das Furchtbare genau in den grellen, blutigen Farben zu malen, die die antiken Tragiker ihm geben. Desto sorgsamer beobachtet er den Stil in der Behandlung der Sprache. Sein Vortrag geht jeder feinsten Verästelung des Ausdrucks nach, verliert sich dabei aber niemals ins

Digitized by Google

Kleinliche und Pedantische, noch viel weniger in hohles Pathos und schönrednerische Glätte. Zu dem schönen Erfolg der Aufführung trug nicht wenig die formvollendete, in edlem, natürlichem Deutsch gehaltene Übertragung von Professor Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff bei (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung).

Man braucht nur einmal wieder unter den schweren Gewitterwolken der antiken Tragödie gestanden zu haben, um zu fühlen, wie matt und zimperlich unsere Gegenwartsdramatik geworden ist. Weit kräftiger als auf der Bühne rollen die Donner heute in unserer epischen Kunst, und eine Frau ist es, die unter all ihren Kollegen die mächtigsten Blitze wirft und die stärksten Erschütterungen hervorbringt. Wer Klara Viebigs Aufstieg von ihren ersten Eifel-Novellen zu ihren jüngsten Geschichts- und Kulturromanen verfolgt, wird immer wieder staunen über die kraftvolle Lebensenergie, über die strotzende Wirklichkeitsfreude, die sich in dieser Entwickelung ausspricht. Von allen Frauen, die jetzt um den Kranz der Bühne ringen, sollte man danach sie für diejenige halten, der sich der heißumstrittene am ersten zuneigen werde. In der Tat unternahm die Dichterin denn auch früh einige Ausflüge ins dramatische Gebiet. Ihre Dramen „Barbara Holzer" (1897) und die zwei Jahre später entstandenen „Pharisäer", beide nur mühsam sich aus ihren epischen Keimen losringend, brachten es wohl zu mehreren Aufführungen, aber zu keinem recht durchschlagenden, anhaltenden Erfolge. Man vergaß sie bald wieder, zumal da bald darauf die großen Romane der Viebig folgten, die die Vielseitigkeit und Spannkraft ihrer Begabung in neues Licht setzten: der die neuen Bahnen gleichsam aufklärende und vorbereitende Bekenntnisroman „Es lebe die Kunst", der Eifelroman „Das Weiberdorf", der Berliner Dienstbotenroman „Das tägliche Brot", der vaterländisch-geschichtliche Roman „Die Wacht am Rhein" und endlich der bei allen Schwächen großzügige Kulturroman aus der deutschen Ostmark: „Das schlafende Heer". Aber so viel Anerkennung diese epischen Werke der Dichterin auch eintrugen, gegen die Sirenenlaute der Bühne wurde sie deshalb noch nicht taub. Im vorigen Jahre trat ein Dramenzyklus von ihr hervor, dessen gemeinsamer Titel „Der Kampf um den Mann" (Berlin, E. Fleischel u. Co.) ein schon in ihren Eifelnovellen mehrfach behandeltes erotisch-soziales Thema wieder aufnahm. Aus diesem Vierblatt fand dann der Einakter „Die Bäuerin", wohl das stärkste und technisch geschickteste der Stücke, den Weg auf die Bühne:

Der „König Ödipus" des Sophokles auf dem „Deutschen Theater" in Berlin. (In der Mitte Albert Heine als Ödipus.)

der Uraufführung in — Holland, wo sich Klara Viebig besonderer Verehrung und Bewunderung erfreut, folgten bald verschiedene Aufführungen in Deutschland, unter anderen eine in Dresden und eine im Berliner „Lustspielhause". Die Dichterin führt uns mit ihrem Stück in ein katholisches Dorf des deutschen Ostens, der ihr ja seit den Studien zu ihrem letzten großen Roman so vertraut geworden ist. Die reiche Mitte-Lange-Bäuerin hat sich als „Zweiten" einen jungen, hübschen Kerl genommen, der ihrem Haus und Hof ein treuer Verwalter war, der aber, wie ihr in seiner Sterbestunde zur Gewißheit wird, mit seinen Sinnen und seinem Herzen nicht ihr allein gehört hat. Es ist die alte Volks- und Bauerntragik: Junger Mann — alte Frau! Eben noch hat sie in der Kirche um sein Leben gefleht, jetzt, da sie weiß, daß sie seinen Besitz, käme er wieder auf, auch ferner mit einer anderen, einer jüngeren teilen müßte, wirft sie sich vor dem Muttergottesbilde auf die Knie und fleht um seinen Tod — heiß, stürmisch, mehr feilschend und fordernd als bittend, wie das katholische Bauernvolk des Ostens, das zum Himmel und seinen Heiligen in einer Art gegenseitigen Treueverhältnisses steht, eben zu beten pflegt. In dieser Szene zeigt sich wieder die ganze scharfe und rücksichtslose Beobachtungskunst, durch die die Eifeldichterin zuerst Aufsehen erregte. Bauernliebe, zumal in gewissen nach Rasse und Bekenntnis gespaltenen Landschaften, ist ganz anders, als unsere romantische Neigung sie sich gefärbt hat. Der Besitz, das Erobern

Digitized by Google

und Behalten spielt hier eine weit größere Rolle als die zarten oder gar selbstlosen Gefühle des Herzens. Auch die Mitte-Lange-Bäuerin will lieber einsam und liebeleer durch den Rest ihrer Tage gehen als, ihres Stolzes beraubt und vor dem Dorfe als eine „Verschmähte" bloßgestellt, ihren Platz neben dem Manne, der ihr einmal angetraut ist, der Cilla Pioschel, einer hergelaufenen, armseligen Dorfdirne, abtreten. Die Cilla ist — als schönste und scheinbar auch frömmste — unter den Rosenkranzjungfern, die nach der Sitte der Gegend in der letzten Stunde mit ihrer Kirchenfahne herbeigerufen werden, um die arme Seele in den Himmel zu beten. Der Bauer vernimmt ihre Stimme, seine Erinnerung an Stunden glückseliger Liebeslust, die er mit Cilla zur Zeit der Flachsblüte unter den Weiden am Lug gekostet hat, erwacht noch einmal in voller Lebendigkeit — da weist die Bäuerin die Jungfrauen und die Leichenfrau aus dem Gemach und wirft sich, allein mit dem Sterbenden, von Eifersucht und Haß gefoltert, über ihn, um mit ihren eigenen Fäusten die letzten verräterischen Seufzer des Ungetreuen unter den Kissen zu ersticken. So bleibt sie Siegerin. Allein, aufrechter denn je wird sie jetzt hinter dem Sarge des „Ihren" einherschreiten, kein geringschätziger oder mitleidiger Blick wird wagen dürfen, ihren Weibes- und Bauernstolz anzutasten ... Die dramatische Technik dieses Aktes läßt manches zu wünschen übrig. Statt die Personen und Geschehnisse fest miteinander zu verketten und eins an dem anderen sich entzünden zu lassen, tastet sich die Dichterin in Monologen und isolierten Einzelauftritten weiter, die noch dazu an ermüdenden Häufungen und Wiederholungen leiden. Um so überraschender und bezwingender tritt die lange verhaltene dramatische Energie in zwei Szenen hervor: da, wo Cilla unter der Last ihrer Schuld und ihres Schmerzes ohnmächtig zusammenbricht, und in der Erstickungsszene, die freilich der Geschmack der Regie oder der Schauspielerin halb hinter den Vorhängen des Bettes verhüllte. In dieser Schamhaftigkeit der Darstellung liegt ein Stück wohlberechtigter Kritik, insofern als der Naturalismus der Szene um ein paar Linien über das hinausgeht, was sich durch ihren künstlerischen Zweck rechtfertigen ließe. Gewiß, die Tat ist der Schlußstein in dem Charakterbilde der Bäuerin; aber dieses Äußerste bedeutet eigentlich gegenüber dem Gebet um den Tod des Mannes, das wir zuvor gehört haben, keine innere Steigung mehr. So entsteht der Eindruck des gewollt Brutalen, des Auftrumpfens ohne tiefere Notwendigkeit, und eine Kühnheit, welche keinen würdigen Zweck hat, wird zur Verwegenheit. Der Naturalismus im Dienst einer Idee oder auch nur im Dienst einer dramatischen Charakterzeichnung wird immer zu respektieren sein; die Zeiten aber, wo man ihm seiner selbst willen zujubelte, sind vorüber. Auch Klara Viebigs rassige Kraft und unverzärtelte Ehrlichkeit sollte lernen, derlei documents humains mehr als bloßes Material zu benutzen, aus dem es gilt, erst das eigentliche Kunstwerk herauszumeißeln.

Klara Viebig.
(Nach einer Aufnahme von E. J. von Dühren, Berlin.)

Zu den hervorstechendsten Eigenheiten der Gegenwartsdramatik gehört das Bestreben, der Bühne neue Milieus und neue Lebenskreise zu erobern. Dem Studentendrama ist das Offizierdrama, dem Offizierdrama das Klosterdrama gefolgt, und fast gleichzeitig mit Ohorns „Brüdern von St. Bernhard", ihnen ähnlich in der Mischung von modernem Geist und dramatischer Konvention, ist am „Berliner Theater" das erste deutsche Landstreicherdrama, Hans Brennerts und Hans Ostwalds Komödie „Der Kaiserjäger", hervorgetreten. Da uns Deutschen nun einmal das Aufspüren literarischer Vorbilder im Blute liegt, hat es schon beim bloßen Bekanntmachen dieses Milieus nicht an Stimmen gefehlt, die den Russen Maxim Gorki, den Dichter der Boßjaki, als den geistigen Ahnherrn dieses Dramas angerufen haben. Demgegenüber soll hier, allein um der Gerechtigkeit zu steuern,

Digitized by Google

mit allem Nachdruck betont werden, daß es zum mindesten für den einen der beiden deutschen Verfasser eines solchen fremden Vorbildes gar nicht bedurfte: Hans Ostwald hat das eigentümliche Leben der Stromer und Vagabunden aus eigener Anschauung, ja aus eigenem Miterleben kennen gelernt und ist mit seinen ersten Skizzen und Studien von der Landstraße schon an die Öffentlichkeit getreten, als wir und damit auch er, der der russischen Sprache nicht mächtig ist, von Gorkis Arbeiten noch gar nichts kannten. Die Erlebnismomente sind denn auch in dem Drama Ostwalds und Brennerts unverkennbar, ja sie stechen meist so frisch und anschaulich hervor, daß das Künstliche in dem Stücke, also alles, was zur Intrige, zum Konflikte und zur dramatischen Katastrophe gehört, neben den Motiven und Beobachtungen von der Landstraße recht blaß, herkömmlich und gemacht erscheint. Es ist immer schwer und undankbar, in einer literarischen Kompaniearbeit die Leistungen der beiden Beteiligten voneinander zu sondern, auch wenn, wie in diesem Falle, die literarische Physiognomie der Verfasser ziemlich bekannt ist und wenig Ähnlichkeit miteinander hat: „Plaudereien aus der Werkstatt" haben uns verraten, wie eng da oft die Räder ineinander greifen. Doch glaube ich, darf man hier behaupten, daß alles Lyrisch-Stimmungshafte und Charakteristische von der Landstraße von Ostwald, dem Verfasser der Erzählungen „Vagabonden" und „Verworfene", herrührt, während Brennert, bereits mit der Bühne vertraut, für die „Handlung", für die Schürzung und Lösung des Knotens gesorgt hat. So ist ein Zwitterding zustande gekommen, wie wenn jemand sich eine Heckenrose am Wege pflückt und ein anderer pflanzt sie dann in ein wohlgepflegtes Gartenbeet. Der Zuschauer hat zunächst seine Freude daran, auf der Bühne nach so viel psychologischen Tüfteleien einmal frische, fröhliche Naturburschen zu sehen, an ihrer Spitze den flotten Josef Enziger, den ehemaligen Innsbrucker Kaiserjäger, und ist gespannt darauf, wie sich die vom sozialpolitischen Landrat eingefangenen losen Vögel im Bauer altgefestigter märkischer Dorfverhältnisse gebaren werden, ob die einander fremden Elemente sich verquicken oder ob sie zu tragikomischem Konflikt auseinander stoßen werden. Nun, das Stück ist geschickt genug, um für Abwechselung zu sorgen: der eine der Landstreicher bewährt sich auch in der neuen Sphäre als ein Kerl, der wie eine Katze immer wieder auf seine Beine fällt, er heiratet eine Bauerndirne und betreibt, bald ein ausgemachter Philister, das Friseurgewerbe im Dorfe; der andere, eben unser „Kaiserjäger", läßt sich gleichfalls eine Zeitlang von Liebe und Wohlleben fesseln, dann aber ergreift ihn desto unwiderstehlicher der alte, tief eingewurzelte Wander- und Freiheitstrieb, und eines Tages läßt er Frau und Schenktisch hinter sich, um wieder das grüne Gras zu seinem Bette, den blauen Himmel zu seinem Dache zu machen. Leider sind die dramatischen Mittel, diesen Umschwung in ihm hervorzubringen, sehr wenig vornehmer Art, zumal für ein Stück, das sich etwas anspruchsvoll „Komödie" nennt; die ursprüngliche Bezeichnung „märkisches Volksstück" wäre bescheidener und zutreffender gewesen. Immerhin soll dieser Brennert-Ostwaldsche Versuch, für die komische Bühne eine neue Landschaft und einen neuen Lebenskreis zu gewinnen, bei der Dürre unseres heimischen Schwanks und Lustspiels willkommen sein, wie denn ihr deutsches Landstreicherdrama in der Tat zu den wenigen Theaterstücken dieser Spielzeit gehörte, deren Erfolg sich einer gewissen Dauer rühmen durfte. —

Über das gleichfalls im „Berliner Theater" abgehaltene Frühjahrs-Gastspiel von Josef Kainz ist schon im vorigen Heft berichtet worden. Es verlief so glanzvoll, wie in Berlin selten das Gastspiel eines deutschen Schauspielers verlaufen ist. Das geräumige Haus war vier Wochen hindurch fast Abend für Abend ausverkauft; der Darsteller des Alfonso, des Leon, des Franz Moor, des Alcest, des Dusterer und Richards II. wurde mit Ovationen überschüttet wie nur je. An neuen Stücken brachte Kainz uns diesmal nichts, wohl aber entschloß er sich noch im letzten Augenblick, eine dramatische Arbeit des Dramaturgen am „Berliner Theater", Ernst Welischs dramatisches Versspiel „Das Fest des Sankt Matern", in seinen Spielplan aufzunehmen. Mag für diesen Entschluß nun persönliche Liebenswürdigkeit den Ausschlag gegeben oder mag es den großen Sprechkünstler gereizt haben, seine beschwingte Rhetorik an den leichten, behenden Versen dieser „Komödie" zu versuchen, seine Verehrer waren jedenfalls dankbar, ihn einmal wieder in einem neuen Gewande sehen und sich, von tragischem Tiefsinn ungestört, an dem Glanz und Schimmer seiner Rede erfreuen zu können. Dazu kommt, daß die Einkleidung der dramatischen Fabel recht anregend und gefällig ist und für ein halbes Stündchen uns wohl unterhalten kann. In einem idyllischen Städtchen des Mittelalters schickt man sich eben an, das „Fest des Sankt Matern" zu feiern, zum Gedächtnis an die Pest, die einst vor so und so viel Jahren die Stadt heimgesucht hat. Da denkt man der teuren Toten, die man damals verloren, und versichert einander unter Tränen, die den grünen Rasen zwischen Tanzboden und Jahrmarktsbude netzen, wie beglückt man sein würde, wenn sie wiederkämen, die damals für immer geschieden. Den frommen Wünschen erwächst plötzlich wunderbare Hoffnung auf Erfüllung. Ein Vagant tritt auf und verspricht, um sich vor dem ihm drohenden Pranger zu retten, Bürgern und Bauern, Bürgermeister und hohem Rat, ihnen die geliebten Toten ins Leben zurückzurufen. Aber als die Sache ernst zu werden scheint, will niemand mehr etwas davon wissen. Der Bürgermeister verzichtet auf die Wiederkehr seines vielbeweinten Amtsvorgängers, der Notar auf die Wiedererweckung seiner Eheliebsten, der feiste Wirt auf die Rückkunft seiner sieben unvermählten Töchter, und auch der Pfarrer bedankt sich schön für die Zumutung, seine

junge Wirtschafterin gegen die alte, von der die Pest ihn befreite, zu vertauschen. Nur eine ist da, der die Trauer und Pietät keine bloße Mund- und Formsache. Das ist die „Tormarie“, der tagsüber die Kinder auf der Gasse nachlaufen, weil sie allabendlich vor die Stadtmauer schleicht, um auf die Wiederkehr des Liebsten zu warten, den das Pestjahr in die Fremde trieb. Sie meint es mit ihrer Sehnsucht nach ihm ehrlich, und nichts wäre Klaus Cyriax, dem Vaganten und Gaukler, leichter, als ihn ihr wiederzugeben — denn er selbst war ihr Geliebter —, wenn er nicht an ihren schwärmerischen Klagen spürte, daß sie einen ganz anderen im Sinne hat als den Klaus von heute, einen, den der Wind der Welt längst verweht hat, einen jungen Himmelsstürmer und glückstrunkenen Poeten, über den nun die Jahre längst den Totenhügel gewölbt haben. Da schlägt ein jäher Blitz der Erkenntnis auch in seinen leichtherzigen Übermut, und ernst geht er davon — auf der Bühne wird nicht recht klar, ob zum Pranger oder um das Fest des Sankt Matern mitzufeiern wie die anderen alle. Gleichviel, ein tieferer, über die engen Gäßchen des mittelalterlichen Städtchens ins Bleibende und Allgemeinmenschliche hinausschauender Sinn erblüht am Ende doch aus dem ernst-komischen Schwank: man sieht einen Menschen, der aus der Enge in die Weite gedrungen ist und sich in selbstherrlicher Menschenverachtung hoch erhoben hat über seine ehemalige Umgebung, obwohl ihm von seinen stolzen Jugendträumen auch nicht einer gereift ist, an einer armseligen Törin schließlich doch innewerden, wie hohl und eitel eigentlich sein Leben ist, und wie wenig Ursache er hat, sich erhaben zu dünken über den bürgerlichen Durchschnitt, der sich in seiner Menschlichkeit zu bescheiden gelernt hat. Für Kainz ist diese Rolle ein willkommenes Gefäß, seine geistreiche Dialektik, sein feuriges Temperament und seine glänzende Rhetorik unterzubringen. Und wie er nach dem überlegenen Hohn und Spott aus leiser Wehmut allmählich die Selbsterkenntnis aufdämmern läßt, das gehört nicht zu dem Größten, wohl aber zu dem Liebenswürdigsten, was der Künstler zu geben hat.

Szenenbild aus dem „Fest des St. Matern“ von Ernst Welisch („Berliner Theater“). (In der Mitte Josef Kainz als Klaus Cyriax.)

Es ist meistens leichte Ware, was uns die letzten Theaterwochen noch schenken, bevor der Sommer die Lampen ganz ausbläst. Auch was aus der Fremde kam und einer Betrachtung überhaupt wert erscheint, stammte aus dem Reiche, über das Melpomenes heitere Schwester ihr Zepter schwingt. Ein feines, ganz von Gemüt und Gefühl durchsonntes Lustspiel erhielten wir von dem Dänen Gustav Wied in seinem vom Berliner „Lustspielhause“ aufgeführten Einakter „Eine Abrechnung“. Auch hier ist es das eigenartige Milieu, das uns sofort mit seinem Stimmungsreiz einspinnt. Der Dichter führt uns in ein Altmännerheim, in dem jene herbstlich gedämpfte, mildverklärte Behaglichkeit herrscht, die uns aus altmeisterlichen Bildern vertraut ist. Nach vierzig Jahren des Schweigens macht da ein Siebzigjähriger einem Achtzigjährigen, seinem Stubengenossen im Stift, die Eröffnung, daß er, der Sprecher, der rechte Vater seiner übrigens längst verstorbenen Tochter war, nicht der Freund, der Achtzigjährige, der sich auf den Herrn Geheimrat, seinen vornehmen Schwiegersohn, und auf seinen Enkel, den frischfröhlichen Studenten Knud, so gewaltige Stücke einbildet. Ein kurzes Weilchen scheint es, als sollte dieses späte Bekenntnis den Frieden und die gute Nachbarschaft der beiden Alten ernstlich stören, als aber Knud mit seinen buntbemützten Kommilitonen erscheint, um dem vermeintlichen Großpapa zum achtzigsten Geburtstag ein Vivat zu bringen, da erkennen die beiden, wie töricht es sein würde, wollten sie jetzt, im Abendrot ihres Lebens, über Mein und Dein noch einen Streit anfangen. Ein Achtzigjähriger und ein Siebzigjähriger sind der Erde denn doch schon zu fern, dem Himmel schon zu nah, um

sich durch derlei fern in der Vergangenheit liegende „Menschlichkeiten“ den zarten Rest ihrer Tage verkümmern zu lassen. So kommen sie bald überein, das Andenken an die Tochter und die Freude an dem Enkel hinfort gemeinsam zu haben, sich so redlich darin zu teilen, wie sie sich nun schon lange Jahre hindurch in ihre Zeitung, ihr Tivolispiel und in den lieben Sonnenschein teilen, der durch das einzige nach Süden gelegene Fenster ihrer Stube flutet. Von dramatischem Leben wird man in diesem Einakter nicht viel spüren: auch das plötzliche Erscheinen der blühenden Jugend in dem Asyl des Alters erfüllt mehr malerische als dramatische Zwecke — aber hat man sich einmal in das Genrehafte des Werkchens gefunden, so ergötzt man sich um so mehr an dem linden Humor, der dies Interieur aus dem Altmännerheim durchweht. Wie am Abend unseres Lebens Großes klein und Kleines groß wird, wie Greise wieder aus Kinderaugen lächeln und mit Kinderlippen schmollen, das hat die feine Hand des Dänen wunderbar getroffen. Wie Herbstsonne, die durch rotes Weinlaub scheint, wirkt dieses „Lustspiel“, das den vornehmen Namen wirklich einmal verdient, wenn sein Dichter auch mehr Kleinmaler als tiefschöpfender Charakterzeichner, mehr Stimmungslyriker als gestaltender Dramatiker ist.

* *
*

Was wir heute unter großer und echter Schauspielkunst verstehen, unterscheidet sich wesentlich von dem, was der älteren Generation, ja noch den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dafür galt. Wir dürfen uns dieses Unterschiedes voll bewußt sein und müssen doch mit ehrlicher Wehmut an der Aschenurne einer Künstlerin trauern, in der jenes Geschlecht den Inbegriff der Frische, der Jugendlichkeit, der Natürlichkeit und der Innerlichkeit sah. Unter den Klängen der Karfreitagsglocken ist die unvergeßliche Hedwig Niemann-Raabe von uns gegangen, sie, deren silbernes Lachen, deren im Schluchzen des Schmerzes und im Jauchzen des Glückes gleich hinreißender Ton so unendlich vielen Herzen das höchste Lebensgefühl gegeben hat. Der Typus, den sie in der Geschichte unserer Schauspielkunst hauptsächlich vertritt, der Typus der „Naiven“ oder, wie das damals geläufigere, jetzt noch altmodischere Fremdwort lautet: der „Ingénue“, dieses Gemisch von kindlicher Einfalt und schmollender Sentimentalität ist heute aus unserer Dramatik so gut wie verbannt; aber daß Hedwig Niemann-Raabes künstlerische Fähigkeit und Bedeutung in diesem künstlichen und deshalb schnell vergänglichen Typus nicht aufging, daß sie uns mehr war und mehr hinterließ, als jenes längst zersprungene Gefäß fassen konnte, lehrt uns der Schmerz, den wir bei ihrem Verlust empfinden, und die Erinnerung, die bei der Nachricht ihres Todes in den Herzen ihrer Zeit- und Altersgenossen aufwacht.

Wir Jüngeren, die wir mit dem neuen Realismus der Bühne groß geworden sind, können eigentlich nicht gut über sie reden, geschweige denn als kompetente Richter über sie urteilen. In den achtziger Jahren erlebte ihre Kunst an dem von L'Arronge gegründeten „Deutschen Theater“ zwar noch eine überraschende Nachblüte; die eigentliche Glanz- und Ruhmesperiode der am 3. Dezember 1844 in Magdeburg geborenen Künstlerin fällt jedoch schon um zwei Jahrzehnte früher, in jene Tage, da Stücke wie „Dorf und Stadt“, die „Grille“, „Sie hat ihr Herz entdeckt“ das Repertoire des bürgerlichen Schauspiels beherrschten. Damals, im Frühling 1873, hat Theodor Fontane, bei Gelegenheit eines Gastspiels der lange Jahre hindurch ohne ein festes Engagement von Bühne zu Bühne reisenden Künstlerin am Königl. Schauspielhause in Berlin, „die Bedeutung und die Begrenzung ihres schönen Talentes“ mit jener mild verständigen Menschlichkeit abgewogen, die das Kennzeichen all seiner Kritiken ist. „Sie übt mit glücklichstem Erfolg,“ sagt Fontane, „die schwere Kunst, natürlich zu sein, und verfügt in Ton und Mienenspiel, vor allem auch in der ganzen

Szenenbild aus dem Lustspiel „Eine Abrechnung“ von Gustav Wied („Lustspielhaus“, Berlin).

Digitized by Google

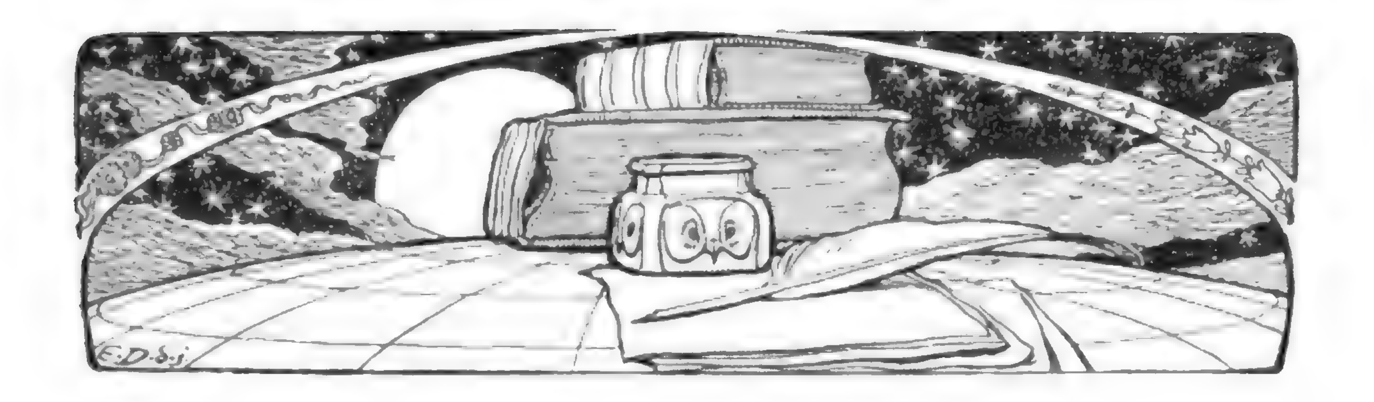
Skala der Bewegungen von Hand, Arm und Körper über einen hinreißenden Humor ... Frau Niemann-Raabe hat ganz und gar den Charakter der petite bourgeoise und zwar aus der bekannten ländlichen Abzweigung dieser großen Familie; sie ist die Jenny des älteren englischen Romans; sie ist die junge Pächtersfrau par excellence, drall, rotbäckig, voll Heiterkeit und Mutterwitz. Dies alles ist nun unzweifelhaft sehr reizend, aber die Scheidelinien sind scharf gezogen, und wo das Kunigondentum anfängt, hört das Jennytum auf, noch länger ausreichend oder wohl gar entzückend zu sein. Der Aristokratismus bezeichnet die Grenze für das Talent der Künstlerin." Auf der Höhe ihrer Begabung und ihres Könnens sieht auch Fontane die damals knapp Dreißigjährige als Lorle in Charlotte Birch-Pfeiffers nach Auerbachs Roman „Die Frau Professorin" bearbeitetem Schauspiele „Dorf und Stadt", weil diese Rolle eben „alles das verlange, was Frau Niemann-Raabe hat, aber auch nicht mehr: jenes Volks- und Kindergemüt, das aus dem Weinen ins Lachen springt und umgekehrt. Einfalt und Mutterwitz, Treuherzigkeit und Schelmerei, wie es die Elemente sind, aus denen sich der Charakter der Lorle zusammensetzt, so sind es auch die, über die die Künstlerin eine volle und vollendete Verfügung hat. Ihr vorzüglichster Zauber ist ihre Stimme; sie hat jenen zu Herzen gehenden Ton, in dessen Ausgelassenheit nie ganz ein Weinen und in dessen Traurigkeit nie ganz ein Lachen erstirbt."

Hedwig Niemann-Raabe als Lorle in „Dorf und Stadt".

Das alles sind Kennzeichen einer schauspielerischen Natur, nicht einer in allen Sätteln gerechten schauspielerischen Virtuosität. Als „Natur" im Goethischen Sinne ist denn auch die Niemann-Raabe vornehmlich geschätzt und gerühmt worden. Solche Erscheinungen entzücken nicht am wenigsten durch die wohltuende Übereinstimmung zwischen Leben und Kunst, zwischen ihrem Alltagsgebaren und ihren Bühnenmitteln. Ludwig Barnay, der gewiß im Hausrock mehr Schauspieler als auf der Bühne ein natürlicher Mensch war, erzählt in seinen Erinnerungen von einem Zusammentreffen mit der „lieblichen Hedwig" in Tarasp (Sommer 1876): „Mit dieser entzückenden Dame war das göttliche Lachen in unseren Kreis eingezogen, und es war eine der niedlichsten Episoden, als eines Tages an der von etwa zweihundert Personen besuchten Table d'hote des Kurhauses Berthold Auerbach der Künstlerin eine Anekdote erzählen wollte, welche er aber vor Lachen über seine eigene Geschichte nicht herauszubringen vermochte. Darüber geriet nun Hedwig Niemann ins tolle Lachen, die beiden steckten einer den anderen und endlich die nächste Umgebung durch ihr Lachen derart an, daß es gar nicht lange dauerte, bis alle zweihundert Badegäste laut und herzlich lachten, ohne daß auch nur ein einziger darüber hätte Rechenschaft geben können, worüber eigentlich gelacht wurde."

Solche heitere Naturen, denen das „Komödiespielen" auf der Bühne nur eine erhöhte Betätigung ihrer auch im Leben und in der Wirklichkeit zutage tretenden Gaben und Anlagen ist, pflegen nur einen engen Kreis künstlerischer Aufgaben zu erfüllen. Hedwig Niemann-Raabe strebte, zumal während ihrer Tätigkeit am „Deutschen Theater" von einem heiligen Lerneifer beseelt, über diese Grenzen hinaus, und die Erfolge, die sie damit erzielte, waren es vornehmlich, die ihr auch bei dem jüngeren Geschlecht jene Achtung und Bewunderung eingetragen, die es von den älteren Bühnensternen nur wenigen zollte. Damals stieg sie von der Lorle zu Hebbels „Maria Magdalena" (Klara), von der „Grille" zu Ibsens „Nora" auf und fand als Marianne in Goethes „Geschwistern" und als Franziska in Lessings „Minna" jene ergreifende, weil tief beseelte Innerlichkeit, die aus dieser ihrer zweiten Periode das Hauptmerkmal an ihrem Bilde ist. Jugendglanzumsponnen wird es noch lange in unserer Erinnerung leben ...

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Schmollers Grundriß der Volkswirtschaftslehre.

Mit dem zweiten, 719 Seiten in Quartformat umfassenden Bande liegt nunmehr Schmollers „Grundriß der Volkswirtschaftslehre" (erste bis sechste Auflage; Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1904; Preis 16 Mk.), dessen erster Band an dieser Stelle (März 1901) eine Besprechung erfahren hat, vollendet vor. Es ist eine gewaltige Menge von Stoff, den die gewissenhafte und stets bis zu den Wurzeln der Erscheinungen vordringende Forscherarbeit hier bewältigt und in meisterhafter Klarheit und Ordnung vorgeführt hat. Dem Leser dieses Buches, das weit über den Rahmen der Fachliteratur hinausgreift, wird nicht nur mannigfache Aufklärung über die Fragen der Volkswirtschaft geboten, er wird auch den Genuß empfinden, den ihm die in der feinen Analyse und in der plastischen Herausarbeitung des Stoffes künstlerisch wirkende Darstellung aller Schmollerschen Arbeiten in hohem Grade verschafft. In entwickelungsgeschichtlicher Darlegung wird uns in zwei Büchern der „gesellschaftliche Prozeß des Güterumlaufs und der Einkommensverteilung" sowie „die Entwickelung des volkswirtschaftlichen Lebens im ganzen" dargelegt. Verkehr, Markt, Handel, die wirtschaftliche Konkurrenz, Maß-, Gewichts-, Münz- und Geldwesen, Wert und Preise, Vermögen, Kapital und Kredit, Kapitalrente und Zinsfuß, die moderne Entwickelung der Kreditorgane, das Bankwesen erfahren eine umfassende Erörterung; dazu werden Arbeitsverhältnis, Arbeitsrecht, Arbeitsvertrag und Arbeitslohn, die neueren sozialen Institutionen, Armen- und Versicherungswesen, Arbeitsnachweis, Gewerkvereine und Schiedsgerichte sowie die Einkommensverteilung nach Unternehmergewinn und Rente, nach Vermögens- und Arbeitseinkommen dargestellt. Die Schwankungen und Krisen der Volkswirtschaft in ihren verschiedenen Arten, sowie deren Bekämpfung und Milderung behandelt der Verfasser ebenso umfassend wie Klassenkämpfe, Klassenherrschaft und deren Rückbildung durch Staat, Recht und Reform. Ausgezeichnet versteht er die wirtschaftlichen Beziehungen und Kämpfe der Staaten untereinander ins Licht zu setzen und besonders die in der Gegenwart und der nächsten Zukunft so wichtige Handelspolitik nach allen Richtungen zu verfolgen. Ein geistvolles Kapitel über die wirtschaftliche und allgemeine Entwickelung der Menschheit und der einzelnen Völker, über ihr Aufsteigen, ihre Blüte und ihren Verfall schließt die Arbeit ab, und hier kommt die tiefe und weite Bildung, das sorgsam abwägende, auf dem historischen Überblick begründete Urteil, der vom sittlichen Ideal getragene Charakter des Autors am schönsten zum Durchbruch.

Der Gang der Schmollerschen Untersuchungen läßt sich im allgemeinen in folgender Art zusammenfassen. Die einzelnen Erscheinungen des gesellschaftlich-wirtschaftlichen Lebens werden vorerst in ihrem historischen Verlaufe dargestellt, sodann werden die Gegenwartszustände, die sich daraus ergeben haben, erfaßt und vorgeführt; damit gewinnt der Verfasser die sicherste Basis für deren Kritik und schafft sich so die Möglichkeit, die Richtungstendenz der zukünftigen Entwickelung erkennen zu können, da er eine lange Strecke des Stromes nach rückwärts verfolgen kann und den Hemmungen und Widerständen des Fortschreitens in aller ihrer verschiedenen Artung die schärfste Aufmerksamkeit zuwendet.

Wir heben aus dem ungemein großen Reichtum, den das Werk bietet, einige Darlegungen und Schlußergebnisse heraus, die für die Gegenwart von Bedeutung sind, und an deren Gewinnung dem Verfasser als einem unserer ersten Spezialforscher besonderer Anteil gebührt. Sehr eingehend sind die Kreditanstalten der kleinen Leute und der Arbeiter behandelt, der Bedeutung gemäß, die der Kreditorganisation neben der Verkehrsorganisation als einem führenden und zentralisierenden Stücke der gesamten volkswirtschaftlichen Organisation zukommt, dem gegenüber heute freilich schon die Kartelle und das Versicherungswesen ähnlichen Charakter annehmen. Der Verfasser zeigt, wie durch die Zen-

Digitized by Google

tralisierung, die Staatskontrolle, die Öffentlichkeit, durch die Krediterziehung aller Klassen, wie es sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre ergeben hat, dem Kapitalismus bei gesunder Staatsverfassung und gesundem Volksgeist ein überlegener Gegner entstehen kann. Es bedarf kaum eines Hinweises, daß den neueren sozialen Institutionen eine äußerst liebevolle und bis zur unmittelbaren Gegenwart reichende Berücksichtigung zuteil geworden ist, war doch Gustav Schmoller mit der erste auf dem Plan, als es galt, die neuere Sozialpolitik anzuregen. Wenngleich noch viele Kämpfe uns bevorstehen, so müssen wir doch auf Grund der seitherigen Entwickelung den Schluß ziehen, daß bei zunehmender Sozialisierung der Volkswirtschaft vom Standpunkte der Humanität, der Sittlichkeit und des Rechts vor uns die Möglichkeit einer friedlichen sozialen Zukunft liegt, eine dauernde Hebung der Arbeiterklasse wird auch deren größere Leistungsfähigkeit bedingen und damit einen Faktor schaffen, der die nationale Kraft im Wettkampfe der Völker steigern muß. Als die Ursachen der modernen zunehmenden Vermögensungleichheit werden die Latifundien und die Industrie erkannt. Allein in den geldwirtschaftlichen Zeiten des Altertums waren die Gegensätze von reich und arm noch größer. Der Kern des Problems der wachsenden Ungleichheit der Vermögensverteilung liegt erstens in der Entstehung verschiedener sozialer Klassen, zweitens in der steigenden Schwierigkeit, eine wachsende Volksmenge auf gleichbleibendem Areal in wachsend bessere Existenzbedingungen zu bringen, drittens in der steten Aus- und Umbildung der gesellschaftlichen, der rechts- und wirtschaftlichen Institutionen. Der in neuester Zeit auf weite Schichten der Bevölkerung Deutschlands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und anderer Kulturländer ausgedehnte Besitz von Schuldtiteln stellt eine Gegenbewegung gegen diese zunehmende Ungleichheit dar, doch ist über deren Dauer oder Energie noch kein sicheres Urteil möglich. Immer bleibt eine relativ freie Vermögensbildung die Voraussetzung politischer Freiheit, starker Charaktere und einer gesunden Aristokratie. Niemals früher wird ein so großer Teil des vorhandenen Vermögens von den noch lebenden Eigentümern oder ihren Vätern erarbeitet, ein so großer Teil Folge ausgezeichneter Eigenschaften und Leistungen gewesen sein wie heute. Die weitere Fortbildung des Arbeitseinkommens wirkt im Sinne gerechter Gesamtverteilung der Vermögensrente und der Hebung der mittleren und unteren Klassen. Schmoller zeigt, daß der Satz vom Verschwinden des Mittelstandes nicht allgemein wahr sein kann. Nationale Eigentümlichkeit und Agrarverfassung sind viel mehr überall die Ursache der Erhaltung eines mittleren Bauernstandes, als die allgemeinen wirtschaftlichen Bewegungen der Neuzeit. Die modernen wirtschaftlichen Mittelbetriebe nehmen sogar zu; schon die Vermehrung des Verwaltungspersonals in den größeren und mittleren Betrieben, die Zunahme der liberalen Berufe, der Angestellten im Staats- und Gemeindedienst deutet auf eine Zunahme des Mittelstandes in neuester Zeit hin. Trotz der heute noch vielfach schlimmen Lage der niederen Schichten können wir hier doch seit vierzig bis fünfzig Jahren eine Besserung erkennen, die sich noch steigern kann. Die neuen heutigen Formen des Eigentums (Anteil an Aktien-, Genossenschaftsbesitz, Sparkassen) gestatten den mittleren und unteren Klassen leichter als früher, an der Vermögensrente teilzunehmen, während die Bedeutung des Arbeitseinkommens gegenüber dem Vermögenseinkommen wächst durch die zunehmende Ausbildung aller Institutionen, die das erste beherrschen.

Eines der schönsten Kapitel des Werkes handelt über Klassenkämpfe, Klassenherrschaft und deren Rückbildung durch Staat, Recht und Reform. Es entzückt den Historiker und bietet dem Laien ein Mittel zu bewußter Erfassung sozialer Entwickelung. Daran schließt sich der Abschnitt über die Handelspolitik, auch in seiner Art ein Kabinettstück historisch-nationalökonomischer Darstellung. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die heutige Welle einer schutzzöllnerischen und imperialistischen Handelspolitik nicht rasch vorübergehen wird. Die größeren Staaten müssen Fabrikate, Menschen und Kapital ausführen, weil es zu Hause zu eng wird, darum müssen sie Gebiete, wo sie Absatz finden wollen, die noch auf niederer Kulturstufe stehen, unter ihre Kontrolle zu bringen suchen. So müssen Konflikte entstehen, die vielleicht Kämpfe und Besitzverschiebungen bringen können. In der internationalen Verständigung über versteckte Vergünstigungen (die Abschaffung der Zuckerprämien bietet hier ein Beispiel), über Trusts, Begünstigung des Verkehrs, über die Gleichstellung der Fremden mit den Einheimischen u. a. wird zunächst ein Fortschritt zu suchen sein.

In dem Schlußkapitel faßt Schmoller endlich seine historische Stufenfolge der wirtschaftlichen Verfassungsformen zusammen. Nach einer unendlichen Zeit nomadischen Lebens gelang einzelnen Hirtenstämmen eine kriegerische Organisation, der kein fester innerer Zusammenhang entsprach, und die deshalb keinen Kern der Dauer in sich barg. So weit unsere Geschichtskenntnis reicht, sehen wir zwei große Epochen nacheinander: einmal die bis in graue Vorzeit hinaufreichenden naturalwirtschaftlich-kriegerischen Reiche mit theokratischem, despotischem Oberbau, sodann die langsam zu größeren Bildungen führende, aber in ihren inneren Teilen besser verbundene, durch komplizierte Organisationen und ihre Arbeitsteilung befestigte Entwickelung, die den Staaten des klassischen Altertums und der neueren indogermanischen Geschichte zugehört.

Neben dem entwickelungsgeschichtlichen Gedanken liegt dem ganzen Werke als der zweite Gedanke der zugrunde, wie das Naturspiel der Erwerbskräfte, die Beutegier der Starken, die steigenden wirtschaftlichen Verschiedenheiten des Einkommens und ihre Ursachen immer wieder in

Digitized by Google

gewisse Schranken gewiesen werden durch die sozialen Institutionen, die stets mehr verbessert, stets mehr von den Forderungen der Ethik durchdrungen werden.

Mögen andere Richtungen in der Volkswirtschaftslehre mit demselben Rechte zur Geltung kommen wie die des Verfassers; sein Werk bietet doch den Beweis dafür, zu welchen für Lehre und Leben gleich wertvollen Ergebnissen wir auf dem von ihm geführten Wege gelangen. Schmolers Patriotismus und fester Optimismus muß ihm stets neue Freunde werben. G. St.

Schiller-Literatur

Unter den Schiller-Ausgaben, die die Jahrhundertfeier seines Todestages gezeitigt hat, behauptet nach wie vor die Cottaische Säkular-Ausgabe in 16 Bänden (geh. je Mk. 1.20) den ersten Rang. Als Gipfel und Krone des Ganzen ist nun auch der Wallenstein (Bd. 5) erschienen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Prof. Jakob Minor, dem Verfasser der — leider noch unvollendeten — Schiller-Biographie. Die Einleitung zumal ist ein Muster erschöpfender philologisch-historischer und ästhetisch-kritischer Einführung in ein Dichterwerk von der Weite und Tiefe des „Wallenstein". — In neuer, billiger Ausgabe beschert der gleiche Verlag dem deutschen Volke zur Schillerfeier den Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte (von Lengefeld), mit den Erläuterungen von Wilh. Fielitz (3 Bde.; geb. 3 Mk.). Er spiegelt uns den persönlichen Schiller wider, der als Bräutigam der Zeit der Empfindsamkeit und der ungebundenen Herzensgenialität den Zoll so gut entrichtet, wie er als Ehemann, auch hier ein siegreicher Kämpfer mit Hilfe der beiden Frauen, zwischen denen seine Empfindungen lange hin und her schwankten, sich allmählich zu der klaren, reinen Höhe eines natürlich-sittlichen Lebensglückes zu zweien emporringt. So ist der Briefwechsel als Zeitdokument fast ebenso wichtig wie als Zeugnis für das stolze Kunstwerk, zu dem Schillers Herrscherwille sein Leben gebildet hat.

Wie vorauszusehen war, hat es auch beim Schiller-Jubiläum nicht an den „Lichtstrahlen" und „Perlen" aus Schillers Werken, Sammlungen von einzelnen Aussprüchen und Kernworten, gefehlt. Wir übergehen eine Anzahl von Durchschnittsbüchern dieser Art, um nur auf das Schiller-Gedenkbuch hinzuweisen, das Eleonore von Bojanowski zusammengestellt hat (Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.; geb. Mk. 3.60). Die Herausgeberin hat ihre Auslese von Schillerworten — „Ich habe nie ein leeres Wort aus Schillers Munde gehört", hat Goethe gesagt — in Form eines Kalenders dargeboten: jedes Datum ist von einem seiner Aussprüche aus den Werken oder den Briefen begleitet. Bald muten diese Worte altvertraut an wie gute Bekannte, bald fordern sie wie neue Freunde auf, ihnen durch vertieftes Nachdenken den inneren Gehalt abzugewinnen und, von ihnen geleitet, bei den Werken selbst einzukehren.

Von Gesamtdarstellungen des Schillerschen Lebens und Schaffens verdient noch Fritz Lienhards Bändchen „Schiller" aus der Schuster- und Löfflerschen Monographiensammlung „Die Dichtung" hervorgehoben zu werden. (Geb. Mk. 1.50, in Leder Mk. 2.50.) Der Reiz dieser gedrängten Biographie beruht darin, daß sich in ihr eine dichterische Persönlichkeit von starkem Eigengepräge mit einem Geisteshelden auseinandersetzt, mit dem sie sich durch manche tiefinnerliche Verwandtschaftsgefühle verbunden fühlt. In diesem Büchlein wird kein bloßer Verlegerauftrag erfüllt, sondern ein freiwillig-notwendiges Bekenntnis abgelegt. Sich in Einzelheiten zu vertiefen oder zu verlieren, verbot schon der knappe Umfang der Schrift (80 Seiten); diese notgedrungene Kürze ist dem Verfasser vielmehr ein Erzieher zu prägnantem Denken und gedrängtem, plastischem Ausdruck geworden. Selten ist Leben, Denken und Schaffen eines Dichters so eng miteinander verknüpft und so liebevoll auseinander erklärt worden wie hier: Schillers wertvollstes Vermächtnis an sein Volk ist sein Leben — diese Überzeugung zieht sich leitmotivartig durch Lienhards ganze Darstellung, und des Verfassers ganz mit Schillerschem Geiste getränkte edel-pathetische Sprachkraft gibt ihr oft hinreißenden Ausdruck. Ein weiterer Vorteil des gedrängten, daher nur auf das Bedeutsame ausgehenden Charakterbildes ist die scharfe Beleuchtung, die einzelne Seiten der Persönlichkeit Schillers erfahren. Harnack hat Schillers Liebesempfindung mehr die eines Freundes als eines Liebhabers genannt; Lienhard führt das näher aus, indem er von Schillers „umfassender, geistig gerichteter Art von Liebe" redet: „Diese Liebe," meint er, „etwa Jean Pauls ‚Alliebe' vergleichbar, war immer mehr Freundschaft als Leidenschaft; und seine Ehe war ein treues Zusammenarbeiten, ein gemeinsames Reifen, wobei nicht der Besitz an sich, sondern das geistige Gut, das dieser Besitz einer Gattin und einer Häuslichkeit beiden Lebenskameraden gewährt, als das eigentliche Wertvolle empfunden wurde. So verstehe man Schillers Verkehr und Briefwechsel mit den Schwestern Karoline und Lotte von Lengefeld. Man hat über diesen Punkt, überhaupt über Schillers und noch mehr Goethes Beziehungen zu Frauen, viel Unzulängliches geschrieben. Der naturhafte Goethe ging wohl mehr als Schiller durch sinnliche Jahre: aber die dichterische Gabe der Verklärung und Vergeistigung war auch in ihm schon früh als Gegenkraft gegen die Wucht der Materie mächtig." Auch in der abwägenden Wertung Schillers und

Digitized by Google

Goethes für unser Gegenwartsleben wird man dem Verfasser im allgemeinen recht geben dürfen, wenn er sagt: „Unserer Nation als Gesamtheit und Charakter ist Schillers Metall unentbehrlich. Denn Goethes beschauliche Tätigkeit fördert zwar Kunst und Wissenschaft; Goethetum allein aber fördert nicht die straffe Zuschlagekraft sittlichen Handelns. Neben dem religiösen Fühlen und künstlerischen Schauen ist als dritte Eigenschaft das sittliche Wollen unentbehrlich; zum Vereinzeln und Auflösen muß die gläubig zusammenfassende Tat treten als die eigentliche Erfüllung. Bei kleineren Geistern begünstigt die jetzt vielfach übliche Form von Goethekultus sehr leicht den Zersetzungsprozeß(?). Darum muß gerade heute zu unserer feinen Vorliebe für Goethes kostbar-tiefe Weltspiegelung der hochgereckte Schiller hinzukommen — und im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts vielleicht neue, großgeistige Mischungen erzeugen. Denn Weimar bedeutet nur einen Durchgangspunkt, kein Ende.“ Allzusehr nach seinem eigenen Können und Wollen scheint dagegen Lienhard, der Dichter der „Heiligen Elisabeth“ und des „Heinrich von Ofterdingen“, Schiller, den Dichter des „Wallenstein“ und des „Demetrius“, zu schätzen, wenn er zu Schluß als Eigenstes seiner Dichtungen den „Festspielton“ hervorhebt. Uns sind Schillers Dramen, diese so logisch klar und groß aufgebauten, aber auch so verständnis- und hingebungsvoll aus dem Geist der lebendigen Bühne herausgeschaffenen Kunstwerke, denn doch beträchtlich mehr als „glaubensstarke Festgesänge, vergleichbar in ihrer vergeistigten und feineren Art den Kirchen- und Schlachtgesängen eines härteren und derberen Zeitalters: etwa Alt-Niederlands oder der Reformationszeit.“

Unmittelbar vor Redaktionsschluß geht uns das Schillerbuch unseres geschätzten Mitarbeiters Prof. Eugen Kühnemanns zu („Schiller“, München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg; 614 S., mit einer Wiedergabe der Danneckerschen Schillerbüste in Kupferdruck; Preis Mk. 6.50), ein Buch, das sich auf den ersten Blick als eine aus wärmster und verständnisvollster Liebe geborene, nach Form und Gedanken hervorragende Erscheinung kennzeichnet. Des Dichters und seiner Werke geistiges Gesamtbild, gesehen durch ein starkes und feines Temperament, festgehalten von einem durch und durch modernen und selbständigen Geiste, so verspricht Kühnemanns „Schiller“ in der Tat die Freude geistig anspruchsvollerer Leser zu werden. Wir gedenken auf das Buch noch zurückzukommen.

In Eleonore Lemps bescheidener, aber gewissenhafter Arbeit „Schillers Welt- und Lebensanschauung“ (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) darf man keine Darstellung seiner Philosophie, Religion und Ethik erwarten, wohl aber eine feinsinnige Zusammenstellung seiner diesbezüglichen Aussprüche aus seinen Schriften und Briefen. Dem Buche liegt der Gedanke zugrunde, daß es ein vielen erwünschtes Unternehmen sei, die Stellung Schillers zu den Hauptfragen seines und damit des Lebens überhaupt in der zuverlässigsten Weise zu kennzeichnen. So wenig wie geleugnet werden darf, daß dem wirklichen Kenner Schillers auf diesen Blättern nichts Neues geboten wird, so sehr mag es weiteren Kreisen willkommen sein, aus dem weitverstreuten und umfangreichen Material Charakteristisches auf kleinem Raum vereinigt zu sehen. Daß nur das Individuelle und das für Schillers geistige Entwickelung Kennzeichnende ausgewählt ist, unterscheidet die Sammlung ein für allemal von den landläufigen Zitatensammlungen. Nur in der Ausbeutung der Dramen hätte die Herausgeberin vorsichtiger sein sollen: Was der Dichter Geschöpfen seiner Phantasie in den Mund legt, ist doch noch keineswegs ein für ihn selbst verbindliches persönliches Bekenntnis, das ohne Einschränkung für die Kennzeichnung seiner „Welt- und Lebensanschauung“ verwendet werden dürfte. — Ein in seiner Auffassung und seinem Urteil durchaus selbständiges, leider nur etwas zersplittertes Büchlein über „Friedrich Schiller, den Realisten und Realpolitiker“ hat Wolfgang Kirchbach aus älteren Aufsätzen und Kritiken zusammengestellt (Verlag „Renaissance“, Berlin-Schmargendorf; geh. 1 Mk.). Namentlich das, was er über den Realpolitiker Schiller zu sagen weiß, ist wertvoll, wenn man erwägt, wie sehr das Bild des Dichters in unserer Vorstellung noch immer die Züge eines weichlichen Idealismus trägt, der ihm völlig fremd war. — „Schillers Stellung in der Entwickelungsgeschichte des Humanismus“ findet man jetzt eingehend geschildert und gewürdigt in einer Schrift Dr. Ludwig Kellers (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung; geh. Mk. 1.50), die in den „Vorträgen und Aufsätzen aus der Comenius-Gesellschaft“ (XIII, 3) erschienen ist. Schiller schreibt einmal auf der Höhe seines Lebens die merkwürdigen Worte: „Was ich Gutes haben mag, ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden, ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen ... Meine Bekanntschaften waren auch die Geschichte meines Lebens.“ Davon geht Keller aus, um Schillers Philosophie und Lebensanschauung in Zusammenhang mit der Weltansicht seiner Freunde zu erörtern, wobei sich dann manches in ganz neuem, überraschendem Lichte zeigt. — Ein gedankenreiches Kapitel über Schiller als Dramatiker, eine feinsinnige, in die Tiefen des poetischen Schaffens dringende Würdigung seiner dramatischen Werke bietet Dr. Michael Lex in seinem bei Beck in München erschienenen Buch „Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist“ (geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Man braucht mit des Verfassers Auffassung vom Wesen des Dramatischen und insbesondere der dramatischen Idee nicht übereinzustimmen und wird doch der Lektüre dieses Kapitels wie des ganzen Buches — der Abschnitt über Grillparzer ist noch liebevoller und eindringender — viele schöne Anregungen verdanken.

Digitized by Google

Eine Reihe volkstümlicherer Schriften, die der 9. Mai hervorgerufen hat, und die deshalb — im guten wie im bösen Sinne — mehr oder minder den Festschriftcharakter tragen, seien hier nur kurz erwähnt. So haben Prof. J. Wychgram, Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer bei L. Oehmigke (R. Appelius) in Berlin (SW. 12) eine kleine Schrift erscheinen lassen, die sich „Schiller und die Seinen“ betitelt (Preis 70 Pf.), und die hauptsächlich für die heranwachsende Jugend bestimmt ist. In ihr soll der Mensch Schiller in seinen menschlichen Beziehungen gezeigt werden, Schiller im Familien- und Freundeskreise, in seinem Verhältnis zu seiner ältesten Schwester Christophine und zu Lotte von Lengefeld, den beiden Frauen, die ihm im Leben am nächsten gestanden haben. Und in der Tat kommt gerade in diesen einfachsten und innigsten Beziehungen von Mensch zu Mensch die edle Reinheit von Schillers Persönlichkeit in ihrer erzieherischen Bedeutung erhebend zum Ausdruck. Aus Schillers Briefwechsel werden dabei zahlreiche Proben gegeben.

Unter den Festschriftstellern fehlt — selbstverständlich möchte man fast sagen — auch der unermüdliche Adolph Kohut nicht. Sein Buch über „Friedrich Schiller und die Frauen“ läßt (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geh. Mk. 3.50, geb. 5 Mk.) an Fülle der Gesichte nichts zu wünschen übrig: wir lernen Schillers Verhältnis zu seiner Mutter und seinen drei Schwestern kennen; werden mit den Mädchen und Frauen seines „Liebesfrühlings“ vertraut, verfolgen seine Beziehungen zu Schauspielerinnen, Sängerinnen und Dichterinnen, Gönnerinnen und Fürstinnen und sehen ihn im Verkehr mit seinen weiblichen Familienangehörigen. Daneben werden Urteile Schillers über Frauen, Liebe und Ehe zum bunten Strauße gebunden und Abhandlungen über die weiblichen Typen und Figuren in Schillers Dichtungen beigesteuert. Leider fehlt dem allen nur die rechte Kritik, die aus dem zusammengerafften Kunterbunt erst ein einheitliches förderndes Gebilde machen könnte, das uns wirklich zeigte, welchen „bedeutsamen Einfluß das weibliche Element auf Schiller von seiner frühesten Jugend bis an sein Lebensende geübt und ... wie es auch auf seine dichterischen Gestalten maßgebend eingewirkt hat.“ Und was schlimmer: es wimmelt von Unrichtigkeiten, Schiefheiten und vagen Behauptungen in der Darstellung.

Der nationale Gedenktag des 9. Mai hat, wie zu erwarten, das Gedächtnis an jenen anderen Schillertag, den 10. November 1859, wachgerufen, der jenen unvergeßlichen Zusammenschluß aller vaterländisch und freiheitlich gesinnten Kreise des geistigen Deutschlands unter dem Banner des Don Carlos- und Tell-Dichters sah. Und mit Stolz hat man sich der Männer erinnert, die damals für Schiller und das unter seinem Namen beschlossene Ideal nationaler Einigung in öffentlicher Rede zeugten. So lag der Gedanke nahe, die hervorragendsten der damals gehaltenen Schiller-Reden auch dem gegenwärtigen Geschlecht leicht wieder zugänglich zu machen. Der Ulmer Verlagsbuchhändler Heinrich Kerler hat diesen Gedanken verwirklicht, indem er die Reden Jakob Grimms (Berliner Akademie der Wissenschaften), Ernst Curtius' (Universität Göttingen), Friedr. Th. Vischers (St. Peterskirche in Zürich), Karl Gutzkows, Moriz Carrières u. a. neu drucken und zu einem Bande vereinigen ließ (Ulm, Heinrich Kerler; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). — Auch Emil Palleskes am 10. November 1863 im Anschluß an die fünfzigjährige Gedenkfeier der Leipziger Völkerschlacht gehaltene Schillerrede, die in wirkungsvollem, warmherzigem Vortrag den Dichter gleichfalls als geistigen Mitkämpfer jener großen Befreiungszeit feiert, ist neuerdings im Druck erschienen (Stuttgart, Carl Krabbes Verlag).

Vernehmen wir so noch einmal das lebendige Echo jener stürmischen Begeisterung, die Schillers Gedächtnis in den fünfziger und sechziger Jahren erweckte, so sind auch schon die Stimmen gesammelt worden, die uns Schiller im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts zeigen (mit dem Schiller-Bildnis nach A. Graff; Jena, Herm. Costenoble; geb. 4 Mk.). Der Kieler Universitätsprofessor Eugen Wolff hat diese „Stimmen über Schillers Wirkung auf die Gegenwart“ eingeleitet, indem er Schillers Bild im Wandel der Zeiten betrachtet und — gewiß keine kleine Arbeit — die einzelnen Urteile nach hervorstechenden Gesichtspunkten geordnet hat. So sehen wir Schiller von den einen als politischen Erzieher, als Verkörperung der deutschen Volksseele, als Erwecker des Idealismus, als Erzieher zur Persönlichkeit, als Christen und als geistigen Befreier gewürdigt, während andere seine Wirkung als Künstler, als Dramatiker, als Historiker, als Volksbildner betrachten, noch andere seinen Einfluß auf die Frauenwelt, auf die „Moderne“, auf die Lehrerschaft abschätzen oder „Schillers Zukunft“ erwägen. Wir machen ein paar Stichproben. D. Friedrich Naumann schreibt: „Schiller bleibt für die politische Erziehung des deutschen Volkes von unschätzbarem Werte, weil er den Geist der freien Vaterlandsliebe in eine Form gebracht hat, die nie durch Byzantinismus verdorben werden kann. Wilhelm Tell gehört zu den Grundelementen des politischen Gewissens der Nation.“ Prof. Alex. Baumgartner S. J. schließt sein Urteil mit dem charakteristischen Satze: „In Kreuz und Leiden ist Schiller zum heldenhaften Charakter erstarkt und hat der ‚Religion des Kreuzes‘ Huldigungen dargebracht, welche immerdar fruchtreich weiterwirken werden.“ Helene Lange, die Vorkämpferin der Frauenbewegung, bekennt: „Was Schiller dauernd seine Wirkung sichern wird, das ist die absolute sittliche Kraft seiner Weltanschauung. Wie auch das ästhetische Empfinden der Menschen sich wandeln und wie diese Wandlung auch das ästhetische Urteil über Schiller beeinflussen möge, so wird doch die Energie, mit der er die sittlichen Probleme erfaßt, die Wucht, mit der

Digitized by Google

er sie als Inhalt des Lebens zur Geltung bringt, dauernd als ein über Zeit und Raum hinaus Mächtiges empfunden werden." Scharf neben diesen Urteilen steht das lakonische Prof. Richard Muthers: „Schiller hat mich begeistert bis zu meinem fünfzehnten Jahre, und solche Jugendbegeisterung ist einem heilig, auch wenn man sie später kaum mehr verstehen kann." Durch prägnante Kürze zeichnet sich auch D. Dr. Ad. Hausraths (George Taylors) Geständnis aus: „Schiller trank ich als Champagner, Goethe als Rheinwein." Man sieht, das Konzert der Stimmen ist recht bunt und nicht immer harmonisch, das Ganze aber wird man als interessantes Dokument der Zeitstimmung schätzen müssen.

Einen besonders reichen Blütenflor hat das erfreuliche Bestreben getrieben, uns den Gefeierten im Bilde vorzuführen. Zu den schon im Maiheft besprochenen Veröffentlichungen haben sich inzwischen noch weitere gesellt, unter ihnen einige, die besonders warme Empfehlung verdienen. Da ist zunächst ein gediegen ausgestatteter Großquart-Band mit dem bezeichnenden Titel: **Schiller. Eine Biographie in Bildern**, ein vermehrter Sonderabdruck aus dem bekannten „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von Dr. **Gustav Könnecke** (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhdlg.; geb. 3 Mk.). Hier finden wir 209 Abbildungen aus Schillers Leben wiedergegeben, in erster Reihe Porträts, die uns seine Erscheinung aus den Jahren der Karlsschule bis zu seinem Todesjahre vorführen, dann aber auch Bildnisse seiner Angehörigen, seiner Freunde und Zeitgenossen, Abbildungen für ihn bedeutungsvoller Landschaften und Stätten, Faksimilia aus ersten Ausgaben, wichtigen Briefen usw. Anschaulicher und unmittelbarer als aus mancher Biographie steht so des großen Toten irdische Erscheinung und das Bild seiner Zeit vor uns auf. Zu einer besonderen Zierde gereicht dem Heft eine Heliogravüre nach dem Gemälde von Ludovike Simanowiz, die auch einzeln bezogen werden kann (Preis Mk. 1.50, gerahmt Mk. 3.50).

Eine Bildermappe mit den **authentischen Schiller-Bildnissen** hat die Photographische Gesellschaft in Berlin (C., Stechbahn 1) herausgegeben. Es sind Heliogravüren in meistens vortrefflicher Technik und von schönster künstlerischer Wirkung; nur für die Wiedergabe der Danneckerschen Büste eignet sich diese Reproduktionsart nicht sonderlich. Die nicht zahlreichen authentischen Bilder von Schiller weichen zum Teil so bedeutend voneinander ab, daß man sich bisweilen kopfschüttelnd fragt, ob das wirklich ein und dieselbe Persönlichkeit gewesen sein kann. Das gilt z. B. für die Bilder von Höflinger (1781) und von Weitsch (1804). Graffs, Ludovike von Simanowizens und Kügelgens Bilder geben, in ziemlicher Übereinstimmung untereinander, am besten den Typus Schillers wieder, d. h. das Bild, das wir von ihm im Sinne haben. Sehr wertvoll ist die Studie zu dem Simanowizschen Bilde, die sich in Weimarer Privatbesitz befindet und nun hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit tritt, ein Pastell-Brustbild, das den Reiz überzeugender Ursprünglichkeit hat. J. F. A. Tischbeins (des Jüngeren) Bildnis, gleich dem von Weitsch im letzten Lebensjahre des Dichters gemalt, kann sich dessen leider nicht rühmen, da es nach der Danneckerschen Büste vollendet werden mußte.

Wahrscheinlich bald nach Schillers Tode hat Kügelgen sein Bild vollendet; eine farbige Wiedergabe dieses Gemäldes haben die Leser ja in unserem Maiheft gefunden. Doch wollen wir hier nachtragen, daß auch dieses Bild, genau wie das Tischbeinsche, in zwei Exemplaren existiert. Das unserer Reproduktion zugrunde gelegte kleinere Gemälde (wahrscheinlich das frühere), jetzt, wie bemerkt, im Besitze des Herrn Prof. Dr. H. Vaihinger in Halle a. S., ist nicht identisch mit dem aus Alexisbad, aus dem Nachlaß der Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg stammenden Exemplar, das vielmehr in den Besitz des Herrn Oberamtmanns Schnock in Ballenstedt gelangt ist, sondern stammt aus dem Besitz einer anhaltinischen Adelsfamilie.

Endlich möchten wir noch erwähnen, daß im Kunstverlage von F. A. Ackermann (München) ein lebensgroßes **Brustbild Schillers in farbiger Künstlerzeichnung** (von Hans Best) erschienen ist (Preis 3 Mk.). Das Bild ist hauptsächlich als dekorativer Wandschmuck für größere Räume, Vereinssäle, Schulzimmer und Lesehallen geeignet. Der Dichter ist auf dem 40 × 54 cm großen Blatt als etwa Dreißigjähriger aufgefaßt, in dem der reife Mannesernst eben über den stürmenden, gärenden Drang des Jünglings zu triumphieren beginnt.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Heinrich Jordan

Königl. Preuß. Hoflieferant

BERLIN
SW. 12

Eigene Weberei in Ober-Oderwitz

Wäsche-Fabrik in Berlin

Geschäftshaus

Markgrafen-str. 102-107

Eigene Trikotagen-Fabrikation in Chemnitz

Die Firma beschäftigt ca. 2400 Pers.

Goldene Staats-Medaille

Neuheiten in Blusen.

Lilly. Weißer Batist, m. Stickerei-eins. Abknöpfb. Krag. M. **5,00**
Ähnliche Form, aus weißem Leinen, mit Hohlsaum . . M. **8,75**

Kitty. Mercerisierter Batist, weiß oder ecru, mit reicher Stickerei . . . . . . M. **8,50**
Aus weißem Etamine, mit ecru Stickerei . . . . . . M. **9,75**

Ruth. Feiner, englischer Zephyr, blau- oder rot-schottisch mit eleganten Streifen . . . . . M. **7,50**
Aus gestr. Zephyr M **7,25**

Ines. Gestreifter Wollstoff, grau-, mode- oder reseda-weiß M. **9,50**
Karierter Wollstoff, marine-grün oder marine-rot . . . . M. **8,00**

Madrid. Bastseide, mit ecru Stickerei . . . . M. **13,50**
Ähnliche Form, mit bunter Stickerei . . . . M. **15,00**

Maldon. Reinseid. Louisine, mit Stickerei in Madeira-Geschmack, weiß, hellblau, rosa, schwarz, marine, bordeaux oder champagne M. **17,50**

Lesina. Woll-Voile, reseda, grau, mode oder creme, mit eleganter Spitzengarn. M. **13,00**

Antonie. Weißes Leinen, mit Stickerei in Madeira-Geschmack . . . . M. **14,50**
Ähnliche Form, aus mercer. Batist, weiß od. hellblau M. **17,50**

Der ca. 3000 Abbildungen enthaltende

Haupt- (Frühjahrs-) Katalog mit allen Saison-Neuheiten

der Bekleidungs- und Einrichtungs-Branche wird auf Wunsch postfrei zugesandt.

Digitized by Google

Vom Simplontunnel.

Es war ein für die Geschichte des modernen Verkehrs höchst bedeutsamer Augenblick, als am Sonntag, dem 2. April d. J., mittags zwölf Uhr beim eisernen Tor des Simplontunnels der italienische Festzug mit dem schweizerischen zusammentraf und als sich nun unter gegenseitigen jubelnden Zurufen das Tor auftat, um einen neuen wichtigen Verkehrsweg zwischen den beiden Nachbarländern Italien und der Schweiz zu eröffnen. Ingenieur Brandau und der Bischof von Novara einerseits sowie Ingenieur Sulzer und der Bischof von Sitten anderseits überschritten zuerst die Tunnelweite und umarmten einander. Unter den Klängen der schweizerischen und der italienischen Nationalhymne beglückwünschten sich die Italiener und die Schweizer zu der Vollendung eines Werkes, das für nun und alle Zeit zu den Großtaten der modernen Technik zählen wird. Im Rahmen dieser Zeitschrift ist ja die Durchbohrung des Simplons seiner Zeit von fachmännischer Seite ausführlich behandelt worden; so mag es hier genügen, an die gewaltigen Schwierigkeiten zu erinnern, die sich der Vollendung des Werkes entgegenstellten. Jetzt aber, da es abgeschlossen und gekrönt vor den bewundernden Augen der Zeitgenossen dasteht, geziemt es sich vor allem derer zu gedenken, die — oft mit Einsetzung ihres Lebens — daran mitgearbeitet haben. Dieser Gedanke bewegte auch die Leitung der Schweizerischen Bundesbahnen, das Eidgenössische Post- und Eisenbahndepartement sowie die Baugesellschaft für den Simplontunnel Brandt, Brandau u. Co., als sie übereinkamen, zum bleibenden Andenken an die erfolgreiche Zusammenarbeit aller an dem Werk Beteiligten jene **Medaille** schlagen zu lassen, deren Vorder- und Rückseite hier abgebildet ist. Die eine Seite erinnert daran, daß das Werk ein Triumph der zivilisatorischen Arbeit ist und vor allem dem Frieden der Völker zu dienen hat, indem es die handelspolitischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Italien enger knüpft und zur Wohlfahrt dieser Staaten einen neuen wichtigen Anstoß gibt. Ein Merkur legt dementsprechend die Friedenspalme zwischen den Wappen beider Länder, der Schweiz und Italien, nieder. Unten rechts faucht die Lokomotive aus dem Tunnel hervor, oben über dem Tunnel stehen die Zahlen 1898—1905, links an der Simplonwand befindet sich die Inschrift: „Aux collaborateurs et ouvriers du percement du Simplon. Longueur 19803 m.“ Oben, seitlich über der Simplonwand, erblickt man eine Landschaft Italiens. Auf der anderen Seite der Medaille findet sich die Szene dargestellt, wie die Arbeiter von der italienischen und der schweizerischen Seite durch den eben durchgeschlagenen Stollen sich die Hände reichen und sich unter Freudenrufen in die Arme stürzen. Einige rufen das freudige Ereignis anderen weiter in der Ferne arbeitenden zu. Auf einem Felsblock steht die Inschrift: „Souvenir de la rencontre des galeries. Fevr. 1905.“ — Der Schöpfer der schönen Medaille ist der Baseler Medailleur Hans Frei.

Google

Google

Geschäftliches.

Wir erfahren von der **Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin,** daß sie einem vielfach geäußerten Wunsche aus dem Kreise der Verbraucher von „Agfa-Artikeln“ zufolge die Herausgabe einer farbenempfindlichen Momentplatte unter dem Namen **„Agfa“-Chromo-Platte** beschlossen hat. Die neue Platte weist bei großer Allgemeinempfindlichkeit eine vorzügliche Gelbgrünempfindlichkeit auf und ist im Verhältnis von Blau- zu Gelbgrünempfindlichkeit derart abgestimmt, daß bei normal kurzer Belichtung ohne Gelbscheibe eine Wiedergabe von Blau und Gelb erreicht wird, die in allen Fällen von Landschaftsphotographie ausreicht. Nur in gewissen Fällen, bei Reproduktionen, ist eine Gelbscheibe nicht zu umgehen. Im übrigen zeigen die neuen Platten alle guten Eigenschaften der gewöhnlichen „Agfa“-Platten, also saubere Präparation, gute Klarheit, Kraft, Modulation, sie entwickeln und fixieren gleichmäßig und rasch, zeigen keine Neigung zum Kräuseln usw. Nach allem dürften die „Agfa“-Chromo-Platten sich bald einen Platz im photographischen Geschäft sichern.

Anläßlich des fünfzigjährigen Bestehens **Westerlands auf Sylt** gelangen am Strande weitgehende Verbesserungen zur Ausführung, die den ungeteilten Beifall unserer Gäste finden dürften. Die allgemein beliebten Strandrestaurationshallen werden direkt an den Dünenfuß verlegt, wodurch der Vorstrand bedeutend verbreitert werden wird, die Plattform beim Musikpavillon soll derartig erweitert werden, daß auf ihr 2000 bis 3000 Personen gleichzeitig Platz finden können, um den Klängen der erheblich verstärkten Kurkapelle zu lauschen, und endlich wird an Stelle der alten Lesehalle auf den eingeebneten und mit Rasen belegten Dünen zwischen Strand- und Friedrichstraße eine vollständig neue Lesehalle errichtet, von welcher aus man einen herrlichen Ausblick auf unser unvergleichlich schönes Meer und auf das bunte Leben und Treiben am Strande genießen wird.

Ist ein photographischer Apparat oder ein Musikinstrument lehrreich und unterhaltend, so ist ein Operngucker oder Feldstecher ein nützlicher Begleiter auf der Reise oder im Theater. Für Liebhaber von einem dieser Gegenstände wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß das altrenommierte Versandhaus **Eugen Lorber, Dresden-N.,** Ritterstraße 12, photographische Apparate jeglicher Konstruktion, Musikinstrumente aller Art und Operngläser vom einfachsten bis zum modernsten Prismen-Fernrohr zu ganz kleinen monatlichen Teilzahlungen abgibt. Reflektanten verweisen wir auf heutige Beilage, aus welcher alles Nähere ersichtlich ist.

Blumenfreud — Blumenleid. Zwei Kinder Lu und Jo schrieben in ihrem 13. bezw. 14. Lebensjahr ein Märchen-Versspiel, welches bereits die Feuerprobe in öffentlichen Vorlesungen glänzend bestanden hat. — Das Publikum, berichten die Zeitungen, ließ sich „bewundernd zu lautem Beifall hinreißen.“ — Wir haben ein Werk vor uns, das sich in jedes Kinderherz, in die Seele der Erwachsenen einnisten wird, ein Werk, das der Erinnerung die schönsten Feste bereiten muß. Es erfüllt uns mit Sehnsucht nach jenen ernsten und heiteren Spielen, bei denen uns Blumen ein verheißungsvolles Glück vor die hoffnungserfüllten Augen spiegelten. — Das Werk, in einer luxuriös ausgestatteten, von Franz Stassen reich illustrierten Ausgabe, zeigt eine schöne Seele in einem würdigen Gewande.

Das **Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck** bei Blankenburg, Schwarzatal, das in den drei ersten Jahren seines Bestehens einen erfreulichen Aufschwung genommen, hat einen großartig angelegten und mit allen neuzeitlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Neubau in Betrieb genommen, der eine Sehenswürdigkeit des Schwarzatals geworden ist. Alle modernen Heilfaktoren und alle neuzeitlichen Wohnungsbequemlichkeiten dienen dazu, um Erholungsbedürftige, Nervöse, Rheumatiker, Herz- und Verdauungskranke, an Frauenkrankheiten Leidende u. a. einen erfolgversprechenden angenehmen Aufenthalt zu gewährleisten. Kostenfreie Illustr. Prospekte u. Auskünfte erhält man von den Besitzern u. Ärzten Dr. Paul Wiedeburg u. Dr. Karl Schulze.

Milchförderndes Mittel für stillende Frauen.

Von Hunderten von Aerzten und Hebammen erprobt und glänzend begutachtet. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Broschüre „Natürl. Säuglingsernährung“ gratis durch

Vasogen-Fabrik Pearson & Co., Hamburg 56.

Romane

und Erzählungen für die Reisezeit.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Ossip Schubin

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Asbein. Aus dem Leben eines Virtuosen. Vierte durchgesehene Auflage. Geheftet 6 Mk., gebunden 7.25 Mk.

Slavische Liebe. Zwei Erzählungen. (Bludička [2. Aufl.] — Eine Mainacht.) Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Gräfin Erikas Lehr- und Wanderjahre. Roman. Drei Bände. Vierte Auflage. Geheftet 9 Mk., gebunden 12 Mk.

Toter Frühling. Roman. Zwei Bände. Dritte Auflage. Geheftet 6 Mk., gebunden 8 Mk.

Heil dir im Siegerkranz! Erzählung. Dritte unveränderte Auflage. Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt? Roman in drei Bänden. Dritte Auflage. Geheftet 9 Mk., gebunden 12 Mk.

Wilhelm Raabe

Prinzessin Fisch. Eine Erzählung. Geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Villa Schönow. Eine Erzählung. Geheftet 6 Mk., gebunden 7 Mk.

Deutscher Adel. Eine Erzählung. Geheftet 3.60 Mk., gebunden 4.60 Mk.

Wilhelm Jensen

Unter heißerer Sonne. Novelle. Zweite durchgesehene Auflage. Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Sophie Junghans

Junge Leiden. Roman. Geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Adalbert Meinhardt

Weshalb? Neue Novellen. Inhalt: Weshalb? — Im Nonnengarten. — Eine Studienreise. Geheftet 3.60 Mk., gebunden 4.60 Mk.

Vier Novellen. Inhalt: Alt-Heidelberg. — Georg Hansen. — Die Mönche von Fontana. — Der Falke. Geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Digitized by Google

Die Urft=Talsperre bei Gemünd in der Eifel.
Nach einer photogr. Aufnahme von Emil Kaiser, Düren [Rheinland].)

Vor sechs Jahren wurden im Eifeltal (zwischen Heimbach und Gemünd), das von der Urft durchströmt wird, die ersten Spatenstiche zu dem gewaltigen Werk getan, das jetzt vollendet dasteht und von dem die nebenstehende Abbildung einen Teil wiedergibt. Welche wichtige nationalökonomische Aufgaben eine solche Talsperre zu erfüllen hat, braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Die furchtbaren Verheerungen, die das Hochwasser z. B. in Schlesien während des Jahres 1897 angerichtet hat, sind ja noch in aller Gedächtnis. So erscheint es gewiß als keine Verschwendung, wenn man nachgerechnet hat, daß während weniger Jahre allein im Rheinland und in Westfalen ohne Staatshilfe über 30 Millionen Mark für Talsperren aufgewendet worden sind. Alle diese Anlagen verdanken ihre Entstehung dem jüngst verstorbenen genialen Techniker Geh. Regierungsrat Prof. Dr. ing. Intze. Er hat auch die Urft=Talsperre bei Gemünd geschaffen, die größte derartige Anlage in ganz Europa, ein Werk, auf das die deutsche Technik mit Recht stolz sein darf. Das Staubecken faßt einen Wassergehalt von 45500000 kbm, die Oberfläche des Wassers nimmt 216 ha ein.

Die Entwöhnung der Kinder im Sommer ist schwieriger als in anderer Jahreszeit, da die Kinder sehr oft durch die Darreichung von Kuhmilch an Magen= und Darmstörungen erkranken. Man gibt die Kuhmilch deshalb lieber zuerst vermischt mit einer dünnen Suppe von Kufekes Kindermehl, welches die Kuhmilch leichter verdaulich macht und den Nährwert derselben erhöht. Man erzielt auf diese Weise eine geregelte Verdauung, den besten Schutz gegen die sogenannten Sommererkrankungen.

ORIENTALISCHE PILLEN
RATIE, ... 5, pass. Verde. u. Paris.
Berlin, ... Spandauerstr. 77. — München, ... Frankfurt ... — Breslau, ...

Blooker's Cacao

obgleich Getränk, kommt in seiner Ausnutzung in den Verdauungsorganen den feinen Brotsorten gleich, besitzt mithin als Getränk eine ausserordentlich grosse Nährkraft.

Gratisproben durch das Hauptdepôt Berlin NW., Schiffbauerdamm 16.

(Neueste Verdauungsversuche von Prof. Dr. J. Forster in Strassburg/Els.)

Nach **Norwegen, Spitzbergen und dem ewigen Eise**

auf dem eleganten Salondampfer **„Oihonna"**.
Abfahrt von Kiel. Reisedauer vom 5.–31. Juli und vom 5.–31. August.

Prospekte bei Polarfahrer **Capt. Bade's Söhne, Wismar** i. Meckl.

Digitized by Google

9 Nordland-fahrten
während der Monate Juni, Juli und August

Nach Island und dem Nordkap
ab Hamburg 12. Juli

Nach der „Kieler Woche"
ab Hamburg 22. Juni

2 Reisen nach berühmten Badeorten
ab Hamburg 6. Juni und 2. September

Rivierafahrten
Von Anfang Januar bis 10. Mai

Hamburg-Paris
auf dem Seewege
laut Fahrplan

Berlin-Dover,
Berlin-London,
Hamburg-Dover-London
laut Fahrplan

Nach England Irland und Schottland
ab Hamburg 15. August

Reisen nach Portugal
ab Hamburg mehrfach wöchentlich

Kurfahrt zur See
ab Hamburg 8. Juli

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, Hamburg.

162

Unmittelbar nach Ihrer Frühjahrserkältung

trinken Sie bei **Stuhlträgheit** und **Haemorrhoiden** nach Anordnung Ihres Arztes 30 Tage je 1 Flasche **Salzschlirfer Bonifacius.**

Prospekt d. d. Direktion des Bades Salzschlirf

Brockhaus
Konversations-Lexikon

Neueste revidierte Jubiläums-Ausgabe liefern wir komplett in 17 starken Halblederbänden unter Bedingungen, welche eine kaum fühlbare Anschaffungsweise bedeuten. Illustrierten Luxusprospekt No. 220 I auf Verlangen **gratis.**

Bial & Freund, Breslau 2

Vertreter wollen sich melden

Auf blauem Wasser

Ein Buch von der See für die deutsche Jugend
von

P. G. Heims,
Kaiserl. Marinepfarrer a. D.

2. vermehrte Auflage. 27 Bogen gr. Oktav, 184 Textbilder und 6 farbige Kunstblätter

Preis gebunden 8 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Soeben ist in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Pesch, Heinrich, S. J., Lehrbuch der Nationalökonomie.

Erster Band: *Grundlegung.* gr. 8° (XIV u. 486) *M.* 10.–; geb. in Leinwand *M.* 11.50

Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet; der zweite Band wird die *„Allgemeine Nationalökonomie"*, der dritte Band die *„Besondere Nationalökonomie"* behandeln.

Aus dem Vorwort: Ich habe mich bemüht, ein einheitliches System der Volkswirtschaftslehre au zubauen, dessen Besonderheit in der konsequenten Durchführung der anthropozentrisch-teleologischen Auffassung (der Mensch Subjekt und Ziel der Wirtschaft) besteht, in der Verbindung der kausalen und teleologischen Betrachtung, in der Betonung des Staatszweckes und seiner Bedeutung für die Erkenntnis des Zieles der Volkswirtschaft, in der Hervorhebung des praktischen Charakters der Volkswirtschaftslehre, in der Verbindung der induktiven und deduktiven, der analytischen und synthetischen Methode. Das ganze System ist beherrscht von der Idee der sozialen Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit nicht nur für den einzelnen, sondern auch für das Ganze, jede Klasse, jeden Stand. Das Solidaritätsprinzip, im Sinne sozialer Rechtsforderung, erscheint als das höchste und letzte Organisationsprinzip der Volkswirtschaft, der Solidarismus als ein zwischen Individualismus und Sozialismus vermittelndes System. Den unsere Zeit bewegenden besonderen Fragen der sozialen Reform soll jedesmal eine ausführlichere Behandlung zu teil werden.

Digitized by Google

Bilder aus der Zeit.

Reinhold Begas in seinem Atelier.
(Nach einer photogr. Aufnahme von Hugo Leo Held, Charlottenburg.)

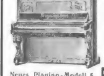
Reinhold Begas, der im nächsten Sommer sein 75. Lebensjahr vollendet, ist jetzt wohl der populärste Bildhauer, den Deutschland sein eigen nennt. Eine große Anzahl monumentaler Arbeiten verkündet seinen Ruhm. Dabei ist seine Arbeitskraft aber noch keineswegs gesonnen, zur Rüste zu gehen und auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Begas' jüngstes Werk ist ein Prometheus, der voraussichtlich auf der Großen Berliner Kunstausstellung dieses Sommers zum ersten Male an die Öffentlichkeit treten wird.

Stottern
heilen gründl. **Dir. C. Denhardt's** Anst. **Loschwitz** b. Dresden, **Stuttgart, Burgsteinfurt.** Herrl. Lage. Honorar **nach** Heilung. Prosp. grat. **Aelteste staatlich** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Haemogallol
ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für
Bleichsüchtige und Blutarme
geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.
Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sondern auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.
Haemogallol wird selbst vom zartesten u. kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.
Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe gern genommen.
Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogallol-Tabletten zum Preise von M. 2,40.
E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**
Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Actien-Gesellschaft
für
ANILIN-FABRIKATION
BERLIN S O. 36.
Wichtig für die
Landschafts-Photographie:
Neu!
„AGFA"-Chromo-Platten.
Ohne Gelbscheibe zu verwenden.
Bedeutende Allgemeinempfindlichkeit.
Hervorragende Gelb- u. Grünempfindlichkeit.
Vorzüglich für das
Hochgebirge!
Bezug durch den
Photo-Handel

Steinway & Sons
New-York **HAMBURG** ... London
Schanzenstraße 20/24
Hof-Pianoforte-Fabrikanten
Man verlange Katalog!

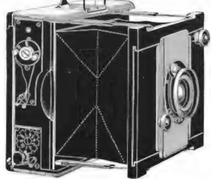


Neues Pianino-Modell 5
M 1200 netto

Neues Flügel-Modell 00
M 2100 netto

Goerz Anschütz Klapp-Camera

mit



Goerz-Doppel-Anastigmat

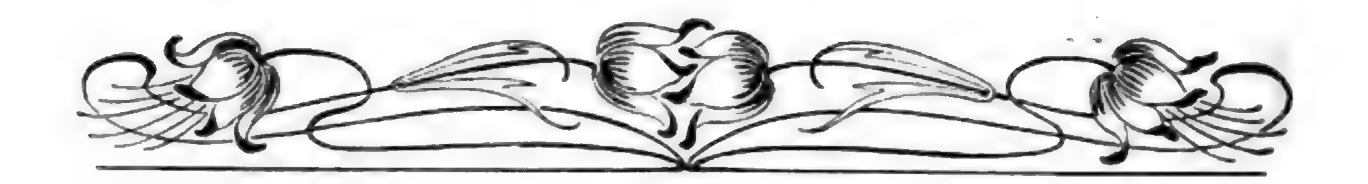
Erstklassig, handlich, leicht, für Zeit- und Momentaufnahmen (bis 1/1000 Sekunde) eingerichtet, **gestattet mit Goerz-Tele-Ansatz Fernaufnahmen.** Zu beziehen durch alle einschlägigen Handlungen und durch

Optische Anstalt **C. P. Goerz** Aktien-Gesellschaft

Berlin-Friedenau 28

London 1/6 Holborn Circus EC — Paris 22 Rue de l'Entrepôt — New York 52 East Union Square

Kataloge über photographische Artikel und Ferngläser gratis.



Bis zum 20. März gingen nachfolgende neuerschienene Werke ꝛc. ꝛc. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig nur die Titel und behalten uns eine etwaige Besprechung nach genauer Auswahl für später vor.

Adickes, Erich: Charakter und Weltanschauung. Akademische Antrittsrede. Preis 90 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. März 1905. Heft 3. Preis jährlich 5 M. Leipzig, Ed. Liesegang's Verlag.

Andro, L.: Die Augen des Hieronymus. Novellen. Preis 2 M. Berlin, Dr. Franz Ledermann.

Auch ein zu guter Lehl. Von C. A. H. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau, Fa. Mahlau u. Waldschmidt.

Aus der Natur. Zeitschrift für alle Naturfreunde. Herausgegeben von W. Schoenichen. 1. Jahrgang. Heft 1. Stuttgart, Erwin Nägele.

Balzac's Ausgewählte Werke. Übersetzt von Alfred Brieger. Band 1. Die alte Jungfer. Preis M. 2.50. Berlin, Dr. Franz Ledermann.

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf. München, Georg Müller.

Beck, Julius: Das Recht von fünf Millionen. Roman aus dem sozialen Leben des neuen Mittelstandes. Preis 50 Pf. München, Münchener freie Vereinigung für staatliche Pensions-Versicherung der Privatbeamten.

Bélart, Hans: Ernst Häckels Naturphilosophie. Preis 1 M. Berlin, Franz Wunder.

Bellermann, L.: Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. Bd. 1 u. 2. Preis geb. je 6 M. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Benndorff, Friedrich Kurt: Geläut durch die Stille. Gedichtkreise. Preis 2 M. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Bensen: Olle Bückebörger Döhnchen. Zweites Heft. Preis geb. 1 M. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Bleibtreu, Karl: Vivat Fridericus! Psychologische Schlachtdichtungen. I. Bd.: Von Lowositz bis Leuthen. II. Bd.: Von Zorndorf bis Torgau. Preis des Bandes 4 M. Berlin, Alfred Schall.

Borse, Wilhelm: Sinnen und Sagen. Gedichte. Preis 2 M. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Bölsche, Wilhelm: Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. Berlin, Hermann Seemann Nachf.

Bosch-Ido: Gedankenflug. Gedankenkranz und Gedankensplitter. Preis M. 1.20. Stuttgart, Strecker und Schröder.

Brunner, Karl: Unser Schiller. Festgabe zur hundertsten Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers (9. Mai 1905) dem Volke dargeboten. Preis 50 Pf. Pforzheim, Otto Rieckers Buchhandlung.

Carneri, B.: Grundlegung der Ethik. Volksausgabe. Preis 1 M. Stuttgart, Alfred Kröner Verlag.

Cron, K.: Beschriebene Blätter. Dilettanten-Poesien aus der Jugendzeit. Preis M. 1.50. Wien, Josef Safár.

Das neue Weltalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. Preis M. 2.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Lyon. Heft 15. Paul Heyse, Kolberg. Erläutert von Heinrich Gloël. Heft 16. Franz Grillparzer, Libussa. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Erläutert von Richard M. Meyer. Heft 17. Theodor Storm, Pole Poppenspäler. — Ein stiller Musikant. Erläutert von Otto Ladendorf. Heft 18. C. F. Meyer, Der Heilige. Erläutert von Karl Credner. Heft 19. Wilhelm Raabe, Alte Nester. Erläutert von Paul Gerber. Heft 20. Adalbert Stifter, Studien. Erläutert von Rudolf Kurst. Preis des Heftes 50 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Deutscher Ordens-Almanach. Handbuch der Ordens-Ritter und Ordens-Damen deutscher Staatsangehörigkeit. Herausgegeben unter amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen von der Deutschen Ordens-Almanach-Gesellschaft. Jahrgang 1904/1905. Preis geb. 12 M. Berlin, Carl Duncker.

Dramaturgische Blätter. Monatsschrift für das gesamte Theaterwesen. Begründet von Karl-Ludwig Schröder. 1. Jahrg. Nr. 1/2. Wien, Rudolf Lechner u. Sohn.

Drews, A.: Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Preis 60 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Eckart, Dietrich: Familienväter. Tragische Komödie in 3 Aufzügen. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Eggebrecht, Alfr.: Die Pipelhühner. Berlin, Th. G. Fisher u. Co.

Engel, Th., und Karl Schleußer: Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse. Gemeinverständlich dargestellt. Lfrg. 1/7. Preis je 60 Pf. Ravensburg, Otto Maier.

Erfindungen und Erfahrungen, Neueste, auf den Gebieten der praktischen Technik, Elektrotechnik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirtschaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Koller. XXXII. Jahrgang. Heft 4. Preis 60 Pf. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Esche, J. A.: Ritter der Landstraße. Nach den Tagebuchblättern eines Handwerksburschen. Preis 1 M. Kiel, Robert Cordes.

Essays Moderne. Herausgeber: Hans Landsberg. Heft 2. Kainz von Ferdinand Gregori. Heft 45. Moderne Plastik von Max Osborn. Heft 50. Otto Erich Hartleben von Hans Landsberg. Preis je 50 Pf. Berlin, Gose u. Tetzlaff.

Ficker, Ludwig von: Inbrunst des Sturmes. Ein Reigen Verse. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Foerster, Fr. W.: Technik und Ethik. Eine kulturwissenschaftliche Studie. Leipzig, Arthur Felix.

Frech, F.: Aus der Vorzeit der Erde. Beiträge über allgemeine Geologie. Preis geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Frensdorff, Walter: Kaiser Tod. Tagebuchblätter und Briefe. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Friedrich, M. von: Was ist die Liebe? Heiteres und Ernstes. Preis M. 1.50. Leipzig, Raimund Gerhard.

Friedrich, Paul: Apollon und Dionysos. Ein Beitrag zur dualistischen Weltanschauung. Dem Andenken Otto Weiningers. Berlin, Richard Schröder (vorm. Ed. Döringß Erben).

Haas, H. v.: Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller und Universal-Haus-Secretär für alle in den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen sowie im Geschäfts- und Privatleben vorkommenden Fälle. Lfrg. 1. Preis 40 Pf. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Gatha's des Awesta, Die. Zarathushtra's Verspredigten. Übersetzt von Christian Bartholomae. Preis 3 M. Straßburg, Karl J. Trübner.

Gemeinnützige Blätter für Hessen und Nassau. Zeitschrift für soziale Heimatkunde. Herausgeber W. Nobelt. 7. Jahrg. Nr. 1. Preis 25 Pf. Frankfurt a. M., Verlag der „Gemeinnützigen Blätter für Hessen und Nassau".

Grazie, M. Eugenie delle: Sämtliche Werke. Neunter Band. Theiß und Donau. Erzählungen aus dem Ungarlande. Preis 2 M. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Gyp: Wenn Frauen lieben. (Jeunes Ames.) Roman. Einzig berechtigte Übersetzung von Fritz Waldstein. Preis 3 M. Dresden, Heinrich Minden.

Hartleben's Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. 12. Jahrg. 1905. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Friedrich Umlauf. Preis geb. M. 1.50. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Hartleben's Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. XIII. Jahrg. 1905. Preis 50 Pf. Wien, A. Hartlebens' Verlag.

Heim der Jugend. Herausgegeben von Adolf Cronbach. Schriftleitung Hanns Heinz Ewers. Heft 1. Preis 75 Pf. Berlin, Siegfried Cronbach.

Heyse, Paul: Novellen. Lfrg. 21/26. Preis der Lieferung 40 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Achter Jahrgang 1904. Leipzig, Giesecke und Devrient.

Humpert, Th.: Herzenskämpfe. Bekenntnisse und Mahnungen. Preis 80 Pf. Stuttgart, Strecker u. Schröder.

Innen-Dekoration. Herausgeber: Alexander Koch. Die Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume in Wort und Bild. XVI. Jahrgang. März-Heft 1905. Preis M. 2.50. Darmstadt, Alexander Koch.

Jordan, M.: Friedrich Preller der Jüngere. Tagebücher des Künstlers herausgegeben und biographisch vervollständigt. Preis geb. 10 M. München-Kaufbeuren, Vereinigte Kunstanstalten.

Kamlah, Kurt: Mumukſha. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Klein, O.: Goethes kleine Freundin und Frau. Straßburg, Josef Singer.

Kunst, Die, unserer Zeit. Eine Chronik des modernen Kunstlebens. 16. Jahrgang. Lfrg. 5. Preis 4 M. München, Franz Hanfstaengl Kunstverlag.

Lagerlöf, Selma: Unsichtbare Bande. Erzählungen. Deutsch von Margarethe Langfeldt. Preis 3 M. Berlin, Franz Wunder.

Digitized by Google

Neue literarische Erscheinungen

(Fortsetzung)

Lang, Alexander: Die Adler-Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer Frankfurt a. M. 1880/1905. Rückblick in den Ursprung und Werdegang eines industriellen Großbetriebes. Berlin, Ecksteins Biographischer Verlag.

Literarische Warte. Monatsschrift für schöne Literatur. Begründet und herausgegeben von A. Lohr. 6. Jahrg. Heft 6. Preis vierteljährlich M 1.50. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Lorm, Christ.: Das Buch der Glückwünsche für jedes Alter und alle Erinnerungstage des gesellschaftlichen und Familien-Lebens. Preis geb. M. 1.50. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Lothar, R.: Das deutsche Drama der Gegenwart. München, Georg Müller.

Marshall, W.: Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Überſicht über die Naturgeschichte der Tiere. Vollständig in 50 Lfrg. à 60 Pf. Lfrg. 45/50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Meredith, George: Diana vom Kreuzweg. Ein Roman. Deutsch von Felix Paul Greve. Preis M. 4.50. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener. Italienisch, Brief 21 u. 22. Schwedisch. Brief 21 u. 22. Preis je 1 M. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Mey & Edlich, Versand-Geschäft. Katalog-Ausgabe, Frühjahr 1905.

Mittnacht, Freih. v.: Erinnerungen an Bismarck. Neue Folge. (1877/1889.) Preis M. 1.50. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Mombert, Alfred: Die Blüte des Chaos. Preis 3 M. Minden, i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Monatshefte der kunstwissenschaftlichen Literatur. Herausgegeben von Ernst Jaffé und Curt Sachs. Heft 2. Berlin, Edmund Meyer.

Müller, Otto: Universal-Gratulations-Buch. Preis M. 1.10. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Muschner, Georg: Carl Hauptmanns „Bergschmiede". Ein Wort zur Einführung und Einstellung. Preis 50 Pf. München, Georg D. W. Callwey.

Rossig, Alfred: Die Erneuerung des Dramas. Erster Teil M. 3.50. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt Hermann Ehbock.

Onciul, Aurel v.: Das österreichische Problem. Wien, Carl Konegen.

Oscar, F.: Ein Stück Leben. Schauspiel in zwei Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

Protest! Der Kampf des kirchlichen Liberalismus zum Fall Fischer. Preis 40 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H.

Pserhofer, Arthur: Die Diplomatin. Lustspiel in drei Akten. Preis 2 M. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Reiner, Julius: Aus der modernen Weltanschauung. Leitmotive für denkende Menschen. Preis 5 M. Hannover, Otto Tobies.

Rétif de la Bretonne: Das enthüllte Menschenherz. Deutsch von Julius Neßler. Siena und Berlin, Julius Eichenberg.

Reuter, Fritz: Dörchläuchting. Preis 40 Pf. (Meyers Volksbücher Nr. 1394/1397.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Reuter, F.: Ut mine Festungstid. Preis 40 Pf. (Meyers Volksbücher Nr. 1390/1393.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Reuter, Fritz: Woans ik tau 'ne Fru kamm. Ut de Franzosentid. Zwei lustige Geschichten. Preis 30 Pf. (Meyers Volksbücher Nr. 1387/1389.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Das Schlagwort ist eingetr. Schutzmarke.

Leipziger Zementindustrie
Dr. Gaspary & Co.

SAND IST GOLD

Markranstädt
bei Leipzig.

Man verlange Broschüre **Nr. 196.**

Fritz Reuter's Werke, **prachtvoll illustr.** von H. Stubenrauch (ca 800 Bilder), **grosse klare** Schrift, grosses Format, **schönste Ausgabe! Perlen d. Humors — auch Illustrat.!** Plattdeutsche Ausgabe! Nur solche giebt Reuter's Humor wieder. **Liefrg. 1 bis 3** (192 Seit. Text und ca. 55 Illustr.) **zur Probe für 1.— Mk. frko.**
R. ECKSTEIN NACHF., Berlin W. 57/7.

Digitized by Google

Neue literarische Erscheinungen

(Fortsetzung)

Rode, Ernst: Margarete. Eine Liebesehe mit Zwischenspiel. Erkenntnisse und Geständnisse. Preis M. 1.80. Berlin, Ernst Bormann's Verlag.

Rodle, Walter: Held und Heldin. Improvisation. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauf. XXVII. Jahrg. Heft 6. Preis M. 1.15. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schellenberg, E. L.: Aus Leben und Einsamkeit. Ein Heft Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Scherer, Rolph: Schulrat Weller. Komödie in drei Aufzügen. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. 13. Band. Historische Schriften. Erster Teil. Preis des Bandes M. 1.20 Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Schmidt, Norah: Vor Tagesanbruch. Gedichte. Preis M. 2.50. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Schwabe, Ludwig: Kunst und Geschichte aus antiken Münzen. Rede am Geburtstage des Kaisers 1905 im Namen der Universität Tübingen gehalten. Preis 50 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Sonne. Illustrierte Unterhaltungsschrift für Liebhaber-Photographie. 1905. Nr. 5. Preis 20 Pf. Berlin, Verlag der Sonne.

Spielmannsbuch. Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Preis M. 6.50. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Steffen, Alexander: Unsere Blumen im Garten. Praktische Anleitung für Liebhaber und Gärtner zur Anzucht, Verwendung und Pflege der schönsten Blumen im Garten. Preis geb. 3 M. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 17. Jahrgang. Heft 24. Preis des Heftes 50 Pf. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Teltheim, Osw.: Jugend-Literatur. Ein Versuch in Skizze. Preis M. 1.20. Leipzig. E. Kempe.

Tielo, A. K. T.: Thanatos. Erzählende Verse. Preis 2 M. Stuttgart, Axel Juncker.

Traducteur, Le: Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIII. Jahrg. Nr. 1. Preis halbjährlich M. 2.50. Chaux de Fonds, Verlag des „Traducteur".

Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. Volume II. Nr. 1. Preis halbjährlich M. 2.50. Chaux de Fonds, Verlag des „Translator".

Tschechow, A. P.: Müde. — Die Fürstin. — Rothschilds Geige. Drei Skizzen. Aus dem Russischen von S. W. Mierzinski. Preis 10 Pf. (Meyers Volksbücher Nr. 1398.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und Verwertung der Naturkräfte. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Lfrg. 74/78. Preis der Lfrg. 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

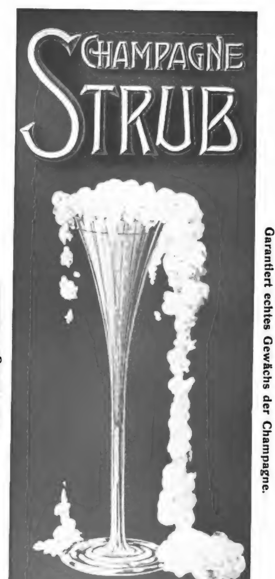
Westphal, Carl: Tiberius Cäsar. Drama. Berlin, Magazin-Verlag.

Wulff, Leo: Kartätschen-Schüsse. Preis 1 M. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Würfel, Erich: Gedichte. Preis M. 1.50. Kiel, Robert Cordes.

Wurzbach, Wolfgang von: Cervantes' Leben und Werke. Preis 1 M. Leipzig. Max Hesses Verlag.

Wychgram, Helene Lange und Gertrud Bäumer: Schiller und die Seinen. Preis 70 Pf. Berlin, L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius).



Digitized by Google

Goerz-Triëder-Binocles

Prismen-Doppelfernrohre für Theater, Jagd, Reise, Sport und Militärdienst. Bisher zirka 75 000 Stück geliefert. 4 × größeres Bildfeld als Ferngläser alter Konstruktion. Äußerste Bildschärfe. In der deutschen und in ausländischen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen. In Tragen und Handhabung bequem. Spezial-Modelle „Goerz-Fago" für Theater u. „Goerz-Pernox" für Jagd und Marine. — Erhältlich bei den Optikern aller Länder und bei

Optische Anstalt **C. P. Goerz** Aktien-Gesellschaft

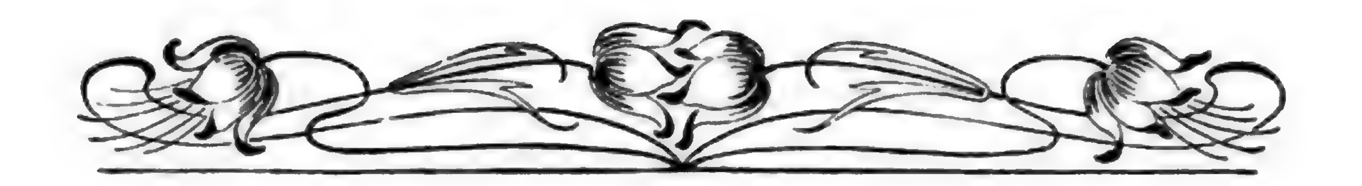
Berlin-Friedenau 28

London — 1/6 Holborn Circus EC

New York — 52 East Union Square

Paris — 22 Rue de l'Entrepôt

Kataloge über Ferngläser und photographische Artikel gratis.



Bis zum 20. April gingen nachfolgende neuerschienene Werke ꝛc. ꝛc. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig nur die Titel und behalten uns eine etwaige Besprechung nach genauer Auswahl für später vor.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie Band 19. Heft 4. Preis vierteljährlich M. 1.25. Leipzig, Ed. Liesegang's Verlag.

Bartels, Friedr.: Herzog Widukind. Tragödie in drei Akten. Preis M. 2.50. Leipzig, H Haessel Verlag.

Baumann, Jul.: Über Religionen und Religion. Worte zur Verständigung. Preis M. 3.60. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne.

Berdrow, O.: Jahrbuch der Naturkunde. Dritter Jahrgang. Preis geb. M. 1.50. Teschen, Karl Prochaska.

Bergmann, O.: Bergauf. Gedichte. Preis 2 M. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Biernatzki, Johannes: Aus der Werkstatt des Dichters und Schriftstellers. Vortrag. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung.

Blasy, J.: Die Frau im Mond. Monderlebnisse. Preis 2 M. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Bojanowski, Eleonore von: Schiller-Gedenkbuch. Preis geb. M. 3.60 Weimar, Hermann Böhlau's Nachf.

Börnstein, R., u. W. Marckwald: Sichtbare und unsichtbare Strahlen gemeinverständlich dargestellt. Preis geb. M. 1.25. Leipzig, B. G Teubner.

Braunschweiger Dichterbuch vom Jahre 1905. Herausgegeben von Walther Schottelius. Preis 4 M. Braunschweig, George Westermann.

Bré, Ruth: Ecce Mater. (Siehe, eine Mutter!) Roman. Preis 3 M. Leipzig, Felix Dietrich.

Carlowitz, Fridel von: Schön Illa. Kleine Prosasachen und Verse. Preis 2 M Dresden, E. Pierson's Verlag.

Cervantes-Saavedra, M. de: Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Übersetzt von Ludwig Tieck. Jubiläums-Ausgabe in vier Bänden. Preis geb. in 2 Bänden M. 3.50. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Engel, Eduard: Griechische Frühlingstage. Preis 4 M. Jena, Hermann Costenoble.

Erfindungen und Erfahrungen, Neueste, auf den Gebieten der praktischen Technik, Elektrotechnik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirtschaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Koller. XXXII. Jahrgang. Heft 5. Preis 60 Pf. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Funken. Illustrierte Halbmonatsschrift für Schönheit und Freiheit in Leben und Kunst. Nr. 6. Zweites Märzheft 1905. Preis 30 Pf. München, Verlag der Funken, G. m. b. H.

Fürth: Die Dornen-Krone. Drama in vier Aufzügen. Preis 3 M. Wien, Moritz Perles.

Gide, A.: Der Immoralist. Roman. Vom Autor genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Übertragung von Felix Paul Greve. Preis M. 3.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Griebens Reiseführer. Band 9. London und Umgegend mit der Insel Wight. Bearbeitet von Carl Fr. Mayer. Preis M. 3.50. Berlin, Albert Goldschmidt.

Griebens Reiseführer. Band 15. Die Reise nach den oberitalienischen Seen: Lago Maggiore, Lugano-See, Como-See, Garda-See und Mailand. Praktisches Reisehandbuch, neu bearbeitet von W. Schultz-Riesenberg. Preis ? M. Berlin, Albert Goldschmidt.

Griebens Reiseführer. Band 78. Ober Italien. Praktisches Reisehandbuch, neu bearb. von W. Schultz-Riesenberg. Preis 5 M. Berlin, Albert Goldschmidt.

Günther, L.: Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Preis M. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Heiberg, Joh. Luise: Ist die Schauspielkunst eine moralisch berechtigte Kunst. Aus dem Dänischen übersetzt von Hulda Prehn Preis 60 Pf. Leipzig, H. Haessel Verlag.

Heim der Jugend. 1905. Heft 2 Preis 75 Pf. Berlin, Siegfried Cronbach.

Heraldisch-Genealogische Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter. Monatsschrift zur Pflege der Heraldik, Genealogie, Sphragistik, Epitaphik, Diplomatik, Numismatik und Kulturgeschichte. Herausgegeben von L. Olenheinz und H. Th. von Kohlhagen. 1. Jahrg. Nr. 12. Bamberg, Handels-Druckerei.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Vierter Band. H bis Kombattanten. Preis geb. M. 12.50. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Hildebrandt, Ad. M.: Wappenfibel. Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln. Im Auftrage des Vereins Herold herausgegeben. Preis M. 1.50. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Hoffmann von Fallersleben. Ausgewählte Werke. In vier Bänden herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Preis geb. in einem Bande 2 M. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Karlsdorf, Nicolaus: Die Sünde der Väter. Drama in vier Aufzügen. Preis 1 M. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Keller, Ludwig: Die Tempelherren und die Freimaurer. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte. Preis M. 1.50. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Keller, Ludwig: Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. Preis M 1.50 Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Kraft, Ottokar von: Äther, Atom, Raum. Eine Glosse zu Haeckels Welträtseln. Preis 40 Pf. Dresden, E Pierson's Verlag.

Kunst, Die, unserer Zeit. Eine Chronik des modernen Kunstlebens. 16. Jahrgang. Lfrg. 6. Preis 4 M. München, Franz Hanfstaengl Kunstverlag.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken Ein Buch der Erhebung und des Genusses. Mit erläuterndem Text von A. Kisa. Lfrg. 1/2. Preis je 40 Pf. Berlin und Stuttgart, Wilhelm Spemann

Leiser, Hans: Über die geistige Ermüdung der Schüler. Preis 75 Pf. Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Lie, Jonas: Der Konsul. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag.

Literarische Warte. Monatsschrift für schöne Literatur. Herausgegeben von der deutschen Literatur-Gesellschaft. 6. Jahrg. Heft 7. Preis vierteljährlich M. 1.50. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Loeb, Moritz: Seine Majestät der Reisende. Glossen aus dem Geschäftsleben. Preis 1 M. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener. Italienisch, Brief 23 u. 24. Schwedisch, Brief 23. Preis je 1 M. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste neubearbeitete Auflage. Neunter Band. Hautgewebe bis Ionicus. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Lfrg. 2/6. Preis je 30 Pf. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Müller, Willibald: Um Sprache und Glauben. Roman. Preis M. 2.50. Olmütz, Laurenz Kullil.

Osten, Der Ferne. Band 3. Heft 1. Shanghai, Verlag des „Fernen Ostens".

Pastor, W.: Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre. Preis 75 Pf. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Penck, Albrecht: Neue Karten und Reliefs der Alpen. Studien über Geländedarstellung. Leipzig, B. G. Teubner.

Romundt, Heinrich: Kants Kritik der reinen Vernunft abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. Preis 2 M. Gotha, E. F. Thinemann.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauf. XXVII. Jahrg. Heft 7. Preis M. 1.15. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schanz, M.: Nordafrika-Marokko. Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. 2. Serie. 6. Heft. Preis M. 3.60. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H.

Schillerbildnisse. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. 5. Band. Wallenstein. Preis M. 1.20. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Schubart, P.: Die Verfassung und Verwaltung des deutschen Reiches und des preußischen Staates in gedrängter Darstellung Preis geb. M 1.60. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Schumann, C.: Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch. Preis M. 1.50. Lübeck, Gebr. Borchers.

Selge, Paul: Wem gehört die Zukunft. Zwei Aufsätze zur Reform der höheren Schulen. Preis M. 1.35. Leipzig, Raimund Gerhard.

Digitized by Google

Neue literarische Erscheinungen

(Fortsetzung)

Shaw, Bernard: Helden. Komödie in drei Aufzügen. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Preis 2 M. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Steinau, Malvine v.: Der gute Ton für Damen. Eine Anleitung, sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als wohlerzogene, gebildete Dame zu betragen. Preis M. 1.20. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 18. Jahrgang. Heft 2/3. Preis des Heftes 50 Pf. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Sternberg, Leo: Küsten. Gedichte. Preis geb. M. 3.50. Goslar, F. A. Lattmann.

Strich, M.: Schillers „Wilhelm Tell". Beiträge zur Erläuterung und aufsatztechnischen Behandlung des Dramas. Berlin, G. Bintus.

Stunden mit Goethe. Herausgeber: Wilhelm Bode. 1. Band, drittes Heft. Preis 1 M. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Tanera, Karl: Senhora Anninha. Brasilianischer Roman. Preis 4 M. Berlin, Carl Duncker.

Tiling, Wilh. v.: Russisches Zarentum und Deutsches Kaisertum. Eine vergleichende Betrachtung. Preis 50 Pf. Cassel, Georg Dufayel.

Ulmann H.: Illustriertes Wiener Bannalbuch. Leicht faßliche Anleitung zur raschen und gründlichen Erlernung dieses modernen Kartenspiels. Preis kart. 2 M. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Verdy du Vernois, J. v.: Im Hauptquartier der Russischen Armee in Polen. 1863/1865. Persönliche Erinnerungen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Volbehr, Theodor: Bau und Leben der bildenden Kunst. Preis geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Witkowski, Georg: Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. Preis 20 Pf. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Wust, Martin: Das dritte Reich. Ein Versuch über die Grundlagen individueller Kultur. Preis 4 M. Wien, Wilhelm Braumüller.

Zitelmann, Kathar.: Der Bräutigam wider Willen und Anderes. Preis M. 2.50. Berlin, Carl Duncker.

Zumpe, Hermann. Persönliche Erinnerungen nebst Mitteilungen aus seinen Tagebuchblättern und Briefen. Mit Geleitwort von Ernst von Possart. Preis 5 M. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Soeben neu erschienen.

Braunschweiger Dichterbuch vom Jahre 1905

Herausgegeben von

Walther Schottelius

Mit Beiträgen von Wilhelm Brandes, Ricarda Huch, Anna Klie, Wilhelm Kunze, Gustav Roloff, Walther Schottelius

Preis in Umschlag geheftet M. 4.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bad Reinerz

waldreicher klimatischer Höhenkurort — 568 m — Kohlensaure alkalische Eisenquellen, modernes Heilverfahren, Bäder aller Art, Inhalationen, Kaltwasser-, Milch- und Molkenkuren. Für Krankheiten der Nerven-, Verdauungs-, Atmungs-, Harn- und Geschlechts-Organe, sowie Rheumatische und Gichtleiden. — Theater, Künstler-Konzerte, Reunions, Spielplätze, Kahnfahrt, Forellenfischerei 2c. Bücher gratis

Schmuck für Garten u. Park höchst orig. humor. Tierfiguren u. Gruppen, Beeteinfassungen, Fontänenfiguren, Gnomen, Märchengruppen, Vasen u. s. w. — Preisliste mit Abbildungen kostenfrei.

ETRURIA, Kunstgewerbliche Anstalt, Neuwedell N./M., Preußen, Brieffach 5.

NIEDERSACHSEN

III. Halbmonatsschrift für niederdeutsche Kultur, Kunst und Leben.

Abonnementspreis 1.50 Mark viertelj || Probe-Nummer unentgeltlich

Verlag: Carl Schünemann, Bremen.

Digitized by Google

Versand-Geschäft **MEY & EDLICH**

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Herren-Garderobe.

Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager in **Herren-Garderobe** und bitten, bei Bedarf unsern ausführlichen **Haupt-Katalog** zu verlangen, den wir, wie auch Stoffmuster, **unberechnet** und **portofrei** versenden.

Radfahr-Anzug. Nr. 6619 u. 6620. — Sport-Anzug. Nr. 6861–6864. — Litewka. Nr. 6857–6860. — Pelerine.

Radfahreranzüge.

Einreihige Jackettform mit Manschetten-Hose, ohne Weste.

Nr. 6619. Guter melierter Loden, wasserdicht präpariert. Jackett mit Armfutter. **Grau** oder **mode** . . **M. 18.—.**

Nr. 6620. Sehr guter kleingemusterter Buckskin. Jackett mit Armfutter. Elegant und preiswert. **Grau** oder **braun** . . . . **M. 19.—.**

Flanell- und Kammgarn-Anzüge

für Bäder und Sommerfrischen (Lawn-tennis-Anzüge).

Einreihige Jackettform, ohne Futter, mit Weste.

Nr. 6861. Guter Baumwollflanell in beliebten Streifenmustern. Licht-, luft- und waschecht. Aussergewöhnlich preiswert. **Grau-blau** oder **creme-blau** . . **M. 9.50.**

Nr. 6862. Sehr gutes Kammgarn in Diagonalmuster mit modernen Streifen. Haltbar und sehr beliebt. **Schwarz-weiss, blau-weiss** oder **creme-blau** . . . **M. 14.50.**

Nr. 6863. Feiner wollener Flanell, creme mit blauen Streifen. Elegant und modern . . . . **M. 23.—**

Nr. 6864. Feinster reinwollener gestreifter Flanell in vorzüglicher Qualität. Hocheleganter Anzug, sowohl für Sport als auch für die Sommerfrische. **Dunkelblau-weiss, mittelgrau** mit **buntem Karo** oder **creme-blau. M. 27.—.**

Litewken.

Beliebteste moderne Hausjoppenform mit glattem Rücken.

Nr. 6857. Gut. marinebl. Cheviot m. Armfutter. **M. 7.—.**

Nr. 6858. Marineblauer Cheviot in sehr guter weicher Qualität, mit Armfutter . . . . **M. 8.50.**

Nr. 6859. Feiner dunkelbraun melierter Loden mit Armfutter . . . . **M. 11.—.**

Nr. 6860. Sehr feiner melierter, weicher Strichloden mit Sergefutter. Elegant und praktisch. **Dunkelgrünlich-braun** oder **dunkelgrau** . . . . **M. 13.—.**

Pelerinen für Herren.

Praktische, bequeme Kleidung für Reise- und Strassengebrauch. Sie sind mit abknöpfbarer Kapuze versehen, reichlich lang und weit geschnitten, so dass sie als praktischste Schutzkleidung bei schlechtem Wetter bezeichnet werden können.

Nr. 6885. Guter melierter Gebirgsloden, wasserdicht präpariert. **Grau** oder **dunkelbraun** . . . . **M. 12.—.**

Nr. 6886. Feiner melierter Gebirgsloden, wasserdicht präpariert. **Grau** oder **grünlichbraun** . . . **M. 14.—.**

Nr. 6887. Sehr guter weicher melierter Gebirgsloden, grünlich-braun, wasserdicht präpariert . . . **M. 15.—.**

Nr. 6888. Feiner dunkelbrauner Gebirgsloden, wasserdicht präpariert . . . . **M. 18.—.**

Nr. 6889. Feinster graumelierter Strichloden, wasserdicht präpariert . . . . **M. 18.50.**

Nr. 6890. Feinster Gebirgsloden, wasserdicht präpariert. **Dunkelbraun** oder **dunkelgrau** . . . . **M. 19.—.**

Berlin, den 15. Febr. 1905.

Mein lieber Filius!

Habe Dank für Deinen Brief, aber was finde ich darin für schwierige Dinge! Du schüttest einfach das Kind mit dem Bade aus, wenn Du behauptest, die Nikotinfreien seien Unsinn, nicht zu rauchen. Hast Du schon mal die Fabrikate von Schliebitz & Co Breslau probiert! Laß Dir mal gefälligst schleunigst eine Preisliste schicken, oder noch besser gleich eine Sortimentskiste für M. 8,20 die alle zehn Sorten der Firma enthält. Kannst ja bei Deinem dortigen Lieferanten vorher mal anfragen, ob er die Schlieb.-Zigarren führt, denn sie sind fast überall vertreten, aber laß Dir ja nichts Anderes aufschwatzen, ich weiß, wie man auf diese Weise reinfallen kann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410